Briefe eines deutſchen Künſtlers aus Italien.

Erſter Theil.

Briefe
eines
deutſchen Künſtlers
aus
Italien.

Aus den nachgelaſſenen Papieren
von
Erwin Speckter,
aus Hamburg.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

194/03/2192

Inhalt zum erſten Theile.

Seite

Einleitung IX
Von Padua nach Venedig 1
Venedig 5
Von Venedig nach Rom 41
Rom, Januar 1831 97
Thorwaldſen 102
Overbeck 113
Chriſtlicher Parnaß 114
Overbeck 120
Die Wohnung des preußiſchen Geſandten 122
St. Peter und der Vatican 124
Rom, den 16. Februar.
Papſtwahl 129
Carneval. Unruhen 141
Farnesina. Tivtina 153
Rom, den 22. Februar.
Unruhen 157
Rom, den 26. Februar Abends.
Unruhen 159
St. Paul 160
Proteſtantiſcher Kirchhof 164
Rafael's Schädel 167
Ausflüge 169
Villa Maſſimi 175
Ausflüge 178
Rom, den 11. März.
Rom 181
Ausflüge 183

Seite.

Rom, den 25. März.
Ausflüge ... 194

Rom, den 13. April.
Ein Abschied ... 198
Stimmungen ... 200
Skizzenbuch ... 203

Rom, den 21. April.
Cornelius' Abschiedsmahl ... 209

Rom, den 30. April.
Römischer und deutscher Frühling ... 214
Persönliche Mittheilungen ... 218
Charwoche ... 222
Tivoli ... 226

Rom, den 29. Juni.
Sommer ... 229
Cornelius und Overbeck ... 232
Cornelius' Carton: die Kreuzigung ... 233
Ausflug ... 236
Schadow's Abschiedsfest ... 237

Rom, den 25. Juli.
Protestantischer Gottesdienst ... 241

Rom, August. An Charlottenruf.
Sixtina ... 243
Rafael und Michel Angelo ... 247
Rafael ... 249

Rom, September.
Architektur ... 251
Nennenswerthe fremde Künstler ... 254
Künstlerstreben ... 257
Zeit-Interesse ... 259
Vermischte Mittheilungen ... 260

Rom, den 2. September.
Vermischte Mittheilungen ... 262
Lufterscheinung ... 265
Corso am Sonntag ... 266
Zeichnen und Heirathen ... 269

Seite
Miston in der Gesellschaft ... 271
Rom, den 23. October.
Finis Poloniae ... 272
Lectüre ... 275
Octoberfeier ... 276
Römische Gärten ... 279
Römische Villen ... 281
Rom, den 24. November.
Künstlerbetrachtungen ... 282
Rom, den 9. December.
Piferari ... 286
Persönliche Mittheilungen ... 288
Rom, den 26. December.
Persönliche Mittheilungen ... 291
Rom, den 23. Januar 1832.
Weihnachtsabend ... 292
Erdbeben ... 295
Unsicherheit ... 296
Rom, den 9. März.
Persönliche Mittheilungen ... 298
Künstlerumschau ... 301
Rom, den 10. März.
Künstlerumschau ... 303
Rom, Ende März.
Künstleransicht ... 308
Rom, den 18. April.
Tivoli ... 311
Rom, den 19. April.
Frascati ... 311
Tusculum ... 319
Castell Gandolfo ... 323
Rom, einige Tage später.
Grotte der Diana ... 325
Emissarie ... 327
Albane ... 330

Seite
See von Nemi ... 334
Genfano ... 337
Albano ... 339
Zweiter Ausflug ... 341
Civitá vecchia ... 343
Poliaci ... 343
Elba ... 346
Cornete ... 347
Ein Tignerelli ... 353
Etruriſche Gräber ... 355
Tarquinii ... 357
Etruriſche Gräber ... 359
Cornete ... 361
Weg nach Tuscanella ... 365
Tuscanella ... 369
Kirchen in Tuscanella ... 373
Unterirdiſche Kirche ... 375
Weg nach Monteſiascone ... 377
Reiſeaufzug ... —
Nemaden ... 381
Monteſiascone ... 383
Weg nach Orviete ... 386
Viterbo ... 389
Weg nach Sutri ... 391
Sutri ... 393
Amphitheater ... 394
Baccano ... 397
Die Königin der Wüſte ... 391
Das Geheimniß ... 400
Ein Beſuch ... 403
S. Peter ... 405
Pellegrini ... 407
Charwoche ... 409
Von Rom nach Neapel ... 415

Einleitung.

Ueber Italien hat man unzählige Bücher von Kunstkennern und Kunstfreunden; aber wie selten hat ein Künstler über Italien gesprochen!

Dies ist der Grund, der uns bestimmt hat, eine Auswahl von Papieren, die ohne den entferntesten Gedanken an die Veröffentlichung niedergeschrieben waren, der Presse zu übergeben.

Der Leser wird urtheilen, ob die Auffassung von Eindrücken der Natur, der Art und Kunst in Italien, ob die Darlegung des bewegten, innern Künstlerlebens geeignet sei, ein Interesse in weiteren Kreisen zu wecken.

Um die Bekanntschaft mit der Persönlichkeit des Verfassers einzuleiten, schien es zweckmäßig, eine Lebensskizze desselben aus den Erinnerungen Derer, die ihm nahe standen, hier zusammenzustellen und sie bis auf den Punkt zu führen, wo das Tagebuch beginnt.

Erwin Speckter war geboren in Hamburg den 18. Juli 1806.

Sein Vater, **Johann Michael Speckter**, geb. in Uthlede im Hannoverschen am 5. Juni 1764, hatte unter der Leitung des Architekten Sonnin, dann auf der Handlungsakademie von Busch und Ebeling und auf dem hamburgischen Gymnasium sich für das Studium der Mathematik vorbereitet, darauf aber einen jungen Gutsbesitzer aus Pommern auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz als Führer begleitet und bei seiner Rückkehr nach Hamburg der Aufforderung einiger Jugendfreunde (es waren die für Hamburgs Handel überaus günstigen 90ger Jahre) nicht widerstanden, sich mit ihnen zu einer kaufmännischen Geschäftsgenossenschaft zu verbinden. Das Interesse für die Entwickelung der deutschen, auch der philosophischen Literatur, das damals alle Gebildeten durchdrang und das ihm auf der Reise durch vielfach angeknüpfte persönliche Beziehungen noch näher getreten war, blieb auch bei verändertem Lebensberuf ihm stets gegenwärtig. Vorwiegend aber ward das Interesse für die Kunst, das, zunächst aus einem regen Sinn für charakteristische Auffassung der Individualitäten entsprungen, einst durch zufällige Bekanntschaft mit einigen Blättern Chodowiecki's geweckt, durch die Anschauung größerer Sammlungen genährt und durch ernste Beschäftigung mit der

Kunstgeschichte befestigt worden. Im Lauf der Jahre vereinigte er eine ausgezeichnete Sammlung werthvoller Stiche nach den Werken der alten Meister, von Holzschnitten, und Originalradirungen der Niederländer. So war er, ohne selbst ausübender Künstler zu sein, dahin gelangt, als ein Vertreter der Kunstinteressen (einer von Wenigen in damaliger Zeit) für Hamburg zu wirken. Sein sehnlicher Wunsch war, daß ein Talent, das nicht erworben, sondern angeboren wird, seine Söhne einst in das gelobte Land einführen möge, welches ihm selbst zu betreten nicht vergönnt war.

Auf die Erfüllung dieses Wunsches mag der Hochbetagte*), nach allem Wechsel der Lebenserfahrungen, mit freudigem Dank gegen die Vorsehung zurückblicken. Während in rüstigem Wirken der jüngere Sohn Otto fortfährt, in der Nähe und Ferne seinem Namen Anerkennung zu schaffen, war den Bestrebungen des älteren Sohnes Erwin frühe schon die Theilnahme von Meistern und Kennern geworden und hat seine kurze Laufbahn überdauert. Rumohr's Urtheil werden wir unten mittheilen. Cornelius, umgeben

*) Der Druck dieses Werkes, dem er mit lebhafter Theilnahme folgte, war vollendet, und auch dieser Bogen schon einmal durch die Presse gegangen, als er aus dem Kreise der Seinigen schied. In der Sonntagsfrühe, am 1. März 1846, ist er ohne Krankenlager sanft entschlummert.

vom Wetteifer einer ſich ſtets erneuernden Jugend, hat nach Jahren noch bezeugt, welche Erwartungen in dies frühe Grab geſunken.

Während der Belagerung Hamburgs (im Winter 1813—1814) fanden ſeine Aeltern eine Zufluchtſtätte in dem gaſtlichen, mit einer ſchönen Sammlung von Gemälden geſchmückten Hauſe des Banquier J. S. Oehn in Altona, bei welchem auch der Maler Heinrich Herterich, ein gemeinſamer Freund, ſich aufhielt. Im Arbeitszimmer des Letzteren brachte der ſinnige Knabe die ganzen Tage zu und erhielt damals ſchon aus deſſen Hand die erſten Paſtellfarben, wie derſelbe ihm denn auch ſpäter fördernd zur Seite ſtand. Anſtalten, welche eine genügende künſtleriſche Vorbereitung gewährt hätten, waren damals in Hamburg nur erſt im Werden. Selbſt die Aneignung der nöthigſten Fertigkeiten war gutentheils dem eigenen Trieb überlaſſen, den indeſſen ein äußerer Umſtand ſpornte. Als ſein Vater im Jahr 1818 eine Steindruckerei (die erſte in Norddeutſchland) mit Herterich zuſammen errichtete, verſuchte Erwin ſich in Portraits, auch in Zeichnungen zum Reincke Fuchs.

Was den übrigen Unterricht anlangt, ſo war er ums Jahr 1815 der von Leonhard Wächter (Veit Weber) geleiteten Privatſchule übergeben. Dies iſt für ihn wichtig und wohlthätig geworden, weniger durch die Summe von poſitivem Wiſſen, als durch die

Entwickelung seines lebhaften Fassungsvermögens und die Ausbildung des Sinnes für das Rechte und Edle.

Mit mehreren Altersgenossen von verschiedener Bestimmung kam er regelmäßig in einer Abendgesellschaft zusammen. Es herrschte darin ein ernster, streng religiöser, etwas ängstlicher Ton (den die Eindrücke der Schule nicht eben veranlaßt haben würden) und zugleich die von den Universitäten in jener Zeit auf die Schulen zurückwirkende deutsche Richtung. Die letztere ward durch häufige Besuche jenaischer Studenten im älterlichen Hause genährt.

Beides ist für die erste Periode seiner Kunstversuche nicht ohne Bedeutung geblieben. Dazu kamen noch die Traditionen von Otto Runge's künstlerischem Charakter und die in befreundeten Familien aufbewahrten Arbeiten und Entwürfe desselben.

Eine alte Sitte in den hamburgischen Schulen gab den äußeren Anlaß zur Ausführung von Weihnachtswünschen, Arabesken zu neutestamentlichen Parabeln, mit freigelassenem Raum, um einen Spruch oder Liedervers einzutragen. Die Anregung war durch die Strirner'schen Steindrücke nach Albrecht Dürer's Randzeichnungen gegeben. Es ist wol kein Zweifel, daß diese seine Versuche zu den ersten gehören, die seitdem so beliebt gewordene und so glücklich ausgebildete Manier in Deutschland wieder zu erneuern.

In dieselbe Zeit fällt seine Confirmation, welche

die ernste, religiöse, bereits vorherrschende Richtung seines Wesens bestärkte.

Seine und seiner näheren Freunde Lecture gehörte großentheils dem Kreise der romantischen Schule an — nicht allein die neueren Productionen, sondern auch die wiedererweckte Volkspoesie, in des Knaben Wunderhorn u. dergl. Daneben studirte er den Theuerdank und beschäftigte sich unablässig mit der Bibel, in welcher er sich vorzugsweise Stoffe zur künftigen künstlerischen Bearbeitung auszeichnete.

Im October 1822 kam der Freiherr v. Rumohr auf der Rückreise von Italien nach Hamburg. Mit großer Freundlichkeit ermuthigte er die Jünglinge, in deren schüchternen Versuchen er den Beginn eines künstlerischen Lebens erkannte. Einen dieser Kunstschüler, einen Neffen Herterich's, den er in demselben Hause traf (jetzt unter den Malern Federico Nerly genannt) nahm er bei einem spätern Besuch mit sich, die Uebrigen lud er zu sich nach Rothenhausen ein. Alle ermunterte er, die Denkmale alter Kunst aufzusuchen, welche die Umgegend darbiete.*)

So machten denn, im Juni 1823, die beiden Brüder, Erwin und Otto, mit Julius Milde sich

*) Einen „Ueberblick der Kunsthistorie des transalbingischen Sachsens" hat Rumohr im Jahre 1834 im 2. Bande des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen „Archivs" gegeben.

auf, durchwanderten die deutschen Herzogthümer, sahen und zeichneten, was ihnen gefiel. Auch das erste von Erwins Oelbildern — das Rathhaus in Mölln — war bei ähnlicher Gelegenheit entstanden. Diesmal ward Schleswig, eigentlich der Altarschrein von Hans Brügman, das Ziel des Ausfluges. Der Eindruck war der der vollständigsten Ueberraschung. „Ich wollte Dir," schreibt Erwin an seine Schwester, „über Harms' Predigt recht ausführlich schreiben, doch diesen Vorsatz hat Meister Hans Brügman in mir zu nichte gemacht; denn seit ich dies Werk gesehen, weiß ich gar nicht mehr, wovon ich anders sprechen soll." Und an den Vater: „Wie wär' es aber, wenn Milde und ich, statt nach Dresden zu gehen, uns ein halb Jahr hier und eins in Lübeck aufhalten könnten?"

Im Juli und August 1823 waren Erwin und Julius Milde in Lübeck. Das Dombild von Hemling war eben damals durch Rumohr zu Ehren gekommen. Die lübecker Welt, und auch Reisende, betrachteten es als eine neue Entdeckung. Die beiden Freunde copirten einige Gruppen in Oel. Rumohr, der sie bald bei der Arbeit besuchte, bald auf Rothenhausen sie bei sich sah, forderte sie auf, eine Probe auf Stein zu zeichnen, deren Bekanntmachung durchs Morgenblatt, sowie die Einladung zur Unterzeichnung auf die Herausgabe des Ganzen, er übernahm. Die

vollständige lithographische Nachbildung ist später durch Erwin und Otto gemeinschaftlich besorgt.

Auch an Winken und Warnungen hat Rumohr es nicht fehlen lassen. Und sie prägten sich ein, wenn sie auch erst später ganz begriffen wurden. Geht nicht nach Italien, sagte er eines Tages, ehe Ihr Etwas unter den Füßen habt — ich meine, ehe Ihr fest entschlossen seid, was Ihr werden wollt und wie Ihr es werden wollt; überhaupt nicht, ehe Ihr in Deutschland etwas Tüchtiges geleistet habt. Italien ist für Viele ein Verderben geworden, die zu früh hingegangen sind. Man wird da leicht verführt zu chinesischen Schmierereien, welche deutsch sein sollen, und verliert seine Eigenthümlichkeit. Meint nicht, daß Ihr ohne Italien Nichts werden könnt — viele große Meister sind gar nicht, oder doch erst als Männer in Italien gewesen; auch Overbeck hätte sich noch nicht nach Italien gewendet, wenn es ihm in Wien besser ergangen wäre.

Bald darauf ward Overbeck's Oelbild, der Einzug Christi in Jerusalem, in der Marienkirche seiner Vaterstadt Lübeck aufgestellt. Es war ein Zeichen guter Vorbedeutung, daß an die alten Meister ein einheimischer aus der Gegenwart sich anreihte. Erwin sah das Bild mit einer Bewunderung, die ihn Jahre hindurch fast ausschließlich erfüllte. Später ward Otto durch den Freiherrn von Rumohr zu jener sorg-

samen Nachbildung im Steindruck (seiner ersten, größeren Arbeit) veranlaßt, durch welche das Bild in ganz Deutschland bekannt ist.

Aus dieser Zeit datirt eine sehr große Anzahl von Studien, nach der Natur aufgefaßt, besonders in solchen Momenten, wo das Seelenleben in Geberden sich ausspricht: eine Art von Tagebuch, das Erwins künstlerischen Blick übte, das eine Fulle von Ideen für die Composition darbot und freundliche Erinnerungen aus seiner Umgebung festhielt.

Ehe er die Vaterstadt auf längere Zeit verließ, hatte er außer diesen Studien, die mit großer Sorgfalt gesammelt und geordnet vorliegen, mehrere gelungene Portraits in Oel gemalt, die ihn im Technischen förderten. Ein Abstecher nach Lüneburg gab ähnliche Ausbeute, wie die früheren nach Schleswig und Lübeck.

Unterbrochen waren diese Beschäftigungen nur durch ein häufig wiederkehrendes Asthma. Hat ihn dies Uebel hin und wieder krankhaft reizbar gestimmt, so war es doch merkwürdig, wie lange der Geist den Körper beherrschte. So sah man ihn noch wenige Wochen vor seinem Ende, unter Beschwerden, die das Feuer seines Auges und der Ton seiner klangvollen Stimme selbst damals nicht errathen ließ, vom frühesten Licht bis zum spätesten bei der Arbeit ausharren. Frühe schon hat er die Gewohnheit dieses

aufreibenden Kampfes sich angeeignet, dem dann gänzliche Ermattung zu folgen pflegte. Ganze Nächte hat er sitzend zugebracht, den Kopf auf die Hand der älteren Schwester gestützt.

Im Sommer 1825 ging er mit Julius Milde nach München über Bamberg und Nürnberg. Der Eindruck von Overbeck's Bild war noch immer bei ihm durch keinen späteren verdrängt. Eine diesem Meister verwandte Richtung, mit seltner Einfachheit und Innigkeit ausgebildet, zog ihn bei Eberhard an. Cornelius nahm ihn von Anfang an sehr freundlich auf, ohne ihn in vorgefaßten Vorstellungen zu stören, von denen er voraussehen mochte, daß sie sich läutern würden. So ging Erwin fürs Erste seinen Weg. „Ich nehme mich selbst," schreibt Erwin den 18. October 1825, „nach Rumohr's Rath, so ordentlich vor, wie nur ein Mensch es kann, nämlich wo ich nur einen Kopf bekommen kann, zeichne ich ihn nach der Natur, dabei zeichnen wir jede Woche wenigstens einmal einen Act." Sein ganzes Streben faßt er in einem andern Brief so zusammen: „Damit ich als Mensch wie als Künstler (denn das ist ja so eng verbunden) ein recht tuchtiger, ordentlicher, christlicher Kerl werde." Für die Oelmalerei hat er in München vergleichungsweise wenig gethan. Er lieferte große, sehr ausgearbeitete, aber ohne den Gedanken an eine Ausführung in Farben gezeichnete Cartons,

bibliſche Darſtellungen in der ſtrengen entſagenden Manier, die bei ihm zum Grundſatz geworden war. Den bedeutendſten darunter, die Auferweckung des Lazarus, mit vielen ¾ lebensgroßen Figuren, ſandte er den Aeltern herüber. Es iſt meine erſte Arbeit, ſchrieb er; ja, darum bitte ich Euch, gebt den Carton auf keinen Fall weg. Er iſt mein genaueſter Freund, ſo wie der mich kennt, kennt mich kein Menſch.

Uebrigens hatte Cornelius ihn nicht aus dem Auge verloren. An der Decke der Galerie, ſagte Cornelius ihm eines Tages, ſoll das Leben der bedeutendſten Künſtler in Hauptmomenten dargeſtellt werden, ihm habe er den Fieſole beſtimmt, für den er am beſten ſich eigne. Das Wort traf ihn ganz eigenthümlich. „Es iſt mir ungeheuer lieb," ſchreibt er, „doch da mußte ich jedenfalls erſt nach Italien gehen, um ſeine Sachen und ſein Leben recht zu ſtudiren; es iſt wahr, ich habe den Fieſole ſehr lieb, aber ich kenne ihn doch bis jetzt nur höchſt unvollkommen."

Gegen das Ende ſeines muncheuer Aufenthaltes ward die rechte Luſt zum Malen bei ihm erſt rege, zumal da aus der Vaterſtadt ein Auftrag für ihn eingelaufen war: Chriſtus und die Samariterin, deſſen Entwurf ihn ſofort beſchäftigte. „Zum Herbſt," ſchreibt er im Mai 1827, „will ich nach Hauſe und male es dann wahrſcheinlich in Lubeck, angeſichts des ſchönſten bis jetzt mir bekannten Oelbildes, fertig.

Von Overbeck kann ich mehr lernen als hier. Heß sagt auch wie alle Andere, man könne das nie lehren, Jeder müsse es den guten Meistern selbst ablernen. Furs Spätere wirkt vielleicht Cornelius' Zeugniß, daß es mir möglich wird, auf einige Jahre nach Italien zu gehen."

Im Spätjahr 1827 kehrte er mit Julius Oldach, der ihn auf einer Schweizer- und Rheinreise begleitet hatte, nach der Vaterstadt zurück. Hier wurden denn mehrere Compositionen von ihm in Oel ausgeführt.

Die erste derselben, Christus und die Samariterin (im Besitze des Herrn Syndicus Sieveking), worin die Landschaft und auch die Individualisirung der Apostel wohl gelungen war, ist durch ein störendes Bestreben, Abstractes in Form und Farbe auszudrükken, in den Hauptfiguren ungenügend geblieben.

Ein zweites Bild, die Frauen am Grabe (im Besitz des Herrn Professor Wilda in Breslau), bezeichnet einen ungemeinen Fortschritt. Indem er der alten Manier allmälig sich entzog, war er zu dem Entschluß gelangt, den er früher sich nicht vergeben haben würde, den Reiz auch in die Farbe zu legen.

Einen erfreulichen Contrast zu der früheren, oft ungelenken Härte bilden mehrere Miniaturen aus der heiligen Geschichte, im Besitz einer Frau, deren freundliche Theilnahme an seinen Bestrebungen in dieser Zeit für die Entwickelung seines künstlerischen Bewußtseins und seines innern Lebens von besonderer

Bedeutung ward und deren Züge auch in manchen seiner Darstellungen widerklingen.

Noch entschiedener zeigt sich die Lossagung von seiner früheren Weise in den Wandverzierungen, die er 1830 für ein Cabinet im Sieveking'schen Landhause malte. Der Stoff selbst, dem er sich zuwandte, war ihm ein neuer. An die Stelle der christlichen Allegorien waren antike getreten. Hier bewährte sich denn, daß weder die Ideen von Cornelius (denn die daraus geschöpfte Begeisterung, nicht das Anschmiegen an den Vortrag eines Meisters, galt ihm als das Pfand der Schülerschaft) noch die Anschauung der Antiken ohne Einfluß geblieben waren.

Gleichzeitig mit dem neuen Stoff und mit dem entfesselten Sinn für die Schönheit der Form, ward ihm auch die Sicherheit im Gebrauch des erst jetzt ihm recht zugänglich gewordenen Mittels der Farbe. Die Heiterkeit des Naturlebens waltet hier im Gegensatz zum Phantastischen nicht minder als zum Abstracten und vermittelt, im Sinn der Alten, dem Auge die Deutung der Figuren. An der Decke bändigt der Amor triumphirend die Elemente; in den Tageszeiten (rings an den Wänden) bewegt sich der freie Kreislauf der Natur; den Endpunkt bildet die Verherrlichung der Liebe in der edleren Sphäre der Menschen und Götter — Amor, der die Psyche umschlungen hält.

Bei dieſer Arbeit ward ihm der Genuß eines anregenden Austauſches von Ideen und eines darauf baſirten Zuſammenwirkens mit ſeinem Freunde Chateauneuf und zugleich die erſte Gelegenheit, ſeine Kunſt in ihrer Beziehung zur Ausſchmuckung architektoniſcher Räume, alſo in einer ihrer würdigſten Beſtimmungen auszuüben.

Es war nun ausgemacht, daß er nach Italien gehen ſollte. Dies war nur möglich geworden, indem Otto darauf verzichtete, aus dem Kreiſe, in den er durch die Verhältniſſe gebannt war, herauszutreten und auch ſeinerſeits eine Akademie zu beſuchen. Erwin konnte dies große Opfer nicht anders vergelten, als durch die aufrichtigſte Anerkennung Deſſen, was der Bruder geleiſtet, der ſeine künſtleriſche Ausbildung keiner Gunſt der Umſtände, ſondern ſich ſelber verdankte und den auf durchaus ſelbſtändiger Bahn keine Aufmunterung gefordert hat, als die des Publikums, das ſeiner Werke ſich freute.

Im September 1830 ging Erwin über Berlin und Dresden nach München. Nicht ohne Beſorgniß, wegen ſeiner wiederkehrenden körperlichen Zufälle, ſahen die Seinigen ihn ſcheiden. Nach Berlin begleitete ihn Louis Asher, einer der Freunde, deren rührende Treue den Leidenden gepflegt, den Verſtimmten getragen hat. Er kam krank in Berlin an. Was ihn in Berlin mächtig ergriff, war das Muſeum.

Sein Bericht in die Heimat fangt nicht mit Rafael an. „Ich bin zu chronologiſch geſinnt, habe auch hier deutlich geſehen, wie Rafael wol ſchwerlich Das geworden wäre, wären ihm nicht Solche vorangegangen, aus denen er ſo viel ſchöpfen und lernen konnte: alſo zum Erſtling meiner Lieben, zum Filippo Lippi.“ Dieſe Betrachtung mag auffallen bei einem ſo jungen und für Rafael (ſeinen „gottlichen Rafael“) ſo enthuſiaſtiſchen Beſucher der Galerie. Der Enthuſiasmus der Jugend gibt ſonſt an eine glänzende Erſcheinung ſich hin, ſetzt über die Frage nach den „Braven, die vor Agamemnon lebten,“ am leichteſten ſich hinweg. Irgend eine Enttäuſchung muß vorgegangen ſein, um den Blick auf ſolche Betrachtungen zu lenken. So war es, und in dieſem Fall wird der vermittelnde Gedankengang ſich herſtellen laſſen. Der jugendliche Künſtler hatte die ſchmerzliche Erfahrung gemacht, daß ſein früheres Treiben durch eine gewiſſe Befangenheit verkummert worden, der er ſich entringen muſſe. War dies nun etwa nur ſeine perſönliche Erfahrung? Nein, ſondern die von gar Vielen. In jenen Jahren kam eine Periode in der Geſchichte der erneuerten Kunſt der Deutſchen zum Abſchluß. Auf verſchiedenen Punkten, in vereinzelten Beſtrebungen, mit vorubergehenden Idealen und Irrthumern verſetzt, hatte die Bewegung begonnen. Nur allmälig konnte der feſte Kern ſich geſtalten, mußte die wie-

derbelebte Kunſt aus dem Dilettantismus ſich zum Ernſt und zum Innewerden ihrer eigenen Bedeutung emporarbeiten. Wie nahe lag nun der Gedanke an jene glücklichere Zeit, wo es ſo ganz anders geweſen; an die Zeit, wo die Kunſt in ſicherer Herrſchaft den Strebenden von einer Stufe zur andern hob, wo die Bahn nicht nur von fernher durch leuchtende Spuren aufgehellt, ſondern im vollen Tageslicht erſchloſſen war, ſo daß das Talent ſie leichter einſchlagen mochte, als jetzt ſie verfehlen. Dieſer Gegenſatz des Sonſt und Jetzt tritt in den Briefen aus Italien ſo vielfach hervor, daß es nicht überflüſſig ſchien, auf dieſem Wendepunkt von Erwins Entwickelung das Bewußtſein deſſelben, wenn auch nur in einer flüchtigen Aeußerung, nachzuweiſen.

Auf der Ausſtellung in Berlin traf er ein Gemälde „ganz in der Weiſe der älteren guten venetianiſchen Bilder“ (Moſes und die Hirten) von Dräger, eben demſelben, mit dem er ſpäter in Rom ſo eng verbunden war. In Berlin war übrigens ſeines Bleibens nicht. „Mehr als ein vom übrigen Leben geſondertes Künſtlerleben bedarf der Künſtler (wenigſtens ich) zu ſeiner Ausbildung ein geſundes, reges Volksleben.“

In Dresden überraſchte es ihn, daß manchen der Jüngeren ſein Name nicht fremd war und daß eine gewiſſe Erwartung, veranlaßt durch die Berichte An-

derer über seine Persönlichkeit, sich daran zu knüpfen schien. Die Jahreszeit und die Ungeduld drängten ihn weiter zu reisen. Auch der Galerie konnte er nur ganz kurze Zeit widmen und beschränkte sich auf einige wenige Bilder, auf die er gespannt war, insbesondere die Venetianer. Nach allem Vorangegangenen ist es vielleicht hier am Ort, anzumerken, daß die Madonna von Holbein ihm als das angenehmste, vollkommenste altdeutsche Bild erschien, das er noch gesehen, „und nicht, wie die andern altdeutschen, dürftig." Overbeck's Oelskizze zu dem Freskobild in Assisi, die er auf der Ausstellung fand, setzt er „getrost den alten Meistern an die Seite."

In Nürnberg erfreute er sich aufs neue des Eindrucks „der Stadt, so aus einem Guß, daß das Ganze wie ein Kunstwerk aus einer Periode, von einem Künstler sich darstellt." Am 18. October kam er, bei starkem Frost und leidend, in München an. Das süddeutsche Volksleben sprach ihn, aus dem Norden wiederkehrend, noch mehr an, als das erste Mal. „Die Schwaben und Baiern sind ein sich selbst mehr fühlender, derberer Menschenschlag, noch nicht so cultivirt, so verallgemeinert; Alles trägt mehr ein individuelles Gepräge; sie denken nicht immer blos in Zahlen, sondern erzählen sich Geschichten aus alter und neuer Zeit, Abenteuer, erlebte und erdichtete." Weniger konnt' er im Künstlertreiben sich dies Mal

zurechtfinden, wenn er auch mit offenen Armen als alter Bekannter sich aufgenommen sah. Er selbst war in mancher Hinsicht ein Anderer geworden. Er fühlte es und war sehr geneigt, sich selbst des Undanks anzuklagen, wenn er nicht mehr auf die alte Weise eingehen konnte. „Aber der Himmel weiß, mir schmeckt Das nicht mehr wie früher. Ich sehe, wie ich anders werde leben müssen, mehr auf mich beschränkt. Ich gehöre nicht zu diesem Verein, wo Jeder nur ein Theil des Ganzen ist; lieber will ich Allen Nichts oder auch Alles sein." Mit einigen Wen[illegible]n, darunter Kaulbach, fühlte er sich zum lebh[illegible]eren Austausch angezogen.

Gewaltig ergriff ihn die Glyptothek, [illegible]chöpfung des „Triumphator" Cornelius. „Wäre [illegible] er nicht, so könnte München (d. h. die Maler) leicht in den Perrückenstyl versinken."

Eine schmerzliche Erinnerung und eine trübe Ahnung führte ihn am Allerheiligen Tage an das frühe Grab seines Freundes Julius Oldach. „Ohne Den konnt' ich mir München gar nicht denken. Lange mußt' ich den nackten, ungeschmückten Stein betrachten. Mir war, als müßt' ich ihn selbst, der unter dem Hügel ruht, herausſehen, ihn noch einmal lange, lange ansehen und Abschied von ihm nehmen." In den Phantasien seiner letzten Lebensstunden hat er den Namen dieses Freundes noch einmal hastig ausgerufen.

Am 10. November verließ er München, nachdem er nur eben noch im Fluge ſeinen Freund Hermann begrüßt, den er noch in Rom zu treffen gehofft. Zu Innsbruck ſah er Maximilians Kaiſergrab, zog dann über die Alpen und ſchied mit ſchwerem Herzen von der deutſchen Erde. Ihn bewegte der Zweifel, der in ſeinen erſten Briefen aus Rom ſo oft wiederkehrt, ob ſeine Hoffnung auf die eigene Zukunft zu vermeſſen, ob es ihm vergönnt ſein werde, in Italien ſeine Lebensaufgabe zu löſen.

Die Eindrücke des ſonnigen Italiens erquickten ihn. Verona, wo er ohne Führer ſich orientirte, bot ihm ſeine Kunſtwerke und eine eigenthümliche Combination von Ideen. „Wenn der Congreß längſt vergeſſen iſt, werden Romeo und Julie noch als ſiegende Accorde durch dies Leben ſchweben.“

Bei ſeiner Art, ſich in der Fremde zu bewegen, kam ihm ſein Sprachtalent zu ſtatten. So hatte er, ohne jemals um die Theorie der Sprachen ſich zu kümmern, unter mündlicher Anleitung eines Freundes in Hamburg einen Theil der Odyſſee griechiſch und mit einem Andern den Byron engliſch geleſen.

Der erſte Ruhepunkt war Venedig. Hier beginnt denn, in fortlaufenden brieflichen Mittheilungen an die Seinigen, das Tagebuch.

Zur Entſchädigung für das Dürftige dieſer Skizze bieten wir dem Leſer das Urtheil über Erwins kunſt-

lerische Entwickelung, das Rumohr, wenige Monate nach Erwins Tode, zu diesem Zweck uns anvertraut hatte.

„Die Originalstiche holländischer Meister in der gewählten und reichen Sammlung seines Vaters zogen den auffallend begabten, daher zu eigenen Kunstversuchen zeitig angeleiteten Knaben anfänglich in ihre Bahn hinüber. Indeß vermochte jenes unbedachte, vergänglich heitere Spiel mit dem Reize der sichtbaren Erscheinung, als solcher, seine Seele nicht auszufüllen, wendete er sich daher von diesem Vorbilde ab, um der ethischen Richtung sich anzuschließen, die eben damals unter den deutschen Künstlern verwaltete. Ob die sittliche Entwickelung schon an sich selbst ein geeigneter Gegenstand künstlerischer Darstellungen sei, ist bestritten worden. Allein, wer es einräumt, wird auch zugeben müssen, daß jede rein ethische Kunstrichtung, um dem Faden und Schwächlichen der modernen englisch-deutschen Charakter- und Gefühlsstücke auszuweichen, nothwendig der älteren, in ihrem eigenen Sinne classischen Epoche der deutschen Kunst sich zuwenden müsse.

„Noch vor vollendetem zwanzigsten Jahre machte Erwin Speckter eine Kunstreise durch Holstein, zeichnete fort und fort Gebäulichkeiten und Landschaftsstudien, bis er Schleswig erreichte und hier in der

Altartafel des Doms, von Hans Brügman, zum erſten Male einem durchaus gediegenen Werke deutſcher Kunſt begegnete. Wie ſchnell er deſſen Eindruck ſich angeeignet habe, bezeugt eine Zeichnung in meinem Beſitze, das Relief, worin Juden das Oſterlamm verſpeiſen, mit dem Bildniß Brügman's im Grunde. Ein mehrtägiges ſorgfältiges Studium nach dieſem Meiſterwerke deutſcher Bildnerkunſt hatte in dem Jüngling damals zuerſt die geheimeren Regungen ſeiner Seele zu deutlichem Bewußtſein erweckt; ſeine Zeitgenoſſen haben daran wenig Antheil.

„Bis zur Ermüdung hat man den Künſtlern der jüngſten Zeit die Nachahmung veralteter Kunſtmanieren vorgeworfen, bald nur deutſcher, bald auch italieniſcher. Zwar hatte ich ſelbſt, was in jeglichem und ſelbſt im reinſten Kunſtwerke Manier genannt werden darf, ſowol für unnachahmlich, als auch für gar nicht nachahmenswerth; es iſt ein individualiſirender Zug der verſchiedenen Zeitalter, Schulen und Meiſter, mehr ein nothwendiges Uebel als ein Vorzug. Doch iſt es unnöthig, dagegen zu ſtreiten, da eine ſolche Nachahmung alter Kunſtmanieren, welche wiederholte Nachbildung, ſtrenges Studium, eine ſichere Kennerſchaft des Mittelalters, nach Zeitaltern, Schulen und Meiſtern, vorausſetzt, worin noch kein Künſtler jemals ſich hervorgethan, vielleicht dem Verhaben oder der Meinung nach, doch in der That nie

ſtattgefunden hat. Hätte denn irgend ein Maler unſerer Tage jemals markig, präcis und ſicher gezeichnet wie Albert Dürer, oder maleriſch breit und weich wie Holbein? oder gemalt wie van Eyck oder Hemling? Man kann in ſolchen Stücken um ſo weniger ein ganzes Zeitalter ſich zum Muſter nehmen, als deſſen vereinzelte Erſcheinungen nothwendig unter einander bis zu gänzlicher Unvereinbarkeit abweichen. Die alten Meiſter leben nun allerdings in aller Munde, ihre Namen werden oft und mit Verehrung genannt; allein wenn in der Manier, in der äußerlichſten Erſcheinung ihrer Arbeiten die Künſtler, denen Erwin Speckter auf ſeiner zweiten Entwickelungsſtufe ſich angeſchloſſen, ſei's mit Recht oder Unrecht, Mißfallen erregt haben, ſo entſtand dieſer Vorzug, oder Mangel, doch nicht aus der Nachahmung alter Kunſtwerke, ſondern aus Verabredungen und gegenſeitigen Anregungen der modernen Künſtler unter ihnen ſelbſt.

„Dieſen Einwirkungen begegnete Erwin Speckter zum erſten Male, als in München im Jahre 1823 er Vortheile aufſuchte, die ſeine Vaterſtadt ihm nicht gewähren konnte: beſtimmteres Wiſſen, techniſche Anweiſung, lebhaftere Aufregung in dem Wetteifer mit Vielen. Wir ſehen ihn um die Zeit ſeines zweijährigen Aufenthaltes in München die moderne Manier im Zeichnen annehmen, d. i. eine ängſtliche Peinlichkeit, welche den Zuſammenhang im Ganzen, das ſich-

tige Verhältniß der Theile unter ſich, die Rundung und ähnliche erſte Bedingungen des Charakters, Ausdruckes, der Schönheit, einer gewiſſen äußerlichen Reinlichkeit und Nettigkeit nachſetzt, dieſe durch Correcturen zu entſtellen fürchtet; als wenn die Zeichnung dem Maler je etwas Anderes ſein dürfte, als Vorbereitung der maleriſchen Ausführung! — In der Malerei mit Oel ſchloß er ſich ebenfalls den Verabredungen unter einem Theile damaliger Künſtler an; eine glatte Oberfläche, ein reinliches Anſehen, erworben durch ungemiſchte Tinten und Laſurüberzüge von beſonders reinen Farben, ſollte für Mangel an Modellirung und Uebergängen ſchadlos halten, welche ſchon im Knabenalter ſeinen Bildniſſen und andern maleriſchen Verſuchen ein gewiſſes Intereſſe ertheilten. Wie ſehr aber eine ſolche Behandlung von außen angenommen, ihm aufgedrängt geweſen, geben die geiſtreichen Federſkizzen zu erkennen, welche der Künſtler auch damals zuweilen ſeinen Briefen in die Heimat beizuſchließen pflegte.

„In Anſehung ſeines kurzen Lebens müſſen wir beklagen, daß jene Abhängigkeit ſeines eigenen Weſens von einem Tone, der faſt ſchon vorübergegangen iſt, ihm verſchiedene Jahre hinweggenommen hat, in deren Verlauf ſeine erfreulicheren Leiſtungen gerade unter den flüchtigſten, unbedachteſten Entwürfen aufzuſuchen ſind. Ehe jedoch dieſe Stufe der Hingebung in die

Meinungen Anderer, die der Gesinnung nach ebenfalls ehrenwerth ist, ich verlasse, um den Künstler wiederum entbunden, frei, selbständig, ja auf dem Wege zu großer Meisterschaft zu zeigen, sei's mir vergönnt, Vermuthungen über die Gründe aufzustellen, welche den Künstlern unserer Tage das Zusammenfortleben minder, als denen alter Zeit, ersprießlich machen.

„Was in den blühenderen Zeiten die Künstler zu größeren Haufen vereinigte, war entweder die Schule und Werkstätte sehr beschäftigter Meister, oder auch eine Unternehmung von solchem Umfang, daß viele gleichzeitig und gemeinschaftlich daran zu arbeiten fanden. Ihre gegenseitige Mittheilung war daher ganz praktisch; sie zeigten einander, wie's jeder zu machen verstand; sie sprachen mit dem Pinsel oder Griffel. In unseren Tagen hingegen vereinigt sie gemeinschaftliche Arbeit an demselben Werke höchst selten, gewöhnlicher irgend eine berühmtere öffentliche Kunstschule, oder ein günstiger Markt für die Productionen, die jeder für sich und einsam in dem Geheimniß seiner Werkstätte hervorbringt. In beiden Fällen wird die künstlerische Bevölkerung der berühmteren Mittelpunkte leicht stehend, während sie früher, durch das Begehren nach Arbeit, an mehr als einer Stelle beweglich, veränderlich war. So bilden sich in unsern Tagen, leichter als sonst, blos gesellige Cotterien von

Künſtlern, in denen alsdann nicht leicht mehr ein fremdes Element aufkommt. Und da zudem bei ſehr gemehrter Schriftſtellerei über die Kunſt auch den Künſtlern für jeden, ſogar den untergeordnetſten Theil ihres Geſchäftes viele gleichſam philoſophiſche Formeln zugefloſſen ſind, deren guter Laut ſie ſcheinbar zufriedenſtellt; ſo trat allmälig an die Stelle der praktiſchen Mittheilungen oder des Wetteifers in maleriſchen Werken ein trauliches Geſpräch, in welchem Maximen, Regeln, Formeln bald neu ausgeſprochen, bald, und gewöhnlicher, nur friedlich wiederholt wurden. Und werden dieſe unwiderſprechlichen Thatſachen, ſoviel ich ſehe, allein erklären können, daß unter den Künſtlern unſerer Tage über bloße Manieren des Vortrages Vereinbarungen haben eintreten und herrſchend werden können, die weder von den dargeſtellten Gegenſtänden, noch von der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Künſtler begehrt wurden und nicht ſelten dem Einen wie dem Anderen ſchnurſtracks widerſtrebten.

„Wenigſtens hat unſer Erwin Speckter in den letzten drei bis vier Jahren ſeines Lebens gezeigt, daß jene Conventionen, denen er eine Weile ſich hingegeben, ſeinem Naturell durchaus entgegen waren. Das Feine und Edle der Erfindung, ſo ihm ſtets eigen geblieben, erlitt keine Verminderung durch dieſe letzte Wendung ſeines Beſtrebens nach ſaftiger und kraftvoller

Behandlung der Malerei. In Oel ſuchte er den Venetianern ähnlich zu werden, al fresco einen neuen Weg einzuſchlagen; obwol die berühmte Aurora des Guido in dieſer Kunſtart ihm könnte vorgeleuchtet haben. Samſon und Delila war ſein letztes Staffeleigemälde von größerer Ausdehnung; das ſonnige Licht auf einigen der von außen hereinbrechenden Philiſtäer, im Gegenſatze zur Zimmerbeleuchtung der näher ſtehenden Hauptgruppe, würde in ſeiner Abſtimmung und Haltung ſelbſt einem Schüler des großen Veroneſers Ehre bringen. Er hat dieſes Gemälde noch in Rom ausgeführt, das er verließ, um in Hamburg einen Saal al fresco auszumalen, in dem palaſtähnlichen, gediegenen Hauſe (Plan und Ausführung von Herrn de Chateauneuf) des Dr. Abendroth, ſeines Gönners. Ueber dieſer ſchönen Arbeit ſtarb Erwin Speckter im Spätjahre 1835, vor Beendigung des zweiten Bildes. Indeß ließ er zu den übrigen Cartons und Entwürfe zurück, welche die Ausführung des Werkes durch andere Hand zu erleichtern verſprachen.

„Durch lithographiſche Nachbildung*) einiger ſeiner Entwürfe und Ausführungen, bei deren Auswahl

*) Es war dies die urſprüngliche Abſicht des Herausgebers; die Ausführung mußte aber aus mehreren Gründen aufgegeben werden. Indeſſen mögen einige ſeiner Arbeiten hier genannt werden, über welche der Leſer in den Briefen hin und wieder

die Erreichbarkeit durch Nachahmung zur äußern Richtschnur diente, wünscht man den zahlreichen Freunden des Verstorbenen ein tröstliches Andenken, Fremden aber eine Vorstellung von der Art und Richtung seines künstlerischen Talents zu gewähren. Indeß ward dieses von früh auf von einem poetischen Element seines Naturells bald beherrscht, bald selbst gehemmt und aufgehalten. Insofern nun das Verständniß seines künstlerischen Wesens von einiger Kenntniß seines übrigen Geisteslebens bedingt wird, schien es erforderlich, auch dieses letzte ins Licht zu stellen. Und konnte solches nicht triftiger geschehen, als durch Bekanntmachung alles Dessen, was in den

---

Näheres finden wird. Außer zahlreichen Skizzen, die er theils auf den Museen, theils nach der Natur gezeichnet, vollendete er 1832 zwei Brustbilder in Oel, Frauen aus dem Albanergebirge in idealischer Auffassung (im Frühjahr 1833 auf der hamburgischen Ausstellung — beide jetzt im Besitz seines Schwagers, Professor Wurm in Hamburg); Randzeichnungen: die klugen und thörichten Jungfrauen, der gute Hirte, der verlorene Sohn (die beiden letzteren, wie auch eine Skizze: der Vorleser auf dem Mole in Neapel, im Besitze des Herrn Syndicus Tiedecking); die Nemesis (im Besitz des Herrn Mylius in Mailand); der Pan und die Syrinx, die Faunenfamilie und Aehnliches, für das Album von Reisenden; 1834 vollendete er das Oelgemälde Simson und Delila (im Nachlaß des Freiherrn von Aumehr), das 1835 auf der hamburgischen Ausstellung erschien, aber, weil es zu nackt befunden, wieder beseitigt ward. Immer, meinte Erwin, immer heiße es aufs neue: Simson, Philister über Dir!

zahlreichen, reichhaltigen Briefen des Künstlers an seine Familie, ein allgemeineres Interesse anregt. Die feste Richtung seiner Seele wird hier auch dem Abgerissenen Guß und Zusammenhang verleihen müssen; habe ich daher, nach Auswerfung alles rein Persönlichen, deren Mittheilung anrathen, ja dazu aufmuntern sollen. Ich bezweifle nicht, daß bei dem empfänglichen, theilnehmenden Sinne unserer Lesewelt an eigenthümlicher Geistesentwickelung jeglicher Art auch diese Aufnahme und Gunst finden werde."

So weit nunmehr. Ueber Erwin's letzte Arbeiten, nach der Rückkehr aus Italien, wird am Schlusse des zweiten Bändchens eine befreundete Hand berichten.

Hamburg, im Februar 1846.

C. F. W.

Von Padua nach Venedig.

Es war ein großer Wagen, in dem wir unſer ſechs ſaßen, und außen beim Conducteur noch zwei und hinten einer. Im Wagen war es ſehr ſtille und alle Leute ſehr contemplativ. Der Erſte ſchien ein Familienvater, der ſich ſchon die baldigen Freuden des Wiederſehens ſeiner Lieben im Gedanken vorſtellte. Dann kam ein junger Herr, der eine Stelle antreten und ſeine Lebenscarrière beginnen ſollte, ſich alſo auf die beſte Entrée vorbereitete. Zwiſchen dieſen Beiden ſaß ein großer, vornehmer, reicher Herr, der wahrſcheinlich die letzte Reiſe machte, um ſein Vermögen zu retten, da er im Bankerott begriffen war. Der ſtierte gewaltig vor ſich hin. — Dann kam ein alter Geiſtlicher, den ſeine vielen Entſagungen und Entbehrungen zu quälen ſchienen. Dann ein junger Herr, der eine Reiſe machen und Alles ſehen und erleben ſollte; denn er kam zu ſpät, indem die Poſt ſchon abfuhr, ſprang nur in den Wagen, warf ſeine Mütze an die Erde, zog den Mantel über die Ohren und ſchlief und ſchlief bis nach Venedig.

Nun fuhren wir, wie der Sturmwind, durch die schlecht gepflasterte Stadt und so hinaus. Es war frisch und neblicht, und die Gegend sehr einfach und flach, von Canälen durchschnitten, voller Wein, Obstgärten und einzelnen zerstreuten Villen. Wir hatten zwei prächtige Postillons, die mich sehr amüsirten und ganz das treue Bild des Volkes waren, indem sie einen Augenblick sich vom Pferde herunterneigten, um das andere zu küssen und zu liebkosen, und gleich darauf es wieder so unbarmherzig schlugen, als wollten sie es todtschlagen.

Nach und nach theilten sich die Nebel und ließen in der Ferne die schönen tyroler und steyerischen Gebirge sehen, die immer deutlicher hervortraten und die ganze Gegend umzingelten. Freilich waren sie nur zart an den Horizont gehaucht; sie waren der Erde leiser Ruf: „Wacht auf!“ um nicht die glühende Sonne zu wecken; und dennoch war sie jetzt erwacht. Mit ihrem Glutenkusse begrüßte sie die Erde und Alles sah jetzt anders aus wie eben. Die Gegend überlief ein goldnes Streiflicht, die Berge in der Ferne glühten jetzt, ein leuchtender Rosenkranz um die Stirn der dunklen Erde; der ganze Himmel wogte von Gluten; — ein Gloriengesang!

Hier ward es mir wieder immer klärer und deutlicher, wie Licht und Farbe Musik, und Musik Licht und Farbe ist. Das klingt toll und ist's doch nicht. Lang quälte mich der Gedanke schon, aber bald hoff' ich damit im Reinen zu sein.

Es war Sonntag und die Straße wogte von Menschen, die sich freuten. Lauter Schiffer, verbrannte prächtige Gesichter; es war ein ungeheures Lärmen und Lachen und Toben. Endlich fingen auch die venetianischen Pa-

läſte an; denn faſt die ganze Straße von Padua bis Venedig iſt eine Palaſtſtraße. Wenn auch nicht gothiſch und geſchmackvoll alle, ſo iſt doch einer prächtiger und reicher als der andere; mit den herrlichſten Gärten und überladen mit Statuen. Aber was ſind jetzt alle dieſe Paläſte? Die meiſten ſtehen leer. Eine lange Seufzerſtraße von Padua bis Venedig. Erhalten ſind ſie alle; noch dieſelben prächtigen Gebäude — aber in die öden Räume ſcheint triumphirend jetzt die Sonne; ſie ſucht umſonſt in allen Winkeln den Glanz, die Freude und das Leben, die einſt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit den Wettkampf hier gehalten und faſt die Glänzende geblendet und in die Flucht geſchlagen. So ſind die Namen auf dem Grabe der Weltbeherrſcher; derſelbe Name noch, doch ſeine Zaubermacht, vor der einſt alle Welt gezittert, die iſt erloſchen.

Es ſind lauter Paläſte von Admirälen und Nobili, die ſich ausgezeichnet; die Götter ſchienen aus dem Meere geſtiegen und als Wächter zum Schutz vor dieſe Ruheplätze ihrer Lieblinge geſtellt — und wohl gewacht haben ſie, daß kein Feind von außen käme; aber im Innern hat ein böſer Zaubertrank alle in tiefen Todtenſchlaf gelegt, und ſelbſt die Wächter ſind verſteinert vor langem Wachen, wie in einem Mährchen die ſteinernen Rieſen vor der ewig ſchlafenden Prinzeſſin Thür.

Ein merkwürdiger Contraſt zu dieſer verfallenen Herrlichkeit von Menſchenwerken iſt die üppig prangende Natur; ſie allein ſcheint allen Verhältniſſen getrotzt zu haben und je verlaſſener die Paläſte, je üppiger prangt der Epheu und der Wein um die alten Säulen und Statuen; barmherzig ſcheint er ihren Jammer vor der Welt ver-

bergen zu wollen, oder er verschönt mit seinem dunkeln vollen Grün, dieser Fülle von Leben, ihre bleichen Trauergestalten; und wenn des Nachts im Mondschein der Wind mit diesen Ranken spielt und ihre Schatten auf dem Marmorboden hüpfen, dann zieht ein langes seufzendes Ach! durch die öden Hallen und ehrfurchtvoll neigen die hohen Cypressen ihr dunkles Haupt; die Taxushecken zittern und rauschen und der Himmel blinkt dazu mit seinen tausend Sternenthränen.

Unendlich weh ward mir in dieser Gegend, besonders als ich das Volk alles so froh und lustig sah; eine tiefe Wehmuth, ein schmerzlich, finster, ernstes Wesen hätt' ich in ihrem Charakter zu finden geglaubt und konnte es nun gar nicht begreifen, wie Steine und Pflanzen tiefer fühlen sollten, als das Menschenherz.

Venedig.

Endlich ſah ich Venedig! Venedig und das weite offene Meer. — Auf dem Meere ſchien die Thurm- und Kuppelſtadt zu ſchwimmen, in ein träumeriſch duftig Blau gehüllt, und je näher ich kam, je leuchtender, glänzender erſtand ſie vor mir. Die goldne Muſchel ſchien es zu ſein, in der die Göttin der Schönheit ans Ufer geſchwommen. Wie eine herrliche Waſſertulpe wuchs ſie aus dem Meer.

Immer näher kamen wir und ſtiegen bei Meſtre aus dem Wagen in eine Barke; und endlich nach ſo langer Zeit empfand ich wieder heimiſche Gefühle — das Schaukeln der Barke, das Plätſchern der Wogen.

Nun ſtand Venedig erſt in aller ſeiner Herrlichkeit da. Golden glänzte es im Sonnenſchein auf dem dunkelgrünen Grund des Meeres und dem blauen des Himmels; es ſchien der farbenfunkelnde Punkt im großen Weltkryſtall; ein eigen glühend, funkelnd und doch ſanft träumeriſches (anders kann ich es nicht nennen) Blau färbte den Himmel; ganz weiße leuchtende Wolken durchzogen in langen Streifen ihn; die dunkelgrüne Fläche

des Meeres schien sich im Kusse mit dem Himmel zu verschmelzen. Nach dem Lande zu schlossen in einem Halbkreis die hohen Gebirge die Landschaft, die alle vom Schnee wie Edelsteine glänzend schimmerten. — So sah ich das herrlich schöne Venedig; aus den Fluten schien sie aufzutauchen, die Meerjungfrau. Hier spielte sie im Sonnenschein mit den weißen Wolken am Himmel und die Gebirge waren ihr Perlenhalsband.

Ich glaubte in einem Zaubermährchen zu sein, als ich hinein fuhr in die Canäle und alle diese ungeheuren Steinmassen wie auf dem Wasser schwammen. Endlich stieg ich aus und ward nach einem Wirthshaus geführt, durch lauter enge Gassen, in denen es aber von Menschen wogte; doch konnte ich mich nicht umsehen, da ich viel zu schleppen hatte.

Als ich etwas gegessen und mich umgezogen hatte, trat ich zur Thür hinaus — und da wurde mir auf einmal so wirr und schwindelnd, daß ich nicht wußte, ob ich mich verstecken, oder hineinstürzen sollte. Noch jetzt, blos bei der Rückerinnerung, wird mir ganz schwindlig. Mein Wirthshaus lag am Marcusplatz und, so wie ich aus der Thür trat, war ich auf diesem. Der schönste blaue Himmel und die glänzende Sonne, gerade vor mir die Marcuskirche, ein Wunder von Baukunst, mit unzähligen Kuppeln, Thürmchen, Bildhauerarbeit und goldgrundigen Mosaikbildern. Daneben der Dogenpalast mit seinem feierlich ernsten Ansehen; dann der von einer Palastreihe und Colonnade eingeschlossene Marcusplatz; die Säule mit dem großen Löwen; der Thurm, und hinten das offene Meer, Schiffe und im Meer andere Inseln mit Kirchen; dabei wogte der ganze große Platz

von Menſchen, ein Tulpenbeet ſchien es zu ſein, in dem der Wind ſich herum tummelte. Ich ging hin und her, ſah mir, was ich ſehen konnte, von außen erſt an und ſah eigentlich nichts. Die großen bronzenen Roſſe auf der Marcuskirche erkannt' ich ſogleich; dann die drei flaggenden Säulen der drei Königreiche Cypern, Candia und Morea. Auf den Stufen der Säulen lagerten im brennend warmen Sonnenſchein Gruppen halbnackter Schiffsjungen, dabei ſaß ein Mädchen mit Kindern; da ſtanden Barfüßer und viele Kinder um ſie herum, denen ſie Bilder austheilten; da trug Einer Waſſer und ein Anderer Aquavit in einem Korbe herum und ſchrien gräßlich ihre Waaren aus. Da ſtanden viele Weiber mit ihren weißen Tüchern oder Schleiern über dem Kopfe und kauften Brot, andere, mit reichem Putz von Haarflechten und einem Mannshut oben drauf, trugen an einem über die eine Schulter gelegten Traghols Waſſer im raſchen feſten Schritt durch die Menge durch. Hier ſtanden Schiffscapitains, dort ein armeniſcher Prieſter mit einem langen Bart, der mit einem in eine fuchspelzverbrämte Jacke gehüllten polniſchen Juden ſprach. Nun kamen Griechen in ihren Coſtümen, dann ein Haufen Schiffer, braune Kerls, mit langen ſchwarzen Locken, ein alter mit ganz weißem Haar, der die Kapuze, die ſie an ihrer braunen frieſenen Schifferjacke haben, über den Kopf gezogen hatte, bei den andern hängt ſie wie bei den Mönchen nieder; einige haben den ganzen Rock ausgezogen und über die Schulter hängen, dabei roth und blaue Griechenkappen auf. Da ſchreit Einer Auſtern aus, ein geputzter Herr und eine Dame gehen vorüber. Nun kommt ein Türke im Geſpräch mit Juden.

Offiziere, Schiffer, viele fremde Reisende; eine schwarz verschleierte Dame u. s. w. Ich kann's nicht wieder erzählen; ich wollt, ich könnt's euch auf's Papier hinwünschen, denn anders läßt sich dieses Leben nicht mittheilen und keine Erzählung zeigt's. Es drängte und wogte so, und schrie an allen Ecken dabei, daß man's stundenweit ins Meer muß gehört haben; und eine schwache Idee von dem Getreibe gibt entweder ein heißer Sommerabend in unserm Jungfernstieg oder die Weihnachtszeit. Nur daß man bei uns wenig schöne und hier fast lauter schöne Menschen sieht, und dann, daß es hier viel bunter und lebendiger ist. Dabei, wenn man hinauf sieht, aus den Fenstern schöne Teppiche und Decken hernieder hängen, so auch über die Balcons; und von allen Fenstern und Balcons sahen die prächtigsten Frauengesichter nieder.

Ich habe aufhören müssen — unmöglich war es mir, so Schritt vor Schritt Dem zu folgen und Das nachzuerzählen, was ich gesehen. Jetzt, da mein Aufenthalt in Venedig zu Ende geht, will ich versuchen, ob mir möglich ist, von dem Ganzen einen Totaleindruck zu erhalten. Coopmann bin ich sehr dankbar, daß er mir das Wirthshaus Pelegrini nachgewiesen; es ist reinlich und für Italien billig. So auch für seinen Staberle; der Junge ist ein braver Kerl, der Alte auch, nur muß man ihn in Zaum halten, da er ein Erzschwätzer ist.

Seit Sonntag Morgen 10½ Uhr also bin ich hier und habe Alles, was Coopmann und Andere mir sagten und aufgeschrieben haben, gesehen; aber ich habe so viel auch gesehen, daß ich mich nach Ruhe sehne. Vor allem Andern angezogen hat mich nun eigentlich das ge-

ſterbene Venedig. Dieſes Magazin von herrlichen Paläſten und Kirchen und Häuſern, von der urälteſten Zeit bis zur Zeit Titian's, vielleicht noch 200 Jahr ſpäter; da ſcheint der Glanz erloſchen zu ſein. Die Straßen ſind eng und hoch die Häuſer, daß in die meiſten kaum das Himmelslicht hinein ſieht; aber wenn man in die Höhe ſieht, da iſt keine Straße, in der nicht herrliche, gothiſche Häuſer wären, mit den ſchönſten reichverzierteſten Balcons und Fenſtern. Ueberall ſehenswerthe ſchöne Bildhauerwerke und das Meiſte doch noch in gutem Stand erhalten. Tritt man auf einen freien Platz, ſei er noch ſo klein, ſo ſteht gewiß ein prächtiger Palaſt irgend eines Nobile oder eine ſehenswerthe Kirche da. An den Canälen iſt es nun gar ſchön, denn da hat ſich Alles, was von Pracht und Herrlichkeit zu ſehen iſt, zuſammengedrängt. Was mir an dieſen italieniſch-gothiſchen Bauarten beſonders ſchön und geſchmackvoll ſcheint, das iſt, daß man immer mehr in großen Maſſen gedacht und ſich ausgedrückt hat, als bei den meiſten deutſchen Bauten, wie in Nürnberg u. ſ. w., da iſt die Hauptmaſſe des Gebäudes durch die Verzierungen zerſtückelt und vereinzelt. Hier aber iſt der erſte Eindruck der einer gewaltig großen breiten Maſſe und nun iſt aller Reichthum, alle Fülle und Pracht auf die Theile gewendet, die beſonders das Auge anziehen, oder die Maſſe gegen die äußern Umgebungen abſchließen ſollen. So ſind zum Beiſpiel die Ecken der Mauern immer auf das allerzierlichſte mit bunt gearbeiteten, gewundenen Säulchen, oft gar mit Figuren und Fratzengeſichtern, Rankengewinden und Thieren verziert. Dann das Geſims; dann das Kopfende der Mauer wieder mit kleinen Thierchen, darunter Ranken und Arabesken; dann archi-

tektonische Verzierungen u. s. w. Die Abtheilung der Stockwerke ist so auffallend gemacht und nun alle Kunst und Phantasie auf die Ausschmückung der Balcons und derjenigen Fenster gewendet, die eigentlich das Auge der Häuser, der Titel des Buches sein sollen. Hieran soll man den Charakter des ganzen Innern erkennen; so sind denn nun diese Fensterreihen, die großen Säle, die Prachtzimmer mit aller Herrlichkeit verziert; da sind Rosetten und Thürmchen, Wappenschilde und Heilige, Blumen und Thierarabesken; und trotz dem, daß alle diese Verzierungen voll und üppig breit sind, wie die südliche Vegetation, so haben sie doch auch wieder wie diese das höchste Maß von Grazie, ohne (wie oft bei unsern deutschen) entweder durch das Große, Breite ins Ernste, Trübe und Plumpe zu fallen, oder durch die Zierlichkeit mager, kleinlich und spielerig zu werden. Sie sind flach genug gehalten, um nicht durch Vorsprünge und Schlagschatten zu verkleinern und zu beeinträchtigen, und dennoch voll genug, um sich jedem Auge deutlich zu zeigen. Dasselbe gilt von den alten Kirchen hier, deren Hauptschmuck auch immer die Fensterreihen des hohen Chors, die Hauptthür, die Pfeiler, der Tragstein und das Gesims unterm Dach und die große Rosette der Hauptthür ist. Die Verzierungen der eigentlich großen Mauermasse sind bei all diesen Bauten entweder einzeln auf dem Raume vertheilte flache Basreliefs, Wappen u. dergl., oder größtentheils Mosaik, bunt gemauert, was ich außerordentlich liebe, und möchte, daß Chateauneuf es in Hamburg einmal anwendete. Der untere Stock fast aller Häuser, sowol am Canal als an den Plätzen, ist eine Säulencolonnade, massiv aber reich verziert.

Bei dieſem Lob der Gebäude hier, muß ich nun freilich die Marcuskirche eigentlich ausnehmen; ſo ſehr ſie mir imponirt hat, ſo herrlich und prächtig ſie iſt, ſo machte ſie auf mich doch keinen Eindruck, der groß und mächtig wäre. Bei der Façade fehlt mir eben, was gerade bei den übrigen Bauten ſo wohlthuend für mich iſt, die Maſſe der Mauerfläche; es ſind lauter Niſchen und Hallen, ohne eine Mauer, in der ſie wären, kaum daß ein Band, wenigſtens nur ein ſchmales Band, die untern, weit vorſpringenden Niſchen von den obern trennt; dadurch bekommt die ganze Kirche das Anſehn eines offenen Brotſchrankes, mir iſt immer als müßt' ich eine Thür davor zumachen, um einen Schluß zu geben. Inwendig iſt ſie außerordentlich ſchön, wie auch von außen im Einzelnen; nur iſt für mich im Innern wieder ein Unbehagen, daß die flachen bildlichen Verzierungen zu wenig architektoniſchen Einſchluß und Verbindung haben; ſo wünſcht' ich Rippen durch die Gewölbe, die, reich verziert, dieſe in einzelne Felder trennten und der Decke eine ſchöne Verbindung mit den reich ausgearbeiteten Säulenköpfen geben, da mir gerade das bei den Kreuzgewölben ſo gefällt, daß dieſe Rippen wie aus den Säulen hervorwachſen und die Fläche des Gewölbes wie einen darüber gebreiteten Teppich tragen. Doch nun wär' es wirklich des Tadels über dieſes von aller Welt angeſtaunte und bewunderte Kunſtwerk genug und nun will ich denn auch geſtehen, daß, als ich es zuerſt ſah, ich nicht wußte, was ich ſagen ſollte, ſo niedergeſchmettert, geblendet war ich von der Pracht, und ich glaubte auch das Schönſte, was ich je erblickt, zu ſehen — und doch fühlt' ich in mir eine Unruhe, die mich zu keiner Bewunderung kommen ließ; ich

fühlte, es fehle mir etwas, ich mußte Standpunkte suchen, mußte mich hineinfinden, und hatte nicht den klaren Eindruck, die befriedigende Anschauung, die ich so gern gleich von einer Sache habe. Nun, nachdem ich jeden Morgen drin war, ist mir klar geworden, daß der Grund in den besagten Dingen lag.

Es ist übrigens das Prachtvollste, was ich gesehen; aller architektonische Schmuck der Kirche Marmor, Säulen und Wände aber Bronze und Gold, wie die Thüren, Altargitter u. s. w.; dabei das ganze Gewölbe Goldgrund von Mosaik, auf dem biblische Darstellungen, große Figuren, in den herrlichsten Farben aus Mosaik, glänzen. Arabesken an den Borden der Gewölbe (und das hat mich amüsirt, daß diese Arabesken Aehnlichkeit mit den hetrurischen haben), der Fußboden Mosaik von buntem Marmor; so sind auch von außen die Nischen, oder die 5 Thürgewölbe der Kirche, alles Goldmosaik, und Säulen und Statuen Marmor. Früher waren auch die Thürmchen und Kuppeln vergoldet. Ein mährchenhafter Anblick ist es, wenn die Sonne in die Kirche scheint, an die goldene Decke, und in dem feierlichen Dunkel des weiten großen Raumes der goldene Schimmer funkelt und glänzt und ein Strahlenmeer sich darin zu verbreiten scheint. Ueberhaupt einen gewaltigen Eindruck macht das Innere, groß und heilig; man möchte auf den Knien nur diesen Boden betreten. Es sind fünf Kuppeln; eine über dem Hochaltar, zwei über dem Schiff der Kirche, mit dieser in einer Reihe und auf jeder Seite eine über dem Seitenschiff und dann durch Säulengänge verbunden. Die Mosaik ist größtentheils griechisch, doch auch in späterer Zeit das Fehlende ergänzt. — Außen über dem Haupt-

eingang ſtehen die vier bronzenen vergoldeten Roſſe, die einſt Venedig von der Eroberung Conſtantinopels mitbrachte, als ungebändigte, die nur ein venetianiſcher Doge zähmen konnte; ſpäter hat aber der corſicaniſche Corporal ſie zugeritten und jetzt ſind ſie ſo zahm, daß ſie ſogar Kaiſer Franz nicht abwerfen.

Die herrlichſten Bauten für mich ſind der Dogenpalaſt, Madonna dell' Orto, eine ſehr alte Kirche, Giovanni und Paolo, Palaſt Piſani, und ſo viele Paläſte, Kirchen und Häuſer aus der gothiſchen Zeit. Aus ſpäterer Zeit ſind viele Bauten prächtig, aber nur ein Gebäude iſt es, was mich ſeines gewaltigen Gedankens und ſeiner Ausführung wegen ganz niedergeſchmettert hat, der Ponte Rialto! Dieſe Maſſe und Laſt von ungeheuren Marmorblöcken in der Breite, in einem einzigen Bogen, ohne Stütze gehalten, ſich über den Fluß gewölbt nur zu denken, iſt ein ſolcher Rieſengedanke, daß mir ſchwindelt — geſchweige denn es auszuführen.

Ich traf es in Venedig inſofern ſehr gut, daß es Sonntag war, als ich ankam, und ein groſſes 1000jähriges Dankjubiläum ſtatt hatte. Vor 200 Jahren wurde Venedig von der Peſt heimgeſucht und die ganze Stadt verheert, bis auf einen Theil auf einer Inſel um die Kirche S. Maria Salute. Durch das Gebet der Dogeſſe war dieſe Peſt abgehalten, wofür jene gelobte, eine neue Kirche zu bauen. In dieſer Kirche nun war das Feſt; dazu über den groſſen Canal zwei Schiffbrücken gelegt. Ich ging alſo augenblicklich erſt in S. Marcus, deſſen groſſe weite Räume zum Erſticken voll von Menſchen waren, und darauf dem Strom der Menge nach, zu St. Maria Salute. Reizend war es anzuſehen, wie Kopf an Kopf aus allen Fenſtern,

über alle Balcone die schönsten Weiber sich lehnten und lachend und scherzend in den lieblichsten Gruppen niedersahen auf die wogende Menge.

Ueberhaupt zuerst hat mir das Volksleben in Venedig sehr gefallen, pittoresk ist es im höchsten Grade und eine freudige Ueberraschung folgte der andern bei mir; aber bald war dieser Rausch verschwunden und Wehmuth nahm seine Stelle ein — ja fast könnt' ich dieses Volk hassen, das, so wenig sich und seine gewesene Größe fühlend, in ungebundener Lebensfreude und Genuß seine Tage zubringt. Müssen denn Fremde tiefer den Schmerz empfinden über des Vaters Tod und das zerstörte Heimathaus, als die eignen Kinder? Aber später habe ich aus den Werken ihrer Ahnen sie entschuldigen gelernt, denn das ist fast das Einzige noch, was ihnen von den alten Venetianern geblieben. Die mächtige Venezia, nur gewohnt zu siegen, von Königen ihren Triumphwagen ziehen zu lassen; die Schätze aller Reiche, aller Welten in ihren Schoos zu sammeln; das Meer als Teppich vor ihren Füßen, als Herrschermantel um ihre schönen Schultern — wie war es möglich, daß sie Leiden, Schmerz und Qualen kannte!

So wuchsen denn auch ihre Kinder auf. Als Sklaven huldigten ihnen von der Wiege bis zum Grabe Lust, Freude, Ueberfluß an Allem, Herrlichkeit und Pracht; ihr ganzes Leben war ein Freudentaumel, eine tobende Carnevalswoche, bis die Aschermittwoch sie ins Grab legte. Selbst ihre ernsten, allgewaltig mächtigen Thaten schienen sie fast spielend zu vollbringen. Geschichten, Charaktere, vor deren Größe Jahrhunderte und Menschengeschlechter gestaunt, waren hier nichts Seltenes, sie waren nur der

Lorber, auf dem üppigprangenden Roſenbeet zu nie geſehener Herrlichkeit gediehen; und wie ſie heute Faſtnachtsſpiele und Tänze feierten, in Gondeln jauchzend auf und niederfuhren und der Geliebten Roſen in die Haare flochten, ſo morgen auf dem Schlachtfeld; ſtatt unter Tanz und Liebesliedern, wanden ſie unter Kriegsliedern und Trommeten den Lorber ſich ins Haar. Dazu kommt noch die äußere Körperbildung des Venetianers; ein üppig kräftiger und blühend geſunder Menſchenſchlag, heiſcht ihr Körper tyranniſch alle Arten von Freuden und Genüſſen; dabei den täglichen Angriffen des Elements ausgeſetzt, und allen ſeinen Schrecken und Verderben, haben ſie von Jugend auf mit dieſem Gotte kämpfen gelernt.

Morgens um 9, 10 und 11 Uhr ſteht der Venetianer auf; dann fängt es in allen Straßen, auf den Canälen und den Plätzen an zu leben und zu wimmeln; alle ſuchen jetzt im Winter die Sonne, da liegen, gehen, ſitzen und ſtehen ſie (und ohne Gefahr überfahren zu werden, legt man ſich mitten auf die Straße, denn Wagen und Reiter gibt es nicht, und die Fußgänger weichen aus). Dann beginnen die Geſchäfte und Alles in offenen Läden oder auf der Straße unter freiem Himmel; ſo dauert das fort, (um 3, 4 und 5 Uhr eſſen ſie; um 9 Uhr geht das Theater an und dauert bis 12) bis 1, 2 und 3 Uhr in der Nacht; und gerade des Nachts nach 9 bis 1 Uhr fängt erſt recht das Leben an. Alles iſt glänzend erleuchtet, und ſieht gar luſtig aus, wenn die geſpickten Kapaunen ihr eigen Licht auf dem Schwanze tragen. So ſauſt und treibt und ſchwirrt das alſo die ganze Nacht durch in allen Straßen, und trotz dem ſoll es in einigen Straßen nicht ganz geheuer ſein (wenigſtens früher, jetzt,

ſagen die Leute, ſei die Polizei beſſer). Ich habe es in der Hinſicht hier gut getroffen, daß ich erſt das Jubiläumsfeſt geſehen und dann ein Aller-Seelenfeſt. Da ich nun, trotz dem, daß ich des Abends die Geſchichte bis ſpät mitmachte, doch Morgens um 7 und 8 Uhr ſchon auf dem Marcusplatz war, um Kaffee zu trinken, ſo ſah ich auch dann das Leben. Um die Zeit ſind nur Schiffer da, Waſſer- und Brottträger, Stiefelputzer, die ihr Geſchäft ſchon früh beginnen, u. ſ. w.; dieſe verhöhnten mich nun meines frühen Aufſtehens wegen gewaltig, und meinten, ich ſei ein Todesco, die könnten nicht ſchlafen; ich ſaß aber gern, rauchte mein Pfeifchen, hörte dem Lachen zu, ſah wie die Sonne über das offne Meer in die Höhe ſtieg und allmälig Alles wach rief mit ihrem Glorienwort; dann ſah ich Schiffe kommen und hin und wieder ging auf dem Marcusplatz ein Fenſter auf und ein hübſches Geſicht, mit Augen, deren Glut die Sonne beſchämen und beſiegen wollte, ſtreuete Broſamen nieder und tauſend bunte girrende Tauben ſammelten ſich und pickten und wurden ſo von einem Fenſter zum andern gelockt.

Dann ging ich den ganzen Tag herum, ſah Alles und ging dann Abends in eine Weinkneipe, wo ich Auſtern aß und Capperwein dazu trank. Vorher bin ich faſt alle Abend im Mondſchein in einer Gondel an der Riva hin und durch die Canäle gefahren. Unendlich wehmüthig haben dieſe Fahrten mich geſtimmt; das Geſammtgefühl aller Leiden und Schmerzen, alles Traurigen, das ich je erlebt, Heimweh, Sehnſucht, ſtieg, wie ein Geſpenſt herauf beſchworen, in meiner Seele auf. Es waren wunderbar milde Abende, wie bei uns im September; das Meer ganz ſtill, eine dunkelgrüne Fläche, die ins tiefe Purpur

spielte; eben so war der Himmel; in Beiden schwamm wie ein leuchtend Juwel der Mond, ganz golden (nicht bleich wie bei uns), und um ihn die Sterne. Auf den wenigen Schiffen im Hafen war Alles still und todt; einzelne Gondeln durchkreuzten die Fläche, dann zitterte wie ein langgehaltner Seufzer des Mondes Spiegelbild. Ich fuhr in den großen Canal hinein; auf der Schattenseite lagen alle Paläste und Kirchen, im blauen, aber glänzenden Duft, und nur die Ecken waren vom Mond goldverbrämt; auf der andern Seite wallte sein Licht wie ein tröstender Freund an den hohen Mauern hin, und wie es auf die Fensterscheiben glitzerte, die einem dunklen leeren Zimmer Licht geben, so war es, wie wenn in trübe ausgeweinte Augen der Trost eine milde Thräne lockt. In einigen wenigen Palästen war noch Licht, ein matt dämmernd Licht.

Dann fuhren wir unter dem Ponte Rialto durch und so ging es durch die engen Canäle, bis wir beim Dogenpalast vorbeikamen. Hier war nun völlig Alles todt; aber wie eine Leiche mit offnen Augen lag der Riesenbau da, die Seufzerbrücke wölbte sich hoch über uns. Die Seufzerbrücke, weil über sie die Verurtheilten vom Rathhaus oder Dogenpalast ins Gefängniß, das gegenüber, geführt wurden. Jetzt aber wahrhaft erst die Seufzerbrücke — ein ewiger Seufzer vom Dogenpalast zum Gefängniß — und darunter auf dunklem Grund des Meeres schwamm der goldne Spiegel des Mondes, wie die letzten nie verschwindenden Thränen im Auge des alten Oceans.

Klar und rein spiegelte sich Alles — und so lag Venedig da, wie ein Narcissus einst; nur starrte es sich

an im Spiegel, um zu sehen, ob es denn noch dasselbe Venedig sei, und erkannte sich nicht mehr.

Dauet Marcus' heiliger Löwe auf der hohen Porphyrsäule, umsonst schlägt er mit seinem Schweif die Weichen und reißt vor Wuth sich auf; sein Brüllen ist verhallt, versteinert seine Wuth und alle seine Brüder längst entschlafen. Ein Arzt hat sie alle getödtet. Ganz schaurig ist Venedig im Mondschein — erstanden scheint es aus dem Meer, wie ein Zauberschloß, als der Zauberer mit dem Stabe in die Wellen geschlagen. Schaudernd blicken die hohlen Augen der Paläste in die Tiefe hinunter, als möchten sie nur noch einmal jene Tage heraufbeschwören, nur noch einmal sie im Traume sehen, nur als Geister, die sie einst erlebt; wie ein Todtenkopf, der sich im Spiegel sieht und seine vorige Lebensfülle schauen möchte; und der Wasserspiegel zittert, und es scheint, als wolle das versunkene Venedig noch einmal wie ein Gespenst auftauchen.

Dann steigt wol die Dunkelgrüne aus der Purpurtiefe und hüllt sich in den goldnen Schleier des Mondstrals; schwebt und wankt durch die Straßen und sucht ihre vermißten Getreuen, die ihr entflohen, und weinend lauscht sie in alle Fenster hinein, grüßt die alten Bilder in den leeren Sälen und küßt schmerzlich gerührt die Statuen ihrer treuen Buhlen; und die alten steinernen Heroen auf den Gräbern erwachen und steigen hernieder, die Admirale und Ritter von ihren Pferden; und die Bilder rauschen aus den Rahmen und durch die Säle, in deren ödem Raum jeder Fußtritt hallt. Sieht man ein eigner Zug, daß die alten Fenster innern

in bang freudiger Hoffnung, als kehre die alte Zeit zurück. Am St. Marcus ſchnauben die ehernen Roſſe und des Löwen Augen glühen wieder. — Aber der Morgen graut — und Alles iſt vorbei; ſeufzend kehren die Helden in ihre ſteinerne Hülle zurück, weinend ſinkt die Jungfrau ins Meer und ein langer ſchneidender Seufzer zieht der Morgenwind durch die Straße.

Als wir ſo im Mondſchein auf dem Waſſer fuhren und mir mein alter Diener Staberle erzählte, wie er noch einige Jahre dem letzten Dogen gedient, und mir ſein Haus, wo er gewohnt, zeigte, da ward mir, als wäre ich am Grabe eines lieben, lieben Bekannten.

Daß die Venetianer alle große Maler in der Farbe waren, iſt mir begreiflich, da Alles eigentlich hier nur Farbe iſt und jeder Gedanke ſich in dieſer Welt von Farbe farbig geſtalten muß. Ganz klar iſt mir hier auch geworden (wenn ich ſo Morgens meinen Kaffee trank und die Sonne aufgehen ſah auf dem Meer), wie Farbeton und Muſikton ganz Einer iſt — und uns fehlt nur der feine Sinn, das recht zu finden; eine Ahnung haben wir gewiß alle, denn wenn dieſe Morgenglut am Himmel aufſteigt, daran das weiße Licht, darüber der, vom hellſten, ſchwärmeriſch leuchtenden Ton bis zum tief ernſten dunkeln, glänzend blaue Himmel, unten die ſchillernde bebende Fläche des Meeres, dann die in hellern und dunklern violetten Nebel gehüllten Ufer, die wie einzelne Stimmen erglühenden Bergſpitzen u. ſ. w., da fühle ich wenigſtens, und ich glaube Jeder, wie das Alles einen eignen unhörbaren Klang in der Seele angibt, wie er auf und nieder, höher und tiefer, gehaltner und kürzer tönt; einzelne Stimmen wieder hell dazwiſchen klingen und ſo das

ganze Gewoge von Gluten und Farben und dieſe glänzende, ſchwebende Harmonie zugleich eine tönende Harmonie ausſtrömt. Klar ausdrücken kann ich mich nicht, aber was ich unbeſtimmt oft früher gefühlt, daß ſo ein eignes Tönen und Klingen in der Mondnacht, im Sonnen-Auf- und Untergange iſt, das fühl' ich jetzt klar und gewiß werden wir in jener Welt es ganz klar empfinden.

Das gehört hier aber nicht her, alſo noch von Venedig, und zwar von ſeinen Malern, von denen man wirklich hier eine herrliche Geſellſchaft ſieht; ſie ſind ganz echt local, venetianiſch. Ueppig prangend und glänzend von Farbe, wie die Natur und die Menſchen, haben ſie allen Reichthum, Pracht und Ueberfluß wie die alte Republik ſich angeeignet und theilen verſchwenderiſch aus; aber ſie ſind blos die Prachtgewänder, die Carnevals-Spiele und Scherze, die Freud- und Luſt-Miene der Republik; nur Einer oder Zwei haben ihren Ernſt, ihre Macht und Gewalt. Das ſind Bellin und Tizian und darum denn nur von dieſen; ſo ſchöne einzelne Bilder ich auch von Veroneſe geſehen, worunter ſein Abendmahl beim Levi, mit ſeiner lichtgebenden, prächtig verſchwenderiſchen Farbe, und der Art, wie es gemacht iſt, wo der Pinſel nur auf der Leinwand geſpielt zu haben ſcheint und die ſprechendſten, wahrſten Köpfe und Mienen hervorgezaubert, mich ganz verſtummen machte vor Bewunderung, ſo hatt' ich doch bald genug. Auch nichts Anderes zu ſehen als Fleiſch und Zeug iſt doch langweilig. Beim Tizian aber iſt das anders. Mein Lieblingsbild von ihm iſt ſeine Grablegung in der Galerie Manfrini. Gewaltig iſt Tizian immer in allen ſeinen Sachen, aber gewöhnlich geht ihm die ernſte Tiefe, die mächtige

Einfachheit und ein tief empfundner Seelenausdruck ab. Er ist echter Venetianer, groß und schön sind auch seine Formen, seine Zeichnung immer, aber ein zu üppiger Ueberfluß erlaubt ihm nicht immer in den Formen der großen einfachen Grazie zu bleiben; eben so in seinen Bewegungen und Gewandungen, seine ganze Umgebung, Natur und Alles hat das schon in ihn gelegt. Wo Alles in Pracht und Ueppigkeit die Schranken überschreitet, muß das auch in die Kunst übergehen und geht selbst etwas über bis in seine unvergleichlich schöne Farbe; das heißt aber nur bei seinen letzten Bildern. Fast alle seine Bewegungen grenzen nah' an Uebertreibung, wie sein Ausdruck, seine Zeichnung und Falten. Was den Ausdruck nun betrifft, wie sollte Der, der so an der brechend überladenen Tafel des Lebens saß, den Becher der Lust und Freude in der Hand, den das Leben mit Allem überschüttete, aber dafür auch ganz zum Sklaven sich machte, wann konnte der Zeit haben, Ruhe und Muße, sich aus diesem Leben zurück zu ziehen und in die geheimen Kammern des Seelenlebens einzugehen! Da rissen ihn tägliche Anregungen und Störungen heraus und, ohne blind zu sein, war es ihm unmeglich. Seine Köpfe sind alle groß und schön, aber alle seine Heiligen voll irdischer Lust erfüllen nicht mit der Corfurcht, wie die alten Florentiner. Diese Mängel, wenn ich es so nennen darf, sind am wenigsten bemerkbar in seiner Grablegung. Das Bild ist einfacher, gewaltig ernst und rührend, besonders der Kopf des Nicodemus, der sein eignes Portrait ist. Nächst diesem ist besonders schön von Tizian in der Kirche S. Giovanni und Paolo sein Wunder des heiligen Peter von Aretin (bekannt wie die Grablegung durch

Kupferstich), dann einige große Bilder auf der Akademie, unter denen die kleine Maria, die zum Tempel geht — dann die wunderschöne Venus im Palast Barberito, wie auch hier der Faun mit einer Bacchantin. — Einige Portraits: Das Portrait des Dogen, auch ein schöner Christuskopf und noch viele, viele Bilder. Denn fast in jeder Kirche, in jedem Palast sieht man Werke von ihm, und alle meisterhaft leicht, fast wie mit dem Pinsel spielend hingedacht, und unbegreiflich schön in der Farbe, bis auf die letzteren, die zu dunkel und fast schwarz im Schatten sind. Sonst habe ich diese Farbe der Alten und besonders diese vollendete, glänzende, leuchtende der Venetianer so gern. Es ist nicht blos das Portrait der natürlichen Farbe, nicht der Mensch ganz nachgeäfft wie er vor uns steht, denn dies hier ist ewig gleich und bleibend, jener immer wechselnd durch das Wallen des Blutes, dann etwas bleicher, etwas röther u. s. w., daher können wir das doch nicht nachmachen und wiedergeben, und unsere getreue nachgeahmte Farbe wird immer etwas Materielles, Körperliches und Widerliches behalten (wie für mich bei den Niederländern größtentheils), ein Farbenkörper ohne Geist, oder wie bei den Modernen (mir verhaßten Malern der berliner Schule) eine ganz seelen- und geistlose Schminke. Bei den alten Venetianern ist jede Farbe Gedanke; sie dachten nur in Farben, daher ihre Farbe so seelenvoll und geistreich, und — bewegt möcht' ich sagen. Gelebt müssen sie fast nur mit dem Pinsel haben, daher so unendlich viele Werke von ihnen.

In manchen Bildern steht fast über Tizian noch für mich Johann Bellin, namentlich in zwei Bildern, sei-

nem Abendmahl der Jünger zu Emaus in S. Salvatore und einer Madonna al Trono, nebſt vier Heiligen und zwei Engeln, in der Kirche ai Frari.

Er iſt in der Form freilich lange nicht ſo ausgebildet, und in der Art, ſich auszudrücken, hat er nicht die Leichtigkeit und Meiſterhaftigkeit; aber er hat nach Dem, was dem Tizian fehlte, geſtrebt; ſo iſt er freilich weniger echter Venetianer, aber er fühlte, daß ein tieferer Ernſt nöthig; ward es ihm auch ſchwer, als Venetianer ſo Vielem zu entſagen, um dieſes zu erlangen, und merkt man auch bei den meiſten Bildern dieſe Mühen an einem gewiſſen eiſernen gezwungenen Ernſt in ſeinen Köpfen, Haltungen und Falten, ſo iſt der Wille doch ſchön und lobenswerth, und bei dieſen zwei Bildern iſt das auch nicht der Fall. Auch iſt er da in der Form ausgebildeter, beſonders bei den Jüngern zu Emaus, und in der Farbe iſt er etwas ſtrenger noch und doch ſo ſchön wie Tizian, ja ſogar noch leuchtender, kräftiger und voller.

Auf jenem Bilde iſt ſein eignes Portrait; ein ſchöner Mann in ſchwarzer Tracht, der neben dem Heilande ſitzt. In dieſem Portrait ſieht man deutlich, was ich geſagt, daß er, ein echter ſtrudelnder Venetianer, nach einer größeren, ruhig einfachen Würde geſtrebt. Auf dem Bilde in der Sacriſtei von ai Frari ſind zwei muſicirende Engel, von denen beſonders einer, der die Flöte ſpielt, unvergleichlich ſchön iſt.

Die ältern Venetianer vor Bellin haben mich nicht angezogen, da ſie unausgebildet und kümmerlich ſind und ich das gern überſehe. Bei den älteſten Florentinern ſchon iſt eine große ſchöne Seele in den erſten Grundzügen, den Urſprungsquellen zu erkennen, aber wo ich blos den

Körper zu sehen habe, will ich diesen auch ausgebildet erblicken; unmöglich kann das aufwachsende Kind mir das Bild des vollkommnen Mannes, der lebensvollen Jungfrau geben.

Von einem meiner Lieblingsmeister habe ich wenig hier gesehen; das ist Giorgione. Ein schönes Bild einer Dame mit der Guitarre von ihm, in der Galerie Manfrini, ausgenommen, die da sitzt, ihren schönen Hals, Arm und Brust entblößt, das lange Haar herunterwallend, mit einem solch trotzig verachtenden Blick, als fodre sie die ganze Welt heraus, vor ihrer Schönheit sich zu beugen und ihr zu dienen.

Dann habe ich einen Genremaler, den ich ausgezeichnet liebe, obgleich fast alle seine Bilder schwarz geworden; aber die Wahl seiner Gegenstände und die Art, sich auszudrücken, ist so launig und interessant: das ist Bassano. — Nichts geb' ich um Tintoretto.

Noch Manche sind, die ich gern hab' ihrer leuchtenden Farbe und naiven Art wegen, als Cima da Conegliano, Pordenone, und ich weiß nicht, wie die Andern heißen.

Im Palast Barberico ist die Casa (die Wohnung) Tizian's. Das Zimmer, wo er lehrte, seine Schüler hatte, wo er arbeitete und starb. Die Castellanin schloß mir auf und wir traten aus einem Prachtzimmer in das andere; die Wände alle goldgepreßte Ledertapeten, die Decken reich ausgemalt und vergoldet. Im ersten Zimmer hingen die Portraits der Familie Barberico; dann kamen in einem nach dem andern lauter Werke Tizian's. Schön ist es, daß die Zimmer alle noch so sind und daß die Modesucht nichts umgeändert — aber dennoch ist

es traurig, dieſe großen Räume, wo jede Minute das Aufblühen eines Meiſterwerks, den reichſprudelnden Springquell belauſchte, dieſe Räume nun öde und todt zu ſehen, große Spinnweben in allen Ecken und trübe Fenſter, durch welche die Sonne nicht ſcheinen kann. Winter iſt in dieſem Blumengarten der Kunſt, der Springquell iſt verſiegt, gibt keinen labenden Trunk mehr. Nie kehrt Venedigs Kunſt zurück, nie jene Zeit, die hier zu Grabe ging, denn nur auf freiem Boden können ſo üppige Lorbern wachſen.

Hier iſt des alten Meiſters müdes Auge gebrochen; ſein letztes angefangenes Bild hängt hier (er war 99 Jahr alt, als er es malte) und noch immer ſcheint durch die oden hallenden Räume der ſchmerzlich ſchneidende, letzte Ton ſeines Schwanengeſanges zu ziehen. Frei wie ein Herr kann jetzt ein armer Künſtler für einige Kreuzer durch dieſe Räume gehen, die er ſonſt nur mit Demuth betreten, wenn ihm der große, hohe, 99jährige Greis, der Stolz Venedigs, entgegentrat. — Ich ſah ihn freilich überall noch, überall die Fußtapfen des Löwen, und unendlich traurig wurde mir, als wär' ich in einem Sterbehaus, aus dem man eben die geliebte Leiche fortgetragen. Die Bilder von ihm hier ſind alle furchtbar ruinirt, einige kaum noch zu erkennen. Die wunderſchöne Venus, oder nackte Geliebte des Künſtlers, hat unſere anſtändig feine Zeit verhängt, indem ſie ſie mit einem Schleier bekleidet hat. Eine feine ſchöne Zeit; weil ſie ſelbſt ſo ekel nackend iſt und nur durch Schminke, falſchen Staat ſich noch anſehbar zeigen kann, ſo kann ſie neidiſch keine nackte Schönheit ſehen.

Vom Palaſt Barberico gingen wir dann in die

Kirche ai Frari, wo Tizian begraben liegt. Ein einfacher Stein im Fußboden mit einem Kreuz und seinem Namen bezeichnet die Stelle, unter der das Auge geschlossen ruht, dessen flammender Blick einst Farbenwelten schuf. Gerade diesem Stein gegenüber ist Canova's Monument, von ihm sich selbst gesetzt, oder, was ich aber nicht recht verstehe, dem Andenken Tizian's gewidmet und nach seinem Tode von den dankbaren venetianischen Sklaven ihm geweiht. Wo Tizian schläft, das braucht die Welt nicht zu wissen, denn genug bezeichnet ist sein Leben — wenn längst sein Grab vergessen, werden seine Werke ewig wie Sterne am Himmel glänzen. Canova mußte sich aber selber einbalsamiren und ein Denkmal setzen, damit seinen Namen die Jahrhunderte nicht verlöschen. — In der Akademie ist Canova's rechte Hand und Meisel; gut ist, daß sie die Hand und nicht das Herz genommen, denn jene war ergiebiger doch.

Im Palast Manfrini sind die Sachen alle besser und gut erhalten; es gibt auch schöne Giulio Romano da, die, schön gemalt und gezeichnet, nur dürftig in der Composition, dennoch ein schwach verhallend Echo von ihres Meisters Stimme sind. Auch ein paar Dürer und manche ältere Bilder haben sie.

Von den Kirchen sind sonst noch sehenswerth: S. Chrisostomo, in der manches schöne Bild sich befindet; Madonna del Orto, die von außen schon eine der schönsten Kirchen ist und einen sehr schönen Thurm hat; ein schöner Weg führt dahin. Inwendig ist sie sehr alt und besitzt einige herrliche Bilder aus der venetianischen Schule: von Bellin und Palma, Bonifazio, Padovanino u. s. w. Dann S. Zacharia, eine sehr schöne, modernisirte, aber

urſprünglich alte und herrliche byzantiniſche Kirche, hat viele Bilder, vorzüglich einen Bellin in der Kirche, und eins in der Sacriſtei, das wunderbar ſchön iſt; auch aus der venetianiſchen Schule oder von ihm ſelbſt noch mehre Bilder. Ferner Maria Formoſa, in der ein ſchönes Altarbild; Dei Gieſuiti, worin ein Bild von Titian (das, meiner Meinung nach, nicht des Weges da hinaus werth iſt), iſt für mich ungemein ſchön hinſichtlich der Bauart und mancher Sculpturarbeiten außen und innen. Der Hochaltar und die Kanzeln ſind vorzüglich ſchön angelegt und hier auch gibt es manches ſehenswerthe Bildhauerwerk; dann an den Sockeln zweier Pfeiler außerordentlich hübſche Engelchen und Knaben in Mauergitter, die zuſammen ſpielen; auch hübſch gearbeitete Arabesken, die aber aus ſpäterer Zeit zu ſein ſcheinen. Außen ſcheint die ganze Kirche einſt Moſaik geweſen zu ſein, und über der Thur iſt eine ſehr ſchöne Madonna und am Thürpfeiler ein ſchönes Basrelief. Dann noch die griechiſche Kirche, in der ich ein Hochamt angeſehen habe. Dieſe Kirche ſcheint uralt, aber ſpäter reſtaurirt. Ueberall findet man noch Ueberbleibſel der ſehr ſchönen Moſaik, womit die Wände und Gewölbe ausgeziert waren, Alles ungeheuer reich auf Goldgrund; beſonders ausgezeichnet iſt kein Kunſtwerk, nur eine ſehr klare, einfach ſich ausſprechende Darſtellung der Taufe; aber intereſſant und ſehenswerth und ungemein ergreifend war das Hochamt. Der Altar geſchmückt mit gewaltigem Pomp, die Kirche eine Verſammlung (mich und meinen Staberle ausgenommen) von ſchönen Leuten, in ſchönen fremden Coſtümen, die mir alle aus einer fernen, längſt verſchollenen Zeit plötzlich hervorgerufen zu ſein ſchienen. Im Hintergrunde der Kirche ſtanden die we-

nigen Frauen. Die Alten, alle mit Binden um's Haupt und kurzen griechischen Oberkleidern, schienen auch in der Tracht dem Vaterlande noch treu bis zu ihrem baldigen Tode bleiben zu wollen; die Jüngern, lauter schlanke, blühend-schöne Figuren und Gesichter, hatten nur das von ihrer Vaterlandstracht behalten, was sie kleidete, und sonst sich modern costümirt, sahen dadurch aber äußerst reizend, geschmackvoll und interessant aus. Die Männer gingen alle griechisch, einige Kaufleute, Seefahrer und alte Soldaten in ihren bunten Trachten, junge Studenten und Geistliche schwarz, aber mit langem schönen Haar. Der Archimandrit (oder oberste Geistliche), der das Hochamt hielt, und seine zwei dienenden Untergeistlichen waren ausgezeichnet schöne Leute, mit einer morgenländischen Physiognomie und langem Haar; der Alte weiß, die Andern braun und schwarz, mit schönen langen Bärten; der des Aeltesten hing bis lang über die Brust schneeweiß über das weiße goldverbrämte Altargewand herunter. Gesichtszüge, Ausdruck, Anstand, Form und Bewegung, Alles war einfach, ruhig und groß, aber graziös, entschieden und voll. Als das Hochamt vorüber, die Geistlichen ihre Gebete verrichtet, trat die ganze Gemeinde zum Altar und küßte dem Alten ehrfurchtvoll die Hand. Da sah ich außerordentlich schöne Gruppen.

Dann war ich, der ein Feind von allem Thurmsteigen ist, auf dem St. Marcusthurm, das heißt, dem Glockenthurm. Man braucht keine Treppe zu steigen, sondern geht so in dem alten Gebäude hinauf. Der Weg ist freilich schlecht, denn er scheint der Abtritt der ganzen Stadt zu sein, und ist die Luft fast verpestet darin; aber oben tritt man auf einen freien, von Säulen umgebenen

Platz und wird hier wirklich reichlich für alle Qualen belohnt. Es war gerade Sonnenuntergang, als ich oben war; ein göttlicher Abend, der Himmel schien ein azurblauer, dunkler, glänzender Pokal, umgestürzt, alle seine rothgoldig leuchtende Glut auszuschütten in den Schoos seiner dunkelgrünen Wellengeliebten. Venedig lag unter uns ganz eingehüllt in einen goldnen Schleier, wie der leuchtende Blick in einem schönen Auge; alle seine Paläste, seine unzähligen Kirchen, Thürme, Klöster u. s. w., seine Häuser mit ihren Dachgärten und Balcons, Alles war vergoldet und glühte wie bereitet zu einem großen Feste. Das Leben, der Schmuck, die Pracht, Alles, was die Zeit Venedig längst geraubt — die Abendsonne schien es zurückzugeben und Venedig zu einem neuen Morgen geschmückt zu sein. Aber bald war dieser Traum vorbei, denn wie das Licht schwand, schwand die Glut, das Leben, und blieb nur ein geschmücktes Opfer auf dem Altar der Zeit.

Nun fingen unten in der Stadt von allen Thürmen die Glocken an zu läuten zur Abendvesper — undeutlicher verschwammen die Massen alle in ein Dunkelgold; die Gebirge leuchteten wie Kerzen, angezündet auf dem großen Hochaltar der Welten, und die Natur schien ein Hochamt zu feiern und Erde und Ocean zusammen zu schwimmen in eine flammende Glut, einen allmächtigen großen Welthymnus. Die Sonne war unter, die Glockentöne verhallten allgemach und schienen hinwegzuschweben mit dem scheidenden Licht.

Plötzlich begann neben mir der alte invalide Soldat, der Glöckner und Thurmwächter ist, immer oben lebt, nach den Schiffen schauet und diese, so wie Feuer, an-

zeigt, zu singen, und mein Staberle sagte mir, daß dieses aus dem Tasso sei und daß jener Soldat und zwei alte Gondoliere die Einzigen noch wären, die den Tasso sängen und ganz auswendig wüßten. Das ergriff mich nun gar, ich hörte lang und andächtig zu, ließ mir des Alten Geschichte erzählen, der noch unter der Republik gedient hatte und Invalid geworden war. Wol sah er nach Schiffen, aber nach den Schiffen, die entweder Venedig eine Seele wiederbrächten, oder den Schatten über den Styx hinüberführten.

Indem wir den dunkeln Weg durch den Thurm zurückgingen, hörten wir immer schwächer bei jeder Wendung noch seine tiefe zitternde Stimme, als ob er Venedig den Schlaf abwehren oder es wecken wollte. In dem großen Grabgewölbe ward ihm bange und darum sang er solche alte Lieder. Der Greis sang Jugendlieder, um wieder jung zu werden; aber Alles vergebens.

Endlich waren wir unten und nun begann ein neues Hochamt; der ganze Himmel war eine Glorie von Cherubim mit Sternenaugen, die mit dem milden Mondlicht vereint ihr sanft niederströmend: „Tröster, tröstet mein Volk!“ sangen. — Wir gingen noch in die S. Giovanni- und Paolokirche, wo Seelenmesse für die Todten war. Hier ist auch ein sehr schönes Glasfenster und die meisten alten Grabmäler von Dogen, Nobili, Generälen und Admirälen der Republik. Die Kirche war matt erleuchtet, die Musik schien alt und mächtig, und wenn die langen flehenden Töne des zerreißendsten, untröstlichen Schmerzes durch die weiten Hallen wallten, dann schienen die alten auf den Sarkophagen liegenden Statuen sich aufzurichten und die Häupter schüttelnd aus den hohlen Augen zu

winken: „Was weint ihr um uns, wollt ihr uns Ruhe geben? Handelt, wie wir gehandelt haben!“ — Schon ſah es aus, wie der Mond durch die glasgemalten Fenſter lauſchte, ob die Menge ſich nicht bald verlieren werde und er die große Halle beſuchen dürfe.

Nun aber, da ich faſt Alles berichtet, wär' es doch ſehr unrecht, meines getreuen Führers gar nicht zu gedenken. Das iſt der Staberle, derſelbe, der auf dem Theater auftritt; und iſt er es nicht, ſo könnte er es doch ſein. Ein alter Mann, eine lebendige Caricatur in ſeinem Geſicht, ſeinen Bewegungen und ſeinem Weſen; ewig ſchwatzt er, wie er Alles kennt, Alles weiß, Alles geſcheidt macht, ehrlich iſt; wie alle großen vornehmen Herren ſeine Freunde ſind, ihn lieben und wie er ſie liebt, wie er von ihnen gelernt hat und dadurch Alles aus dem Grunde verſteht; wie alle andern Führer nichts taugen, nur er, er ſo 'n kleiner Kerl, aber pfiffig, weil er's verſteht; wie er's Privilegium hat, man ihm hundert Tauſende anvertrauen kann, die Polizei ihn reſpectirt; er braucht nur ein Wort zu ſagen, iſt Einer gefangen oder frei. „Sechs Schiffleute habe ich alle abgerichtet, müſſen Alles thun, was ich will; warum, ich bin vom Kaiſer eingeſetzt, kaiſerlich Patent. Haben Sie auch geſehen meine Schwefelhölzer? Das hat der Herr von Cornelius auch geſagt, Staberle verſteht's wie Einer. Staberle, du verſtehſt's, ein Kunſtler kann nicht ſo viel ſuchen. Ach, Sie ſind ein Gotteskind, wenn Sie gehen, gehen mir die Augen über; ich bin ein armer Mann, aber ehrlich. Es lebe Ihr ganzes Haus. Haben Sie geſehen, ſelbſt auf der Polizei nehmen ſie den Hut vor mir ab, ah Staberle! Ach laſſen Sie mich nur machen, Alles mach' ich gut. Sie ſollen ſagen, ich hab'

in einem Tag geſehen von elf bis zwei, was Andere in acht nicht ſehen; und wenig Geld. Aber Atteſt müſſen Sie mir auch ſchreiben, Sie wiſſen, in mein Buch, wie die andern Herren.“ Nun recitirt er irgend einen Vers und ſo geht das in einem fort, und immer wieder daſſelbe. Dabei gibt er allen Bildern Namen zum Todtlachen und erzählt immer das unſinnigſte Zeug, was große Leute dazu geſagt, und wirrt Alles in einander; wie z. B. bei der Ausgießung des heil. Geiſtes von Tizian erzählt er: „Sehen Sie, wie ſchön; das ſind die drei heiligen Frauen, wie ſie zum Grabe kommen und der heilige Engel Gottes Maria überſchattet, als ihr ſchon die Propheten bewieſen, und der, der von Moſes geſagt hat: wahrlich, wahrlich, nach mir kommt Einer, den ſollt ihr nicht braten. Sie wiſſen, was das ſagen will, iſt's nicht ſchön ausgedrückt? Das iſt auch die Apokalypſe vom alten und neuen Teſtament, und die Taube oben iſt zugleich Bedeutung, wie David und all' die heiligen Männer von Alexander bis jetzt, auch der Herr von Cornelius und die Schlotthauerſche Familie: ſeid fromm wie die Tauben“ u. ſ. w.

Das ſind Probeſtücke, dabei ſpaßen alle mit ihm, ſcheinen ihm aber alle gut zu ſein, und er ſelbſt iſt eine alte, gute, ehrliche Haut und, das Geſchwätz abgerechnet, ein ſehr brauchbarer Kerl, da er 42 Jahr in Venedig iſt und jeden Winkel kennt, und, nimmt man ihn freundſchaftlich, nennt ihn Du und Staberl, ſehr willfährig und unermüdet. Dabei trinkt er gern, und weil ich das merkte und oft eins mit ihm trank, ſo war er gegen mich ſehr billig und nahm nur 2 Zwanziger für den Tag. Sein Haus oder Bude iſt eine Niederlage aller neuankommenden und anſäſſigen Deutſchen, und ich war gern

des Abends einige Stunden da und ging dann mit ihm in eine Schenke und ließ mir von dieſem halbkindiſchen Alten, der aber dabei ſich ganz glücklich fühlt, den tollſten Galimatias vorſchwatzen, bis er etwas berauſcht war und ich ihn zu Hauſe führte. Sein Sohn iſt eben ſo gut und brauchbar, dabei ſtill. Dieſer Alte war überall mein Begleiter von Morgens bis Abends und mein treuer Führer und Freund.

Ganz begreiflich iſt mir, wie der Deutſche ewig dem Italiener fern ſtehen wird. Der Italiener gilt nur ſich ſelbſt etwas und weicht nicht aus dem gewohnten Gleiſe ſeiner Lebensweiſe, und ſo ſieht er auf den Fremden, der's anders treibt und anders lebt wie er, wie auf einen nicht Rechtgläubigen, verächtlich, erbarmend herab; und eben ſo eigentlich iſt der Deutſche, er will ſich nicht veritalieniſiren und ſtößt ſo überall an. Eſſen, Trinken, Kleidung, Sprache, Alles iſt nicht wie in Deutſchland und ſomit nicht recht. Der Franzoſe ordnet ſich leichter unter, aber der Deutſche bleibt ſtörrig ein Deutſcher und nicht übel gefällt mir das, machte er es nur überall ſo. Ich würde mich mit der Zeit ſchon in Italien naturaliſiren können, denn eigentlich vertrag' ich mich mit Allem recht gut und würde beſonders gern hier in Venedig bleiben, wenn nicht die alten Paläſte und Gebäude mit ihren geiſterartig mahnenden Augen und dem wehmüthigen Zugwind, der durch ihre leeren Räume klagt, mir das Herz überfließen machten, und dann haß' ich dieſes Volk, das, wie Noah's Sohn, über die Schande des Vaters zu ſpotten ſcheint.

Sonſt habe ich nur immer ſchöne Gruppen und Trachten geſehen und will verſuchen, ob ich Einiges davon zeich-

nen kann, denn beſchreiben läßt es ſich nicht; auch habe ich Gruppen um den Declamatore an der Riva geſehen und ihn gehört, der mit gewaltigem Geſten etwas herbrüllt, ich weiß nicht was. An allen Ecken trifft man ſolche Kerls und Volk um ſie herum; oft ſieht auch einer verlaſſen in einer engen Straße und ſchreit gegen die hohen Häuſer hinauf. Abends habe ich Sänger gehört, die ſich auf der Guitarre begleiten, aber was ſie ſangen, war größtentheils aus Opern. Mit der frechſten Miene treten ſie auf, als ob ſie die größten Künſtler wären, und ſingen ein elend Ding daher.

Ueberhaupt die Frechheit, der Stolz, mit dem der Italiener Alles thut, ſeine Waare anbietet, handelt, ſein Trinkgeld fodert (die Schuhputzer ſogar ſich ſo anbieten), das hat mir gefallen, man glaubt ſolchem Kerl nichts abdingen zu können, ſo verachtend ſieht er Einen an und läßt's doch um die Hälfte hernach. Die Mädchen und Weiber ſind hier alle ausgezeichnet ſchön und üppig und prächtig gewachſen, mit ſchönem Hals, Nacken und Bruſt und verlangendem, doch ſtolzem Mund, der dem ganzen Geſicht dieſen Charakter gibt, dabei die ſchönſten ſchwarzen und braunen Augen und prächtiges ſchwarzes Haar; aber wie mit der venetianiſchen Schule, geht es mir auch hier, zuletzt wird man des Fleiſches ſatt und viel mehr zeigen ſie nicht; und wird man ſo lange von allen Seiten mit Feuerblicken beſchoſſen, ſo wird man feuerfeſt (denn ein ſolcher Blick iſt etwa keine Auszeichnung, der wird Jedem, dem Bettler und König), und ſie ſcheinen auch faſt alle, wie Venedig ſelbſt, von der Göttlichkeit verlaſſen im Innern, nur noch das Gepräge von außen zur Schau zu tragen. Freilich habe ich auch einige ausgezeichnet

ſchöne Frauen hier geſehen, wo auch eine Seele aus den Augen zu blicken ſchien, und hätte ſie gern lange, lange angeſehen, aber wie eine Erſcheinung huſchte ſolch' eine Geſtalt in der Menge vorüber.

Sehr verſchieden habe ich hier gelebt, einen Mittag in der Kneipe, den Abend in jener, und ſo jeden Tag anders; aber immer in ordinairen Weinkneipen, wo es wohlfeil war. Dann gingen wir zu einem Metzger, die hier alle zugleich kochen, und ließen uns etwas bereiten, das wir mit hinnahmen; denn in ſolchen Kneipen bekommt man nichts, als was hingetragen und dort verkauft wird, als gebratene Kaſtanien, Auſtern, Schinken, Krebſe u. ſ. w. Hier trafen wir denn nun alles mögliche Volk, Schiffer und Arbeiter, Bettler und Damen (beſondern Ranges). Dann gingen wir auch wieder in Kaffeehäuſer, wo lauter vornehme Herren, Griechen und Türken waren, und dann unter den Colonnaden am Marcusplatz ſpazieren.

Ganz vergeſſen hätt' ich beinahe, auch den Dogenpalaſt und das alte Rathhaus als ſehenswerth zu nennen, und doch hat gerade dies auf mich den tiefſten, ſchmerzlichſten Eindruck gemacht. Der Dogenpalaſt, das Rathhaus und das eine Seitenſchiff von St. Marcus bilden im Innern einen viereckigen Hofraum; aus dieſem führt bis zur Galerie des erſten Stockwerks des Rathhauſes die berühmte, einſt furchtbare, große Treppe. — Groß iſt ſie und ſchön, aber ſeit der letzte Doge ſie hinabgeſtiegen, ſcheint ihre Furchtbarkeit verſchwunden; die Kinder ſpielen jetzt darauf und Kaiſer Franzl's Soldaten und Knechte gehen ſie ruhig auf und nieder. — Daß ſie nicht zuſammengeſtürzt iſt, als der letzte Doge die

Freiheit Venedigs hinuntertrug! — Mich überlief ein eigen ſchauerndes Gefühl, als ich ſie hinaufſtieg, — alle die Geſichter der Treppenſteine und Götter und Heiligen ſchienen die Augenbraunen zuſammen zu ziehen und zu zürnen, daß ich Frevler es wagte. Oben ſah ich in der Mauer noch die Stelle, wo einſt die furchtbaren Löwenköpfe geſeſſen, die ſtummen Ankläger der Feinde des Vaterlandes. Wie ein vielköpfiger Cerberus ſahen ſie furchtbar warnend Jeden an und mahnten ihn, ehe er den Schritt that, ſich zu prüfen, daß er nicht ein falſcher Ankläger und Verleumder würde. Aber war die Klage einmal in ihren Rachen, dann trugen ſie ſie zum Tartarus hinab und nichts brachte ſie wieder zurück. Man hat ſie weggebrochen, und mit Recht, da es jetzt keine Freunde des Vaterlands, keine Richter und Ankläger mehr gibt und alle nur Feinde ſind. Sie waren Diener der Republik und treuer als ihre andern Diener mußten ſie ſein, da ſie keinem Kaiſer dienen wollten.

Nun trat ich denn in dieſe ungeheuren Säle. Einer iſt prächtiger verziert und reicher ausgeſchmückt als der andere; faſt alle ausgemalt von Tizian, Veroneſe und Tintoretto, mit bibliſchen, größtentheils aber geſchichtlichen Darſtellungen, ein Kranz, geflochten aus den vielen Lorbern des alten Venedigs und geſchmückt wie mit den Edelſteinen der Thaten ihrer großen Männer. In einem Saal iſt die Apotheoſe Venedigs, im andern Schlachten, große Züge u. ſ. w. Aber welk iſt dieſer Kranz und verdorrt liegt er nur noch auf dem Grabe der Republik und ſchmücket keine ſchöne Scheitel mehr. Im großen Rathsſaal, im Geſandtenſaal, im kleinen Rathsſaal u. ſ. w., überall war ich, überall war's todt und leer; ſchaurig

ſchallten meine Fußtritte wieder ringsum von den verlaſſenen Wänden. Die großen Vorhänge wallten geiſterartig, die Fenſterſcheiben ſchrillten, die verlaſſenen Sitze knarrten ächzend und die Portraits aller der alten Dogen, die oben als Fries durch zwei Säle gehen und dieſe wie eine Perlenkrone umkränzen, ſchienen ſeufzend die Bruſt zu heben und den Mund zur Klage zu öffnen. Alles, Alles, die leeren Sitze und vor Allem die leeren Felder nach dem Portrait des letzten Dogen, ſie ſchienen alle zu fragen: „Wo iſt Venedig hin, kommt denn kein Doge mehr?“ So irrt ein Menſch am Ufer und ſtarrt in die See, die ſeine Lieben verſchlang!

In dem einen Saal ſind auch fünf ſchwarze leere Räume; hier ſind die Bilder der Familie Falieri bis ins vierte Glied herausgeriſſen und auf dem einen ſchwarzen Raum ſteht mit großen Buchſtaben „wegen Verrath am Vaterland!“ — Die mußten büßen, aber das letzte Dogenportrait hängt ruhig da, wenn auch alle andern zürnend auf ihn blicken, als fragten ſie: „wo blieb die Republik, ſie ſtarb, und du lebſt noch?“ — Erblaſſen und ſchwinden ſollte vor Scham das Bild — aber — es iſt ein Bild aus unſrer Zeit.

Auch habe ich die Stelle geſehen, wo Falieri enthauptet wurde, und alle die bekannten Schreckensorte, die berühmten Bleikammern (freilich nur von außen), die unterirdiſchen Gefängnißräume u. ſ. w., und auf der Fallthüre habe ich auch geſtanden, die in die Arme der heiligen Jungfrau führte; jetzt aber exiſtirt ſie nicht mehr und die Thür iſt zugenagelt. Ja, wol Manchem hat ſie ihre Schwerter ins Herz gebohrt; aber als ſie zuletzt die Republik ſelbſt in ihre Arme ſchloß, da durchdrang auch ihre Seele ein

Schwert. Das Schwert, womit ein König enthauptet, darf Keinen fürder tödten.

Als ich hinaus trat auf den Marcusplatz, ans Meer und alle die schwarzen Gondeln sah, da erst begriff ich, warum sie schwarz waren, weil sie wie manche Witwen die Trauer um den geliebten Gatten nie ablegen wollen. (Freilich sind sie von jeher schwarz gewesen, da es die Farbe der Venetianer ist, und doch hab' ich in etwas recht, denn diese soll herstammen, seit Venedig Constantinopel verlor und darum in Trauer gewesen.)

Im Meere, eine Stunde von Venedig, liegt ein armenisches Kloster; da war ich zweimal und außerordentlich gern. Die Mönche sind lauter gebildete, feine Leute, haben ein edles, anständiges Benehmen, schöne schwarze Kleidung, Mönchskutten, wunderschöne Bärte und geistreich noble Gesichter. Sie besitzen eine reiche Bibliothek, eine seltene Mumie, armenische Handschriften mit für Costümforscher interessanten Miniaturen; dabei haben sie das wenige Land, das in ihren Mauern auf der Insel ist, ganz in einen Garten verwandelt, in dem alle Arten Aloen und Cactus, alle seltnen Blumen und Pflanzen stehen, Weinlauben auf alten Säulen ruhen und ringsum dunkelgrüne Lorberbäume stehen. Aus allen Fenstern hat man eine wunderschöne Aussicht, besonders nach der Stadt. Einige arbeiteten im Garten, Andere lasen und Einer war hübscher als der Andere. In einigen Zellen, in die ich im Vorbeigehen sah, beschäftigte Einer sich mit Blumen, ein junger schöner Mann; ein Anderer schrieb, ein Dritter saß und hörte einem Vogel zu.

In der Kirche knieten zwei Büßende, wovon einer ein schweres Gelübde zu erfüllen hatte; dieser war ein

Mann von 40 Jahren, mit einem breiten, langen, dunkelbraunen Bart, dunklem Haar und Augen, einer bleichgelben Gesichtsfarbe, die auf den Wangen ganz wenig gebräunt war; sein stolzer, feiner, edler Mund war mit den Zügen des tiefsten Schmerzes wie mit einer Dornenkrone umgeben. Der Blick war feurig glühend, ein Lichtblick auf dem tiefen See einer großen Seele. Ein unendlich unaussprechlicher Schmerz lag in seinem Blick, der gern mild und freundlich Jeden ansehen möchte. Alles, eine Geliebte vielleicht, hatte er auf die furchtbarste Weise verloren und darum der Welt entsagt. Sollte er doch, wie es die Pflicht seines Ordens verlangte, obgleich er keine Liebe mehr wollte und finden konnte, Liebe gegen Jeden sein.

Merkwürdig wurde mir in diesem Kloster, es war so schön, es lag so schön, solch' schöne Leute, so schöner Garten; mir war's, als müßte ich mit Einemmale dort bleiben, als fände ich Alles da, was ich in der Welt vergebens suchte — eine wehmüthige Ruhe nach einem stürmischen Tage.

Der Geistliche, der uns herumführte, sprach etwas Italienisch, Deutsch und Französisch, und so verständigten wir uns sehr gut; es war ein alter Mann, mit langem grauen Barte; er gewann mich so lieb, daß er mir ein Buch von seinem Kloster und ein Bild schenkte, und ich gewann ihn auch lieb, wie überhaupt den Ort, und schied ungern von da. Um allem Verlornen im Leben in heiliger Ruhe nachzudenken, schien dieser Ort gemacht. — Aber freilich nachdenken will ich nicht über Das, was ich verloren, sondern handeln, streben und ringen etwas zu erlangen und zu erkämpfen, das ich nicht habe.

Als ich das letzte Mal zurückfuhr, war die Sonne schon untergegangen, Himmel und Meer ein Gold, das oben ins Blaue, unten ins Dunkelgrüne sich endete. Venedig lag noch golden da, aber hüllte allmälig sich in violetten Abendduft, und wie die Nebel so aus dem Meere aufwallten, es in ihre weißen Arme schlossen, da schien mir die ganze Stadt, wie ihre frühere Macht und Herrlichkeit und Pracht, ein Traum zu sein. Wehmüthig blickte ich hin und fürchtete, der schöne Traum, er möchte nun vergehen und ich Venedig nimmer wiedersehen.

Von Venedig nach Rom.

Den 29sten Nov. 1830 sitze ich in Novigo und friere fürchterlich und schreibe dieses.

Am Samstag um 3 Uhr Mittags schied ich von Venedig und von meinem alten Stadtle, vor wie ein Kind weinte, als ich wegfuhr. So lang ich auf dem Wasser war, sah ich unverwandt hin. Venedig war meine Geliebte geworden, hatte alle Freuden und Schmerzen der Liebe mir gegeben. Es war ein göttlich schöner Abend; das Meer ganz still und spiegelhell, der Himmel rein und glänzend. Das goldene Venedig spiegelte sich in langgezogenen klaren Bildern in der dunkelgrünen Flut, und die Wellen schienen sich nicht satt sehen zu können an dem göttlich schönen Bilde und weilten alle entzückt zu seinen Füßen; und ebenso ging es mir auch: je tiefer die Sonne hinab sank, je röther die Glut auf Venezias Wangen wurde, je tiefer fühlte ich seine Schönheit und den Schmerz es zu verlassen.

Wir stiegen aus und ich grüßte zum letzten Male das Meer. — So lange ich Venedig sehen konnte, sah ich zum Fenster des Wagens hinaus. — Jetzt war es wirklich für mich nur ein Traum gewesen und wie seine

Pracht, seine Größe, so für mich auch sein herrlicher Anblick verschwunden.

Um 8 Uhr kam ich in Padua an und ging gleich zu meinem jungen Studiosus, dem Tiroler Mezi, mit dem ich bis Verona gereist war; er hatte mit mir Freundschaft geschlossen und bei ihm wohnte ich so lange und schlief mit ihm in einem Bett. Ein guter Kerl, der sehr freundschaftlich an mir gehandelt, kommt er jemals nach Hamburg, vergelte ich ihm, wenn ich es nicht kann.

In Padua bin ich wieder einen Tag gewesen und habe mich da sehr herumgetrieben und sehr gefreut. Gesehen habe ich hier die sehenswerthen Kirchen, dann manche Höfe, Häuser, Klöster und Kreuzgänge; dann einzelne schöne Sachen und eine alte angefangene Kirche, die später umgebaut und geschmückt und dadurch verdorben worden ist, S. Giustina. Das wäre ein Meisterstück geworden: gewaltig ist das Räumliche dieser Kirche, schön und einfach; aber weiter läßt sich nichts davon sagen, da alles Andere ganz modern und geschmacklos ist.

Nun aber kommt ein Freund, den ich nicht wegweisen darf, da er mir hoffentlich schöne Sachen aus der Heimat erzählt und liebe, liebe Bilder zeigt. Darum sei die Raum gegeben, sieser, lieber Schlaf mit deinen heilen Träumen. Gute Nacht! — —

S. Giorgio ist eine kleine sehr alte Kirche mit Freskomalerei von 1377; aber man kann aus Dem, was noch da ist, kaum darüber urtheilen, was es war, so haben die letzten Kriegsjahre es ruinirt. S. Maria dell' Arena ist eine kleine Kirche, die sehr still und schön liegt, mitten in der alten Arena, ringsum im Kreis von der alten hohen Mauer umgeben. Weißer trockneter Sand da herum und

die Sonne ſchien ſich wohl zu gefallen auf dieſem ſtillen Platz. Die Kirche ſelbſt iſt ganz al Fresco ausgemalt und, wie es heißt, von Giotto. Im Ganzen iſt die Ausſchmückung ſchön vertheilt, einfach und dem Auge wohlthuend; ein herrlich ultramarinblauer Grund geht überall durch, auf dem die Figuren ſchön und lebendig ſtehen, aber im Einzelnen noch ſehr kindiſch und unausgebildet, und wenn die Capelle in S. Antonio von Giotto iſt, ſo möchte ich faſt glauben, dieſe ſei nicht von ihm, ſolch' himmelweiter Unterſchied iſt in der Ausführung, in dem Coſtüme, in dem die Gedanken auftreten, möcht' ich ſagen. Daſſelbe gilt auch vom Baptiſterium des Doms. Der Dom ſelbſt hat wenig, aber iſt von außen ſehr ſchön.

Nun alſo zum S. Antonio. — S. Antonio gehört von außen zu den impoſanteſten Kirchen, die ich geſehen, und iſt faſt die ſchönſte bis jetzt. Im Innern ſind ſehr ſeltene und ſchöne alte Sachen. Am Pfeiler über der Kanzel Fresco gemalt, eine Madonna mit dem Chriſtkind (ſehr alt); es iſt ein tiefer, gewaltiger, lebendiger Ernſt in dieſem Bilde. Dann iſt eine Capelle von Cimabue da, die ſehr intereſſant iſt. Dann die Capelle, in welcher das Grab des heiligen Antonio von Padua, ſehr reich verziert mit Basreliefs, die die Wunderthaten des Heiligen vorſtellen, größtentheils ſehr ſchön. Dann aber vor Allem intereſſant iſt eine Capelle von Giotto angeblich, aber ſo viel meiſterhafter und vollendeter, wie alle die andern von ihm herrührenden Malereien, daß ich dieſe und jene unmöglich einem Meiſter zuſchreiben kann. Die Capelle ſtellt die Leidensgeſchichte Jeſu an den Wänden, darüber die Geſchichte eines Heiligen und endlich an der Decke die vier Evangeliſten und vier Kirchenväter dar.

Dann sind noch viele Heilige zwischen und an den Bögen und im Giebelfeld der Chorstühle. Die vier Evangelisten beschäftigen sich, komisch genug, alle mit Zurüstungen zum Schreiben, Federschneiden u. s. w. Die ganze Ausschmückung der Capelle ist äußerst einfach und geschmackvoll. Die einzelnen Darstellungen, Charaktere, Bewegung, Gewandung und Ausdruck ergreifend, groß, wahr, richtig und gewaltig, und doch voll innigem, zartem Seelenleben. Blühend und schön ist eine Frauengruppe am Kreuz; am schönsten die Gruppe der Hohenpriester und Krieger; die Auferstehung und manche Darstellung aus der Geschichte des Heiligen, unter Anderm eine, wo, sonderbar genug, ein Engel in einem Boot fährt, wie es scheint, um die Seele hinüber zu führen in jene Welt. Der Grund des Gewölbes, auf dem die einzelnen Bilder schweben, ist ein goldgestirnter Himmel, wie überhaupt die Alten ihn oft und gern gemacht haben. Wundervolle und ganz originelle Köpfe sind auf diesen Bildern.

S. Eremitano ist eine Capelle, wieder von Giotto ausgemalt, und von der gilt dasselbe, was ich schon über die früheren gesagt. Aber eine ist da von Andrea Mantegna, vorstellend die Geschichte des heiligen Christophorus und der Apostel Philippus und Jacobus; der ist ein Meister, den ich bis jetzt nicht gekannt und zu schätzen gewußt habe. Die Compositionen sind sehr schön und in der Bewegung ganz neu, interessant und graziös und doch groß und einfach. Er hat in der Hinsicht viel vom Overbeck. Seine Köpfe sind schon viel mehr ausgebildet, hinsichtlich der Form mehr Natur und Vollendung und dabei doch der Ausdruck lebendig, groß und bezeich-

nend. Seine Farbe iſt ungemein einfach, aber kräftig; ich habe noch keine Frescobilder von dieſer Kraft und Tiefe geſehen. Dabei geht eine anziehende Naivetät und Laune überall durch. So zum Beiſpiel, wo der große Chriſtoph von den Kriegsknechten zerriſſen wird, ſteht vorn ein ganz kleiner Narr und ein geharniſchter Krieger macht ihn auf die Größe des Chriſtoph aufmerkſam und neidiſch. — Geſund ſind ſeine Bilder alle durchgehends, dabei die ganze Einrichtung und Vertheilung ſehr ſchön (nur in den kleinen Verzierungen, als Arabesken u. ſ. w., ſchon etwas barok und ohne Styl), und dann, beſonders für mich, ſchön und groß in ſeinen Gewändern. Der Gedanke der Falten und ihrer Maſſen iſt bezeichnend und groß, aber die Ausführung kleinlich, zerknittert und gebrochen.

Dann iſt noch das Baptiſterium von S. Madonna del Annunziata, wahrſcheinlich von ihm ausgemalt, wenigſtens meiner Meinung nach; es ſind ſehr hübſche Sachen darin, größtentheils aber ausgebeſſert und ſcheußlich übermalt. Auch konnt' ich mich nicht lange dabei aufhalten, da eine Taufe darin war und, als die Leute ihre heilige Handlung begannen, mochte ich nicht ſtören und ging.

Das wäre von Padua; was mir aber hauptſächlich intereſſant bei allen dieſen italieniſchen Städten geweſen, iſt, ſo endlich die Kunſt wirklich als zum Leben gehörig zu ſehen. Auch haben mich nicht die einzelnen Sachen ſo angezogen, als das Geſammte. Wo man hinſieht, iſt das Capitel des Lebens, möcht' ich ſagen, und, was man dort zu finden hat, durch ein Kunſtwerk überſchrieben und angezeigt. Man ſieht, damals war Kunſt Bedürfniß, eine Sprache war es, durch die ſich das Leben mittheilte.

Wie wir unſere Häuſer mit Oelfarbe anſtreichen, um ſie gegen Unwetter zu ſchützen, ſo mußten ſie Alles mit Gemälden, Statuen u. ſ. w. ausſchmücken, um ſie vor dem Unwetter der Barbarei zu ſchützen, um zu zeigen, was für Menſchen in ſolchen Städten und Häuſern wohnten. Ein noch ſo ſchönes Buch, ſchlecht gedruckt, iſt unleſbar und ein ſchöner Druck thut viel. Dies war der ſchöne Druck ihres Lebensbuches.

So habe ich in Padua an alten Häuſern noch prächtige Heiligenköpfe von Giotto oder einem andern Alten gefunden.

Das heiterſte Sommerwetter habe ich dort gehabt; bin unter lauter grünen Bäumen ſpaziert, habe Roſen gepflückt, die häufig hier an vielen Häuſern im Freien blühen; ſo tragen faſt alle Mädchen und Frauen einige ins dunkle ſchwarze Haar geflochten und das ſieht ſehr ſchön aus. Auch Männer tragen ſie, ich ſah einige mit rothen verbrannten Banditengeſichtern und eine Roſe im krauſen Haar, und hätte es faſt für Spott genommen, wenn ich nicht bald gemerkt, daß es ihr größter Ernſt ſei.

Von Padua bin ich denn, nachdem ich Tags zuvor mich recht müde gelaufen, da ich alle Kirchen ſelbſt erfragt und gefunden, nach vielem Irren (denn das hat mir die größte Freude gemacht) am 29. Novbr. Morgens mit einem Vetturin nach Bologna abgereiſt.

Es war ein regnerig kalter Tag und wir kamen freilich durch eine ganz hübſche Gegend, jetzt wirklich ins Thal und die Gebirgskette, wo Petrarca gewohnt und geſungen, aber wir ſahen wenig davon, da es ſehr trübe war. Gegen Abend kamen wir in Rovigo an. Den

andern Morgen in Ferrara, wo wir, nachdem wir erſt viſitirt und plombirt worden, alsdann die Merkwürdigkeiten beſahen. Ferrara iſt die erſte Stadt, die außer dem deutſchen Reich liegt, ſie iſt päbſtlich und nur ein darin befindliches Caſtell öſterreichiſch. In Ferrara iſt, außer der leeren großen verödeten Stadt, die Wohnung Arioſt's, ſein Grab, in der Bibliothek der Univerſität ſein Stuhl und Handſchriften, und endlich ein dunkles Loch, das Kerkergewölbe Taſſo's, zu ſehen.

Wo iſt Ferraras Glanz und Herrlichkeit geblieben? Die Rachegötter, die Taſſo im Gefängniß ſchmachten ſahen, haben über Ferrara ihre Macht verbreitet.

Von Ferrara fuhren wir Nachmittags fort, übernachteten in einer Dorfſchenke und ſind heute um 11 Uhr in Bologna angekommen. Die Gegend, die wir durchreiſten, war ſehr unſicher; wir hätten aber nichts davon gemerkt, hätte der Kutſcher und alle begegnenden Reiſenden nicht ihre Angſt ſo lebhaft ausgedrückt: Ketten an Koffern und Pferden, damit ſie nicht abgeſchnitten und abgehauen werden konnten, immerwährendes Umgucken, bei Abend wollte Keiner fahren u. ſ. w. — Wir kamen aber glücklich durch und hier an. Hier habe ich nun vieles Schöne geſehen; doch davon morgen. Meine Reiſegeſellſchaft war ein Maler, wie er ſich ausgibt, Freund von Overbeck, ein Deutſcher, ein deutſcher katholiſcher Geiſtlicher und drittens ein Italiener.

Der Italiener, mit dem ich zuſammen ſchlief, war ein netter fideler Kerl, wie überhaupt die Italiener mir immer beſſer gefallen; ſie nehmen ſich immer der Fremden an, ſind luſtig und zuvorkommend gefällig. Meine Deutſchen waren mir unſäglich lieb, weil es Deutſche waren

und obendrein einer ein Künſtler. Nachher reuete es mich faſt, daß ich mit ihnen gereiſt. Furchtbare Jeſuiten ſind ſie Beide.

Furchtbare Jeſuiten habe ich meine Reiſegefährten genannt und ich glaube nicht mit Unrecht. Immerfort kreuzen ſie ſich, beten den ganzen Tag ihren Roſenkranz, machen Beide ſo elende Geſichter, als wenn ſie für die Sünde der ganzen Welt büßen oder die Leiden der ganzen Welt tragen müßten. Gern wollte ich ſie als fromme Katholiken achten und ehren, wenn ſie als Menſchen etwas mehr Herz zeigten und nicht abgeſtorben wären. Wohl gefiel es mir, daß ſie vor und nach dem Eſſen beteten, und ich machte es gern mit; aber als ich bemerkte, daß ſie Morgens im Wagen, wenn es noch dunkel war und ſie im halben Schlaf nichts Beſſeres zu thun wußten, ihren Roſenkranz beteten, ſo waren ſie mir ſchon etwas zuwider; nun aber ging das Grüßen vor jedem Heiligenbilde an (freilich lüpften ſie nur eben die Mütze) und endlich kamen wir tiefer ins Geſpräch. So ſehr ſie durch ihr Beten gewiß Freunde des lieben Gottes zu ſein glaubten, ſo ſehr vernachläſſigten ſie ſeine Gebote gegen ſeine Kinder; das Capitel der Nächſtenliebe ſchien ihnen völlig unbekannt, ſie waren die engherzigſten Egoiſten. Kaum daß ſie antworteten, wenn man fragte, daß ſie Einem, wenn man ſie darum bat, einen geringen Gefallen gethan hätten, ſie konnten es nicht, weil ſie andere Dinge zu thun und zu denken hatten, ſie mußten beten. Keine Spur von Freude an Gottes Schöpfung merkte man bei ihnen und von den Werken großer Menſchen lobten ſie eigentlich nur die, die einen echt befangnen katholiſchen Sinn verkündeten. Beſonders mein Maler wurde mit

zuwider, der nun schon zum dritten Male durch Italien reiste, aber immer so schnell als möglich, ohne etwas zu sehen, nur um nach Perugia, Assisi und Rom zu kommen, wo er überall fromme Leute kannte. In Bologna gingen sie mit mir zusammen in die Galerie und St.-Cäcilienkirche, aber nur weil sie schon einige Stunden, während ich andere Kirchen besuchte, gebetet, fromme Brüder besucht und nun Zeit übrig hatten. In der St.-Cäciliencapelle waren wir schnell fertig, der Maler fand, es sei Schade, daß man so wenig sehe, der Andere fand gar nichts. In der Galerie fanden sie freilich die schönen Sachen auch schön; aber mehr als die herrlichsten Werke, als der göttliche Rafael, zog ein kleines Votivbild, ausgegeben für einen Perugino, aber sehr schwach und gegen Rafael unbedeutend, sie an. Ich ließ sie, die schnell fertig waren, gehen und blieb noch.

In Bologna verließ uns der Italiener und ein Anderer ward unser vierter Reisegesellschafter, ein Herr Hofmeister, von Geburt ein Schweizer, dessen Vater ein Däne, dessen Mutter eine Italienerin und der lange in Hamburg war. Er sprach so gut und fertig and, wie die Andern versicherten, schön Italienisch, wie Französisch und Deutsch, und war mir in dieser durch Jesuiten beengten Kutsche eine angenehme Erscheinung, zumal er die Luft etwas zu reinigen schien. Nun aber kamen mir erst die andern Herren wahrhaft widerlich vor, als wir über Politik zu sprechen anfingen. Da war der Kaiser ein Engel, Metternich ein wahrer Menschenfreund, leutselig und Gott weiß was, der das Beste der Welt wollte, wie auch Polignac, nur wäre es dem unglücklich gegangen, und so

ging das fort. Erſt wurde ich giftig und ſtritt wuthend, bis mir lächelnd mein Geiſtlicher ſagte: „Laſſen Sie ſich ſo nicht in Oeſterreich hören, oder Sie ſind verloren.“ Damit ſtieg er aus und ging mit dem Maler etwas zu Fuß. Da ſagte Hofmeiſter zu mir: „Sprechen Sie nicht ſo, ſchweigen Sie lieber, der Kerl bringt uns am Ende noch ins Gefängniß, denn das einzige Mal, daß ich die Beiden entzückt ſah, war über die Art, wie die armen Carbonari von den öſterreichiſchen Jägern eingefangen wurden.“ Jetzt war unſer Geſpräch ſehr ruhig; da wir immer länger zuſammen waren, gewöhnten wir uns mehr an einander und ſie wurden wenigſtens höflicher.

Hofmeiſter und ich, wir unterhielten uns ſehr gut; er erzählte mir ſehr viel von Italien, Sicilien und Spanien, welche Länder er nun ſeit 12 Jahren bereiſte, gab mir einen Gruß und eine Karte an ſeinen Bruder in Palermo, für den Fall daß ich hinkäme, wie auch an den däniſchen Geſandten in Neapel.

Jetzt da ich hier in Florenz im Wirthshaus krank bin, in demſelben Wirthshaus, wo auch die beiden Jeſuiten wohnen, bekümmern dieſe ſich etwas mehr um mich, erkundigen ſich nach meinem Befinden und ſind freundlicher; mir erſcheint dies ſo fremdartig, daß ich faſt eine verſteckte Abſicht wittern möchte: ich konnte ſchlimmer werden und ſie durch ihre Pflege mich vielleicht ſo rühren, daß ich katholiſch würde und ſie meine Seele dem Himmel gerettet hätten. Davor aber bewahre mich Gott! ihr Herren, dazu ſeid ihr mir zu eklig, ihr Automaten, in denen ein Uhrwerk die Hände, Augen und Lippen verdreht zum Roſenkranz beten und kreuzſchlagen; ihr engherzigen, lieb- und lebloſen Menſchen!

Uebrigens iſt meine ganze Krankheit, Gott Lob! auch nicht von Bedeutung; nur für mich ſehr traurig, da ich hier deshalb nichts ſehen kann. Am Freitag kam ich hier mit ſtarkem Zahnweh, das ich auf der letzten Station bekam, an, ging am Sonnabend mit dem Schirm bei furchtbarem Regen durch die Stadt, um Manches zu ſehen, zu Metzger, ſah aber nichts, als meinen Schirm über mir, Leute mit Schirmen neben mir und eine naßgeregnete Straße, die aus dem Schirm hervorguckte. Nach den Gebäuden war gar nicht zu wagen ſich umzublicken, da es immerwährend goß. Bei Metzger ſah ich einige hübſche intereſſante alte Bilder und fand einen lieben Mann, hatte aber ſo furchtbares Zahnweh, daß ich für nichts Sinn hatte. Nun rieth er mir, da dieſes Wetter jetzt anhalte und Faſttage kommen würden, wo Alles geſchloſſen wäre (denn der Parſi iſt todt), ich alſo doch nichts ſehen konnte, ſo bald als möglich nach Rom zu reiſen und Florenz für die Rückreiſe mir aufzuſparen. Ich war Willens, ſeinen Rath zu befolgen, und ging nur auf dem Rückweg noch auf der Poſt vor, um, freilich ohne Hoffnung, nach Briefen zu fragen, — aber Gott Lob! es waren welche da. Jetzt ging ich gleich zu Hauſe, zog mein naſſes Zeug aus und las. Da beſtimmte mich die traurige Nachricht für den armen Milde, Metzger's Rath zu befolgen; ich ließ gleich einen Vetturin kommen und da er nicht eher als Montag oder Dienſtag reiſen konnte, ſo accordirte ich mit ihm. Mittlerweile war auch mein Backen ſo gräßlich geſchwollen, dabei hatte ich etwas Fieber, daß ich fürchtete Gott weiß was zu bekommen und mir es daher lieb war, ein paar Tage mich ruhig halten zu können,

so traurig es mir war, zwei, vielleicht drei Tage in Florenz zu sein und nichts zu sehen.

Aber nun zu meiner Reise von Padua bis hierher. Die letzte Strecke des Weges von Padua bis Bologna, das heißt, der Weg von Rovigo bis Bologna, ist sehr langweilig, und wenn er auch wol das gesegnete Italien verspüren läßt, so findet man das schöne hier nicht. Es ist eine ewig gleichlaufende Fläche von manchem Flusse durchschnitten, ein ewiger Garten von Obstbäumen, die auf Getreidefeldern in Alleen gepflanzt und mit Weinranken verbunden sind. Die Häuser sind häßlich und unsern Strohdächern ähnlich; die Menschen, lumpig und klein, sehen wirklich unheimlich aus.

Dann kamen wir durch ungeheuere Moor- und Haideebenen; es regnete; wandernde Hirtenfamilien mit Esel und Pferd begegneten uns auf der Landstraße, sowie viele Karren mit kräftigen, gewaltig großen Ochsen bespannt; Jäger zu Fuß und zu Pferd, von denen einer aber einem Banditen eher glich; er hatte einen lumpigen Anzug, ein Gewehr über die Schulter hängen, zwei Pistolen im Sattel, ritt einen elenden Klepper, saß aber darauf wie ein commandirender General, oder wie die Bildsäule eines alten Heros. Vor ihm ritt auf einem Mulo ein Knabe, der wie ein Frauenzimmer saß; zwei große Hunde liefen nebenher. Nun kam eine Karre, darauf lag sein Bruder, wie es schien, so ähnlich saßen sie sich, gefesselt und zwei päpstliche Gensd'armes zu Pferde begleiteten ihn; aber auch der schien diese Begleitung nur als Ehrenwache anzusehen.

Endlich begegneten uns viele Vetturinen, wovon einer

dem unſern erzählte: il Papa è morto, das unſere beiden Jeſuiten in großen Schrecken verſetzte; beſonders als der Italiener darüber ſcherzte und Witze machte, daß, wenn ein Papſt geſtorben ſei, die andern ſchon wieder rauchten. (Nämlich ein aufſteigender Rauch iſt das Zeichen, daß das Conclave geſchloſſen und die Wahl geſchehen ſei.) Dieſer Alte iſt bei der Krönung des Königs von Neapel geſtorben. Ich bedauerte, daß nun vielleicht dies Jahr kein Carneval ſei, und da meinten die Herren, daran läge nicht viel.

In Bologna nun kamen wir am Mittwoch Morgen um 10 Uhr an. Es ſchlug elf, ehe wir im Wirthshaus mit Allem in Richtigkeit waren, und darauf ging ich denn aus, Alles zu ſehen, und ſah herrliche Dinge.

Bologna iſt eine große ſchöne Stadt, aber für ihre Größe faſt menſchenleer. Ich bin durch viele Straßen gekommen, wo ich keinen einzigen Menſchen, wol aber Gras genug zu einer Viehweide fand. Faſt durch die ganze Stadt gehen Arcaden unter den Häuſern weg, in denen der Bologneſer ſeine Geſchäfte treibt und der Spazierende vorm Regen ſicher gehen kann. Prachtvolle große Paläſte trifft man in allen Straßen und zwar aus allen Jahrhunderten, bis auf unſeres, aus dem ich keinen fand. Ueberhaupt ſcheint eigentlich bald nach dem Jahr 1500 Bolognas Reichthum und Herrlichkeit allmälig erloſchen zu ſein. Von den Gebäuden, die ich ſah, ſind von außen vorzüglich ſchön: ein gothiſches mit einem bedeckten Altan oder einem offenen Erker, ich glaube, es iſt das Rathhaus oder die Univerſität; dann einige Kirchen, die aber alle unvollendet oder in ſpäterer Zeit vollendet ſind; manche

Privathäuſer und Paläſte, zu denen auch das Wirthshaus „Penſione ſvizzera“ gehört, und dann iſt auch merkwürdig zu ſehen der ſchiefe Thurm auf demſelben Platz, wo dieſes Wirthshaus ſteht.

Die Kirchen, die ich beſuchte, waren S. Petronio oder der Dom, S. Giacomo maggiore, S. Cäcilia, S. Pietro, S. Martino und S. Maria del Monte. In letztere drei gerieth ich nur, da ich S. Dominico und Spirito ſuchte und doch nicht fand. S. Maria del Monte iſt übrigens von außen äußerſt alt, merkwürdig und ſchön eingetheilt, aber auch unvollendet; überhaupt gehört, wie mir ſcheint, der Theil der Stadt, in dem ſie liegt, zu den älteſten und intereſſanteſten. Inwendig iſt ſie ganz modern und nichtig. Ebenſo ſind S. Pietro und Martino von außen und innen modern. S. Petronio iſt eine äußerſt ſchöne Kirche, aber die Façade ganz unvollendet, mit ſehr unpaſſenden manierirten Basreliefs nach Compoſitionen von Michel Angelo, ſo wenigſtens ſchien es mir, von einem mir unbekannten Meiſter Jacopo della Quercia; freilich ſind ſie ſchön gearbeitet. Inwendig iſt der Dom ſehr ſchön, groß und durch ſeine einfache Vertheilung feierlich, hat viele ſchön gemalte Glasfenſter, ſonſt aber, außer drei alten Capellen, lauter neue Ausſchmückung. Die drei alten Capellen ſind: erſtlich eine degli tre Magi, in der ein ſehr alter Altar mit Holzſchnitzwerk und Temperabild, wie auch die Wandbilder entweder Fresco oder Tempera, ihres Alters wegen ſehr merkwürdig, ſonſt aber unbedeutend ſind. An der einen Wand iſt der Zug der drei heiligen Könige, ihre Fahrt übers Meer u. ſ. w., und an der andern das jüngſte

Gericht; von beiden ſieht man nicht viel mehr und ich habe es nicht ſehr bedauert; ſo wenig reizten mich dieſe Zerrbilder. Sie geben es für Buffalmaco aus. Zweitens die Capelle der Brigitta, wo an der Wand alte Frescomalereien von 1417 ſind, die auch in jeder Hinſicht aller Schönheit ermangeln; es iſt weder Form noch Farbe zu finden und nur durch ihre grenzenloſe Naivetät locken ſie. Aber bei näherem Anſchauen findet man in einigen Charakteren doch ſchon die Grundlage zu der furchtbaren Gewalt der Alten, wie man es auch ſchon in dem noch ganz unbeholfen gegebenen Motiv der Bewegung und Gewandung merkt. So iſt auf dieſem Bild ein Petrus, der faſt ſeiner Form und Farbe nach unmenſchlich zu nennen wäre, und doch liegt eine Idee zu dem ſchönſten Petrus darin. Es iſt ein ſtarker, gewaltiger, ſchöner und geſunder Mann mit grauen Haaren. Man ſieht ihm wol ſein früheres Leben und Beſchäftigung an, aber dabei ſtammt aus allen ſeinen Zügen, aus ſeinem Auge wirklich eine ſolche Seele, von der der Heiland ſagen konnte: Du biſt der Fels, auf dem ich meine Kirche bauen will. Dann drittens die Capelle di S. Sebaſtiano, in der ein ſehr altes Altarbild, den Tod dieſes Heiligen vorſtellend, für ein Andrea Mantegna ausgegeben wird. So ſchön dieſes Bild iſt, ſo hat es doch noch ſo viel Unbeholfenheit, beſonders in der Bewegung, daß ich es nach der Capelle in Padua von dieſem Meiſter (der gerade in der Bewegung ſo originell und reich war) höchſtens für ein früheres Bild von ihm halten möchte. Zu beiden Seiten dieſes Bildes iſt die Verkündigung, d. h. auf der einen der Engel, auf der andern die Maria, von Francia.

Der Engel besonders ist sehr schön und dabei in der Behandlung sehr frei. Die Färbung ist etwas dunkel und glanzlos, aber vielleicht durch vielen Schmutz, der darauf sitzt. Die Madonna ist äußerst graziös in ihrer Bewegung, aber ich kann nicht sagen, daß ich sie richtig und entsprechend finde; sie ist ein hübsches Mädchen, das vor der Erscheinung des Engels erschrickt und verneigend einen Schritt zurücktritt.

Dann ist noch eine Capelle, die vielleicht sehenswerth ist, die des heiligen Antonio von Padua, wo die Geschichte desselben grau in grau von Trevisino gemalt ist; mir aber behagte sie nicht sehr und schien nur eine Reminiscenz der Basreliefs in derselben Capelle in Padua zu sein. Das wäre im Dom Alles.

Reicher ist S. Giacomo maggiore, das heißt, hier sind eigentlich nur zwei Capellen, oder eine, sehenswerth, aber die ist auch herrlich. Von außen ist die Kirche auch unvollendet und innen mit späterer fataler Ausschmückung; zwar gibt's einige Bilder hier, die noch die Schule Rafael's verrathen, aber doch von keiner Bedeutung sind. Am besten gefiel mir eins, das wirklich viel Rafaelisches in Bewegung und Köpfen hatte und wol eine Copie nach einem seiner Schüler sein mochte.

Dann ist sehenswerth eine ganz alte Capelle von 1108, in der ein viel älterer Altar, aber auch nur deswegen interessant ist, sonst durchaus kein Kunstwerk. Auch ist in derselben ein sehr altes Crucifix. Die eigentlich sehenswerthe Capelle ist hinter dem Hochaltar, oder vielmehr daneben links. Diese ganze Capelle ist Fresco ausgemalt von Francia und hat von ihm ein ungemein schönes und

gut erhaltenes Altarbild. Die Fresken ſind in der Compoſition und Zeichnung ſchön, haben eine ſchöne Gewandung und äußerſt liebliche, ſeelenvolle Köpfe, aber wie es mir überhaupt bei Francia ſcheint, iſt er etwas ſchwach. Der Ernſt, die Gewalt der Alten fehlt ihm. Den Schwung, das ergreifende Leben Rafael's hat er auch noch nicht; ſeine Figuren ſind einfach, aber etwas leblos in der Bewegung; der Ausdruck bei allen ziemlich derſelbe, innig, ſeelenvoll und fromm, aber ohne kräftiges Leben oder tiefen Ernſt. Und doch iſt es eben dieſe Innigkeit, dies Seelenvolle, verbunden mit einem großen Sinn für Zierlichkeit und Grazie in der Form (ohne Affectation), was ihn ſo anziehend macht. Dadurch ſind alle ſeine einfachen Stellungen, ſeine ziemlich gleichen Köpfe lieblich anzuſehen, weil er dadurch wieder eine Mannichfaltigkeit hineinbringt. Sind es auch alle fromme, ſtille, friedliche Charaktere, ſo iſt der eine doch ein lieblicher Alter, der andere ein Jüngling, der eine braun, der andere bleich. Das Einzige, was ich bei ſeinen Fresken nicht fand, war die ſchöne Farbe, ſie waren faſt durchgehends bleich, kalt und grau. Dafür aber das Altarbild deſto glühender und tiefer. Ueberhaupt iſt das die Krone in dieſer Kirche; ſonſt mag es ſchwer zu ſehen ſein, beſonders an einem ſo dunklen Tage wie der, an dem ich es ſah; aber ich traf es ſehr gut, indem das Bild erleuchtet war, da gerade vor dieſem Altar die Geiſtlichen Litanei hielten, ich glaube des Todes des Papſtes wegen. Es iſt eine Madonna mit dem Chriſtkinde auf dem Throne, unten auf den Stufen zwei wunderſchöne muſicirende Engel, neben dem Thron zwei Heilige auf jeder Seite, auf der einen St. Georg und Ni-

colaus, auf der andern St. Sebastian und der Evangelist Johannes. Oben am Thron noch eine Figur auf jeder Seite, ich weiß nicht, ob Engel oder ein heiliges Mädchen. Besonders schön ist der Sebastian in Ausdruck, Zeichnung und Farbe; die Engel sind, freilich wie auch seine Heiligen, so wenig für den Gegenstand passend eigenthümlich, daß sie fast Portraits zu sein scheinen, aber sonst wunderschön. Ueberhaupt als Ganzes macht solche Composition keinen tiefen Eindruck, aber lieblich ist es zu sehen, wie er wirklich alle Heiligen portraitirt zu haben scheint; man sieht das Ganze schon gar nicht mehr.

Dann die Capelle S. Cecilia, die gleich hinter Giacomo maggiore liegt und jetzt ein Durchgang zu einem Kloster, ganz unbrauchbar, ein verfallner Schuttwinkel ist. Hier sind zehn Frescobilder von Francia, das Leben und Sterben mehrer Heiligen vorstellend. In Dem, was man von diesen noch sieht, scheint freilich mehr Leben und die Composition bedeutender zu sein, auch die Farbe schöner und kräftiger; aber man sieht so wenig, daß sich das wirklich nur ahnen und vermuthen läßt, und was man sieht, sind eigentlich nur einzelne äußerst liebliche Figuren und Köpfe, die ganz den Francia in seiner höchsten Schönheit zeigen.

Dann habe ich in Bologna die Akademie besucht, hier manche alte schöne Bilder gesehen, von Francia, Perugino und noch älteren Meistern; auch eine Magdalena von Timoteo Viti da Urbino, ein sehr seltner Meister, Zeitgenosse Rafael's; es ist eine sehr schön gezeichnete und gemalte Figur, aber keine Magdalena.

Endlich hätt' ich hier noch sehen können viele Ca-

racci, Guido, Quercino u. ſ. w., die ich aber alle nicht ſah, denn ich ſah die, durch den Kupferſtich berühmte, Cäcilie vom göttlichen Rafael.

Schon aus dem Kupferſtich iſt mir dieſes Bild immer ſo lieb geweſen; aber Alles, was ich mir gedacht hatte, jede Vorſtellung iſt übertroffen. Alles Große, Herrliche, Schöne, was ich in den ältern Meiſtern zerſtreut getroffen, alle Fülle, Pracht und Glut, alles prangende Leben in den Venetianern, faſt möcht' ich ſagen, alles Dieſes fände man in dieſem Bilde, und Rafael ſcheint aus allen zerſtreut blühenden Blumen einen herrlichen Strauß gewunden zu haben. Wenigſtens fand ich mich ſo befriedigt, daß ich mir nichts weg- oder hinzuzudenken brauchte, was ich doch bis jetzt bei den meiſten andern Meiſtern thun mußte. Dies Bild iſt keins von denen, die dem Laien ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben, die er erſt, nachdem er im Commentar ſeiner Seele lange geblättert, ſein Auge mit den Schriftzeichen der Sprache bekannt gemacht, würdigen und verſtehen kann. Es iſt keins von denen, bei denen er ſich in Zeit und Umſtände verſetzen muß, um ihm nicht ungerecht manchen Mangel vorzuwerfen. Klar wie das Bild auf der Leinwand prangt, wird es in jeder Seele ſtehen, und wie das Auge, ſieht's der Sonne Bild, ihr Licht und ihre Wärme gleich empfindet, ſo wird auch Jeder, ſo wie er dies Bild erblickt, es fühlen und verſtehen.

Fünf Heilige ſind es, denen der Himmel ſich geöffnet hat. Vorn links ſteht die Barbara. Von dieſer ſcheint Rafael am wenigſten gewußt zu haben und hat ſie daher nur ſchön gemacht; aber ſo großartig, prächtig von

Gesicht und Stellung, daß sie schon dadurch geheiligt und dieses das göttliche Siegel zu sein scheint. Dann ist noch ein heiliger Bischof darauf, von dem er auch wol wenig gewußt; er hat ihn daher in den Hintergrund gestellt und gern sieht man ihn an, da er nach dem begeisterten Johannes schauet und daher unwillkürlich des Beschauers Auge hinüber führt zu diesem, der ein wahrhaft begeisterter Apokalypsenschreiber ist. Ein glühend, kräftig schöner Jüngling. Mögen die Frommen, wie mein Maler, etwas Frömmigkeit darin vermissen, ich finde genug darin. Denn seh' ich ihn an, fühle ich die tiefste Ehrfurcht und kann mir wol denken, daß Dieser Dinge geschauet und Worte vernommen, die wir nicht begreifen: so flammt sein Auge, so begeistert zu reden scheint sein Mund. Der Johannes ist es nicht, der Jünger, der an des Herrn Brust lag, der redet klarer und verständlicher zu den Menschen; aber so wie der Johannes auch verschieden, nach meiner Meinung, von dem Apokalypsenschreiber ist, so dieser hier. Nur die göttliche Gewalt und Macht haben Beide gemein. Der Eine aber lag an des Herrn Brust und predigte das Capitel von der Liebe; der Andere sah auf dem oden Patmos Erscheinungen und hörte Worte, die wol jedem Sterblichen mehr oder weniger ein unergründlich göttliches Geheimniß bleiben. Muß des Johannes Auge, der diese Dinge sah, nicht begeistert, wilder, freilich göttlich wilder, flammen, wenn man das sagen darf? — Doch nun die beiden schönsten Figuren, das ist Paulus und die Cäcilie. Paulus ist der einzig echte Paulus, den ich bis jetzt sah, eine reiche, kräftige Heldengestalt; man kann sich wol denken, daß, was er erfaßte, er mit dem tiefsten

furchtbarſten Seelenernſt erfaßte und mit der unbändigſten Glut ausführte; ſo ſieht man wol, daß er als echter Israelit ein furchtbarer Verfolger Chriſti und aus wahrer innerer Ueberzeugung war und daß kein Menſch ihn hätte eines Beſſern zu überzeugen vermocht. Aber eben ſo klar ſieht man auch, wie ihn Gott mit einem Blick und Wort überzeugt und zu einem eben ſo feurigen, gewaltigen Kämpfer für ſeine Sache gemacht. Sein ſchönes, gewaltig, tief ernſtes Haupt ſtützt er in die Hand und ſcheint den göttlichſten Geheimniſſen nachzuſinnen, um ſie in den wichtigſten, ergreifendſten, aber klarſten Worten auszuſprechen. Gott möchte man danken, daß er dieſen Mann mit dem ſcharfen Schwert in ſeiner Hand zu ſeinem Kämpfer umgewandelt, der Jeden nun auf das liebevollſte willkommen und Bruder nennt und nichts weiter will, als daß alle Welt den *einen* Hirten erkennen, ſeiner Stimme folgen und ſeine Schäflein werden. Ja ſo kann man furchtlos auf ihn zugehen und in ſein ſchönes Geſicht ſehen, das ſonſt Jeden müßte zurückgeſchreckt und mit einem Flammenblick vernichtet haben, als dieſer Blick noch vom feindſeligen Feuer loderte. Nun glüht er lauter Liebe und Göttlichkeit. Prachtvoll iſt ſein Gewand und ſo dem Charakter des Ganzen angemeſſen, daß mir ſcheint, ſchon aus dem Gewande müſſe man erkennen, daß die Figur ein Paulus ſei und kein Andrer dürfte in ſolchen Falten, ſolchen Maſſen ſich bewegen; und ſo iſt auch die Farbe. — In der Mitte nun endlich ſteht die Cäcilie! Ein wunderſchönes, göttliches Weib, auf das reizendſte coſtümirt, voll glühenden, prachtvollen Lebens. Das Gewand fällt in wenig Falten, keine große Maſſen durchſchneiden

den Körper, sondern ein einfaches, prächtiges Kleid mit weiten Aermeln läßt durch einzelne kleine Falten und Faltenbrüche den reizendsten, königlichen Körper sehen, und da es sehr lang ist, hat er es unten sogar durchsichtig gemacht, damit man die schönen Formen der Füße sieht und sich nicht ärgert über das lange auf die Erde stoßende Gewand, das die ganze Stellung undeutlich macht. Die Figur ist so voll aller Grazie, dabei aber so majestätisch und großartig gewaltig, daß wirklich die Schönheit hier göttlich erscheint und gewiß Jeder sich nur in tiefster Ehrfurcht und Andacht dieser Gestalt nähern würde. Jeder würde ihr huldigen, sie verehren, preisen und lieben, aber Keiner würde sie zu berühren wagen. So ist auch der Kopf und die vollen, gesund geformten und gefärbten Hände. Viel gebetet scheint der Kopf nicht zu haben, aber eben so wenig dieser Welt angehörig, scheint er ganz in einer andern Welt, in der der Töne, gelebt zu haben. Sie ist nicht die Cäcilie des Carlo Dolce, die im Zimmer süße schmachtende Töne geklimpert, sondern auf Bergen, aus der Musiksprache der Natur, des Himmels und der Erde hat sie geschöpft; so groß und königlich ist ihr Anstand und so heroisch, daß man wirklich fühlt, alle Instrumente, die zu ihren Füßen liegen, konnten ihr das nicht geben, was sie wollte, und zertrümmert hat sie sie. Ein stolzer triumphirender Zug um ihren Mund scheint zu zeigen, daß sie endlich es gefunden; dabei aber sind die Augen, obgleich leuchtend begeistert, doch so dankbar, innig seelenvoll zum Himmel gerichtet, und eine solch' rührende Demuth liegt in der Art, wie sie die Orgel hält, daß man wol sieht, wie sie tief empfindet, daß nur

der Himmel es ihr gegeben und wie ſie nur dem Himmel darum es als Opfer darbringt. Oben die muſicirende Engelglorie, von der ſie die Töne gelernt zu haben ſcheint, iſt leider unvollendet, wie auch die Luft, die ganz grau iſt, was Viele daran tadeln, mir aber gerade recht ſcheint, wenigſtens für die Cäcilie, der ſo mitten im Grau des Lebens der Himmel ſich geöffnet und ſeine Stimme hören ließ. So auch für Paulus, dem ſich plötzlich im Dunkeln, Trüben der Himmel öffnete und Klarheit ſchauen ließ.

Das Bild iſt in Allem, was Darſtellung, Machwerk u. ſ. w. betrifft, kurz die ganze Sprache in ihrer weiteſten Ausdehnung, in der der Gedanke gegeben iſt, ſo vollkommen, daß ich faſt nichts Aehnliches ſah; dabei rührte mich das Bild noch doppelt, weil es mich in meine frühſte Kindheit verſetzte, wo es in meiner Eltern Wohnzimmer am Ofen hing; das heißt der Kupferſtich. Ich ließ meine beiden Jeſuiten gehen und blieb lange vor dieſem Bilde, bis es allmälig ins Zwielicht verſchwamm. Unendlich weh that es mir zu ſcheiden und Tag' und Nächte lang, glaube ich, hätt' ich davor weilen können.

Ich verirrte mich beim zu Hauſe gehen und kam erſt im Finſtern an, wo man mir erzählte, das ſei in Bologna ſehr gefährlich, da die Straßen ſo leer und ſo viele Spitzbuben drin wären, daß man häufig Abends angefallen und des Mantels oder Rockes beraubt würde. Ich war glücklich da, aß zu Abend mit meinen Jeſuiten, ſchlief dann und ſtand am andern Morgen um 3 Uhr wieder auf, zog mich an und um 4 Uhr fuhren wir bei herrlichem Mondſchein weg. Aus der Stadt geleitete uns

ein Aufpaſſer, daß keine Ladri die Koffer vom Wagen ſchnitten.

Gegen Tagwerden fuhren wir in das Apenninengebirge hinein und, ſo wie der Tag vorrückte, immer höher und höher hinauf. Bologna liegt am Fuß der Berge, und war die Gegend vorher flach und langweilig geweſen, ſo wurde ſie jetzt deſto mannichfaltiger.

Es war ein herrlicher Tag, die Sonne glühte förmlich und eine Wärme war, wie bei uns im Auguſt. Das Gebirge iſt wirklich ganz eigen in ſeiner Art, nicht ſo großmächtig wie die Alpen, aber in ſeinem ganzen Charakter eben ſo gewaltig. Die Berge ſind in ihren Formen viel reicher und mannichfaltiger, doch bildet das Ganze immer eine einfach große Maſſe. Unten liegen dabei die lachendſten Thäler, durch die ein ſilberheller Bach ſich windet. Die Berge ſcheinen alle vulkaniſchen Urſprungs ihrer Form nach, zerriſſen, ſchroff und ſteil, mit drohenden Schluchten und Höhlen, ſenken ſie ſich, ein ſchönes aber wildes Schreckbild aus einem Mährchen oder einem Traum, bis zu ihrer Mitte hinab. Hier gehen ſie über in die weichſten, prangend grünſten Hügel, auf denen ein ewig junges Leben lacht, und die in den graziöſeſten Linien hinab ſich ſenken, eine lang gezogene Fläche, bis ins Thal. Faſt ſcheint es, eine ſchöne blühende Jungfrau ſchlinge ihre weichen Arme um die Kniee eines greiſen wüthenden Helden und flehe hinauf zu ihm um Erbarmen, und ſein Zorn ſcheint, verzaubert durch die Schönheit, hier eine Grenze zu finden und nicht weiter zu ſchreiten. Auf dieſen Wieſen weiden Schafe und die maleriſchſten Dörfer liegen auf Bergen und im Thal

zerstreut; und hier gilt dasselbe wie bei den Bergen, so mannichfaltig bunt und verschieden die Häuser im Einzelnen, so bildet ein solches Dorf doch immer in der Landschaft eine schöne unterbrechende und schmückende Masse und scheint von weitem fast immer wie eine kleine Festung, aber nur an diesen Punkt hingesetzt, um die Landschaft zu zieren.

In den Dörfern, durch die wir kamen, sah ich viele Mädchen und Frauen, die alle auf italienische Weise die Spindel im Busen ohne Spinnrad spannen, aber schön war keine, ein einziges Mädchen von 11—12 Jahren ausgenommen.

Freigebig scheint der Italiener mit dem Raum und der Masse, aus der er baut. Alle Bauerhäuser sind so groß und massiv, daß sie wie kleine Paläste aussehen, und besonders die Wirthshäuser (Albergen).

Gegen Nachmittag waren wir ziemlich auf der Höhe der Apenninen und sahen über eine unendliche Ferne von grotesken Berg- und Felsenformen und eine weite Ebene, und dahinter das adriatische Meer und Ancona. Der Tag war äußerst schön und unser jetziger Vetturin hatte einen sehr guten Wagen mit drei Maulesln bespannt, ein Thier, was ich gut leiden kann, das heißt, zur Reise, es ist ein unermüdlich Thier und sieht lange nicht so erbarmend aus, wie ein Pferd, wenn es Abends aus dem Reisewagen gespannt wird; dabei geht es immer, ich glaube im $\frac{4}{4}$- oder $\frac{2}{4}$-Takt, fort und klingelt mit seinen Glocken eine ganz allerliebste Melodie dazu. Bei jedem Berg bekamen wir zwei Ochsen Vorspann.

Die Sonne ging wunderschön unter und merkwürdig

war es, da wir nun immer oben auf den Gipfeln der Berge hinfuhren, zu sehen, wie lange der Tag und seine Glut hier weilt, als könne er nicht scheiden, als hielten die Berge ihn fest und hätten sich fest geküßt an seinen rosigen Lippen. Schon tiefe Nacht lag in den Thälern und aus allen Schluchten sahen schon ihre dunklen Arme; aber die Berge waren noch immer glühend und hell. Berauscht schwamm in dieser Wüste der goldpurpurne Sonnenstral. Er hatte sich gelagert auf diese schönen Höhen, der junge goldne Gott, und sollte man sehen wieder sie den; warum soll und muß er denn einig wandern? Gönnt ihm doch, auf diesem schönen Lager der Ruhe zu pflegen.

Aber die Nacht kam, die Berge erloschen und wurden dunkel und endlich hüllte sich Alles in einen dunklen Schleier. Wir kamen an die toscanische Grenze und sollten visitirt werden; da wir uns dagegen aber mit einigen Paoli wehrten, wurden wir blos aufs neue gemahnt und reisten weiter. Bald hinter diesem Ort, eine Viertelstunde vom Wege, ist im Thal, aber auf der halben Berghöhe ein kleiner feuerfreiender Berg, dessen Glut diese Nacht hell loderte und sonderbar in dem dunklen Bergkessel aufstand. Eigentlich soll es eine Hölle sein, aus der eine Art leuchtende, brennende Gasluft steigt. Wir bekamen Stunden lang die Flamme im Auge und sahen bei jeder Wendung des Weges sie wieder.

Endlich kamen wir in der Nachtherberge an, ließen uns ein prasselnd Feuer im Kamin machen, aßen und gingen dann zu Bett. Am andern Morgen um 3½ Uhr ging es wieder fort; es war trübe, nur hin und wieder brach der Mond durch und die Gegend lag ziemlich in einem

Nebel. Wir paſſirten noch im Finſtern die höchſte Spitze, wo ein ſehr rauher Wind pfiff, dem ich wol mein Zahnweh zu verdanken habe.

Endlich ward es Tag, ein grauer, trüber Tag, und die Gegend ſehr wild und rauh. Schien es doch Abends zuvor, als habe die Sonne beim Ueberſchreiten dieſer Berge etwas vom goldnen Saume ihres Gewandes hängen laſſen, und nun war nichts davon zu ſpüren. Alles ohne Licht und Farbe. Da plötzlich theilte am Horizont ſich die graue Maſſe und ein glühend purpurn Morgenroth leuchtete durch. Es ſchien, als ob Gott die Thür des Himmels ein ganz klein wenig öffne, damit die armen Menſchen auf der grauen Erde doch einen flüchtigen Blick hinein thun könnten und ſeine goldne, göttliche Herrlichkeit doch vernehmen im durchſchwebend leiſen Ton von jenem wogenden goldleuchtenden Engelsgeſang, damit ſie wüßten, daß nach dieſer Reiſe auf der finſtern grauen Erde ihnen die Mahlzeit und Ruhe in jenem goldnen Feierhaus bereitet ſei.

Endlich aber theilte ſich der Himmel weiter und wie ein Auge Gottes ſah die leuchtende, flammende Sonne durch. Wir bogen um einige Felſenecken und fuhren tiefer hinab von den Bergen; immer ſchöner wurde der Tag und die Gegend. Die Nebel lagerten ſich um die Berge in krausgeformten Wolkenguirlanden, wie ein leuchtend diamanten und golden Halsband um den Nacken eines finſtern Heiden. Die Sonnenſtralen ſchienen ſich gehüllt oder verſteckt zu haben in dieſes Nebelgewand, ſo golden durchſichtig glänzte es. Immer tiefer fuhren wir hinab und waren nun auch plötzlich in der ganzen ſüdlichen Herrlichkeit. Da lag ſie vor und unter mir und ringe

um mich ausgebreitet, wie ein aufgeschlagenes Buch. Wie hingezaubert schien auf einmal dieser Frühling, diese Lebensfülle, Pracht und Herrlichkeit, wie ein Sommernachtstraum mitten im Wintermährchen. Die Augen habe ich mir gerieben und wollte immer nicht glauben, daß ich recht sehe. Wie das Kind aus dem dunkeln Zimmer am heiligen Christtag plötzlich in den hell erleuchteten Festsaal tritt und, alle die vielen bunten Gaben und hellen Kerzen sehend, fast schwindelnd und vor Ueberraschung, Entzückung und seliger Freude bang erschrocken den Athem zurückhält, als könne ein leiser Zug diese glänzende Pracht wie ein Kartenhaus verwehen, so war mir, ich wagte kaum zu athmen. Ringsum lag ein wunderschön geformtes Gebirge und an dessen Fuß kleine grüne Hügel und ein prangend Thal, durch das glänzend kleine Flüsse sich schlängelten. Auf allen Bergen und durch das ganze Thal sahen wir kleine Städte, Dörfer, Villen, Festungen, Klöster u. s. w., die in ihren weißen, von der Sonne glänzenden Gewändern die Edelsteine, gestickt auf den buntfarbigen Mantel einer Zauberin, zu sein schienen. Alle Berge waren entweder grüne Wiesen oder Oelwälder, die auch ihr grünsilbernes Kleid behalten. Die Dörfer, Städte und fast alle Häuser waren einzeln von dunkeln hohen Cypressen, Lorbeeren und sonstigen fremden Bäumen umgeben und beschattet; und diese Cypressengruppen schienen wie ein tief ernstes Wort uns zu mahnen, daß wir nicht ganz in Lust und Freude untergingen. Dürre Bäume sah man anders keine, als hin und wieder eine gelbbraune Eiche, die einzige Verkünderin des Winters.

Der Gebirgsrücken, auf dem wir fuhren, schien wie der rauhe Arm des Nordens, den er ausstreckt nach der

ſüdlichen Herrlichkeit, nach der geliebten Zauberin Italia, der Circe, die ſo oft ſeine Söhne ins Verderben gelockt. Und wahrlich, Keinem kann ich's verdenken, zu ſchön iſt ſie, als daß man nicht ihren Liebkoſungen folgen, als daß man hinter ſolcher Schönheit Verderben und Verrath, unter ſolchen blühenden Roſen die Schlange, unter ſo ſeligem Kuß das Gift vermuthen ſollte; und doch kann es die Geſchichte nachweiſen.

Nun ward die Gegend wieder anders, Nebel lagerten ſich, ſilberglänzende Nebel, in die Thäler und ruheten ſtill und ſchweigend darin, wie ſchlafende Sehnſucht in der Menſchenbruſt; aber endlich erwacht dieſe, wächſt und droht die arme Bruſt zu zerſprengen und die ganze Seele auszuhauchen in Seufzern; ſo auch die Nebel, ſie ſtiegen und hüllten endlich die ganze Gegend ſo ein, daß ſie darin zu verſchwimmen ſchien; aber es war nur, um deſto ſchöner zu erſtehen.

Nun fuhren wir hinab und der Süden umfing uns: auf allen Seiten Gärten, in denen Tauſende von Roſen blühten, alle mögliche fremde Gewächſe prangten, Epheu in ungeheurer Ueppigkeit grünte, Lorberalleen, ſchattig grüne Lauben aus dem fetten Laub des Rhododendron, Cameliengebüſche und blühende Oleander, alle mögliche bunte Blumen auf den Beeten, kurz die ganze Natur ſchien des Decembers hier zu ſpotten und ſeine Macht zu verachten. Wir fuhren durch Cypreſſenalleen und durch Olivenwälder oder Gärten, deren Frucht, jetzt zeitig, geſammelt wurde. Hin und wieder ſtand eine breite Pinie, dabei ſchien in dieſem ewigen Frühlingsgarten die goldne Sonne zu luſtwandeln und ſüßer Liebelei mit Blumen und Bäumen zu pflegen. Aber ihre goldnen Stralen

ſchienen zugleich die goldnen Saiten der Lyra des Sonnengottes, denn wenn ſie auf einen Hügel, in ein Thal, in einen Garten oder ein Blumengebüſch ſchien, glühte Alles, und die Glut ſchien Muſik und Ton zu ſein.

Wir machten Mittag und fuhren dann auf Florenz zu. Aber da ward der Himmel anders, die Sonne verſchwand, es ward lauwarm, aber grau und trübe, ein heißer feuchter Wind wehete und unſer Vetturin ſagte, es käme Scirocco. Wirklich war es auch ſo, es regnete immer ſtärker und wehte heiß und naß. Endlich goß es und von der Gegend ſahen wir nichts mehr, außer die Straße, die immer belebter wurde, voll Menſchen zu Pferd und zu Fuß, auf Karren und auf Eſeln mit Schirmen. Wer hätte das gedacht, als der Morgen ſo ſchweigend, feierlich ſtill in der unendlich weiten Thal- und Berggegend lag, daß der Abend ſo wild und neidiſch Alles unſern Augen verbergen würde!

Fieſole, das alte Florenz, die Gegend der Etruſker, ſahen wir auf dem Hügel liegen. In der letzten Station vor Florenz bekam ich heftig Zahnweh und ſah nun gar nichts mehr.

Beim Dunkeln kamen wir in Florenz an, wo wir viſitirt werden ſollten; der eine Jeſuit gab aber, um dieſen Aufenthalt zu vermeiden, auf Anrathen unſers Vetturins ein Trinkgeld an den Viſitator, und es unterblieb. Doch wäre dieſes uns allen bald übel zu ſtehen gekommen; der Policeiofficiant hatte es geſehen und, obgleich ſehr höflich, verhörte er uns alle doch ſehr hitzig, wer es gegeben, und ſagte uns, daß der Großherzog das gar nicht wolle. Beſonders mein Verhör war ſonderbar, da er oft Italieniſch und dann Franzöſiſch ſprach, weil er

glaubte, daß ich Eins nicht verſtände; aber ich verſtand Beides nicht, da er ſo ſchnell und heftig ſprach. Endlich ſollte unſer Vetturin, der grob wurde, eingeſteckt werden, die Wachen kamen ſchon und er bekam nur die Erlaubniß, uns erſt zu Hauſe zu bringen; ſein Name wurde angemerkt und jetzt wird er wol ſeine Strafe abgeſeſſen haben. Auch der Viſitator wurde eingeſteckt.

Viel Leid habe ich in Florenz gehabt, aber auch Freude. Das Leid habe ich ſchon geklagt, darum will ich auch die Freude nicht verhehlen. Erſtlich Briefe aus der Heimat, liebe Briefe, die mich alle Tage genug beſchäftigen, zu ſchreiben, zu denken und zu leſen. Dann kam geſtern ganz unerwartet mein alter ſehr lieber lieber Freund, Schilgen aus Osnabrück, der hier einige Wochen geweſen, durch Meyer von mir erfahren hatte und mich aufſuchte. War es ſchon eine Freude ihn wiederzuſehen, mit ihm zu plaudern von Rom und Anderm, ſo war die Freude noch um ſo größer, als er mir ſagte, daß er auch heute, und wahrſcheinlich mit demſelben Vetturin, reiſe. Der Vetturin kam und es beſtätigte ſich. Der Kerl konnte ſchlechter Wege halber nicht über Siena den graden Weg gehen, ſondern mußte über Perugia, und bis dahin geht Schilgen mit und kommt ſpäter nach Rom nach. Das freut mich ſehr, daß ich ſo weit einmal wieder mit einem guten Bekannten reiſe, obgleich ich über meine Jeſuiten nicht zu klagen habe, ſie waren zuletzt ſehr freundlich gegen mich und, als ich einmal ihre Grundſätze kannte, beurtheilte ich ſie danach und wurde ſo beſſer mit ihnen fertig und konnte ſie eher ertragen; aber, obgleich ſehr unrecht von mir, da ſie mir viel Gutes erwieſen, haßt' ich ſie doch, eben dieſer Grundſätze wegen. Nun Gott Lob!

jetzt bin ich sie los. Adieu, ihr Herren! Ich glaube, ich werde noch wie — (Daniel) ein Jesuitenriecher.

Die Reisegesellschaft war mein alter Freund Para Schillgen, alsdann zwei Engländer und endlich ein französischer Maler. Die Engländer konnten kein Wort Deutsch, der Franzose auch nicht. Der Franzose konnte gar kein Italienisch, die Engländer wenig Französisch und etwas mehr Italienisch; Schillgen kein Französisch und ich kein Italienisch. Das war nun also ein curioses Gemisch von Unterhaltung und Dolmetschen, wo alle Sprachen gesprochen und gradebrecht wurden. Endlich aber ließen wir den Franzosen bei Seite und die ganze Unterhaltung wurde, so gut es ging, Italienisch geführt, wobei ich sehr viel lernte. Der Franzose war eigentlich ein ekliger Kerl, unreinlich und unanständig; dabei ärgerte es mich, daß der Kerl, dem es doch viel leichter als Engländern und Deutschen werden muß, Italienisch zu lernen, sich auch nicht die geringste Mühe gab, sondern überall Französisch sprach und schimpfte, wenn sie es nicht verstanden. Die Engländer waren echte Engländer und dachten immer nur an sich, genirten sich um Keinen, waren aber hübsche gesunde Kerle, gaben sich viel Mühe, Italienisch zu sprechen, hatten ein reinliches Aeußere und Benehmen, verlangten viel, waren aber auch zufrieden, wenn sie es nicht bekamen. Dabei reisten sie echt englisch, sahen wenig an, oder nur einen Augenblick, schrien aber bei jedem Ort aus dem Wagenfenster: come se chiama questo villaggio, questa città u. s. w. und nach erhaltener Antwort schlugen sie sehr befriedigt in ihrem guide des voyageurs oder auf der Karte nach, fanden den Ort und legten sich in den Wagen zurück. Kamen wir Abends

in eine Osterie, schrien sie gleich nach aqua calda per far la barba und nach sacco di notte, zogen sich um, Pantoffeln an u. s. w. Ich konnte sie, obgleich sie mich manchmal ärgerten, doch bei weitem besser leiden, als den fuchsfreundlichen, höflichen Franzosen. Wenn ihre Ansichten auch etwas spleenig und verrückt waren, wie überhaupt ihr Charakter einen abgeschmackten, englischen Frack anzuhaben schien, so hatten sie doch so Manches, was mich einnahm; sie hatten ein freies, kräftiges, ritterliches Wesen, waren fidele Gesellen und gaben sich Mühe, mit dem Volke, unter dem sie lebten, wenn auch nicht volksthümlich zu werden, doch sich zu verständigen.

In der Osterie war Abends das Erste, daß wir in dem großen Kamin uns Feuer machen ließen und uns alle um denselben herumsetzten; da saßen die beiden Engländer, der eine die Hände verschlungen über den Kopf haltend und die Füße weit gegen das Feuer hingestreckt, der andere beide Hände in den Taschen und die Füße so hoch wie sein Kopf an das obere Gesims des Kamins gestemmt. Der Franzose kroch wie eine Katze an den Kamin, kauerte sich zusammen und hielt Hände und Füße krumm und ängstlich gegen die Flammen. Schillgen und ich nahmen die Seitenplätze ein und setzten uns ziemlich mit dem Rücken gegen die sonst blendende Glut. Diese Kaminfeuer habe ich hier in Italien sehr gern, wo man anders kein Feuer braucht, als für den Augenblick, wenn man erfroren ist, wieder aufzuthauen und sich zu erwärmen; das ist so gesellig. Dann kam unser Abendessen, das, wie das Nachtlager auch, der Vetturin besorgte, das immer sehr gut war und aus 4, 5 und 6 Gerichten bestand; dabei Wein, so viel wir wollten.

Während dessen brannten die schönen, malerischen, italienischen Lampen, und so hatte für mich das Ganze etwas Interessantes, wenn auch das Wetter anfänglich sehr schlecht war.

Wagen und Straße waren gut, Pferde und Kutscher auch, aber es regnete, daß wir fast Nichts sahen, außer von Zeit zu Zeit eine graue, trübe, ernste Landschaft. Da fühlte ich mich denn sehr glücklich, daß ich kein Landschaftsmaler war, diesen entgeht viel, denn in der schönsten Gegend seufzen sie oft nach Beleuchtung, wenn die gegenwärtige nicht gut ist, nach Vorgrund, Wolkenschatten u. s. w. Das brauch' ich Alles nicht, das Schöne bleibt mir immer schön, mag's auch zu Zeiten noch schöner sein, so liegt doch gerade oft in der momentanen Erscheinung ein eigner poetischer Reiz, der auch sein Schönes hat. Und ist Der nicht arm, der die schöne Seele nur in Feierkleidern erkennt? Wer tiefer sieht, wessen Auge besser ist, wird auch durch Schmerz und Thränen das Schöne, das Geliebte lieben und bewundern; der will nicht immer nur den Putz, für ihn ist auch das Trauergewand. So hat mich gerade in diesem Grau die Gegend ungemein angesprochen; es war ein herrlich prangendes Thal, tief unter uns, durch das sich, vom Regen angeschwollen, schäumend und zischend, in vielen Cascaden, ein wilder Gebirgsstrom stürzte. Zu Ende des Thals lag Florenz noch. Die Berge, über deren Gipfel wir fuhren, waren hoch, aber groß und schon geformt. Hin und wieder hatte das Wasser einen Felsen durchwühlt, daß er rauh und schroff, in nackten Formen bis ins Thal sich senkt.

Der Himmel weinte über Florenz und wollte es auslöschen mit seinen Thränen, damit nie mehr der Ort, auf

den sein lachend Sonnenauge einst so gern gesehen, ihn traurig mahne an die früheren Freudentage. So möchte ja die Geliebte den Namen des Geliebten und alle Zeichen ihrer Liebe wegweinen, wenn er ungetreu geflohen ist; und Florenz ist so ungetreu, so undankbar. — Wo sind all seine mächtigen Söhne hin, die Blumen, die es einst dem lachenden Himmel geweiht? sie sind verblüht und vertrocknet, verhallt die herrlichen Worte; nur Asche noch von jener hellleuchtenden, erwärmenden Flamme. Michel Angelo schläft in S. Croce und Dante ist nicht einmal dort zu finden. Der Streit zwischen Ghibellinen und Guelfen ist geschlichtet, aber der Friede hat keine goldenen Früchte gebracht; die Helden haben sich aufgerieben und Schlaf ist auf das Schlachtfeld gesunken, tiefer Schlaf. Ein mattes todtes Volk hat nicht einmal Kraft genug, die Lorberkränze sich zu sammeln, die auf dem Schlachtfelde liegen. Ein gutes Volk sind die Toscaner, aber gewaltig erschlafft.

Besonders habe ich auf dieser Tour die Oelbäume studirt, die ich außerordentlich gern habe; der Stamm ist fantastisch geformt, zerrissen und abenteuerlich, und das Laub darüber außerordentlich zart und fein, ganz silbergrün, als ob über den Schrecken und Gespenstern einer dunkeln Nacht in mondlich silberner Nebelwolke eine ganze Elfenwelt tanzt und lispelt und singet und schwebet, so zittern und säuseln die feinen Blätter beim geringsten Winde. Ich will jetzt meine Zeichnung vom Oelberg verändern und diese Bäume ordentlich dabei anwenden, denn nichts eignet sich als Grund zu diesem Gegenstand schöner; es liegt wirklich solch ein eigen trübes Gefühl in

ihrem Silbergrün; sie scheinen alles hellfarbige Grün der Hoffnung weggeweint zu haben und in stiller, feierlicher Trauer schweigsam zitternd zu harren, ob ein Ostermorgen tagt. Ohne Nachtbeleuchtung und Mondschein muß man durch die Farbe dieser Bäume dem Ganzen einen trüben nächtlichen Anschein geben können.

Am andern Morgen, als wir wegfuhren, fand es sich, daß des einen Engländers Schirm gestohlen war; erst schimpften Beide, dann aber waren sie ganz ruhig und thaten, als ob nichts vorgefallen.

Wir hatten einen hellen Tag und kamen durch sehr schöne Gegenden und endlich gegen Mittag an den Trasimenischen See. Dieser See lag wunderschön, rings von Bergen, mit Weingärten, Oliven- und Lorberwäldern bedeckt, eingeschlossen. Nichts merkte man mehr von Krieg, von Erdbeben und Niederlagen; hier, wo Tausende von Heiden einst gefallen und mit ihrem Blute die Erde gedüngt, daß der Oelbaum des Friedens aus ihren Gräbern gewachsen, da verbirgt sich jetzt ein schwaches Geschlecht. Hier schlug Hannibal das römische Heer; hier starb der Consul Flaminius, der sterben, aber nicht geschlagen heimkehren durfte, und als die Heere auf einander trafen, erbrauste die Luft so furchtbar vom Dröhnen der Waffen, daß selbst der alte See erstaunte und sich aufbäumte, dem Heldenturnier zuzuschauen; sein Beifalljauchzen war ein Erdbeben. Es war sein letzter Laut; nie sah er solche Helden wieder und schweigt seitdem.

Am See ist jetzt die päpstliche Dogana, wo wir visitirt wurden, und ziemlich scharf, was mich etwas empörte. Mein Vetturin schmuggelte einen neuen florentiner Regenschirm und Strohhut, und da er es doch für

verdächtig hielt, so hereinzubringen, so setzte ich den Hut auf, nahm den Schirm in die Hand und gab Beides für mein eigen aus, worüber dann die ganze Dogana gewaltig spottete, aber nichts dagegen sagen konnte, sondern nur meinte, ich sei eine schöne Ragazza und der Hut müsse im Winter gut für die Sonne sein. Als das Visitiren vorbei war, fuhren wir noch bis Passignano, einem äußerst schön gelegenen Fischerdorfe am See. Es war stürmisch und grau geworden; oben auf schroffen Felsen lag das alte Schloß, unten der kleine Ort; ringsum Oelwald und Weinlauben.

Am andern Morgen fuhren wir sehr früh weg, sahen im Mondschein lange den herrlichen See, den der Spiegel des Mondes quer durchschnitten hatte, wie eine silberne Brücke, die von einem Ufer zum andern führte.

Nun fuhren wir immer höher bergauf und immer tiefer unter uns lag der schöne, mondbeleuchtete See. Endlich ward es ringsum in den Bergen dämmerig, der goldrothe Glanz von Aurora's angezündeter Freudenfackel kämpfte mit dem bleichen Licht des Mondes, der wie eine Trauerfackel auf dem Grabe der Helden ruhte. So kann Freude die Wangen röthen und um die Lippen zucken, wenn das Auge noch von Thränen erfüllt ist. Aber der Tag, die Freude siegte.

Endlich verließen wir den See, aber die Gegend ward fast immer schöner noch; wir fuhren nun auf Perugia zu, durch die reizendsten, sonnig beleuchteten Thäler, rings von den schönsten, üppigst lachenden Bergen eingeschlossen.

Da um 10 Uhr Morgens erreichten wir Perugia; unterwegs hatten Schillgen und ich den Engländern so

viel vorgeschwatzt, wie interessant Perugia und das nahgelegene Assisi sei, daß sie sich entschlossen, bis Abends da zu bleiben, dann bis an den Fuß des Assisiberges zu fahren, hier Vetturin und Franzosen zu lassen, da dieser nicht mit wollte, und dann mit mir nach Assisi hinauf, im Cabriolet oder zu Pferde. Als wir ankamen, ward das dem Vetturin schnell mitgetheilt, sowie auch dem Franzosen, der ganz damit zufrieden war.

Als wir gegessen hatten, trennten wir uns nun, um Alles zu sehen; ich ging mit Schillgen, wohin ich wollte, und sie, wohin sie wollten. Ab und an trafen wir zusammen, und da mußt' ich über ihre Art zu sehen immer herzlich lachen, indem sie Alles durchlaufen, wie ein Hund, der die Spur seines Herrn sucht. Ich habe nur wenig, das heißt für Perugia, aber schöne Sachen gesehen. Vor Allem erstlich das Cambio oder die Wechselbank, die daneben befindliche Capelle, zwei kleine gothische Gewölbe, die von Peter Perugino fresco ausgemalt sind. Das Ganze ist sehr gut erhalten und so klein und faßlich, daß man es recht bequem übersehen kann. Es macht einen äußerst angenehmen und heitern Eindruck, da die Farben schön, die Formen lieblich sind, wenn gleich die Compositionen, wie beim Francia, so auch hier, im Ganzen keinen tiefen Eindruck machen. Auch ist nicht das sprudelnde, üppige Leben, der Reichthum von Bewegung, Gruppirung u. s. w., die Wahrheit und Pracht der Venetianer darin, sondern es scheinen fast alles Familienportraits von Heiligen zu sein. Aber die Art, wie sie gegeben, ist so lieblich, daß man, wenn man nicht zu viel vom Perugino sieht, ihn sehr lieb haben muß. Auch ist er ganz local; kaum ist es möglich, daß man in dieser

Gegend Anderes ſchaffen konnte, als nur das Lieblichſte, Zarteſte.

Dann habe ich im Fluge den Marktplatz geſehen, auf dem ein außerordentlich ſchöner Brunnen mit vielen reichen alten Basreliefs aus vielen Röhren und Fontainen ſein Waſſer gießt. Gar hübſch war es, dieſe uralten Marmorwerke, Säulen und Basreliefs, die wie verſteinert zurückgeblieben ſchienen aus einer längſt entflohenen Zeit, das lebendige, friſche, klare Waſſer hervorſprudeln zu ſehen; auf allen Ecken ſaßen die ſchönſten bunten Tauben und badeten und putzten ſich; drunten ringsum wimmelte es von muntern Gebirgsbauern und Bauerweibern, Mönchen und Eſeln u. ſ. w. An demſelben Markt ſteht auch der herrliche Dom, ein von außen uraltes intereſſantes Gebäude, an dem viele merkwürdige Basreliefs und Marmormoſaiken ſind. Dann das ſchöne Rathhaus und ein gothiſcher Palaſt mit einer prächtigen großen Treppe und ſchönen bronzenen Löwen.

Von hier gingen wir in das Kloſter S. Severo, wo ich das erſte Frescobild von Rafael ſah, freilich noch aus ſeiner frühern Zeit, erinnert es in Manchem an Perugino, ſeinen Lehrmeiſter, iſt doch aber ungemein ſchön und höchſt intereſſant, da es dieſelbe Glorie, bis auf kleine Abänderungen, iſt, die er ſpäter in der Disputa ausgeführt. Das Bild iſt leider ſehr verdorben, aber was noch erhalten, wunderſchön, beſonders im Ausdruck und einfach großer Bewegung und Gewandung; die Farbe iſt etwas farblos. Vorzüglich ſind ein Engel und der Chriſtus, wenn dieſer auch ſehr zart und weich erſcheint, und vor Allem drei Heilige, der alte Hieronymus, Bernhardinus und Laurentius. Ja, dieſe fordern ſchon, wie alle

ſeine Werke, von jedem unbefangnen Beſchauer einen Zoll der Verehrung, wenn das Bild auch gerade nicht begeiſtert und entzückt.

Von hier gingen wir nach S. Domenico, wo ich eigentlich die erſten Fieſole ſah, die außerordentlich ſchön, aber zu ſehr ruinirt ſind, um daraus über den Meiſter zu urtheilen. In der Sacriſtei iſt die bekannte, von Ruſcheweih geſtochene Verkündigung von Fieſole. Merkwürdig iſt mir geweſen, daß dieſer Meiſter, der doch 100 Jahr vor Rafael lebte, ſchon ſo große Individualität in ſeinen Charakteren und ſeiner Zeichnung der einzelnen Figuren, ſowie ſo große Schönheit in Formen und Linien, ſo tiefe Wahrheit in ſeinem Ausdruck hat.

Als ich in der Sacriſtei war und die Sachen beſah, traten auf einmal einige Dominikanermönche herein; ich bat ſogleich um Erlaubniß und entſchuldigte mich, daß ich ſo frei hereingetreten; da waren die Leute aber ſo freundlich und höflich und zeigten mir Alles ſo bereitwillig, daß ich ſehr überraſcht war. Dann gingen wir nach S. Pietro maggiore, wo die bekannten Chorſtühle, nach Rafael's Zeichnung geſchnitzt, ſind. Auch ſind hier viele intereſſante Bilder von Perugino und ſeiner Schule und auf Nebenaltären ein Altarbild von Pinturicchio und eins von Buonfiglio. Ferner manche Bilder, die für Rafaele ausgegeben werden, es wol auch ſein mögen, aber frühere Arbeiten zu ſein ſcheinen, aus denen nur der ſeelenvolle Jüngling, aber nicht der göttlich vollendete Meiſter ſieht. Vor Allem aber intereſſant iſt die Anbetung der drei heiligen Könige, ein Bild, das ganz an altdeutſche Bilder erinnert, dabei aber ſo viel Grazie hat, daß ich wol glauben möchte, was man davon erzählt, nämlich

daß es nach einer Zeichnung Rafael's ausgeführt sei. Besonders erinnert an Rafael die Madonna und das Christuskind.

Im Dom befindet sich auch ein schönes altes Bild von Signorelli, das jedoch in der Zeichnung sehr mager und dürftig ist und einen gewaltigen, aber etwas gezwungenen Ernst und Feierlichkeit in den Köpfen und Bewegungen hat.

Das wäre Alles, was ich in Perugia gesehen, außer den, bei jedem Blick sich aufdrängenden herrlichen Bruchstücken aus vielen schon untergegangenen Jahrhunderten, aus der Römerzeit, byzantinisch und gothisch.

Als ich nun müde war vom Sehen, total müde, so ging ich, während Schillgen noch mit den Engländern herumging, auf die Passeggiata (Spaziergang). Da war nun wirklich meinem Auge eine niegesehene Herrlichkeit und Schönheit aufgeschlossen. Rund um mich lag die Stadt mit ihren Gruppen von Häusern, Ruinen, Kirchen, Klöstern und Palästen und zog sich bis weit hinab ins Thal; dann sah ich darüber hinaus in die blühenden Gärten, Olivenwälder, von denen sie rings eingeschlossen, und dann in ein weites Thal, in dem viele Dörfer, Häuser und Vignen lagen und durch das ein heiterer Fluß sich schlängelte. Berge schlossen es ein, die in großer, einfacher Linie auf- und niederstiegen und alle mit den schönsten Farben glänzten, entweder in prangendem Grün, oder leuchtend, glühend rothbraun, denn die höhern waren mit Haide und Moos bedeckt; die noch höhern sahen blau, vom dunkeln bis zum hellen, durch alle Stufen durch, dahinter hervor, und die fernsten endlich glänzten ganz blendend weiß, in einzelnen Schnee-

linien und Stellen, die aber hier, in diesem ewigen Frühlinge, nicht Boten des Winters, sondern nur der Diamantschmuck auf dem Haupt der schönen Königin schienen. Dabei lag Alles in einer Sonnenglut, als sei die Sonne vom Himmel gesunken und wohne hier; doch zogen einzelne Wolkengebilde daran vorüber und sahen sehnsüchtig hinab ins Thal.

Die Gegend war wirklich so himmlisch schön, daß mir schien, als wäre sie noch ein Ueberbleibsel vom verschwundenen Paradiese. Ich setzte mich in den Schatten von Cypressen und immer grünen Eichen, rings von blühenden Rosen umgeben. So saß ich lange, bis endlich die Uhr unsrer Abreise schlug; da lief ich nach Hause, verirrte mich aber so, daß ich ziemlich spät ankam. Zum Glück waren meine Engländer noch nicht da, doch kamen sie bald und nun fuhren wir sogleich ab. Es war so spät darüber geworden, daß die Sonne schon untergegangen; auch hatte der Himmel sich ganz bewölkt und nur durch eine Wolkentheilung sah die goldne Abendglut vom dunkelvioletten Himmel auf die stillen schwarzblauen Berge und ins duftig grau-grüne Thal. Es schien, als wolle der Himmel ein großes Trauerspiel aufführen und seine Geliebte ermorden. Bald fing es auch an zu regnen und so kamen wir spät in der Nacht auch beim Regen erst dort an, wo wir den Wagen lassen und nach Assisi hinaufsteigen wollten.

Lange pochte der Vetturin an verschiedene Häuser, ehe eine Thür geöffnet und ihm erklärt wurde, daß Wagen, Pferde und Menschen hier nicht bleiben könnten, auch kein Führer, keine Pferde und kein Cabriolet hinauf nach Assisi so spät Nachts zu haben sei und er zwei

Ochsen Vorspann nehmen und selbst hinauf fahren müsse. Nach langem Zögern entschloß er sich dazu; nun aber machte unser Franzose uns Schwierigkeiten und Vorwürfe und endlich kamen wir in so heftigen Streit, daß es wie auf dem polnischen Reichstag zuging, oder wie beim babylonischen Thurmbau. Während wir immermehr bergauf fuhren, war den feindlichen Nationen England und Frankreich noch die einzige Hoffnung geblieben, sich beim guten Wein, Abendessen und Bett zu versöhnen. Ich dachte aber, daß Dieses sich oben, in einem kleinen unbesuchten Flecken, spät in der Nacht, nicht finden würde, und da Schillgen in Perugia geblieben, so sah ich im voraus, daß ihre Wuth sich alsdann vereint gegen mich wenden würde, der ich sie zu diesem Allen verleitet. Endlich kamen wir in der Stadt an, sahen aber weder Menschen noch Licht, und nachdem wir die ganze Stadt durchfahren und lange an ein Wirthshaus gerocht und davor geschrien hatten (freilich ohne Jemand zu erwecken), hörten es am andern Ende der Stadt Schusterjungen, die noch arbeiteten, und führten uns in ein anderes Wirthshaus, das uns auch geöffnet wurde; aber da fand sich nichts als Bett, Feuer, Brot und steinharter Käse, nicht einmal Wein.

Der Franzose sacrete, die Engländer goddammten; ich that, als verstände ich Beides nicht, und mußte innerlich lachen, daß, wenn auch manchmal meine Stimmung mich geärgert und gequält hatte, sie doch wenigstens durch solche Abenteuer eine wohlthuende Erschütterung litt. Freilich meine Reisegefährten, deren größte Sorge rasiren, schlafen, essen und gewärmte Betten war, mußten sich

sehr unglücklich fühlen und gingen alle mißmuthig zu Bett; ich legte mich lachend nieder und schlief sehr gut.

Früh stand ich auf und ging aus. Zuerst sah ich eine Kirche, die aus den Ruinen eines Minerventempels gebaut und deren Portal noch das sehr schöne Portal dieses Tempels ist. Alsdann die Schule, die eine vorgothische Vorhalle hat, deren Säulenköpfe und Bogen mit wunderschön gearbeiteten Gewinden, mit Thieren und dergleichen verziert sind. Dann eine kleine Capelle beim Hospital, die der heiligen Elisabeth oder Katharina, die außen und innen ganz fresco ausgemalt war. Die Bilder außerhalb, die, zwar sehr ruinirt, doch noch außerordentlich viel Schönes sehen lassen, brachten mich darauf, den Eingang zu begehren, und da fand ich innen wirklich Schätze; es waren, die Capelle in Padua ausgenommen, die schönsten Sachen, die ich gesehen. Besonders ein Christus in einer Engelglorie. Gedanke wie Bewegung, Ausdruck, Motiv der Falten und Formen, Alles war riesengroß, schön und erhaben, und eben so großartig war die Behandlung, wenn auch Zeichnung und Färbung etwas dürftig.

Von hier ging ich dann in die Kirche des heiligen Franziskus; diese liegt an, unter und auf einem Berge, denn es sind drei Kirchen über einander. In der untersten ist im Altar die kleine Hütte verschlossen, in der der Heilige gewohnt haben und gestorben sein soll, wie auch sein Grab. Darüber ist dann die eigentliche Kirche, eine Kirche, die nicht im Kreuz gebaut, sondern, wie mir scheint, drei Schiffe hat; in dieser Form ungefähr: ɪ. Es ist nun die prächtigste Kirche, die ich noch gesehen, ganz aus-

gemalt mit Fresken, alle Fenſter gemalt, ſchöne Grabmäler und Moſaiken, die reichſte vorgothiſche Architektur. Säulen, Thüren, Treppen, Pfeiler, Alles iſt prachtvoll verziert, die Fenſter alle ſo reich gemalt, aber obgleich es ein heller Tag war, ſah ich leider doch wenig von den Bildern, ſo gewaltig finſter iſt die Kirche, die Bogen ſehr flach und niedrig, die Fenſter klein und durch die Farben noch verdunkelt, die Mauern dick; da ich aber Zeit genug hatte, ſo unterſuchte ich Alles recht und ward die Dunkelheit endlich gewohnt; da habe ich denn herrliche Sachen entdeckt. Vor Allem ſchön erſcheint eine große Kreuzabnahme, die wirklich ſehr gewaltig und aus tiefſter Seele hervorgegangen, einfach und ausdrucksvoll iſt. Dann ſah ich auch den durch Coopmann mir ſo gerühmten Kindermord. Hierauf ſtieg ich hinauf in die obere Kirche, die ſehr freundlich und hell iſt und ein hohes Gewölbe, viele Fenſter und heitere Farben hat; auch dieſe iſt ſonſt gut erhalten, die gemalten Glasfenſter ſind faſt alle noch da, aber wie die Bilder größtentheils durch Feuchtigkeit ruinirt. In dieſer Kirche iſt nur dreimal im Jahre Gottesdienſt, wenn der Papſt da iſt, und ein eigner antiker Stuhl, auf dem nur er ſitzen darf. Was hier noch von Bildern zu ſehen, iſt ſo ſchön wie in der untern Kirche, und hat mich einen rechten Blick in dieſe alten Reiche thun laſſen. Es grenzt wirklich an das Uebermenſchliche, dieſe Gewalt, dieſe Allmacht möcht' ich ſagen; Gewänder, Bewegung und Ausdruck, Alles iſt ſo entſprechend, ſo ganz Natur, und doch ohne allen Ueberfluß, in einfachem, großem Accord; mangelt ihnen Lieblichkeit und eigentlich Natürlichkeit auch ganz, ſo ſind die Grundmotive ihrer Köpfe und Formen doch immer edel und ſchön. Wie

man eine Muſik in weiter Ferne hört, wo die leiſern Uebergänge verhallen und das Ohr nur die mächtigen Grundaccorde hört, ſo kommt mir dieſes vor, ſie können Laien nicht recht verſtändlich ſein, mich haben ſie aber ungeheuer erſchüttert; und ſind die Venetianiſchen Kunſtſchätze ein Prachtgarten voll betäubender, prächtig blühender und duftender Roſen und anderer wollüſtig glühender Blumen, unter denen man immer nur genießen und ſich ſättigen möchte, ſo iſt hier auf einmal Erde und Himmel geöffnet. Vom Himmel tönen die Gräber ſprengenden Töne der Poſaune des jüngſten Gerichts herunter; verbergen möchte man ſich vor den heilig ernſten, die Seele durchſchauernden Blicken der himmliſchen Geſellſchaft, der Richter, von Engeln umgeben; aber wer die Töne vernimmt und ſich nicht vor ihrem erſchütternden Klange verbirgt, der wird ſie verſtehen und ſich nicht mehr fürchten; der hört auch den himmliſchen Engelgeſang durch und ſieht das Leuchten der Sterne, der Sonne und des Mondes.

Als ich eben die Kirche beſah, kamen auch meine Engländer und erklärten mir auf Italieniſch, daß ſie Alles nicht ſchön fänden, wegwollten und mir gar nicht dankbar wären, daß ich ſie hierher gelockt. Ich machte, daß ich fortkam, ſah mir die ſchöne gothiſche Kirche noch etwas von außen an und erblickte ein ſonderbares Schauſpiel: am Morgen, als ich hinging, war die ganze Gegend voll Nebel, jetzt lag Alles lachend in der Sonne da; ein ganz heitrer reiner Himmel wölbte ſich darüber und die allerfernſte Kette der Berge war glänzend beleuchtet. Was aber im Thale zwiſchen dieſen und meiner nächſten Umgebung unterhalb meiner Füße lag, war ein undurchdringliches Meer von Nebel, über das ordentlich das Glanz-

bild der Sonne eine goldne Brücke gezogen hatte, wie der Mond im Waſſerſpiegel. Es war Sonntag und ſo alle Straßen und Kirchen voll geputzter Bauern und Bauerfrauen.

Mittags um 12½ Uhr kam ich nach Hauſe, meine Gefährten hatten ſchon gewartet und der Vetturin geſchimpft. Wir fuhren alſo gleich weg, durch eine echt claſſiſche Gegend, die einſt von hier bis Rom faſt eine Straße von Paläſten und Tempeln war. Jetzt iſt's urbares Land, hin und wieder ſieht man auf einmal auch einen Felſen, ein Städtchen oder Fleckchen liegen, mit alten römiſchen Mauern, Thürmen und Thoren. Am Wege gibt's noch Ruinen von Tempeln, Arenen u. ſ. w. Wir kamen an Spalo vorbei und nach Spoletto, wo wir die Nacht blieben. Das Wetter war ſehr ſchlecht, es regnete unaufhörlich und ſo ſah ich wenig. Nur in Foligno ſah ich zwei ſehr ſchöne Bilder von einem alten Meiſter, Niunno, wovon mich eins beſonders intereſſirte, weil ſich eine Glorie von Cherubim darauf befindet, die nicht blos, wie die Meiſten ſie dargeſtellt, Köpfchen mit vier Flügeln, ſondern ganz nackte halbe Kinderfiguren waren, die ſtatt der Beine in goldne Flügel enden. Das macht ſich ungemein hübſch.

Von Foligno fuhren wir noch bis Spoletto und andern Tags wollten wir die Cascade von Terni ſehen, haben aber leider nichts geſehen, da es zu ſehr regnete und dieſelbe zwei Stunden von der Straße liegt. Wir mußten alſo die Idee aufgeben und nach Narni fahren, wo wir übernachteten. Ueberall ſieht man hier alte Brücken, Waſſerleitungen u. ſ. w.

Von Narni fuhren wir durch das Sabinerland, über ſehr ſchöne Orte, durch Cività caſtellana nach Monte roſi

und der römiſchen Campagna. Stundenlang waren wir bei Terni, ja faſt den ganzen Tag durch Lorbeerwälder gefahren, auf dem rauheſten Gebirge das Einzige, was nicht erliſchen und erſterben konnte aus jener Zeit.

Als wir recht auf der Höhe des Gebirges waren, guckte zu beiden Seiten des Wagens auf einmal eine Menge ſchöner Mädchen- und Frauengeſichter herein, hielten die lieblichſten, blühendſten Kinder an die Fenſter und die prangendſten, lockendſten Früchte, Aepfel, Birnen, Trauben, in den Wagen, uns mit den ſchmeichelndſten Worten zum Kaufen einladend: „Carissimo Signore, o carissima.“ Lange ſchritten ſie neben dem Wagen her und als ich etwas kaufen wollte von den ſo maleriſch gekleideten, niedlichen Kindern, da ſah auf einmal ein Kopf in den Wagen und ſchwebte eine Figur daher, die mich mit freudigem Erſtaunen und Entzücken erfüllte. Alle ſchienen ihr Platz zu machen, die Kinder ſogar. Sie war die Schönſte und nie habe ich ſolch wunderbaren Ausdruck im dunkelbraunen Auge geſehen; wirklich feenartig, ſchien ſie aus einer nächtlich ſchönen Welt nur von Zeit zu Zeit auf die blaſſe Erde zu ſteigen, an den matten Tag. Glühend und etwas gebräunt war die Farbe des Geſichts und nur ein leiſes Roth auf den Wangen; das Haar geſcheitelt und hinten zwei volle ſchwarze Flechten. Mit einem gebietenden Blick und Ausdruck ſchüttete ſie mir den Korb mit Früchten in den Schoos und hielt dann ihre Hand herein, ſah dabei aber ſo herriſch trotzig und doch ſchelmiſch zärtlich aus, daß ich, wie auf Befehl, ihr nur Geld als Gegengeſchenk in die Hand legen konnte. Sie nahm es auch und ging noch lange neben dem Wa-

gen — ich wollte, sie hätte dein gesessen statt der übrigen Gesellschaft, denn gern hätte ich tagelang dies Wesen betrachtet.

Abends in Narni tranken wir Montefiascone, der vortrefflich schmeckte. Civitá castellana gefiel mir sehr, man hat eine herrliche Aussicht in das Sabinergebirge; dann liegt die Stadt höchst malerisch auf schroffen, hohen Felsen und über einem in Cascaden schäumenden Flusse, der tief zwischen hohen und zerrissenen Felsen dahin läuft, von deren einer Höhe zur andern eine lange massive steinerne Brücke führt, die aus drei über einander gebauten Bogen besteht; sie ist ungefähr 100 Fuß hoch über dem Flusse. In Monte rosi blieben wir die letzte Nacht. Am andern Tage reisten wir beim schlechtesten Wetter, während Sturm und Regen durch die öde, trübe Campagna von Rom. Kein Baum war zu sehen, nichts als dunkelrothe Erde, die fast wie mit Blut getränkt schien, und dann in der Ferne die schöne Kettenlinie vom Gebirge, die aber so in Regen gehüllt war, daß man sie kaum sehen konnte. Das junge Korn war überall grün aus der rothen Erde hervorgekeimt. Von Zeit zu Zeit erschienen zerrissene Felsen, Höhlen, ein Flußbett, in dem ein Waldstrom brauste, aber sonst Alles nackt und kahl. Die Straße voll von Karren und Wagen. Mir wurde ganz unheimlich und bang; sollte das ein Vorzeichen sein, daß Rom mich so empfängt — grau und trübe wurde meine Seele wie der Himmel über mir — sollte so trübe mein Leben in Rom werden, Regen und Sturm die Ruhe sein, die mich erwartet? Gott, wie wurde ich traurig und bang! Dazu erschien mir nun erst so recht alles Große erstorben und begraben in dieser öden, weiten Campagna;

für schien mir so recht das Grab einer Welt, für die kein Auferstehungsmorgen tagt. Immer traurigter wurde ich noch durch die Gesellschaft im Wagen, die jetzt aus einem Mitgliede mehr, aus einem italienischen Pfaffen, bestand, der sonder Grachen schmutzig und widrig war, dabei aber immer sein Brevier betete und schlechte Heiligenbilder mit seinen widerlichen Lippen küßte. Es unausstehlich mir das Frömmeln vieler Katholiken ist, die der Welt ganz abgestorben zu sein scheinen und wie lebende Leichen herumwandeln, nur nach dem Himmel blickend, so ist mir dieses doch noch widerlicher.

Es kamen wir nach La Storta, der letzten Station vor Rom; hier stieg ich auf den Hügel und sah — die Peterskuppel! — Ich kann Niemand sagen, wie mir wurde; ich zitterte, ich hätte die Augen schließen und Nichts sehen mögen. Das Athmen wurde mir schwer und ich schämte mich, wieder hin zu sehen, so bang war mir. — Hier war nun das Ziel, da konnt' ich Alles finden, was ich nur suchte, oder in Rom und getäuscht werden. Manchmal geht's mir mit Briefen ähnlich, ich wage das Siegel nicht zu erbrechen, es kann ja alles Gute, aber auch alles Schlimme darin stehen; hier war's noch viel ärger. Wie viel Großes, Herrliches war nicht in diesem Orte geschehen! Das Herz der größten Zeit war er gewesen. Jetzt ist er das gebrochene Herz! Was sollt' ich hier nicht alles Herrliches, Großes sehen und erleben, was nicht Alles erfassen und zurücktragen in die arme zopfige Welt! — O Gott, wo so viele Menschen geirrt, gebetet, gefallen und verblutet sind, da sollt' ich winzig kleiner Zwerg leben und Leben schaffen — Bang wurde mir und ich zitterte und verzweifelte, denn ich fühlte, daß

das, ein tollkühn Wagſtück, mir nie gelingen würde; und ſo lag doch mein Schickſal auf der Wage und hing an einem Haar. Entweder holte ich hier eine Krone, einen Lorberkranz, oder ein kleiner Ruck und ich war nicht mehr. Entweder gekrönt hier, oder wie ein armer Sünder hingerichtet. Ja, ich ſah ein Gefängniß, wo ich meinen Namen verlieren würde für ewig und mich ſelbſt nicht mehr kennen darf; denn erreiche ich Das nicht, was ich will, finde ich hier Das nicht, woran vergebens alle Wünſche geſcheitert, müßt' ich hier die letzte Hoffnung laſſen und ganz troſtlos umkehren, dann wär' ich geſtorben und nicht derſelbe mehr, der auszog. Ach, dürft' ich dann gar nicht mehr ſein! Wozu ward ich denn ſo ausgezeichnet, warum ſah ich ſo viel Herrliches? Um Nichts zu werden und wie Staub vor dem Winde zu verwehen? O Gott, dann leb' ich ja nur noch, ohne je geweſen zu ſein, dann leb' ich ohne Seele, ja — Gräßlich, gräßlich bange wurde mir und je näher wir kamen, deſto ängſtlicher. Ich konnte nichts mehr denken als Gott bitten, er möge ſich meiner erbarmen; und er erbarmte ſich auch inſoweit meiner, daß ich ruhig wurde und darüber nachdachte, wie ich, auch wenn Alles fehlſchlüge, nicht verzweifeln, wie ich, wenn auch namenlos und unbekannt, doch ruhig meine Zeit ausharren und im Verborgenen ſchaffen wollte, was ich konnte, und dann in Vergeſſenheit ſinken.

... Umbringen hätt' ich mögen Pfaffen, Engländer, Franzoſen und Alle, die jetzt ſich da blähen und wovon jeder auf ſeine Weiſe den Herrn ſpielt, wo ſie einſt im Staube gekrochen wären. Wie iſt's nur möglich, daß ſolche Geſchöpfe wagen konnten, das Blut, den Geiſt des allmäch-

tigen Herzens auszusaugen? Nein, es ist nicht möglich! Ein Gott hat Rom erschlagen, eines Gottes Wille war es, der's zertrümmerte, und nachher erst kam das niedrige Geschmeiß, das von den Trümmern sich nährte. Denn, Rom ist todt und wahrlich kinderlos. Warum? Wir dürfen nicht fragen, ein Gott erschlug's. — Erstehen wird es nie wieder, zertrümmert ist es für immer. Das war möglich; aber es wieder aufzurichten — nie! Roma, Roma, Roma non è più come era prima — das ist der furchtbarste, zerreißendste Schmerzensaccord, der ewig hier in den schwülen heißen Sonnenstralen wie eine beengende, die Brust einschnürende Kette, um Roms Mauern wogend, schwirrt. Das singen hier Sonne und Mond, Abend- und Morgenroth, die tausend Sterne, Himmel und Erde; das zittert im leisen Winde und heult im Sturme durch das dunkle Laub des Lorbeers, der immergrünen Eiche, durch die schwarzen Cypressen, die bleichen Oliven. Ja selbst die blühende Rose singt, eine Thautröne im Kelch, und darin glänzt das wehmüthige, herzzerschneidende Roma non è più come era prima. Dumpf tönt es wie eine Geisterstimme aus den alten Kellern und Ruinen der Kaiserpaläste, der Bäder, des Colosseums, auf dem Forum, vom Capitol herab, und die Ruinen, die einzelnen Säulen, Alles stöhnt dumpf es nach und ein furchtbar tiefer Geisterchor scheint zu singen: Roma, Roma, Roma, Roma non è più come era prima. —

Ich bin also in Rom, habe gleich, wie ich ankam, so viele Bekannte und Freunde gefunden, daß ich noch nicht weiß, daß ich in Rom bin, oder es ganz wieder vergessen habe.

Was ich aber bis jetzt gesehen von allem Schönen und Herrlichen, immer habe ich doch dabei an Ve-

nedig zurückdenken müſſen, mit Sehnſucht und Trauer. Venedig iſt meine todte Geliebte, und nie iſt es mir ſo ſchwer geworden, von einem Orte zu ſcheiden, wie von dieſer ſchönen Leiche.

... Merkwürdig iſt mir in ganz Italien noch geweſen, daß der Italiener eigentlich ſein Land dreifach genießt und benutzt; erſtlich als Acker, jeder Acker iſt aber durch Alleen von Maulbeerbäumen, die ſich über das Ganze ausbreiten, zu einem Garten gemacht, denn ſelbſt im Schatten der Bäume hat das Getreide noch genug Sonne; dann ſind alle dieſe Maulbeerbäume wieder durch Weinguirlanden verbunden und ſo iſt das Ganze zu einer ungeheuern Weinlaube umgeſchaffen; und wenn Alles kahl, endlich ausgereift und geerntet iſt, dann hat die Natur noch ſo viel Mitleid und Schönheitsſinn, daß ſie es üppig mit Epheu bekleidet.

Ich ſoll ſagen, was Roms erſter Anblick für einen Eindruck auf mich gemacht hat, und da kann ich nur wiederholen: die Seele hat es mir vor Angſt und Bangen faſt zugeſchnürt. Wär' ich anders nach Rom gekommen, hätt' ich Frieden mit mir ſelbſt gehabt, wär' ich ganz mit mir einig geweſen, hätte die ruhige, feſte Ueberzeugung von Manchem gehabt, die mir aber fehlte, dann würde vielleicht vor Entzücken im erſten Augenblick das Herz zerſprungen ſein, denn eigenthümlich mächtig und ergreifend iſt es. Aber ſo war ich nicht. Gott wußte es; und damit der furchtbarſte Contraſt mich nicht zerſchmetterte, hüllte er auch Rom in graue, tiefe, düſtere Nebelſchleier und ſo empfand ich zuerſt nur oder hörte und verſtand nur die tiefen Schmerzenslaute der zerbrochenen Leier, des zertrümmerten Roms; ich ſah nur die

offnen Gräber und die klagenden, zürnenden Helden daraus hervorgehen; Angst und Grauen ergriff mich. So kam ich nach Rom und suchte da so bald als möglich Freunde auf, um mich selbst und Rom zu vergessen. — Ich ging ins Café greco, fragte nach Milde, man konnte mir jedoch nicht sagen, wo er war, aber einen alten Bekannten, Eberle, fand ich gleich und ging mit ihm zu Cornelius. Cornelius nahm mich unendlich freundlich und liebevoll auf, aber er war krank diesen Tag, hatte arges Kopfweh und war sehr still; wir sprachen viel über ältere Zeiten, über Oldach u. s. w. Das Alles rührte noch mehr in dem gährenden Gefäß meines Herzens. Die Signora kam. — Endlich konnt' ich's nicht mehr anhalten, ich lief fort und rannte wieder ins Café greco. Hier ward's mir besser, ich fand lauter alte Bekannte, zu Dutzenden, und eine Fidelität über die andere, einen Witz über den andern. Das half mich mit hinreißen und ich tobte mit. Wir gingen in eine Kneipe, ich ließ Milde rufen, der mit Rietschel kam. Beide zu sehen, freute mich sehr. Milde, ein so altes bekanntes Gesicht, dessen Züge ein Heer von Erinnerungen aus meinem Leben heraufriefen, und Rietschel, den ich so lange geschätzt hatte als Künstler und der mich unbekannterweise so lange geliebt hat, daß er sogar, wie alle Andere sagten, um mich geweint hatte, als ich nicht nach Rom kam und man glaubte, ich sei unterwegs krank geworden oder gestorben. So freute ich mich sehr. Wir waren ungeheuer fröhlich, ich hatte Rom und mich vergessen — und war glücklich darüber.

Vom 15. Abends bis 18. Abends, drei ganze Tage, war ich in Rom und wußte weder, daß es Rom, noch

daß ich es war. Gott gebe, daß ich erſt mit Stolz Rom ſehen und in Rom ſein kann und geſtehen und ſagen, daß ich es bin! — — Bis ich weiß, was ich machen will, bin ich zu Milde gezogen, Via di Capucini, Nebengaſſe der Via Felice am Monte Pincio, das Quartier, wo Hunderte von Künſtlern wohnen. Wir haben zwei kleine Zimmer, das eine verziert mit drei größern und zwei kleinern Frescobildern von einem deutſchen Künſtler, vielleicht Verſuche von Schnorr. Fritz Nerly, d. h. Nehrlich, habe ich noch nicht geſehen, da er eben erſt in der Beſſerung iſt; er hatte die ſchwarzen Blattern gehabt, eine Krankheit, an deren Zurücktreten wahrſcheinlich Goethe's Sohn hier vor kurzem geſtorben iſt. Die deutſchen Künſtler gaben dieſem neulich ein Feſt und waren alle ſehr heiter, beſonders Nehrlich, der in der Kneipe hier General iſt und den Comment angibt. Zwei Tage darauf ſtarb Goethe; Nehrlich und ein andrer Landſchaftsmaler, Preller, wurden auch krank und bekamen eben dieſe Blattern, ſind aber jetzt Beide hergeſtellt.

Uebrigens iſt hier jetzt eine geſpannte Zeit: die Cardinäle im Conclave, um einen Papſt zu machen; die Engelsburg voll gefangner Demagogen, die Zugbrücke aufgezogen. In Sicilien, heißt es, ſei eine Revolution, wie auch in Innsbruck, alſo der Weg nach Deutſchland abgeſchnitten. Alle Holländer hier und Polen eilen nach Hauſe. Gott mag wiſſen, wie das neue Jahr enden wird! Man hat Witze und Caricaturen über die Papſtwahl gemacht und prophezeit aus allerhand Zeichen, die beim vorigen Papſt eingetroffen ſein ſollen, daß dieſer kein Jahr regieren werde.

Heute war Sonntag und ein himmlischer Tag; ich war mit Milde in der Villa Borghese, da blühten im Freien viele, viele Veilchen und wir gingen in dunkeln, schattigen Alleen und Wäldern von alten großen Eichen, Cypressen, Pinien und Lorbern. Wir in Lorberwäldern!! —, Rundum blühten Rosen und viele Blumen, alle Wiesen waren grün, wir saßen und waren im Freien noch gegen Sonnenuntergang. Springbrunnen plätscherten rings um uns; durch alle Bäume schimmerten glühend blau die fernen Gebirge, und sanft, wie mit einem Rosaschleier überzogen, der das leuchtende Blau verbergen wollte. Vignen und Villen standen überall. Rom lag wie eine Welt von Palästen unter uns, über Alles ragte Sanct Peter. Hinter ihm ging die Sonne unter; durch seine Fenster schien sie noch strahlend, sie schien sein Auge zu sein oder er ihr Bett, ihr heimatliches Haus, in dem sie sich vor der dunkeln Nacht verbergen wolle.

Rom.

Jan. 1831.

Nun also von Rom. Die erste Zeit hatte ich hier schlechtes Wetter und nur einzelne schöne Tage. Immerwährend goß es vom Himmel. Solche unaufhörliche Gußregen habe ich nie in Deutschland erlebt, aber immer war es brütend warm dabei. Das war der römische Scirocco. Jetzt ist aber schon wochenlang das schönste Wetter; Wetter, so warm, so labend, wie bei uns im Mai. Freilich sagen auch alle Römer, daß dies ein Winter sei, wie sie ihn lange, lange nicht gehabt; wo man hinaustritt aus Rom, oder selbst in Rom, wo Bäume und Felder zu sehen sind, steht Alles in schönster Blüte, und wirklich kann man dies Jahr sagen, daß ein ewiger Frühling in dieser Natur ruht: Rosen und Veilchen, Frühlings- und Sommerblumen, Alles ist hier im Freien, ohne Schutz und Pflege, in üppigster Fülle vereint, selbst die wenigen kahlen Bäume, die hier ein paar Monate ihr Laub verlieren, schlagen schon wieder aus. So scheint hier die Schöpfung Gottes die der Menschen zu verhöhnen und die sich immer neu verjüngende, ewig grünende, blühende Welt mit-

leidig zu lächeln auf die zertrümmerten Paläste und Tempel. Alles ist hier üppiger, gesättigter und prangender in Form und Farbe. Wir haben Spaziergänge gemacht, die himmlisch waren. Es gibt Tage, ganz so schön, ganz so herzerweiternd, wie die schönsten bei uns, wenn wir Touren zu machen pflegten, ein Abendroth besonders in der höchsten Fülle der Farben und über uns einen Himmel, der alle seine Wonne auf uns niederströmt, daß man hinauf möchte und sich oben in seinem Gewölbe mit den Vögeln jubelnd verlieren. — Ging dann die Sonne unter, so schien auf dem Goldgrund des Abendhimmels erst die ganze Welt ein farbiges Zaubermährchen, ein wunderbar süßer Traum zu sein — ein Farbenhymnus; alle Töne, der ganze Reichthum der Farbenkugel in ihrer reinsten Pracht strömte durcheinander in den entzückendsten Accorden, es schien die Begleitung der Erde zu dem himmlischen Abendgesange der untergehenden Sonne, deren goldtönende Stimme durch den ganzen Himmel wogte. Ach, W., sähest du das nur einmal, du, ihr Alle! — Ihr armen, armen Kinder des Nordens! — Ja, wer solchen Himmel sieht und solche Tage erlebt, der hat einen Blick ins Paradies gethan, wo Alles in höchster Schönheit vereint ist, denn auch der Schnee fehlt nicht, gleich großen Edelsteinen am goldnen Saume des Himmels glänzen leuchtend die Abruzzen, ganz mit Schnee bedeckt, herüber. Hier scheint der Schnee nicht weiß, sondern, wie die Abendsonne, golden. So ist Alles hier. Ein Veilchen ist größer, üppiger, tiefer und reiner violett und duftet stärker, als ich je bei uns eins fand. — Ja, hier muß man's den Deutschen verzeihen, wenn es sie immer und immer hierher zog; denn ungetreu könnte man hier

allem Andern in der Welt werden. Und selbst die Nächte hier! Der Mondschein, wie hell und golden!

So ist Alles hier schön, Gegenwart und Vergangenheit; aber nur die Menschen — ja, wenn sie auch schön wie die Natur sind, so erfreuen sie das Herz doch nicht. Das Leben fehlt ihnen; eine schöne Leiche, in deren Hülle aber Gift und Schlangen hausen. Ich vertheidige sie freilich immer noch gegen meine Landsleute, weil ich sie eigentlich gern leiden möchte, da sie so manches Schöne noch haben, schöne Gestalten, schöne Gesichter, besonders die Weiber, eine klangvolle, herrliche Sprache, großartige Grazie in allen Bewegungen, prächtig und entzückend in ihrer Freude, fürchterlich in ihrer Rache. Freilich ist dies auch das Einzige, das ihnen einen ernsteren Anblick gibt, denn sonst ist nichts vom Ernst der Tiefe und Größe der alten Römer wahrzunehmen.

Jetzt ist nun wirklich eine merkwürdige Zeit in Rom, die Cardinäle im Conclave können keinen Papst wählen, weil der Gewählte immer ausgeschlagen wird; so ist kürzlich einer gewählt und wieder verworfen worden; dabei schweben sie doch in der größten Angst und möchten gern einen wählen vor dem Carneval, damit dem Volk dieser nicht entzogen wird, weil es sonst, unwillig darüber, gewiß revoltiren würde, da schon in Bologna so etwas vorgefallen ist, weshalb auch alle Theater in Italien schon wieder geöffnet sind. Spottgedichte erscheinen täglich auf die Cardinäle, und zwar ganz infame; die ganze Engelsburg sitzt voll Gefangener, welche die Cardinäle bei ihrem Einzuge zu ermorden die Absicht gehabt haben sollen. Viele sind verbannt, unter Andern auch ein Bonaparte. Frankreich soll durch seinen Cardinal erklärt haben, keinen

Theil an der Wahl nehmen zu wollen, aber im Fall der Staat einen Vertheidiger brauche, möge man sich auf seine Waffen verlassen. Neulich Abends 10 Uhr fiel auf einmal ein furchtbarer Schuß in der Nähe des Quirinals, so daß die Cardinäle in der größten Bestürzung ausziehen wollten. Man konnte keinen Thäter entdecken, fand aber endlich eine geplatzte Bombe; alles Militair und die Schweizer mußten gleich aufziehen; die Wachen haben seitdem scharf geladen und, wer nicht nach dreimaligem Anrufen antwortet, wird erschossen; die Patrouillen sind verdoppelt; das Volk droht, wenn kein Carneval kommt, und prophezeit, daß dies der letzte Parst sein sollte. Dabei ist natürlich jetzt die furchtbarste Gesetzlosigkeit; unerhört viele Mordthaten geschehen, in den letzten drei Monaten, wie man sagt, neunzig, worunter viele, etwas bis jetzt Seltenes, Raubmorde sind. Seit ich hier bin, sind zwei Engländer ermordet, ein Bekannter von mir bestohlen, ein Andrer angefallen und verwundet, acht Bauern in der Campagna umgebracht worden, wovon ich selbst einen an einer Straßenecke ausgestellt sah, um zu finden, ob er nicht Leuten bekannt sei. Er war furchtbar entstellt und machte auf mich einen widerlichen Eindruck. So ist neulich unter unserm Fenster im Streit Einer erstochen und ein Andrer verwundet worden, der so noch einige Straßen weit lief, daß ich den andern Morgen noch seine ganze Spur verfolgen konnte, wie einen blutigen Fußsteig. Furchtbar muß es werden, wenn es hier Empörung gibt, bei einem solchen, seinen Lüsten hingegebenen Volk. Für schlechter zwar halte ich damit die Italiener eigentlich nicht, denn wär's beim Deutschen nicht Furcht vor den Gesetzen, er wäre auch anders: in seinem Herzen und mit seiner

Junge durch Klatscherei und Verleumdung beseitigt er eben so viele Morde, als der Italiener, der keine Gesetze kennt und also auch keine Furcht hat, mit der Hand besorgt. Aber es geht so weit hier, daß ein Mann, der einen Andern verfolgte, aber nicht erreichen konnte, dessen Bruder statt seiner ermordete und noch so lange mit Füßen trat, bis er verschied.

Ich verstehe noch wenig von der Sprache und so sehr ich mich bemühe, sie zu verstehen, wünscht' ich doch in mancher Hinsicht, daß ich sie nie verstände, damit ich die Menschen nicht hassen müßte. Es ist göttlich, hier in der Vergangenheit zu leben, auch in der gegenwärtigen Natur; aber die Menschen möcht' ich nur als Staffirung sehen. Worin sich der Charakter der Italiener gar empörend zeigt, das ist die Quälerei des Viehs; diese ist unerhört hier. M. würde vor Mitleid sterben, wenn sie sähe, wie ein so großer, starker, weißer Ochse, der nicht mehr gehen kann, weil er am ganzen Leibe blutig geschlagen und gestochen, vor Wuth und Schmerz brüllt und zusammenstürzt, der, wär' er nicht ins Joch gespannt, allen seinen Peinigern Schrecken und Vernichtung bringen würde. — Das ist Rom — so schön und doch so herzempörend elend und widerlich; eine Blume voller Schmeißfliegen und Wespen. Dabei ist noch Das ein häßlich Ding, daß man nicht einmal hübschen Mädchen hier die Cour machen kann ohne Furcht entweder vor Dolchen, oder vor Heirathsanträgen von elterlicher Seite. Ich kenne ein sehr hübsches Mädchen und beinahe hätte Letzteres mir passiren können, da nach einigen Beweisen, daß man das Mädchen gern sieht, der Vater fragt, wie viel man habe und ob man sie heirathen wolle? Mag nun das

Mädchen wollen oder nicht, eine Heirath iſt in Rom nichts Anderes als die Unterzeichnung eines Contracts.

Nun noch von einigen Spöttereien aufs Conclave. Es gibt z. B. eine Caricatur, wo alle Cardinäle ſtehen und in der Mitte der Cardinal Albani, der mit einem großen Beſen den heiligen Geiſt, der über ihnen ſchwebt, verſcheucht, da er wählen will und nicht der heilige Geiſt. — Eine zweite iſt ein Gedicht, wo es heißt, jetzt in unſern feinen Zeiten ſei es Mode, daß jedes Reich etwas Seltenes aufzuweiſen hätte. Darum habe denn der Principe Ghigi (der Hausmeiſter des Quirinals und ſein Schutzwächter jetzt) ſich auch eine beſonders ſeltne Menagerie angeſchafft. Nun werden alle Cardinäle aufgeführt als Thiere. — Dann ein ſehr ſchönes Sonett, worin beſchrieben wird, wie Erde und Himmel in Erwartung brüteten ob dieſer Wahl; dann wird vorgehalten, wie es die Schlüſſel des heiligen Petrus ſeien, welche die Thüren des Himmels ſchlöſſen und öffneten, und wie die Herren ſie darum ja nicht unwürdigen Händen anvertrauen ſollten. Sie möchten bedenken, es könnte ſich die Thür des Quirinals öffnen, entweder Palmen und Oelzweigen, oder Kriegern und Rebellen. Zuletzt heißt es ferner: „Wählt, aber bedenkt ein Wort: entweder wählt ihr den letzten oder den erſten aller Monarchen.“ — Dies „letzte“ mit Bezug auf die Prophezeiung: dies würde der letzte Papſt ſein.

Thorwaldſen's Atelier.

Das eigentliche Atelier habe ich noch nicht geſehen; nämlich das in ſeinem Hauſe, wo er ſelbſt ſeine kleinen Skizzen modellirt. Ich war in demjenigen, in welchem ſeine Sachen groß ausgeführt werden und er die letzte Hand anlegt. Hier

stehen nun theils in Abgüssen, theils in Marmor seine meisten Sachen. Er selbst war nicht dort, nur seine Gehülfen arbeiteten. Wol mag dem Maler die Sculptur immer materieller als seine Kunst erscheinen, da diese eigentlich nur eine farbige Gedankenschrift ist und gewiß der Gedanke immer das Vorherrschende sein soll, gewesen ist und bleiben wird, so lange die Kunst in ihrer wahren Größe und Reinheit dasteht. Freilich um den Gedanken ohne Umschreibung der Worte auszudrücken, bedarf es der Form. Der Dichter gibt uns den Gedanken blos, wir gehen gern mit ihm Schritt vor Schritt und bauen mit ihm selbst die Form uns auf; so ist seine Sprache die reinste Gedankensprache und darum vielleicht noch geistiger als die Malerei. Die Sculptur ist freilich in ihren Mitteln viel beschränkter. Ist die Malerei wie eine Sonne, wo der Hauptgedanke, der Kern des Lichts, sich ausbreitet in tausend Stralenarme, die alle wieder vereint in der Seele des Beschauers Einen Tag entzünden: so ist die Sculptur wie ein Edelstein, der alle Stralen in einem Punkte zusammenfaßt. Alle Gedanken muß sie sammeln in einem Hauptgedanken und was für diesen Raum zu viel ist, in diese Hülle sich nicht fassen läßt, verwerfen. Da sie aber eben im Gedanken beschränkt ist und nicht durch ein Reich von Gedanken, in dem wir lange wandeln und verweilen mögen und immer neue finden, uns fesseln kann, so muß sie Alles durch die Form bewirken; die Form ist eigentlich ihr Reich. Nur in Formen darf sie denken und in jeder Form soll ein Gedanke sein; den sollen wir in jeder Form erkennen, diesem soll jede Form angebildet sein. Und in der Form hat sie so viel reiche Mittel als die Malerei, aber die

soll sie verschwenderisch auch alle anwenden, um eine durch die höchste Schönheit, den ergreifendsten Charakter und die tiefste Wahrheit gedachte vollkommene Form uns zu geben. — Doch ich habe da etwas angefangen zu vergleichen und zu rubriciren, das ich nicht durchführen kann, und ich werde dadurch gefangen in einem Gewirre von Worten, daß mir jetzt selbst, wo ich erst hellen Tag sah, neblig vor den Augen wird. Wie drei klare, helle Bäche, die hart neben einander fließen und sich in einen See vereinen, sah' ich's vor mir; aber will ich sie bestimmt trennen, damit sie nicht einst zusammenfließen mögen, so trübe ich sie nur und bewirke dadurch gerade Das, was ich vermeiden wollte.

Was ich nun aber von der Sculptur verlange, das gerade habe ich auf das Höchste und Schönste bei Thorwaldsen, bei seinen Statuen wie bei seinen Basreliefs gefunden. In ersteren ist der ganze Charakter, das ganze Leben des Helden oder der Göttin so mit der momentanen Handlung verschmolzen und verbunden, daß es Jedem sogleich lebendig entgegentritt; man sieht nur eine einzelne Figur in einer schönen Stellung, aber Stellung, Form und Ausdruck sind so, daß wir gleich klar das ganze Schicksal des Vorgestellten wissen; indem wir nur glauben, durch diese einzelne schöne Figur, diese erhabenen, aber reizenden Formen entzückt und gefesselt zu sein, entwickeln diese, uns selbst unbewußt, in unsrer Seele eine ganze Welt von Gedanken. Aber nur durch das ergreifendste, verständlichste Gewand einer schönen, wahren Form ist dieses möglich; fehlt diese, wird uns der Gedanke ewig arm und beschränkt erscheinen.

Die Venus von Thorwaldsen scheint mir eine in der entzückendsten Stellung und Bewegung wunderbare und

vollkommen schöne weibliche Figur; reizend zärtlich blickt sie zu uns nieder. Immer, immer mußt' ich sie ansehen und konnte mich nicht davon trennen. Jede Form war so weich, so üppig und doch so groß und bestimmt, der Ausdruck und die Stellung so über alle Maßen graziös, so lieblich der Seele schmeichelnd und sie zugleich tyrannisch beherrschend, daß ich einmal über das andere entzückt die Stellung bewunderte, den Ausdruck, die Form. An einen Gedanken dacht' ich dabei nicht und doch fand ich meine ganze Seele voll Gedanken; ich fühlte, das konnte nur die Venus sein: solche Stellung, solche Bewegung durfte nur der Königin der Schönheit gehören, und dieses sprach auch die kleinste Nüance der Bewegung aus. In dieser Figur lag die ganze Mythe der Göttin, ihre Freuden und Leiden der Liebe; ihre segnende Herrschaft, die das Leben zu einem Rosengarten schafft, und ihre verderbende, die giftige Schlangen unter den Rosen verbirgt. Liebelnd neigt sie sich und beglückend zu dem Beschauer nieder und voll anmuthiger, reizender Tyrannei trägt sie den Preis, den Reichsapfel ihrer Herrschaft, triumphirend in der Hand. Nicht nach irdischen Formen scheint sie geformt und läßt in keiner Form sich mit lebender Schönheit vergleichen, denn die ist sterblich und vergänglich wie alles Fleisch und Blut; sie aber ist wie eine ewige Göttin, unvergänglich in gleicher Schöne und Jugend. Dasselbe gilt, nach meiner Meinung, auch von dem Mercur und von seinem Hirtenknaben, der mir eigentlich nur ein Portrait der ganzen Individualität des Vorgestellten so schön zeigt. Dieser Ausdruck konnte nur in so feinen, jugendlich unausgebildeten Formen sich zeigen. — Dann sind noch unvergleichlich schön die drei Grazien;

sie sind keine Venus, ihre einzige Schönheit ist ihre zarte, mädchenhafte Form und Stellung, ihre liebliche Jugend. Graziöseres läßt sich nichts denken; ihr Ensemble, wie eine zu der andern steht und sich anschmiegt, das ist vollendet, ist das göttlichste, vollkommenste Ganze, eine Grazie diese drei. — Herrlich ist sein Mars, den der Amor an der Hand faßt. Vorzüglich schön sind auch zwei Karyatiden, wovon eine die Hoffnung, die eine aufknospende Blume in der Hand trägt. Bei den Grazien, habe ich noch vergessen, sitzt an der Erde der kleine, Leier spielende Amor, den S. in Hamburg hat. Zwei schöne allegorische Figuren zum Grabmal des Papstes, die Stärke und die Wahrheit, colossale, 12 Fuß große Weiber. Ich sah noch manche schöne Statuen, aber vor allen lieblich ist eine Gruppe von Amor und Psyche, die sich umschlingen; fast noch schöner als diese ist der Ganymed, der den Adler des Jupiter tränkt. Ersterer kauert vor ihm und hält ihm eine Schale vor, halb schüchtern zurückgebeugt, als habe er doch noch Furcht vor seinem fremdartigen Räuber, dann aber wieder vergnügt und behutsam sorgfältig aufachtend, daß er den Göttervogel würdig pflege. Der Adler ist äußerst natürlich, doch ganz in seinen Schranken und stylisirt; die Flügel scheint er zu lüften, wie Vögel wol beim Trinken thun, hat aber, trotz seiner Unbehülflichkeit, doch solch edeln, majestätischen Ausdruck und Anstand, daß man ihn gern für den Blitzträger hält. Außer diesen sind noch andere mythische Statuen da, von denen die eine so schön wie die andere.

Dann ist das Modell da von einer Statue des Poniatowski, die nach Warschau gekommen; es ist ein colossaler Reiter zu Pferde, schön, aber nicht ausgezeichnet.

Dann ist ein Abguß da von dem Copernicus, der in Königsberg ist; hierin ist wieder ganz die Aufgabe der Sculptur erfüllt und obendrein sieht man noch die schöne Individualität des Portraits. Nur nach unten liegt das Gewand so furchtbar eng an, daß die Figur da gewaltig mager und ärmlich erscheinen wird. Dann ist das Modell da zu der colossalen Statue des letztverstorbenen Parstes, eine herrliche, schöne Figur.

Auch gibt's viele christliche Sachen, die mich im Allgemeinen sehr überraschten, da ich immer geglaubt, Alles, was außerhalb der Grenze der heidnischen Kunst läge, sei außer Thorwaldsen's Bereich. Völlig so ist es aber doch nicht. — Freilich ist der Christus niemals ein Christus, aber deutlich sieht man, er dachte ihn sich nicht anders und hat manche Vortheile demüthig bei Seite geworfen, um ihn ganz so, von allem bestechenden Schmuck entblößt, darzustellen, wie er ihn sich dachte; so ist sein Gedanke im Gewande schön ausgeführt, nur scheinen mir Arme und Hände gar zu plump und colossal. Dann sind zwei Engel da, von denen jeder ein Taufbecken trägt; der eine steht, der andere kniet. Diese behagen mir jedoch wenig. Dann sind jetzt viele der großen Aroſtel fertig, d. h. die Modelle, doch einige auch schon in Marmor. Hier zeigt sich nun auch ein schöner Sinn, ganz entsagend den Vortheilen griechischer Form der Gewänder, die überall die Form des Körpers durchzeigen und daher für Sculptur sich so besonders eignen, zeigt er seine Aroſtel alle in großen, faltigen Gewändern und läßt nichts sehen als die Hauptbewegung, in großen einfachen Linien. Der Charakter der Aroſtel liegt nicht in der Form und zu materiell würde es sein, einen Aroſtel in einem Körper zu

erblicken und dadurch zu erkennen; ja ganz unmöglich wäre es. Diese Menschen, die, alles äußern Schmucks entäußert, blos durch ihre Seelen gelten wollten und, indem sie ganz sich selbst vergaßen und sich nur in Liebe ihrem Herrn und seinem Wort und Werk ergaben, so wenig auf Erdenkleid und Form hielten, wie durften die durch diese charakterisirt werden! So wie im Leben, mußten sie auch hier so viel als möglich ganz davon entkleidet sein. Eine schwere Aufgabe für den Bildhauer, die noch Wenige und ganz wol Einer erst, Peter Vischer, gelöst. Aber auch Thorwaldsen hat sie viel schöner gelöst als ich dachte, und einige sind wirklich vorzüglich; so sind Bartholomäus, Simon, Thaddäus, Jacobus, Johannes sehr schön. Häßlich nur Petrus, schwach Paulus und Matthäus, den er zugleich zum Matthias gemacht. — Außer diesen hat er noch eine große, aus Statuen bestehende christliche Composition, Johannes Predigt in der Wüste. Johannes ist hier ein so ganz verfehlter Theaterheld, daß er Einem ordentlich zuwider ist. Die einzelnen Zuhörer wären fast alle außerordentlich schön, wenn es Hirten wären, die dem Apollo zuhörten; — aber daß sie die Predigt Johannes hören, sieht man Keinem an. Am schönsten sind zwei Gruppen, eine Mutter, deren Bube sich in ihrem Schoos schaukelt, und zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die entweder dem seltsamen Manne voll Verwunderung, Erstaunen und Lächeln ihre Aufmerksamkeit schenken, oder einem Hunde, der vor ihnen sitzt; aber die Körperchen sind so reizend, das Mädchen so ganz Mädchen, wie der Rube Rube ist.

Aber nun zu den heidnischen Basreliefs. Vor allen herrlich ist sein großer, allgemein bekannter Alexanderzug,

den er nun zum vierten Male ausführen muß und an dem er einige sehr schöne Veränderungen gemacht hat; so ist eine sehr naive Veränderung die, daß am Ende des Basreliefs er mit Dem, der es zuerst bestellt, Hand in Hand steht und hin zu zeigen scheint auf sein Werk mit den Worten: „Da hab' ich's fertig gemacht," und der Andere: „Geben Sie es mir." — Dann noch eine Menge schöner Basreliefs, wovon das erste für mich ist: der Anakreon mit dem Amor, wie er in der Mitte der Nacht, als jener auf seinem Lager lag, durchnäßt zu ihm kam und ihn bat, sich am Feuer trocknen zu dürfen, und wie der tückische Knabe, während der Dichter ihm, dies erlaubend, den Leib und die nassen Haare abtrocknet, letztere schlichtet und den schlaffen Bogen betrachtet, ihm den Pfeil in das Herz bohrt. Das ganze Ding ist so originell und eigenthümlich, daß man Alles auf den ersten Blick sieht, wie es mitten in der Nacht ist, er sitzt auf seinem Lager, neben ihm seines Lebens Bild, seine Leier, die nur von Liebe singt und Freude und Wein, daneben ein Pokal. — Nächst diesem ist das ein sehr schönes, wo der Amor die in Schlaf gesunkene Psyche ins Leben zu rufen sich bemüht; sie scheint eben niedergesunken und, die Augen geschlossen, ruht sie mit einem Arm auf seinem Knie und in der andern Hand hat sie die Büchse; er, kniend, hat sie in seinem Arm aufgefangen, sieht beseligt auf ihre geschlossenen Augen und langt leise hinter ihrem Rücken weg mit der einen Hand nach der Büchse und mit der andern zieht er einen Pfeil aus seinem Köcher. — Dann ist noch wunderschön der Tanz der Musen um die drei Grazien nach Apollo's Leierspiel. Besonders die Thalia ist entzückend, die neben der edeln

ernsten Bewegung der tragischen Muse vor ausgelassener Freude sich nicht zu lassen weiß und mit beiden Füßen hoch in die Höhe springt wie ein Böcklein. — Schön ist auch der weiche wollüstige Bacchus, der dem Amor zu trinken gibt, sowie Hebe, die dem Herkules den Trank der Unsterblichkeit reicht. — Wunderschön auch Priamus, der um die Leiche Hektors bittet, und ein anderes noch schöner, wo dieser zum Paris kommt und ihn zur Rede stellt über sein weibisches, unmännliches Wesen; nachlässig und doch beschämt, aber weich und schmachtend sitzt Paris, neben ihm Helena, die Arme, die nicht zu begreifen scheint, was ihr Gatte Sträfliches gethan. Hektor steht wie ein Gott des gerechten Zornes in tiefer, ernster Trauer vor ihm; wol ein Hektor, aber fast erschreckend und furchterregend anzusehen in diesem Augenblicke durch seinen Zorn und Schmerz um den entarteten Bruder. — Noch ein sehr schönes hätte ich fast vergessen, ein großes Basrelief, wo die Briseis dem Achilles genommen wird; dieser sitzt und hat krankhaft die Beine gestreckt, den Körper in allen Muskeln angespannt, die Fäuste geballt, und rast hinauf zu den Göttern. Patroklus hat die Geliebte des Freundes hinausgeleitet, ahnet das ganze Verhängniß, steht trauervoll da und blickt ihr nach; sie selbst blickt noch zurück, scheint zu zögern und unwillig zu gehen. — Auch ist sehr schön noch das, durch Waiblinger's letzten Almanach im Umriß bekannte Basrelief, der Liebesmarkt, eine Skizze, die er in zwei Stunden gemacht, während er, unwillig über schlechtes Wetter, nicht ausgehen konnte. Sehr hübsch hat Waiblinger sie beschrieben, aber die Idee ist auch so klar ausgesprochen, daß sie Jeder verstehen muß. — Dann sah ich vier Basreliefs bei ihm,

die mir sehr interessant waren, nämlich vier Amoretten, welche die Elemente bändigen. Der Amor der Luft reitet auf Jupiter's Adler, der des Wassers auf dem Delphin, der des Feuers führt den Cerberus und der der Erde hält den Löwen der Cybele am Zaum. — Dann sind wunderschöne Basreliefs unter seinen Grabmälern, besonders eins: ein junger sterbender Held liegt schon in den Armen des Todes, matt und müde; dieser reicht ihm seinen Mohn über die Schulter; der Freund des Helden bringt ihm noch den Lorber, nach dem er sterbend langt; Mutter und Schwester sitzen und klagen um ihn; aber auf der andern Seite die Geschichte, die seinen Namen freundlich und zufrieden aufzeichnet. — Eben so schön ist ein Mann, der um die todte Gattin klagt, und vor Allem eine Amazone, welche die Leier spielt (zum Monument für Lord Byron gehörig). Das heißt, Alles und Alles von ihm ist schön, und nach Dem, was ich vom Bildhauer verlange, ist er für mich der vollkommenste Künstler, ein Bildhauer, welcher seinen Platz ausfüllt, wie er soll. Als ich durch einen schönen blühenden Garten, in dem Rosen, Veilchen und Lorbern friedlich neben einander standen, wieder auf die Straße kam, war mir, als wär' ich wirklich vom Olymp auf einmal auf die Erde gefallen, und die Menschen kamen mir, verwöhnt durch den langen Umgang mit den Göttern, fremdartig vor in ihrer kleinen häßlichen Natur und armen Lumpen.

Den Maler Dräger, an den ich von Cogrmann einen Brief habe, habe ich besucht und an ihm einen sehr lieben Menschen und äußerst tüchtigen Künstler gefunden. Er scheint die alten Venetianer mit Wuth studirt zu

haben und hat wirklich bis auf einen merkwürdig hohen Grad sie erreicht. Das war mir schon auf der Berliner Ausstellung bei einem Bilde von ihm auffallend und bemerkbar, wo Moses alle Hirten vom Brunnen treibt; aber bei Dem, was ich hier bei ihm sah, war es noch viel hervortretender: es ist ein Mädchen in einem dunkelrothseidenen Kleide, sie sitzt (halbe Figur) und man sieht sie beinahe ganz von hinten. Der Kopf ist aber so umgewandt, daß man zwei Drittel vom Profil sieht; sie scheint die Laute zu stimmen und darnach zu horchen. Der ganze Hintergrund ist eine Landschaft, in der ein Orangenbaum ihr zunächst steht. Die Auffassung in Kopf und Ausdruck ist ein klein wenig häßlich, aber auch nur darin, sonst sind alle Formen, vorzüglich Nacken und Hals, wie das Haar und auch die Landschaft großartig, schön und graziös gezeichnet, ein echt Tizianisches Colorit. Dabei ist nichts ängstlich hervorgesucht, sondern Alles edel, frei und groß behandelt, keck und breit gemalt. —

Der Monte Pincio macht einen Theil von Rom aus, er grenzt auf einer Seite an die Stadtmauer, wo er die Passeggiata oder einen Spaziergang bildet, der sehr angenehm ist; der übrige bebauete Theil ist fast nur von Künstlern, größtentheils Deutschen, bewohnt. Hier ist eine Ecke, die auch die Klatschecke heißt. Zu diesem Monte Pincio führt die große spanische Treppe hinauf, die 130—40 Stufen hat; auf ihr liegen immer alle Modells, sonnen sich und lauern den auf- und absteigenden Malern auf. Auch frierende Maler sieht man mitunter dort. Auf diesem Monte Pincio wohnen Milde und ich auch; da ich ihn dreimal täglich hinab- und dreimal wieder hinaufsteigen muß, so ist das für mich eine gute

Uebung im Treppenſteigen; denn ſomit ſteig' ich, die Stufen meines Hauſes mit eingerechnet, täglich ſechsmal 150 Stufen, das macht 900 Stufen.

Overbeck's Werkſtatt.

Einen traurigen, herzbewegenden Eindruck hat Overbeck's Perſönlichkeit auf mich gemacht*): ein langer magerer Mann, mit wenig kurzem, geſcheitelt blondem Haar, deſſen Augen trüb' und, von einem tiefen ſchwarzen Hof umgeben, unendlich leidend blicken. Sein Mund zieht ſich bei jedem Worte in ein gezwungenes, ſüßes Lächeln. Eigentlich ſieht er aus wie ein ſchüchterner Gefangener, der in jeder Ecke einen Späher fürchtet. Dabei geht durch alle ſeine Worte und ſein Weſen eine ungeheure Demuth, Beſcheidenheit und hingebende Freundlichkeit, die aber auch nicht wohlthut, ſondern unheimlich ferne hält. Ich wagte kaum zu freuden und ſprach auch nur leiſe und fragend. Mittheilen, erzählen, wie bei Andern, kennt' ich nicht; die Bruſt war mir zugeſchnürt und vollends wußt' ich gar nicht, was ich ſagen ſollte, wenn er bei ſeinen Arbeiten immer um Verzeihung bat, daß er es wage, ſie uns zu zeigen, ſie „unbedeutend, nichts" nannte, ſich glücklich ſchätzte, daß die Leute ihn „Unbedeutenden" gewählt und bei ihm Bilder beſtellt, nur die Beſteller bedauerte, daß ſie nicht auf Würdigere gefallen, und endlich gar mich um Erlaubniß bat, ob er mich einmal beſuchen und meine Sachen ſehen dürfe. Und dann, als ich ihn fragte, ob ich wiederkom-

*) Möge der Leſer keinen Anſtoß nehmen an der Oeffentlichkeit, mit welcher dieſer erſte Eindruck dargelegt iſt. Das Gewicht an perſönlicher Ergebenheit und aufrichtiger Verehrung für den Meiſter Keinem nachſteht, wird der Verfaſſ an vielen Orten nachweiſen. Anm. d. Herausg.

wen dürfe, sagte er: „Gott, wenn ich die Mühe mir machen wolle, würde er glücklich sein.“ Beinahe möchte ich lachen, aber mit Thränen in den Augen. Ein Mann, der seinen eigenen Werth nicht kennt, wo soll der Kraft und Muth hernehmen, das Höchste, Erhabenste, herrlich Schöne zu erlangen, dem Bösen zu wagen und das Elende und Schlechte zu verachten! Wer sich nicht selbst kennt, kann nicht fest und sicher gehen, einig wird er schwanken; denn um sicher den Weg zu meinem Ziele zu verfolgen, muß ich wissen, daß er der beste ist, den ich gewählt, muß sehen, wie viel ich schon zurückgelegt vor Andern, die auf Nebenwegen gehen. Weiß ich das nicht, kann ich das selbst nicht sehen, da werd' ich bald müßig stehen und nicht wissen, ob ich fürder schreiten soll, ob Jene nicht besser gehen und eher zum Ziele kommen; dann werde ich diesen Weg, dann jenen wählen und endlich mich selbst verlieren. — So scheint Overbeck in seinem Wesen; aber, was ich nicht glauben mag und hernach klar und deutlich seine Sachen verrathen — dieses Wesen ist nur ein angenommenes, er ist nicht so. Darum also nur von Overbeck aus seinen Sachen.

Das Erste, was er mir zeigte, war der Carton zu einem großen Oelbilde, im Auftrag des Städel'schen Instituts in Frankfurt. Der Auftrag, so sehr er Overbeck entzückte, hat für mich etwas höchst Widerliches, Verwirrendes. Es ist nämlich der christliche Künstlerparnaß oder der Parnaß christlicher Künstler, und was Overbeck dabei zu thun hat, hat er außerordentlich schön gelöst. Die obere Hälfte des Bildes ist eine Glorie, in deren Mitte die Madonna mit dem Christuskinde sitzt und der Kunst die Weihe dadurch gibt, daß sie gewissermaßen

als Urquell aller Kunst einen alten Gesang schreibt. Zuvörderst sind dann auf jeder Seite neben ihr die Hauptpatrone der Künste: Lucas als Maler, David als Musiker, Johannes der Evangelist als Architekt mit dem Grundriß des himmlischen Jerusalems, und Salomo als Sculptor wegen der Ausschmückung des Tempels. Ihnen zunächst sitzen nun solche Leute, die auch noch etwas mit der Kunst zu schaffen hatten, als Noah, Moses, Aaron, die Propheten u. s. w.; dann geht es weiter in den Hintergrund der Glorie und hier hat er nun gezeigt, wie im weitesten Sinne des Wortes Alles Bild ist. Da kommt Elias und Johannes, das Ebenbild des Elias. Dann die Nachfolger Christi, die Märtyrer und Heiligen, die sich zu seinem Ebenbilde machten, und endlich die weiteste Bedeutung, Adam als Ebenbild Gottes. Den weitern Raum des Bildes füllen nun lauter Künstler, die sich um einen Springbrunnen in den lieblichsten Gruppen gesammelt; dieser Springbrunnen ist äußerst poetisch und schön, als Sinnbild der Kunst, der zum Himmel aufstrebenden, genommen, die wie in einem Spiegel sein Bild erfaßt und wiedergibt, und dann, um die doppelte Auffassung anzudeuten, hat er zwei Becken über einander vorgestellt, in deren unterm sich Menschen bespiegeln, im obern nur der Himmel. Um diesen Brunnen nun sind zunächst die Maler und Poeten versammelt: da sitzt auf dessen Stufen Michel Angelo und Signorello, sein Meister; alsdann van Eyck, der von Fiesole empfangen wird (hier zeigt sich Overbeck als Katholik, indem er dem Fiesole einen großen Heiligenschein gegeben), Dürer, van Leyden, dem Gozzoli die Hand schüttelt, und endlich Rafael, der aber, wie Viele, lange nicht bedeutend genug gehalten ist, de-

sonders da alle Augen gleichmäßig auf den beschienten Fiesole fallen; doch das ist Absicht! Um Rafael versammelt sind die Geister seiner Zeit, Dante und noch einige Dichter. Im Vorgrunde sind in der einen Eckgruppe die Baukünstler, in der andern die Sculptoren und Musiker; oder so: neben der Baukunst (auf den Trümmern griechischer Tempel gelagerte und sitzende Jünglinge, die von ihrem Meister über den Riß einer alten Basilika unterrichtet werden) stehen der heilige Ambrosius und Gregorius mit Knaben, die ihre Gesänge singen. Auf der andern Seite sitzt eine ähnliche Gruppe auf einer zerbrochenen Statue und hat den Riß zu einem christlichen Altarschrein vor sich. — Noch eins hab' ich vergessen: auf den Stufen des Brunnens, ganz vorn, sitzen zwei Mönche als die Urheber christlicher Kunst, die bunte Buchstaben in Schriften malen. So schön dies nun Alles ausgesprochen, so schön die einzelnen Gruppen, Köpfe und Stellungen sind und ganz den großen Overbeck recht in voller Glorie zeigen, der bei dem größten Schwunge, der seelenvollsten Entzückung in seinen Figuren, doch immer so in seinen Grenzen bleibt, daß nie eine Stellung übertrieben oder unruhig für das Auge wäre (denn Alles ist höchst einfach und doch ein großes Maß von ruhiger Grazie, schön und wohlthuend anzusehen), so hat, trotz alle Dem, dieses Bild mich nicht erfreuet, sondern nur traurig gemacht. Erstlich ist es doch ein gänzliches Unding, ein Widerspruch sonder Gleichen, ein christlicher Künstlerparnaß! Entweder auf den Parnaß gehören alle Künstler, oder den christlichen Künstlern gehört nicht der Parnaß — und dann, ist es nicht furchtbar einseitig und engherzig, auch in der Kunst zu scheiden und

zu trennen, wie leider genug das Leben ſchon trennt und ſcheidet? Sollte nicht gerade die Kunſt hier die Vermittlerin ſein und iſt nicht eben Das das herrlich Schöne, daß ſie ein ſo weites Herz hat und Alle ihre Kinder nennt, die ihr nur treulich dienen? daß zu ihren Füßen auf dem Parnaß ſich Die vereinen und umarmen können, die ſonſt getrennt für immer ſind? Ja, wie in den Schranken des Parnaſſes keine Feindſchaft fortbeſtehen darf, wie Künſtler, die ſich im Leben ewig angefeindet, hier vereint an einer Tafel ſchmauſen, ſo auch keine Spaltung; wie alle Menſchen Gottes Kinder ſind, ſo ſollten hier alle Künſtler Brüder, Kinder einer Mutter ſein. Und kann ein unbarmherzig ſtrenger Glaube den Himmel Denen verſchließen, zu denen nicht das Heil gekommen, hier ſind ſie aufgenommen in dieſen ewig ſchönen Frühlingsgarten, in deſſen Mitte der kühlende Springbrunnen plätſchert, in dieſen ſchattigen Lorberhain, um auszuruhen von allen ihren Qualen, Leiden und Mühen, um an dieſer ſeligen Freudentafel ſich zu laben nach der Erdenwanderſchaft Hunger, Ermattung und Durſt, um hier auch zu genießen die Blumen und Früchte, die ſie ſo verſchwenderiſch der Welt gegeben, ohne ſelbſt davon zu koſten in ihrem Darben — davon vermag nicht des Apoſtels Schlüſſel ſie zu verbannen; einen Himmel ſchließt er wol, dieſer aber iſt ewig offen und lange zuvor, ehe der andere Himmel bewohnt war, hatte Gott, der ewige Schöpfer, dieſen Garten geſtanzt und ihn ſeinen Lieblingen gegeben, die in treuem Dienſte durch ihre Werke ihn und ſeine Schöpfung zu verherrlichen und ihm zu dienen die Dornen des Lebens trugen. Darum, wer Gottes Geiſt in ſeinen Sachen zeigt, dem ſteht auch dieſer Him-

mel offen. Nein, nicht die alten Meister sind ausgeschlossen, die ruhen schon Jahrhunderte, Jahrtausende in dem Lorberschatten des Parnasses und wir sind die Ankömmlinge. Wir nur sollten trachten, daß sie uns aufnehmen! Aber armer Overbeck! Wie stehst du dann beschämt; mit Freude reichen sie Alle dir die Hände und freuen sich, dich zu sich aufnehmen zu können, sie, die größer waren als du. Und du, Armer, willst sie verbannen? Zögerst wol gar, ihrer liebreichen Einladung zu folgen? Viele der Meister, die du vorgestellt, haben es nicht so gemacht, sie würden sich langweilen und verlassen fühlen auf dem Parnaß, den du ihnen angewiesen. Rafael und Michel Angelo würden traurig ihre alten Griechen suchen und klagen, sie nicht dort zu finden. Dante würde, wenn er ihre Seelen auch in den Vorhof der Hölle setzen mußte und deshalb nicht lange bei ihnen weilen konnte, doch gewiß hoffen, sie hier zu finden und seinem Führer durch der Hölle Räume wieder zu begegnen, um dankbar ihm zu sein. — Und nun von allem Diesen abgesehen, wie läßt sich eine christliche Kunst für sich allein bestehend denken? Ist's eigentlich denn nicht ein Unsinn? Rechnen wir denn bei der Weltgeschichte erst von der Geburt Christi an? Ist die Welt da erst geschaffen? Zählen wir nicht viel weiter hinaus? Und ebenso ist es bei der Kunst; sind alle die herrlichen, die unerreichten göttlichen Werke denn nichts, weil sie in einer Zeit entstanden, wo noch kein Christus war? Sollen wir sie, die so allmächtig den Funken des göttlichen Geistes zeigen, ganz vergessen und übersehen? Wie armselig würde dann die Kunst sein, wo sollten wir anfangen zu rubriciren und was nur zur Kunst zählen? Ach, die

ſchönſte Blüte ſtreiften wir ihr dann ja ab und dürftig, wie eine verkümmerte Pflanze, würde ſie bald verwelken! Nein, das iſt gräßlich falſch; ſelbſt Chriſtus will das ja nicht, daß wir, was vorher geweſen, vergeſſen ſollen und verleugnen: er iſt nicht gekommen, um aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Wie die Erde des grünen blumigen Gewandes bedarf, um nicht in der Sonne zu verbrennen und im Froſt zu erſtieren, ſo iſt die Kunſt das blühende Gewand des Lebens; wo dieſes fehlt, da iſt das Leben öd' und wüſt und, wie die Erde, unfruchtbar; daher war von je die Kunſt und wird, ſo lang' das Leben dauert, fortbeſtehen. Wer wagt es, dieſen ſchönen Mantel des Lebens zu zerreißen, damit unbrauchbare arme Fetzen daraus werden, die nicht hinreichen, die Blöße zu decken? Das iſt barbariſcher als die Kriegsknechte unterm Kreuz. Das iſt eine arme, ſchwache, kranke Idee, den Urſprung unſrer Kunſt herzuleiten von Mönchen, die Handſchriften malen. Freilich trat die Kunſt zuerſt im Chriſtenthum wieder wirkſam ins Leben, aber nimmer iſt es der Urſprung irgend einer Kunſt; denn ſo wenig wie aus der Pyramidenſchrift iſt die Kunſt aus dieſen dürftig kümmerlichen Fratzen herzuleiten, die ſelbſt nicht einmal dageweſen, wären ſie nicht geſammelt und geſchöpft aus ältern Werken. Aus den Trümmern alter Tempel haben Chriſten ihre Kirchen gebauet und alle Architektur beruht noch darauf. Hätten ſie dieſe, wie Deukalion, dies hinter ſich geworfen, nie würde eine neue lebende Schöpfung entſtanden ſein. Wie der Jünger nach dem Tode ſeines Meiſters ſorgfältig jeden Zug von ſeiner Hand, aus ſeinem Leben ſammelt, wie ein Heiligthum aufbewahrt, daraus ſchöpft und lernt, was ihm der Meiſter nicht mehr lehren

kann, so haben sie die Alten wie ein Heiligthum verehrt und Keiner hätte damals die Frechheit gehabt, ihnen den Parnaß zu verlagen: wollten sie ihnen doch so gern selbst den Himmel öffnen und überließen es, das Beste hoffend, der Barmherzigkeit Gottes. Und der will auch ich es überlassen, hoffend, wenn ich nur mich ihrer würdig zeige, noch einmal alle alten herrlichen Meister, welche die Erde und das Leben getrennt, vereint zu sehen wie Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterblumen in Einem Korbe. Und da möcht' ich, daß diese schöne, herrliche Herbstblume, die aber schon am Absterben kränkelt, mein lieber, aber engherziger Overbeck, neben einen recht freudelnden Heiden zu sitzen käme.

Doch nun von seinen andern Sachen, die erfreulicher sind, besonders für mich, da ich sehe, daß doch jetzt die Kunst an allen Orten anfängt, aufzuleben. Overbeck hat unter seinen vielen und schönen Aufträgen auch drei für Hamburg: das Altarbild, ein Bild für Jenisch und eins für Gedeßen. Dann hat er den Auftrag, ein Altarbild für den Kölner Dom zu liefern. Unser Hamburger Altarbild sah ich nicht; aber die Cartons zu den beiden andern für Hamburg: eines ist das Urtheil Salomonis und gefällt mir sehr: das andere ist die Vertreibung der Hagar, welche, wie Ismael, unvergleichlich schön; so auch Sara und Isaak, und menschlich hat er ihren Antheil an dieser Handlung dadurch mildern und faßlicher machen wollen, daß er sie dargestellt, als hätten sie fast wider Willen Abraham dazu getrieben und machten sich selbst nun trübe Gedanken darüber. Isaak fällt ihr um den Hals, als wolle er sie trösten und zeigen, daß er ihr bleibe, und als freue er sich zugleich, daß er sich nicht in die Wüste zu begeben brauche. Dann

ſah ich noch einige kleine Bleiſtiftzeichnungen bei ihm, die ſehr ſchön ſind, wenigſtens zwei bis drei davon. Hingegen gefiel mir eine auch gar nicht, das war der Jüngling zu Nain. Gemalt habe ich nichts geſehen, weil er gerade nichts zu Hauſe hatte. Als ich ihm ſagte, Otto zeichne ſein Bild auf Stein, gab er mir zur Antwort, es thue ihm ſehr leid, daß ein Menſch an eine ſo unbedeutende Arbeit die Zeit verlöre!

Nun noch Eins: Overbeck hat von dem düſſeldorfer Kunſtverein den Auftrag erhalten, ein Altarblatt für Köln zu malen. Mit dieſem Verein hat es folgende Bewandtniß: es wurden für denſelben am ganzen Rhein Actien untergebracht. Da ſich Köln am meiſten betheiligte, hat dieſe Stadt zuerſt das Recht, ein Bild für ſich zu beſtellen. Der Kunſtverein iſt zur Uebernahme eines Theils der Koſten verbunden, das Uebrige hat die Stadt beizutragen. So erhalten nach und nach die verſchiedenen Städte am Rhein auf eine leichte Art ſchöne Bilder, die Kunſt wird allgemeiner verbreitet, ſchöner und würdiger verwendet und zugleich fallen die bei Verloſungen nur zu häufig vorkommenden Uebelſtände weg.

Overbeck's Schwager, Rebenitz, iſt ein ſehr netter, beſcheidner, gebildeter und wohlwollender Menſch, nur Schade, daß er ſo verſauert zu ſein ſcheint, wenigſtens ſah mir das ſo aus ſeinen Bildern heraus, an denen ſonſt manches Gute, manches Schöne iſt. Aber wie er faſt zu gut fürs Leben ſcheint, und mir wohler wird bei einem Menſchen, der nicht alle ſeine Handlungen ſo prüft (wenn ich das auch bewundere und hochſchäze, wobei ich mich aber zu weltlich fühle), ſo iſt er mir in ſeinen Sachen auch zu geiſtig, zu wenig körperlich.

Die Wohnung des preußischen Gesandten.

Milde und ich ließen uns durch Rebenitz hinführen und fanden einen sehr freundlichen, netten Mann, der mit vielem Antheil sich nach allen Bekannten erkundigte und wirklich recht herzlich und warm von ihnen sprach, und an sie zu denken schien. Weiter sahen wir von seiner Familie Niemanden. Er hat eine Aussicht aus seinem Fenster, die unvergleichlich ist. Er wohnt in oder am Capitol; von dem Balcon, der oben vor allen seinen Zimmern rings ums Haus hinläuft und mit den schönsten Blumen geschmückt ist, sieht man erstlich tief hinab in einen dunkeln, grünen, duftigen Garten, in dem durcheinander Cypressen, Lorberbäume und immer grüne Eichen des Winters spotten und in ihren dunkeln schattigen Armen den Sommer gefesselt zu halten scheinen. Mitten unter diesen sind viele Beete voll blühender Blumen, Rosenhecken und Gebüsche, die fast mehr Blüten als Blätter tragen; dann eine Menge Orangenbäume, in deren grünem Schattendach sich die goldnen Himmelssterne verborgen zu haben schienen. Wie das Kind in der Fabel, das in den Himmel sah und am Finger ein wenig von Gottes Herrlichkeit behielt, so scheinen diese Bäume, als das goldne Zeitalter von der Welt floh, noch in sein letztes Abendroth ihre Zweige getaucht und so von seinem Glanz geraubt zu haben. Ueber diesen Garten weg sieht man das ganze christliche Rom, den Vatican und St. Peter in der Ferne; dann all' die vielen hundert Kirchen, Klöster und Paläste u. s. w., die Engelsburg, das Capitol zuvörderst. Dann mitten unter diesem neuern Rom die Trümmer des alten: das Pan-

theon, die Säulen des Antonin und Trajan, die alten Triumphbogen und Thore, den Campo vaccino, die schauerlichen Ruinen, die wie eine Grabesinschrift dunkel mit Lorber gekrönt daliegen, von den Kaiserpalästen, dem Colosseum; die Ruinen vom Tempel des Friedens und der Vesta, die Bruchstücke und Säulen vom Tempel des Jupiter und anderer, sowie das Forum. Dann die alten ägyptischen Granit-Obelisken, die wie Fingerzeige oder Ausrufungszeichen aus der fernsten Zeit gen Himmel streben. — Ueber dieses Alles weg die Campagna, wie die von der Sonne verbrannte, gebräunte, von Leiden und Qualen gefurchte Stirn Italiens, die das mit gebrochnem Auge und verstummtem Munde schöne Antlitz, Rom, krönt. Langsam windet mitten durch die Stadt sich die gelbliche Tiber und scheint traurige, finstere Sagen zu singen von Roms Fall; dem aber scheinen Villen auf den Hügeln ringsumher, die aus Wäldern von Lorber und Pinien hervorlugen, wie ein Freudengeschrei durch den Lorber des Siegers sich schlingt, laut zu widersprechen, wüßte nicht Jeder, daß diese Villen auch nur übertünchte Gräber sind und inwendig Schutt und Moder bergen. Ganz in der Ferne umschließt nun die Gegend das herrliche Albaner- und Sabiner-Gebirge mit seinen einfach großen stillen Formen, die eine so mächtig schöne Linie bilden, daß man wähnen möchte, der goldglänzende Horizont ruhe mit Lust auf dieser Ferne. Dies Alles beschien ein sehnsüchtig glänzend blauer Himmel, an dem einzelne Wolken, wie verrätherisch entflohene Seufzer, vorüberzogen — aber ein noch viel sehnsüchtigeres Auge besah die Gegend und den Himmel — und wünschte — ach

Gott, gewaltige Dinge! — „Vom Himmel fodert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust — und alle Näh' und alle Ferne schafft Frieden nicht in seiner Brust."

St. Peter und der Vatican.

Fast weiß ich von Beiden nichts zu sagen, da ich erst einmal dort war und wie ein Räthsel, wie eine Zauberwelt noch Beides vor mir liegt. St. Peter ist wol das Uebermenschlichste, was alle Zeiten je hervorgebracht, d. h. in seiner Art. Ein Gewölbe von dieser Höhe und dieser Ausdehnung und dann bei seiner Riesengröße so harmonisch schön in allen Verhältnissen, daß Keiner die Größe ahnet, und wie eine schöne Musik, ein schönes Gedicht, ein schönes Bild Jedem so einfach vorkömmt, als müsse er das selbst haben machen können; so dieser Bau. Gewiß wird Jeder, so sehr er von der tiefsten Andacht durchschüttert sein muß, wenn er in diese Räume tritt, doch sich verwundernd fragen: „das ist der weltberühmte große Bau, wo ist die ungeheure Größe?" — bis man unter die Kuppel tritt, und hinauf blickt und sieht, wie diese so hoch und weit ist, daß die obern Räume schon, wie die Spitzen von Thürmen, duftiger und fast wie von Wolken umgeben scheinen; bis man vergleichen kann und sieht, daß die Blätter an den Säulenköpfen bequem mehre Menschen tragen könnten und die Menschen in diesem Bau ganz verschwinden und nur wie Würmer auf der Erde zu kriechen scheinen.

Ja, ein ungeheurer Gedanke und herrlich groß ausgeführt steht St. Peter! Jahrhunderte haben daran ge-

bauet, Bramante ſchon und endlich Michel Angelo, der der Kirche auch ihre Façade gegeben, die mir übrigens ganz verfehlt zu ſein ſcheint, durch ihre Verhältniſſe alles Imponirende verliert und wie ein gewöhnlicher Palaſt ausſieht. Herrlich aber iſt die Kuppel von innen und außen, die hoch und mächtig über Rom wegragt und weit in die Welt hinaus glänzt, ja faſt zum Himmel zu ſtreben ſcheint. Aber wehe! der mächtige Bau hat Rom erdrückt und iſt zu ſeinem Grabſtein geworden. St. Peter ſollte das Schloß am Liebesbande ſein, das die ganze Erde verbindet; allein es iſt zur Kette geworden, in der eine gefangene Welt ſchmachtet! Merkwürdig iſt die Kirche. Alles was nicht lächerlich darin erſcheinen ſoll, muß coloſſal ſein; Engelchen, größer als Menſchen, tragen das Weihwaſſerbecken. St. Petri Grab iſt in der Kirche, zu dem eine eigne Treppe hinunter führt und vor dem immer viele Lichter brennen Beſondere Kunſtwerke von Werth ſind nicht darin. Tritt man wieder aus der Kirche, ſo hat man auf jeder Seite der Colonnaden die zwei mächtigen Springbrunnen vor ſich, die in ihrer Art ſo unbegreiflich und mächtig ſind, wie die Kirche: ſcheint hier die Maſſe von Stein zum Himmel zu ſtreben, ſo ſcheint dort ein Fluß mit aller ſeiner Waſſermaſſe ihm folgen oder noch zuvorkommen zu wollen. Hoch in die Luft wird die ganze Waſſermaſſe, nicht ein einzelner ſchmaler Stral, geſchleudert und fällt dann wieder nieder als Wolke von Nebeldunſt und Schaum, woraus die Sonne die ſchönſten Regenbogen zaubert.

Von da ging ich in den Vatican zu den Stanzen und Loggien Rafael's. Die Loggien ſind ein halboffner

Bogengang, der zu den Stanzen führt und ganz ausgemalt ist, Decke und Wände von Rafael und seinen Schülern. Durch die Bogenöffnungen sieht man zu seinen Füßen ganz Rom und somit eine ganze Welt, begrenzt von den schönsten Berglinien, über die die blendendweißen Schneeberge fern aus Calabrien her hinweg sehen. Alles war von der Sonne vergoldet, nur die Berge dunkel violettblau. Von den Bergen stieg in der schwarzen Gewitterluft ein leuchtender Regenbogen auf, der sich dann im Aether verlor und der Weg oder die Leiter vom Himmel zur Erde zu sein schien. Von hier aus sollte man wirklich glauben, Rom wäre das Haus der Welt und hinter Rom da gebe es nichts mehr. „Vom Vatican herab sieht man die Reiche schon klein genug zu seinen Füßen liegen, geschweige denn die Fürsten und die Menschen.“ — Von den Malereien kann und mag ich nichts schreiben, mit ihnen geht es mir bis jetzt, wie uns manchmal mit Träumen: wir haben einen wunderbar herrlichen Traum gehabt, und so lebhaft geträumt, als wäre es wachend uns begegnet; nun erwachen wir Morgens und meinen, denselben nie zu vergessen und ihn ganz so uns wieder erzählen und geben zu können; statt dessen vermögen wir auch nicht im geringsten ihn mehr zusammen zu reimen. Er war zu neu und schön, im Wachen kann die Seligkeit nicht fort bestehen. So ging es mir mit den Malereien. Ich war glücklich; sah dann in die freie Welt, dann in die Farbenwelt. Aber ich war wie im Traum. Nur Das noch weiß ich deutlich, was so klar mir hier wurde: die Gedanken Gottes sind der Himmel mit seinen Sternen, Sonne, Mond, Abend- und Morgenroth, Tag und Nacht; die Erde mit aller ihrer

Pracht, ihren Blumen und Vögeln und allen ihren Tausenden von Geschöpfen; das Meer und seine Wunderreiche. Gott dachte sie und ewig sind sie da und dauern fort! Und hier ist den Gedanken Gottes gegenüber noch eine zweite Welt gedacht; Rafael dachte diese neue wunderbare Farben- und Formenwelt und ewiggleich und schön spricht sie lebendig und in die Seele dringend von den kalten Wänden und Gewölben zu uns. Freilich lange schon ist der Mund verstummt, das herrlich göttlich große Herz, das solche Schöpfung dachte, solche Worte sprach; aber von den Wänden tönt selbst das Echo ewig fort und klingt wie die süßeste Musik, wie Gesang vom Himmel strömend. Die entzückte Schöpfung Gottes lauscht aufmerksam ihrer neuen wunderbaren Schwester und sieht mit liebendem Auge zu ihr hin. Ja diese Echostimme des Verstorbenen, sie tönt lebendiger und schöner, als alle Sprachen der Lebenden!

Im Pantheon, einem alten schönen Tempel, der, nachdem er mehre geschmacklose Altäre erhalten, eine christliche Kirche geworden, liegt Rafael begraben. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo er ruht. Sonderbar wurde mir, als ich ihn sah. Wie bei der plötzlichen Nachricht vom Tode eines blühenden, lebensfrischen Jünglings wir es erst nicht glauben wollen, so war mir; ich wollte und konnte es nicht glauben, daß Der todt sei, der überall so lebensfroh, so klangvoll, geistreich zu mir geredet. Eher könnte der Stral der Sonne erfrieren und das Meer versanden, ehe dieses Leben, diese Seele voll göttlicher Glut, voll Geist und Feuer, ersterben und erloschen kann. — Aber das ist ja auch nicht, er lebt ja, und lebt ewig! Und hier an diesem Grabe habe ich recht wieder empfunden,

das der Geist des Menschen nicht sterblich, daß er ewig leben muß. Wenigstens dieser. Wer so verschwenderisch hingebend und aufopfernd alle reichen Gaben, die Gott ihm geliehen, für seine Mitmenschen verwendet, wer so das Füllhorn seines Reichthums, seines großen Geistes, seiner vollen Seele über die Menschen ausgeschüttet, so vielen Tausenden den süßesten Himmel und alle Seligkeiten herab gezaubert, Jedem mitleidig gegeben, was er wünschte, der wird gewiß auch nicht unbelohnt dafür bleiben, und wie er Andern gethan, wird ihm gethan werden. Gewiß den schönsten Himmel hat er sich erworben, zu dem der Dank von Tausenden als Opfer wallet. — Ja, wen Gott so auf Erden fortleben läßt, der lebt auch ewig im Himmel fort, und kein Frommer kann ihn daraus verbannen. Schöner, göttlicher Rafael, wie hast du dich der Menschen erbarmt, die ganze Welt an deine volle, große, reiche Brust gedrückt und ihr gegeben aus dem Schatz deiner Seele! Ach, und als du an die Brust sie drücktest, drückte sie dir ihre Stacheln und Dolche ins Herz, daß du verbluten mußtest. Da gab Gott dir, wie du den Andern, und zog dich an seine Brust, der du so treu gepriesen und verherrlicht seinen Namen! Eigentlich ist's nicht traurig auf dem Grabe eines solchen großen Mannes, denn was beklagen wir da? Ewig lebt er fort in seinen Werken, er kann nicht sterben, und dennoch ist uns so weh, so leer und öde zu Muthe. — Ja Rom lag lange im Sterben, da starb Rafael, das brach Roms Herz. Erde und Himmel schienen zu weinen und in Donner und Sturm die Natur aufzuheulen — in Rafael's Grab sank das lebensmüde, große, mächtige Rom! In der ganzen Welt

iſt nicht ſo viel Leben zu finden, ſo viel Seelenglut und Geiſt, als unter dieſem Steine liegt.

Den 16. Febr.

— — Hauptſächlich ſchreibe ich Euch dieſe Zeilen, um Euch zu beruhigen über die wahrſcheinlich furchtbar übertriebenen Zeitungsnachrichten von Rom und ſeinen Unruhen. Lebhaft kann ich mir denken, wie Ihr Guten in Angſt meinetwegen ſeid, wenn Ihr vielleicht leſet, daß alle Fremden ermordet u. ſ. w. Von alle Dem iſt bis jetzt, Gott Lob, nichts vorgefallen, und ich will Euch nun einfach erzählen, was es geweſen. Am 2. Februar, alſo am Lichtmeßtage, ſaßen Milde und ich bei ſehr ſchlechtem Wetter zu Hauſe und arbeiteten, als plötzlich der erſte Kanonenſchuß das Zeichen gab, daß der Papſt gewählt ſei. Nun folgte Schuß auf Schuß. Schnell zog ich mich an und lief nach dem Monte Cavallo, wo der Quirinal iſt, in dem das Conclave der Cardinäle war. Alles Volk ſtrömte jetzt dahin, Eſeltreiber ließen ihre Eſel ſtehen und liefen davon, aus allen Fenſtern rief man ſich Freudenbezeigungen zu, die freilich meiſtens nicht dem Papſt galten, ſondern dem Carneval, der jetzt ſtattfinden durfte. Man klatſchte in die Hände und rief abbiam un carnevale! Auf den Balcon des Quirinals ſelbſt traten nun die Cardinäle ſämmtlich heraus und einer verlas den Namen des gewählten Papſtes, Cardinal Capellari, mit dem Papſtnamen Gregorio XVI.; dann kam der Papſt ſelbſt und gab dem Volke die Benediction, und darauf zerſtreuete ſich Alles. Abends war die Stadt illuminirt,

d. h. einige Häuser, und auf den Straßen brannten Pechfackeln und Holzstöße. Am folgenden Morgen nahm der Papst Besitz vom St. Peter und Vatican, wo er jetzt wohnt. Es war ein sehr schöner Tag und alles Volk schon früh in Allarm. Ich ging mit mehren Andern zuerst nach dem Quirinal, um den Papst hier ausziehen zu sehen; während wir so standen und warteten, fühlte ich in meiner Westentasche eine fremdartige Bewegung, griff schnell hinein, fand meines Nachbars, eines sehr banditenartigen Kerls, Hand darin und in dieser das silberne Feuerzeug von Mine. Ich nöthigte ihn nun, dieses schnell herzugeben, brachte meine wenigen italienischen Schimpfworte an und stieß ihn von mir, zur Freude aller umstehenden Italiener, denen das gar nicht genug war, sondern die mir zuredeten, den Dieb zu verfolgen und der Wache zu überliefern. Jedoch fand ich mich dazu nicht aufgelegt. In demselben Augenblick erschien der Zug. Zuerst kam einiges Militair, alsdann eine Abtheilung von der Nobelgarde des Papstes (eine Garde zu Pferde, die aus lauter Principi und Adeligen besteht), alsdann einige Wagen mit Geistlichen und nun auf einem weißen Maulthier, das von zwei nebenhergehenden Geistlichen geführt wurde, ein junger Geistlicher im violetten Gewande, der ein vergoldetes Crucifix trug, hinter diesem der rothe mit Gold verzierte Staatswagen des Papstes, von sechs reich geschmückten Pferden gezogen, auf denen zwei Kutscher in steifen, rothsammtnen Röcken, mit ungeheuren Zöpfen und einem giftig stolzen Gesicht ritten; sie allein schienen ganz ihre Würde und Hoheit zu fühlen und ihre Züge und Blicke zu zwingen, den Leuten zu zeigen, was das heiße, der Kutscher eines Papstes zu sein, beinahe so viel, als sein

Pantoffel. In dem Wagen nun saß der Papst selbst, ein rüstiger, starker, etwas dicker Mann, mit einem weißen Käppchen auf dem Kopfe und in den gewöhnlichen weißen und rothen Papstgewändern, und mehre Cardinäle. Wie er vorbeifuhr, jubelte das Volk und er segnete. Hinter ihm kam noch ein Wagen mit Cardinälen, dann noch andere mit Monsignoren und endlich beschloß die Schweizergarde im mittelalterlichen Landsknechtcostüm den Zug. Als wir ihn hier gesehen, liefen wir sehr rasch, beinahe ¾ Stunde Wegs, nach dem St. Peter und kamen auch noch eben dem Zuge zuvor. Hier waren nun die Terrassen äußerst voll von Menschen, ebenso die Säulengänge um den Platz und der Platz selbst, sowie der ganze Weg, den der Papst machen mußte; doch schwand auf dem ungeheuren Raum die große Menschenmasse so, daß man sie von weitem kaum auf tausend Menschen angeschlagen hätte. Wir stellten uns nah' an den Peter und musterten erst die Weiber und Mädchen, unter denen es wirklich außerordentlich schöne Gesichter und Köpfe gab, besonders mischten wir uns in den Zug junger Nonnen, oder eigentlich eine Art von Waisenmädchen, die im Kloster auferzogen und, wenn sie nicht später austreten, Nonnen werden, also Novizen, lauter Mädchen von 12 — 16 Jahren, in schwarzen Kleidern mit weißen Schleiern über dem Kopf, wunderschön und einfach gekleidet; hier fand man eine Mannichfaltigkeit römischer Schönheiten, sowol in der Farbe, als im Ausdruck. — Nun wurde vom Militair Platz gemacht; da kam der Zug, wie er vom Quirinal ausgezogen, und sobald derselbe vorbei war, stürzte Alles in die Peterskirche. Im Gedränge verlor ich meine Begleiter und gerieth, lange

hin und her gedrängt, und faſt getragen von der Menge, endlich in die Kirche. Hier verſchwand auf einmal die ganze Menſchenmaſſe wieder und ſo erſt fühlte man recht die majeſtätiſche Größe dieſes Gebäudes, in deſſen Räumlichkeit faſt die ganze Bevölkerung Roms Platz hat. Jetzt ging die Feierlichkeit vor ſich; der Papſt, noch ohne Papſtkrone, mit der einfach goldnen Biſchofsmütze, wurde durch die Kirche auf einem brillanten Seſſel getragen und endlich auf dem Altar niedergeſetzt. Hier ſtanden neben ihm die Patriarchen von Jeruſalem und Conſtantinopel, in reichen orientaliſchen, weißen und violetten, goldgeſtickten Gewändern, zwei ſchöne Männer, mit würdig weißen Köpfen und langen weißen Bärten, mit Patriarchen-Mützen auf dem Kopfe; neben dieſen einige armeniſche Prieſter und andere dienſthabende Geiſtliche. Nun kamen alle Cardinäle nach dem Alter und küßten dem Papſt erſt Pantoffel und Hand, worauf er ihnen alsdann den Bruderkuß auf Stirn und Mund gab. Der ſchönſte unter den Cardinälen war Micaro, der General der Kapuziner, ein ſtarker alter Mann, der eher einem Wallenſteiniſchen General als einem Geiſtlichen ähnlich ſah, mit langem grauwerdenden Bart und einem Stierhals, in braunſammtner Kapuzinerkutte, darüber ein mit braunem Pelz beſetzter Cardinalsmantel, und mit der rothen Cardinalsmütze bedeckt. Beſonders rührend waren einige nähere Freunde des Papſtes, die er mit ausgezeichneter Innigkeit umarmte und küßte, wo man wirklich ſah, daß die Form hier Wahrheit wurde; und wieder einige, die ſo alt und kümmerlich waren, daß ſie geführt werden mußten und der Papſt, da ſie nur mit Mühe zu ihm emporkommen konnten, ſich zu ihnen herabbog. Dann

verließ er, begleitet von den Cardinälen, die Kirche wieder und der Zug folgte eben so, wie er gekommen.

In der Kirche begegnete mir etwas, das mich sehr kränkte und mir tief zu Herzen ging. Ich hatte die Brille auf, um Alles besser sehen zu können, und stand neben einem Bekannten. Wir sahen uns die vielen schönen Mädchen und Weiber an, besonders ein junges Mädchen, eine echte Römerin im grauseidnen Kleide, hatten wir schon lange aufs Korn genommen und sehr scharf angesehen; als nun der Zug wieder aus der Kirche ging und die Soldaten plötzlich Platz machten, gerieth ich im Gedränge mit ihr zusammen, sodaß wir lange hart an einander gedrängt stehen mußten. Wie ich, ihr nun so nahe, sie dennoch immer durch die Brille betrachtete, schlug sie mir diese auf einmal von der Nase und gab mir zugleich bei der Gelegenheit eine tüchtige Ohrfeige, wandte sich dann zu ihrer Nachbarin und sagte: „[illegible] non può vedere niente.“ Ich mußte beschämt mich bücken und die Brille wieder aufnehmen, freute mich eigentlich aber ungeheuer über das Mädchen und diese echt römische Schnippigkeit; ich setzte die Brille wieder auf und verfolgte sie, sie bittend, es noch einmal zu thun, worauf sie aber schnell davon lief.

Auf der Straße war nun ein furchtbares Wagen- und Menschengedränge; nur mit Lebensgefahr konnte man sich in dem Strom fortbewegen, da man immer zwischen Pferde und Wagen gerieth. — Abends war wieder Feuerwerk und Erleuchtung, noch brillanter wie Tags zuvor, und man sah bei dieser Gelegenheit ebenfalls prächtige Frauen.

Am Freitag war Alles ruhig und am Samstag be-

ganz der Carneval, wovon ich nichts sah, da ich in Folge einer Erkältung im St. Peter ein Fieber, mit Hals- und Kopfweh verbunden, hatte und in Bett liegen mußte. Am Sonntag war Kuppelbeleuchtung von St. Peter und Girandola, wovon ich aber auch nur vom Bett aus den Lärmen hörte. Morgens zuvor war Krönung gewesen, wobei folgende Feierlichkeiten stattfinden: erstlich ein solenner Zug durch den St. Peter, dann Hochamt, das der Papst selbst hält, und außen auf dem Altan am St. Peter, hoch erhaben über ganz Rom, die Krönung und die Benediction, wobei eine ungeheure Menge Volks auf dem Petersplatz sich versammelt. Das Feierlichste dabei ist: es wird von einem der Cardinäle ein Büschel Flachs angezündet und, indem derselbe schnell von den Flammen verzehrt wird, sagt er zum Papst: „So verschwindet die Herrlichkeit dieser Welt!“

Am Sonnabend, ehe der Carneval begann, war auch noch die Judenbelehnung auf dem Capitol. Alle Jahre nämlich müssen die Juden durch einen Abgesandten von neuem um die Erlaubniß einkommen, noch ein Jahr in Rom bleiben zu können, wobei sie versprechen müssen, sich gut aufzuführen. Dies geschieht nun so: Der erste Senator, prächtig gekleidet, mit rother goldgestickter Toga und goldnem Mantel, sitzt auf einem Thron, umgeben von seinen Edelknaben, schönen Kindern mit rothen Hosen, kurzem Röckchen und Mäntelchen und Kragen, wie aus dem 16. Jahrhundert. Die drei ältesten Juden im schwarzen Habit mit Mantel und gesticktem Kragen, ihr Baret unterm Arm, erscheinen vor ihm und bringen als Zeichen der Geschenke, die sie geben werden, jeder einen Blumenstrauß, halten dann ihre Rede, worin sie bitten

und verſprechen. Als Antwort darauf, ſagt ihnen der Senator, daß er allein nichts darüber erlauben könnte, ſondern erſt ſeine Mitbürger fragen müßte, und ſchließt nach dieſen wenigen kurzen Worten mit dem barſchen Ausruf: „andate!“ d. h. packt euch fort. Dann gehen ſie in einen zweiten Saal und hier erſcheint wieder der Senator, ſagt, daß er ſeine Mitbürger gefragt und daß es ihnen noch auf ein Jahr erlaubt ſei, ſich in Rom aufzuhalten, jedoch müßten ſie ſich gut aufführen und die Koſten des Carnevals tragen. Dann ſchließt er wieder, nachdem ſie ſich höflich bedankt, mit „andate!“ Früher hat er ihnen den Fuß noch auf den Nacken, als Zeichen ihrer Dienſtpflichtigkeit, geſetzt. Sie tragen wirklich die ganzen Koſten des Carnevals, Pferderennens u. ſ. w., und geben obendrein noch die reichen ſchönen Fahnen, die die Pferde im Wettlauf gewinnen, her.

Sonderbar war, daß bei allen Feierlichkeiten dieſer Papſt, gegen den Niemand etwas haben konnte, ſondern deſſen Wahl eigentlich Alle billigen mußten, nicht mit ſolchem Jubel empfangen wurde, als man es vom Verſtorbenen erzählt, bei deſſen Erſcheinen das Volk immer wie raſend geweſen und auf die Knie geſtürzt ſein ſoll, während bei dieſem ſie nur den Hut abzogen und ſehr lau riefen: „e viva!“ Uebrigens haben alle dieſe Feierlichkeiten etwas gewaltig Imponirendes und nur ein ganz rohes oder ein leichtfertig biedes und todtes Gemüth kann unergriffen davon bleiben. Ja, ich glaube wirklich, ein Papſt, der eine ſchwache Natur hat, müßte von der erſchütternden Größe des Augenblicks, wo er zuerſt in den St. Peter zieht, vernichtet werden; auch ſoll der vorige Papſt, als er von dem Quirinal auszog und alles Volk

zubeite, wie ein Kind geweint haben, und eben so, als er zuerst in den St. Peter kam, halb ohnmächtig mit ausgebreiteten Armen und weinend auf seinen Sessel zurückgesunken sein. Er ist überhaupt von diesem Augenblick an krank geworden, obgleich er vorher ganz gesund war. Denkt Euch auch nur, wenn einer Kaiser oder König wird, so ist das gar nichts dagegen: erstlich sind Die schon dazu erzogen, haben von Jugend auf das Ding mit angesehen, die Krone eigentlich spielend kennen gelernt und sich an ihre Last gewöhnt; ja, durch das Alltägliche hat sie alle Heiligkeit in ihren Augen so ziemlich verloren, und selbst die Herrscher, die nicht durch Erbfolge, sondern durch Wahl es werden, sind doch immer aus solchen Kreisen, die schon dem Throne nahe stehen und von Jugend auf schon hinter den Schleier geblickt haben, die ihn vor den Augen der Niedern umhüllen. Sie kennen das Holzgerüste, das unter der goldnen Umkleidung ist, und sind schon an das Herrschen gewöhnt. Und dann braucht am Ende ihre Macht auch die Gewalt Anderer, größtentheils Körpergewalt. Bei Dem, der wirklich sich vom Corporal bis zum Kaiser und Weltherrscher hinauf gedient hatte, beruhte sie ganz hierauf, und die Geistergewalt, die mit ihr im Bunde diesen Thron gegründet hatte und erhielt, war nicht die einer ruhigen, still erwärmenden und erleuchtenden Sonne, sondern eines verzehrenden Feuers, das so lange um sich frißt, bis Alles in eine weiterleuchtende Flamme zusammen geschmolzen ist. Dieser Papst hat nun auch wie der Kaiser von unten auf gedient: er ist der Sohn eines geringen Mannes im Venetianischen an der Tyrolergrenze (eines Hörers, wie man sagt), ist früh Mönch, d. h. Benedictinermönch geworden und hat sein

ganzes Leben mit dem ernſteſten Studium zugebracht. Durch ſeine Gelehrſamkeit und Weisheit iſt er vor drei Jahren Cardinal geworden (hat aber noch immer als Benedictiner unter ſeinem General geſtanden) und nun in ſeinem 59. Jahre wird er Papſt, nachdem er erſt kürzlich Biſchof geworden. Er ſoll ein ſehr energiſcher und liberaler und vor Allem geſcheidter und gelehrter Mann ſein. Seine alte Mutter lebt noch. Nun denkt Euch den Augenblick, wo ſich ein Mann, der ſein ganzes Leben ſtill und einfach zugebracht, auf Einmal nicht allein Herrſcher eines Landes wird, ſondern in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit der auf Erden am höchſten geſtellte Menſch, der ganz Einzig daſteht! Und nicht blos für die katholiſche Chriſtenheit, ſtützt alle Andern, ob aus alter Tradition, oder Gott weiß warum, nämen ihm ſtillſchweigend auch dieſen Platz ein. Es iſt eine Art Götzendienſt, aber es iſt doch einmal, und muß gerade für Denjenigen, der es ernſt damit meint und wahrhaft von der Würde dieſer Stellung durchdrungen iſt, etwas ungeheuer Ergreifendes haben. Er iſt auf Erden der Stellvertreter Gottes, übt ſeinen Willen wie ſein Geſandter auf Erden aus, löſt und bindet, und was er hier löſt oder bindet, ſoll alſo im Himmel gelöſt oder gebunden bleiben. Sein Name iſt geheiligt, ſeine ganze Nähe. Er übt nicht blos irdiſche Gewalt, ſondern ſtrahlt Heiligkeit aus. Keine Erdenmacht ſchützt ihn oder hat ihm den Platz erworben. Leicht wäre es, ihn zu ſtürzen, denn ſeine irdiſche Macht iſt ſehr ſchwach; er hat nur wenig Soldaten, die angewieſen ſind, ihn zu vertheidigen. Aber etwas Wunderbares beſchützt ihn. Keiner wagt ihn anzugreifen, Jedem iſt's, als ob er ſich an Gott verſün-

digte. Und nun denkt Euch, dieses Alles fühlend, auf dem Balcon am St. Peter zu stehen, rund um und unter sich Rom zu sehen. Rom, die Herrscherin der Welt, das göttliche, heilige Rom einst, der Sitz der heidnischen Götter; Rom, das wunderbare Rom, der Thron aller irdischen Hoheit, ein Thron, der fast zum Himmel reichte, dieses Rom todt, aufgelöst zu seinen Füßen liegend zu sehen, besiegt durch die Macht seiner Kirche, gebrochen und zerstört durch des Glaubens Schwert, das er jetzt trägt. Sein Haus, gebaut von seinen Vorfahren, herrscht über dieses einst unbesiegbare Rom, und wie einst von hier aus alle irdische Macht, Größe und Glanz über die Welt sich ergoß, so ist es jetzt der Mund des Himmels. (Wer das so ganz fühlt, und gewiß läßt sich noch mehr fühlen!) Rom, das in seinen Mauern die Enden der Welt zu begreifen scheint, ist sein Stuhl; muß es ihm nicht scheinen, als ob alle die Geister der Erde, Helden und Weisen, die einst Roms Stolz gewesen waren und nun in seinem Schooße ruhen, ihm noch im Grabe huldigen? Ja, je größer und mächtiger Der war, den wir bezwingen, desto größer ist unser Sieg, und sei er nur durch des Geistes Waffen erfochten. In solchen Augenblicken kommt mir wirklich Rom, das katholische, päpstliche Rom, gewaltig groß und herrlich vor, fast herrlicher noch als das gefallene, heidnische. Aber freilich hat auch dies katholische Rom viel von seiner Allgewalt verloren und ist eigentlich selbst nur ein Schatten noch; das hat oft dieser arme Papst erfahren (und wir Alle mit ihm), der mich wirklich unendlich dauert und ganz für sich eingenommen hat, so daß ich meinen frühern Grundsätzen entgegen die Sache des Papstes ergreifen und für

ihn gegen die ihn anfeindenden Freiheitshelden fechten könnte.

Kaum war er gekrönt, ſo kam die Nachricht, daß Bologna, von ihm abgefallen, eine neue Regierung eingeſetzt und ſeine zum Teufel gejagt habe; daß der Obriſt ſeiner Soldaten entflohen und das Militair zu den Inſurgenten übergegangen ſei. Nun folgte ſo eine Nachricht auf die andere von allen übrigen päpſtlichen Städten. Hin und wieder hatte ſich das Militair geſchlagen, war aber beſiegt worden. In Ancona war die Sache noch unentſchieden, das Militair hatte ſich in die Citadelle geflüchtet, hielt aber von da aus die inſurgirte Stadt im Zaum. Der Papſt wollte gleich ſelbſt hin und hoffte durch ſeine Gegenwart zu ſiegen; hievon aber abgerathen, ſchickte er einen Cardinal und ließ Proclamationen an ſein Volk ergehen, die wirklich ſehr würdig und ſchön, dabei milde und väterlich abgefaßt, aber faſt zu weich ſind. Unter ſolchen Verhältniſſen begann am Montag der Carneval hier, aber ſehr leb- und freudlos noch. Ich konnte in der That nicht begreifen, wie das Goethe ſo zu entzücken vermochte; doch merkte man wohl, daß es in andern Zeiten anders ſein mußte und die Menſchen jetzt es eigentlich nur mitzumachen ſchienen, um ſich und die Zeit im wahren Sinne zu maskiren. So ging der Montag hin. Am Dienſtag liefen Gerüchte von Schlachten zwiſchen päpſtlichen Soldaten und Inſurgenten um, worauf neue Edicte und ein Aufruf erlaſſen wurde, daß das Volk in ſo bedrängter Zeit beten ſolle um Hülfe von oben. Der Carneval, d. h. der Corſo, wo er ja vor ſich geht, war ſehr voll, aber mir ſchien das Ganze nur eine bittre Satyre und zugleich doch der Prophet, ja das

Symbol einer fürchterlichen Zeit, die ihr ganz zerrissenes Herz in die Narrenkappe steckt, um sich selbst zu täuschen, die mit den furchtbarsten Fesseln Melodien klirrt zu Freiheitsliedern. In jedem Gesichte sah ich nur eine verstellte Traurigkeit und der lachende Harlekin schien mir unter seiner Maske Thränen zu weinen. — Da kamen mir denn wachend ganz furchtbare Träume, die ich auch in Arabesken aufzeichnete: Erst sah ich allen Pomp der Papstwahl und Krönung, die ganze Schatz- und Schmuckkammer der katholischen Christenheit; ich sah die Kirche sich mit allen ihren Reizen, die sie in ihrer Jugend so unüberwindlich gemacht, ausstaffiren, als wolle sie noch einmal versuchen, dadurch der Welt zu imponiren, als wolle sie den Himmel verdunkeln und die zweifelnde Welt dadurch blenden, ihre eigene Göttlichkeit beurkundend. Ein Feuerwerk sollte das Sternenlicht am Himmel auslöschen und sich als wahrer Sternenhimmel geltend machen. Die Peterskuppel wurde erleuchtet: so sollte durch die Nacht die Glorienkrone der katholischen Kirche stralen. Aber gegenüber vom Dach der Engelsburg (das Grabmal Hadrian's, jetzt die Citadelle der Stadt und das Staatsgefängniß) sprühte donnernd die Girandola ihre tausend Raketen in die Luft und in ihrem Gerassel schienen die Riegel der Gefängnisse aufzuspringen, alle Ketten und Mauern zu brechen und Böse und Gute mit einander befreit zu werden. Eine zügellose Freiheit schien die Erde zu verbrennen und den Himmel stürmen zu wollen. Da trat plötzlich auch wieder ein Stück alten Aberglaubens oder alter Tyrannei hervor, die Juden auf dem Capitol. In unsrer aufgeklärten Zeit, wo sonst Alles die Gemüther empört und man so Manches als nicht zeitgemäß um-

ſtößt und vernichtet, wagte doch Keiner dieſes anzutaſten, denn — die Juden tragen die Koſten des Carnevals. Jetzt, wo man das alte, ewig wahre Chriſtenthum als unzeitgemäß verwirft, wo man neue Religionen zuſchneidet und Allen Alles anpaſſen, eine Uniform für Alle ſchaffen will — Eine Religion, die nicht katholiſch noch lutheriſch, ja mehr, die nicht heidniſch noch chriſtlich, ſondern die rein vernünftig, menſchlich iſt: jetzt, in dieſer menſchlichen Zeit, behandelt man die Juden, die armen Heimatloſen, noch wie Hunde, ſo arg, wie ſie nur im finſterſten Mittelalter behandelt wurden, und Dieſelben, die über das Papſtthum erhaben, es Aberglauben nennen und ſich losſagen, Dieſelben behandeln die Juden ſo! Aber — die Juden müſſen die Koſten tragen.

Jetzt beginnt der Carneval; toll geht erſt Alles her, auf beiden Seiten ſitzen in zwei, drei und vier doppelten Reihen, dicht geſchart, maskirt und unmaskirt, die ſchönſten Mädchen und Weiber aus allen Ständen; drüber in den Thüren, Fenſtern, Balconen und Bogen der Häuſer, aus denen die herrlichſten buntgeſtickten Teppiche niederhängen, gibt es nicht weniger Schönheiten, und man wird faſt raſend, weil man nicht weiß, wo man am erſten und am längſten hinſehen ſoll. Dabei muß man aber auch auf ſeiner Hut ſein, denn in der Straße wogt zwiſchen zwei Reihen dicht hinter einander fahrender Kutſchen, in denen die ſchöne vornehme Welt Roms, die ſich, die eine hin, die andere her, entgegenfahren, ein dicht gedrängter Strom von Menſchen, theils maskirt, theils nicht, die da ihr Leben treiben und mit den Sitzenden oder Gehenden Späße machen, Reden halten u. ſ. w. Dabei bombardirt ſich Alles mit Confetti, aus den Fen-

stern, von den Sitzen, aus den Kutschen. Man wird geworfen und wirft wieder, wohin man will, den schönen Frauen Confetti oder Blumen in den Schooß, auf den Busen, in die Fenster. Gewöhnlich nehmen sie's gütig auf und werfen wieder. Es rümpft auch einmal eine das Näschen, allein die war mir immer die liebste, denn sie schien mit mir zu sympathisiren, da ich auch gern die Nase gerümpft hätte über dies tolle Volk, das, so wenig seine Schmach fühlend, immer noch so darauf los toben kann; aber wie der Kranke im Fieberwahnsinn oft ein Narr ist, so dieses Volk, es liegt in einem schlimmen, unheilbaren Fieber. Schön und wahr beschrieben ist Goethe's Carneval, nur noch nicht stark genug; jedoch machte früher das Lesen einen unbeschreiblichern Eindruck auf mich, als das Sehen jetzt. Beim Lesen sah' ich blos die tolle Maskentoberei, hier sah' ich aber unter vielen, vielen Masken — Leichen! Gesichter, aus denen keine Seele mehr sieht. Aber ein echtes Bild unsrer Zeit schien es mir. — Grenzen- und zügellos ist die Maskenfreiheit. Alles ist erlaubt. Sie scherzen, wie sie sich's nie würden erlaubt haben. Sie bilden sich ein, ganz frei zu sein, und wollen sich recht tobend ihrer Freiheit freuen; aber sie lügen sich selbst etwas vor, denn die ärgsten Fesseln tragen sie Alle, schlimmere Fesseln als die der Sklaverei. Keiner gibt sich selbst, Jeder will ein Andrer scheinen, ihre Maske ist Convenienz und bürgerliche und gesellschaftliche Schicklichkeit, der opfern sie alle ihre Freiheit und ihr ganzes Selbst. Das ist der Tyrann und sie die Sklaven. Aber weil sie so in ein andres Kleid gezwängt hüpfen und springen und sich mit Scherzen und Toben müde quälen können, so glauben sie sich frei. Wie

der arme Schauspieler, der vielleicht in der unglücklichsten Lage den Hanswurst spielen muß, sich oft so in die Rolle hineinspielt, daß er es am Ende zu sein glaubt, bis er Abends, wieder von den Brettern abgetreten, mit sich und seinem Elende allein ist: es sind sie auch. Freylich die Meisten spielen immer fort, wenn auch die Zuschauer fehlen; aber Einige mögen denn doch oft des Abends, wenn sie müde geworden, sich selbst erkennen und die brennenden Wunden ihrer drückenden Fesseln fühlen, wenigstens trugen einige Gesichter zu deutlich das Gepräge der Maskenanstrengung. Manchen renommirenden Doctor sah ich, der seine Seelenkrankheit, von seinem Auge verrathen, vergebens verbarg; manche spröde Schöne zeigte im Auge ein verbranntes Herz und mancher tobenden Amazone sah man die rothen Maale der Kette an, in der sie auferzogen. Das ist überhaupt so furchtbar hier, wo Alles so durcheinander wogt, nämlich das Gemisch von Sklaverei und Freiheit. Diese bildschönen Mädchen, die aber unter strenger Pfaffenzucht auferzogen, nie aus dem Hause und den Augen der Mutter kommen, denen Alles als Sünde angerechnet wird, denen nichts erlaubt ist als beten und essen und trinken; die von Jugend auf die Freiheit nur verfluchen, nur als ein Gift kennen lernen, hier werden sie nun das Einzige Mal im Jahr ausgeführt, hinaus in das wahnsinnigste Toben einer falschen Freiheit, und müssen mit toben. Gott, da sieht man so viele Gesichter, die, sich ganz fremd und unheimlich fühlend, doch hier erst das Unglückliche ihrer Lage recht einsehen lernen und jeden Bettler mit Thränen beneiden, der hier zu Hause sich fühlt. Ihnen ist Alles fremd, die Welt, die Menschen und der Himmel. — Haß und

Wohlwollen ist auch maskirt, wie sich für eine große, feine, conventionelle Welt gehört; offen darf man Beides nicht zeigen, drum wird Beides in Confetti versteckt. Bei Manchen möchte man die Confetti zu bleiernen Bohnen wünschen und bei Manchen sich selbst und sein Herz hinwerfen; doch Beides ist unschicklich, darum geschieht es in Confetti. So wie hier Jeder über den Andern lacht und sich mequirt, so hat ja die ganze Welt sich einander zum Besten und lacht einander aus.

Das ist der Eindruck, den der Carneval den ersten Tag auf mich machte. Mir kam es vor wie ein Affentanz und ein Trinkgelag auf dem Grab eines sehr verehrten Verstorbenen, und fand ich in der Menge ein leidendes Gesicht, ein feuchtes Auge, oder einen verachtenden Mund, da fühlt' ich mich hingezogen. Nun dacht' ich mir auch den Fall, wenn auf einmal alle Confetti zu Kugeln würden und so in blinder Wuth Einer auf den Andern stürmte." Ich sah' schon, wie der alte Aberglaube und der tolle Freiheitswahn mit einander kämpften. Mädchen mit feurigen, glühenden Augen, in Haarkerkern erzogen, sah' ich den geliebten Jüngling, der in jugendlicher Verirrung sich selbst und sein Alles einer falschen Freiheit opfert, vertheidigen und ihre wogende Brust bloßgegeben den Kugeln und den Dolchen der Soldaten und Pfaffen; sah ihre schwarzen Haare flattern und sie den Jüngling mit ihren schönen Armen schützen. Ich sah sie bluten und mit ihm sterben. Auf der andern Seite sah ich eine Mutter, ihr Kind auf dem Arme, das Crucifix hoch empor schwingend, fanatisch an dem alten Glauben hängend, sich in die Gewehre der Insurgenten werfen, um diese durch ein Wunder zu vertilgen. Einen großen

Moccoli-Abend ſah ich voraus, Rom an allen Ecken brennend, in Raub und Mord, wie Einer dem Andern nicht blos zuruft: „du ſeiſt erdolcht", ſondern es ausführt. Ja, ich ſah zum Erſtenmal alle Menſchen die Maske abwerfen, wenigſtens die Mehrzahl, und nun ganz das Gegentheil von Dem zeigen, was ſie ſchienen. Dadurch war der furchtbarſte Irrthum losgelaſſen; ich ſah durch dieſe ſich einander verſchlingenden Volksmaſſen Soldaten mit Bajonneten eindringen, Cavallerie einſprengen und Alles ſo lange gegen einander wüthen, bis Alles niedergeſtreckt war. Da gewahrt' ich das Ende einer ſo romrhaft begonnenen Zeit: eine Straße voll Leichen und eine öde verwüſtete Stadt! So wäre das alte Rom gerächt und das neue vernichtet! Und ſo muß auch unſere Zeit ſich einſt auflöſen und auf die todte leere Erde, auf der Irrthum und Verſtellung ſo lange geherrſcht, wird die Wahrheit durch Tod und Vernichtung ihren Namen ſchreiben!

Gott Lob, nein, ſo endete der Carneval nicht und mein Traum iſt nicht ganz wahr geworden! Was mir aber auch ſehr paſſend für die ganze Feier ſchien, war, daß die armen Gäule, um ſchneller zu laufen, brennenden Schwamm hinten auf den Schwanz gebunden hatten und mit Stachelklingeln, die ſie in die Seiten ſtachelten, geſchmückt waren. Dies treibt ſie an, raſend, wie von Wuth getrieben, zu laufen (aber ſolche Klingeln und Schwamm haben wol die Meiſten ſich angebunden, um luſtig zu ſein). So ging der erſte Abend zu Ende, und ich wünſchte, als ich zu Hauſe war, nie den Carneval geſehen, ſondern nur Goethe darüber geleſen zu haben. Ich nahm mir auch feſt vor, den zweiten Abend nicht wieder hin-

zugehen. Zufällig gerieth ich doch wieder hin und, weiß Gott, ob selbst schon mehr maskirt und weniger ich selbst, kurz, ich fühlte weniger die traurige Bedeutung; ich machte ihn mehr mit und gehörte mehr dazu. Auch fand ich wunderschöne Frauen, die ich denn unabläßig mit Confetti warf, worauf tüchtig geantwortet wurde. Auch redeten mich mehre an und ein sehr niedliches Geschöpf steckte mir immer Zuckerwerk in den Mund, so oft ich zu ihr kam und Pantomime machte, daß ich nicht sprechen könne. — Am Mittwoch ging es noch besser, auch wurde der Corso immer voller, immer lustiger die Menschen; sie hatten sich mehr hineingearbeitet und waren mit ihren Rollen schon vertrauter. Sie tobten nicht mehr so wider Willen, sondern vom Strom mit fortgerissen schon mehr mit vollem Herzen. Und so ward auch ich mit fortgerissen. Ich war selbst nicht mehr ich selbst und nicht schwer kam es mir an, mich selbst zu verlieren; dies hatte ich von Jugend auf vortrefflich gekonnt und war das Ding schon ganz gewohnt, da ich mich eigentlich mein ganzes Leben lang selbst getäuscht und erst seit kurzem wieder gefunden und erkannt hatte, wie ich war und in der Welt stand. Jetzt war ich wieder verloren, und verloren in Tollheit, die ich, so arg nur Einer konnte, ausübte. Diesen Tag bannte mich nun freilich fast die ganzen 2½ Stunden, die der Corso dauert, ein Mädchen auf einen Fleck, ihrem Fenster gegenüber. Erst war ich einigemal mit einigen Bekannten vorbeigegangen und wir hatten tüchtig Blumen und Confetti hinauf geworfen; dann faßten wir geradeüber Posto und, da wir aus ihrem Wiederwerfen gemerkt hatten, daß sie nicht böse auf unsere Aufmerksamkeit sei, so sahen wir den ganzen Nachmittag

hinauf und wechſelten Blicke. Am andern Tag, als am Donnerſtag, gingen wir auch wieder hin. Ich ſuchte zuerſt mein Mädchen wieder auf, ſie war aber nicht am Fenſter zu finden. Endlich wurde ich tüchtig aus einer Kutſche bombardirt und entdeckte ſie darin. Nun verfolgten wir die Kutſche wieder, aber das ging nicht lange, da ſie bald fortfuhr. Der Gouverneur und der Senator fuhren heute auch herum.

Mittlerweile waren aber die Nachrichten von außen immer beunruhigender geworden. Gerüchte kamen, daß die Inſurgenten Civitä Caſtellana genommen, die Carbonari befreit und die päpſtlichen Truppen geſchlagen hätten. Foligno, Spoleto, Alles ſollte im Aufſtand ſein und die Aufrührer geradeswegs auf Rom marſchiren. Lange hatte man geſagt, am Moccoli-Abend, als am letzten des Carnevals, würden die Unruhen ausbrechen. Dennoch ſollte ein Moccoli-Abend, der erſt verboten war, erlaubt werden. Nun hieß es, am Donnerſtag; doch blieb da Alles ruhig. Am Freitag, als Faſttag, war kein Carneval. Aber neue Edicte erſchienen immer. Weil alles Militair zurückgezogen und gegen die Inſurgenten gebraucht wurde, ſo fanden ſich furchtbare Räuberbanden in der Gegend wieder ein. Gefangene hatten ſich losgemacht und durchſchwirrten die Campagna. Endlich entdeckte man in Rom eine Verſchwörung von 3—4000 Mitgliedern. Da fuhr der Papſt, der ſich, auf ſein Militair beſchränkt, zu ſchwach glaubte und keinem Bürger vertrauen mochte, da die meiſten der Vornehmen, wenigſten der Principi u. ſ. w., darin verwickelt waren, nach Traſtevere, dem über der Tiber liegenden Theil von Rom, bewohnt von lauter Raub- und Mordgeſindel, das aber

von den echten Römern abzustammen behauptet und es schon zu Barbarossa's Zeit behauptet hat. Als der Papst ankam, wollten sie kaum dem Wagen Platz machen und mußten erst durch's Militair dazu gezwungen werden. Nun hielt aber der Papst eine Rede an sie, worin er seinen und Roms Zustand schilderte und ihnen erklärte, daß er sich auf sie, als seine treuen Kinder, verlasse. Dies wirkte, und als er dann den Pantoffel zum Wagen hinaus hielt, so küßten sie ihn Alle, dem Papst zurufend, daß sie ihn schon schützen wollten, er solle nur keine Furcht haben u. s. w. Auch wollten sie darauf die Pferde ausspannen und den Wagen ziehen, was der Papst aber nicht zugab. Bei dieser Gelegenheit soll er Geld vertheilt haben zu Waffen. Am Freitag Abend nun war ich auf einer Privatmaskerade, d. h. beim Doctor Hertel, wo wir, mehre deutsche Künstler und einige Damen, maskirt waren, jeder in dem Costüm, das er auftreiben konnte, aber ohne Maske. Ich war ein spanischer Grande aus der Zeit Alba's, hatte rothe Hosen, Schuhe mit breiten Bändern an, dann einen orange- und weißgestreiften Rock mit weißen Aermeln, darüber meinen Pelz, dessen Aermel ich hinten niederhängen ließ; dann einen falschen Bart und spanischen Federhut, worunter ein rothes andalusisches Netz. Wir blieben bis spät beisammen, es wurde getanzt und gesungen, unter Anderm ein Lied, das Doctor Hahn, der auch dort war, zu dieser Gelegenheit gedichtet hatte. Als wir zu Hause gingen, war es $3^1/_4$ Uhr, und da am Freitag maskirt zu gehen verboten war, hatten wir große Angst, als wir sechs patrouillirenden Gens-d'armes begegneten, daß sie in dieser verdächtigen Zeit uns festnehmen möchten. Jedoch kamen wir glücklich durch.

Am andern Tag herrſchte eine ſchwüle Stimmung in Rom, allgemein wurden die Fremden von den betreffenden Geſandten gewarnt, nicht auf den Corſo zu gehen, da ihnen die Anzeige vom Gouverneur gekommen war, daß es, gegründeten Vermuthungen zufolge, wild hergehen würde. Die Italiener warnten auch einer den andern; viele Franzoſen ſollten in die Verſchwörung verwickelt ſein, man wollte bei ihnen viele Gewehre, Fahnen u. ſ. w. gefunden haben, was die Trasteveriner ſo aufgebracht haben ſoll, daß ſie geſchworen hätten, alle Fremden, namentlich die ſich durch Bärte u. dergl. (wie ſie glaubten als Carbonari) auszeichneten, umzubringen. Wir Fremden mußten uns alle bei unſern Geſandten melden, die für uns gut ſagten und im Fall der Noth ſich unſrer annehmen wollten. Für wen nicht gut geſagt wurde, der mußte die Stadt verlaſſen. Um 3 Uhr, wo ſonſt der Carneval beginnt, zog ſtatt deſſen auf allen Allarmplätzen und belebten Straßen Militair auf, und es gab überall Patrouillen zu Fuß und zu Pferd. Vom Corſo liefen einzelne Masken, die früh hingekommen, in größter Angſt nach Hauſe; Alles ſtürmte in die Häuſer und lief, als ſei der Teufel hinter Einem, wieder fort. Nun kam denn auch ein Edict und der Befehl, daß wegen der ſchweren Zeit der Carneval beendet ſein müßte, da überall den Einheimiſchen wie Fremden Gefahr drohe. Verhaftungen fielen mehre vor. Es hieß, die Inſurgenten hätten wieder eine Schlacht geliefert und marſchirten gerade auf Rom zu, ſeien nur noch eine Tagereiſe entfernt und würden am andern Morgen eintreffen. Die Straßen waren voll Menſchen, die das ganz ruhig ſtehende Militair angafften. Der Papſt ſollte in die Engelsburg geflüchtet

sein. So war eine dumpfe Schwüle wie vor einem Gewitter über Rom; es ward Abend und blieb so. Haufen von Menschen wogten hin und her, der Corso war ganz voll, Alle sprachen leise und geheimnißvoll, Jeder war in banger Erwartung, gespannt aufs äußerste, was nun werden sollte und wie es nach einer halben Stunde stehen werde. Das Gräßlichste befürchtete man und leugnete es sich selbst wieder; oder man glaubte nichts, hielt Alles für Einbildung und konnte doch sich seine düstern Vorstellungen nicht aus dem Kopf schlagen. Ich war eben mit Bruckmann, einem Freunde von mir, auf der Post gewesen (auf der Piazza Colonna, nach der Säule des Antonius, die hier steht, so genannt), wohin ich einen Brief getragen; da sahen wir einen Haufen junger Männer dastehen und ihnen gegenüber vieles Militair. Kaum waren wir zurück und wollten eben mit Milde, der uns begegnete, in eine Restauration gehen, als wir drei Mal wiederholtes Gewehrfeuer hörten. Nun war Alles leer. Die Menschen liefen über die Straße, einige dahin, andere dorthin, und schnell waren alle Läden und Hausthüren verschlossen und verrammelt. Die Veranlassung war folgende: Einer der Insurgenten, ein junger Bildhauer, der Sohn des ersten Arztes hier, ein junger Lupi, hatte der Wache nicht ausweichen wollen und ebenso der ganze Haufe, der ihm folgte. Die Wache hatte ihn angerufen und gefragt: „chi viva?“ (wer soll leben?) er antwortete: „la repubblica“, und schoß zu gleicher Zeit mit einer Pistole auf sie, worauf denn der Soldat ihn gleich mit dem Bajonnet niedergestoßen und die ganze Wache geschossen hatte. Er hat vier Kugeln in der Brust und soll schon todt sein; Andere sind verwundet und Viele gefangen

genommen worden. In den Mauern der gegenüber befindlichen Häuser sieht man die Kugeln in Menge sitzen. Nach dieser Geschichte war Alles ruhig; die Stadt erschien wie ausgestorben, nur von Patrouillen belebt. Es soll in derselben Nacht noch eine Patrouille von 5 Mann entwaffnet und die Schildwache im Colosseum erschossen worden sein. Auch soll ein Franzose an der französischen Akademie ermordet gefunden sein. Am andern Tag ging man Morgens hin und besah die Kugeln. Es erfolgten neue und schärfere Edicte, denn man erwartete wieder Vieles; es wurde zur Sicherheit der Stadt eine neue Bürgergarde ausgehoben und bewaffnet, und so ging in banger Erwartung auch wieder der Tag und der Abend hin. Einige wollten von der letzten Station vor Rom her Gewehrfeuer gehört haben. Viele Untersuchungen und Verhaftungen fielen vor; so fand man bei einem Schneider eine Menge Uniformen, an 1000 Stück französischer tricolor Cocarden und Fahnen, anderswo Waffen. Bei Materialisten fand man ungeheuere Vorräthe an Brennmaterialien, als Terpentinöl, Pech, Fackeln, Windlichter. In Folge dieses ward am Montag Abends ein Edict angeschlagen, nach welchem jeder Bürger beim ersten Schall der Glocken oder eines Kanonenschusses auf seinem Platz bewaffnet erscheinen müßte. Neben den Patrouillen des Militairs sollten auch die Pompiers, die beim Löschen angestellt sind, die ganze Nacht auf ihrem Posten und des Zeichens mit der Glocke gewärtig sein. Abends kamen die Gesandten zusammen. Dann gingen Patrouillen von Trasteverinern, mit einem Dolch und Pistolen bewaffnet, herum und hielten Jeden, der ihnen verdächtig schien, an, zeigten ihm blanke Waffen und fragten: „chi viva?“

worauf man schnell, um nicht erstochen zu werden, antworten mußte: „il Papa e la santa Madonna!“ Ueberhaupt sind jene bei dem ganzen Aufruhr am meisten zu fürchten. Mehre Bekannte sind so angehalten worden, haben sich aber durch ihre Antwort legitimirt. Nun, sagt man, seien auch von den Insurgenten mehre herumgegangen und hätten dasselbe gefragt, aber eine andere Antwort verlangt, nämlich: „la repubblica.“ Auch der Montag ging ruhig hin. Freilich wurden alle Wirthshäuser etwas früher geschlossen; die Meisten blieben von selbst zu Hause, um sich keiner Unannehmlichkeit auszusetzen. Morgens hatten Viele, weil sie von allen Seiten gewarnt und gebeten worden waren, sogar von Italienern, ihre Schnurrbärte abgeschnitten, um den Trasteverinern nicht verdächtig zu sein. Ich wollte auch mein Haar abschneiden und, was noch mehr, ich war sogar mit mehrern Andern entschlossen, da es hier wirklich jetzt langweilig ist, man vor Unruhe nicht arbeiten und nichts sehen kann, weil Alles geschlossen, abzureisen, entweder nach Neapel oder Florenz, und zwar zur See nach Livorno, da es zu Lande nicht mehr gut möglich ist. Wir wollten schon auf die Polizei und unsere Päße holen, da konnten sich aber Viele, die es sich früher mit vorgenommen hatten, nicht entschließen. So waren wir unserer nur noch drei oder vier und da wir unsere Freunde hier nicht zurücklassen wollten, beschlossen wir, lieber hier zu bleiben und mit ihnen die Gefahr zu theilen. Am Dienstag war wieder ein eben so langweilig schwüler Tag und Alles wieder auf den Abend gespannt; doch war man schon mehr daran gewöhnt und fing an darüber zu spotten. Der Tag und die Nacht gingen auch ganz ruhig

hin; überhaupt ſcheint jetzt, Gott Lob, die Gefahr vorüber zu ſein und der unglückliche Erfolg des erſten Piſtolenſchuſſes dieſe jungen Leute abgekühlt zu haben, die am Ende doch nichts ſind, als junge Brauſeköpfe, die, vom franzöſiſchen Freiheitsſchwindel ergriffen und nicht wiſſend, was wahre Freiheit iſt, einem Wahne nachjagen, zu deſſen Verwirklichung ſie Alles aus dem alten Gang und Geleiſe bringen und nichts als Neues einführen wollen. Heute ſcheint nun wirklich Alles ruhig zu ſein und die Revolution keine anderen ſchlimmen Folgen gehabt zu haben, als daß durch die Unterbrechung der polizeilichen Ordnung wieder viele Räuber und Mörder herum ſchwärmen und man Abends nicht allein ausgehen kann. Uebrigens wird auch morgen zur Sicherheit der Fremden ein Schritt geſchehen; da der franzöſiſche Geſandte ſich an den Papſt deshalb gewandt, ſo werden ſie unter beſondern Schutz geſtellt werden.

Das war die Geſchichte der Revolution und des Carnevals hier, oder vielmehr die große Epoche der Bartabſchneidung in Rom.

Nun will ich Euch noch erzählen, daß ich die Farneſina und die Sixtiniſche Capelle geſehen und von Beiden gleich überraſcht worden bin. Beſonders aber doch durch die Sixtiniſche! Hier fand' ich Alles gelöſt, was in der Kunſt möglich iſt; aber keinen Meiſter kann man weniger aus Kupferſtichen kennen lernen, als Michel Angelo. Gegen dieſen göttlichen Rieſen freilich muß ſelbſt Rafael zurücktreten. Das Einzige, was ihn neben Michel Angelo hält, iſt ſeine unendliche Liebenswürdigkeit, Grazie und Schönheit. Hat der Himmel ſich ſeiner erbarmt und

ihn wegen seiner schönen Seele auf schwanken Blütenzweigen leis zum Himmel emporklimmen lassen, ja, hat er seine reiche Schöne zu ihm niedergesenkt und ihm seine Stralenkrone selbst aufs Haurt gesetzt, so hat hingegen Michel Angelo durch den tiefsten, unerschütterlichsten Ernst sich selbst eine feste Leiter zum Himmel gebauet, ist mit Riesenschritten die Stufen hinauf gestiegen und hat wie ein Sohn der Göttlichen von ihnen nur sein gerechtes Erbtheil verlangt. Und was aus Liebe sie Jenem geschenkt, das durften sie Dem, der es selbst errungen und verdient, nicht versagen. Er öffnete sich selbst des Himmels Pforte, wandelte durch die Reihen der Himmlischen, Jeden liebreich und vertraulich grüßend, kleidete sich in die leuchtenden Gewänder und begehrte vertrauensvoll die stralende Krone, die ihm willig die Göttlichen reichten. Ja, gegen diesen gereiften riesenhaften Helden scheint Rafael nur ein Kind, oder eine Jungfrau, die gegen solche Rüstung nichts als ihre Grazie, Unschuld und Schönheit hat. — Ich kann Euch wahrlich nichts von der Sixtina sagen, denn sie ist über alles Gespräch, über alle Worte erhaben. Je mehr ich von Rafael sehe, je mehr lieb' und vergöttere ich ihn. Alles entzückt mich: diese reiche Phantasie, diese jugendliche Freundlichkeit, Anmuth und Schönheit, woran er so reich, wie ein Baum, der so voll Blüten ist, daß die Aeste zu brechen drohen; dabei findet man überall auch Ernst, wo er nöthig ist. Ja Alles, Alles ist so schön, Gewandung, Zeichnung und Farbe; dann diese innige, tiefe Seele in dem Ausdruck! Deshalb nimmt er auch meine Seele gefangen und erfüllt sie ganz und gar. Beim Michel Angelo ist das anders: keinen Sinn will er fesseln und bestechen, um so die Seele

zu gewinnen. Allen Schmuck verachtet er als ein irdiſch Mittel, in der furchtbarſten, aber vollkommenſten göttlichen Einfachheit ſteht er da; wie die Poſaune des jüngſten Gerichts, die nicht erſt durch ſanftes Locken die Schläfer ermahnet und den Einen ſo, den Andern ſo zum Erwachen nöthigt, mit Einem Ton in alle Gräber dringt, die feſteſten Riegel ſprengt und alle die tiefen Schläfer auf Einmal erweckt, ſo redet dieſer Rieſe. Da gilt keine Individualität, der Eine kann es nicht ſo verſtehen, der Andere ſo; auf Einmal und einfach ſteht die Sache da, klar wie die Sonne am Himmel. Keine Farbe ſieht man da mehr, keine Formen, ſondern nur Das, was er durch Form und Farbe ſagen wollte. Rafael ſpricht durch liebliche Formen und Farbe und in dieſer Zauberharmonie vernehmen wir ſeinen Gedanken, ſo wie wir im Frühling, in Blüten, in Himmel und Meer, Sonn' und Mondenſchein Gottes Stimme vernehmen. Aber ſo wie dieſe einſt unmittelbar vom Himmel dringen und ihr Ruf unſere Seelen erſchüttern und erfüllen wird, ſo ſpricht Michel Angelo! — Gewiß gibt es keinen Künſtler, der mit einfachern Mitteln gewirkt, und gewiß keinen, der vollkommner ſich ausgeſprochen hätte. In der Einfachheit gingen die alten Florentiner ihm voran, aber bei ihrem Ernſt und ihrer Tiefe fehlte ihnen die Vollkommenheit der Sprache. Vielen mußten ſie unverſtändlich bleiben, und ahnete auch Jeder den Ernſt der Gedanken, ſo war es manchem befangenen Auge doch nicht möglich, ihn klar in den unvollkommenen Figuren zu entdecken. Michel Angelo's Schöpfung iſt die treueſte, einfachſte, vollkommenſte Ueberſetzung der göttlichen Schöpfung. Zuerſt wurde mir ganz ſonderbar, als ich in die Capelle trat

und ringsum diese Sachen sah, an denen so Alles, was die Kunst dem Auge einschmeichelnd macht, verachtet ist. Keine venetianische Farbenpracht, keine Effectmalerei, keine bestechende Grazie, sondern von Allem nur eben das Nöthigste, um sich ganz wahr, ganz ohne alle Bemäntelung und Verblumung darzustellen. Unter seinen Bildern sind ältere, von verschiedenen alten Meistern, die mit aller frommen Kindlichkeit, einem lieblichen Ausdruck, Landschaften, Gold, reiner brillanter Farbe u. s. w. geschmückt sind; aber als ich nur einen Blick auf Michel Angelo's Bilder geworfen, vergaß ich diese so ganz und gar, daß ich nicht einmal weiß, was sie vorstellen. Seine Propheten und Sibyllen sind nicht etwa Figuren, die diese vorstellen könnten, nein, sie sind es selbst, aus Form und Farbe statt aus Fleisch und Blut geschaffen.

Nun noch Einiges, was ich aus allen Kupferstichen nicht ersehen, einmal daß er so schön gemalt hat, d. h. einfach, aber so wahr und schön, daß ich es nicht besser mir denken könnte. Dann muß ich erwähnen seine unübertreffliche gewaltige Gewandung, wo dennoch klar die Form durchscheint, und endlich sein tiefes, inniges Leben. Auf dem jüngsten Gericht sind Köpfe, die Fiesole nicht hätte seelenvoller machen können, nur ist in ihrer Form und Ausdruck mehr Ernst und Großartigkeit: nichts ist schwach, Alles ungeheuer und kräftig, dabei so individuell, so voll Natur, daß viele fast Portraits zu sein scheinen. Dann ist der Christus ganz anders, als ihn alle Kupferstiche geben; er ist freilich ganz unserm gewöhnlichen Typus entgegen, d. h. sehr in Bewegung, aber in so großer einfacher Bewegung und trotz des Schwunges und der Gewalt in so göttlicher Ruhe, daß

wirklich nur so und nicht anders der Weltenrichter sein konnte. Ich habe mich ganz mit dieser Figur ausgesöhnt, und kann überhaupt sagen, daß ich nichts Aehnliches in der Kunst kenne, wie diese Capelle. Doch jetzt genug und ein andermal mehr davon, wenn ich's vermag!

Nun lebt wohl. Friede, Friede Euch und mir eine friedliche Insel, Ruhe zur Arbeit, Gedeihen und Segen von Gott!

Den 22. Febr.

Neue Nachrichten, bis jetzt freilich noch Gerüchte. Die Rebellen sind in zwei Colonnen, die eine über Civitä Castellana, die andere über Rieta, so daß sie die Tiber zwischen sich haben, auf Rom marschirt, haben eine Schlacht geliefert, die päpstlichen Truppen nach tapferm Widerstand glorreich besiegt und selbst ihren Anführer, den Colonel Lazzarini, getödtet. Flüchtlinge, die angekommen, sollen es erzählt haben. Die Rebellen standen heut' Abend nur noch 35 Miglien von Rom, d. h. 7 — 8 deutsche Meilen. Die Kaufleute u. s. w. hier, unter denen der Banquier Torlonia, haben von ihren Gütern und aus den Fabriken alle Arbeiter genommen und bewaffnet zur Armee gesandt. Haben die Rebellen erst die Campagna in Besitz, so wird hier bald eine solche Theurung entstehen, daß kein Mensch mehr leben kann; es beginnt schon, da nichts mehr gearbeitet wird und die Bauern Soldaten sind. Zwanzigtausend Mann Oesterreicher mit Artillerie sollen schon bei Bologna stehen. Morgen erwartet man hier wieder etwas. Keiner wagt sich mehr zum Zeichnen in die Campagna, da sowol von Soldaten und

Wagen, wie von Bauern die Leute mishandelt worden sind. Rom ist ein gefährlicher Kranker; bange erwartet man jeden Augenblick die Krisis. Wird sie Genesung bringen oder Tod?

Trotz alle Dem haben wir heut' einen herrlich frohen Abend gehabt. Alles schließt sich fester an einander in dieser Noth und je weniger wir werden, desto enger verbunden sind wir. Rietschel, einer meiner liebsten Freunde hier, mit noch drei Andern aus unserm Kreise, hatten heute ihren Abschied, da sie morgen nach Deutschland abreisen. Wir vergaßen die Zeit und waren ausgelassen froh; der Freischütz, Chor und Orchester, Alles wurde von Menschenstimmen aufgeführt, ordentlich gespielt und gesungen, und einer der letzten Bärtigen machte die Agathe; es war zum Todtlachen. Brüderschaften wurden getrunken, Gesundheiten ausgebracht, Jeder ließ, umgeben von den Gefahren und Aengsten des Augenblicks, sein Liebstes, Eltern, Geschwister, Heimat u. s. w. leben. Brausend ging es her; doch übersah man nicht die drohende Gefahr, den eintretenden Jammer und das Elend. Man verabredete und verband sich zur Vertheidigung im Fall der Nothwehr, zur gemeinschaftlichen Heimreise u. s. w. Dann nahmen die Reisenden Abschied und wir gingen durch die ganz leeren, öden, todten Straßen nach Hause.

Hier sitze ich nun wieder allein, der Wein ist verraucht, mit ihm Tollheit und Frohsinn; die graue Nacht des Ernstes und der Trauer ist da. Milde, der immer noch nicht ganz besser ist, der dieselbe Halskrankheit hat, die ich hatte und die Alle haben, liegt im Bett und schläft. Alles ist todt und still, nur die Patrouillen und Posten sind auf den Straßen und rufen den einzelnen verspäte-

nach Haus zurückkehrenden Menſchen ihr „chi viva“ zu. Dann ändert ſich heut' Nacht das Wetter; der Mond ſcheint durch einen grauen Nebelſchleier, kein Stern iſt zu ſehen, ein rauher Wind weht Staubwolken in den Straßen zuſammen und hoch in die Luft auf. — Ich will ſchlafen. Vielleicht die letzte ſtille Nacht. Gott mit Euch!

Den 26. Febr. Abends.

Alles iſt bis jetzt ruhig abgelaufen, d. h. in der Stadt. Im Ganzen werden die Ausſichten aber immer ſchlimmer, und die Maßregeln, die genommen werden, ſind nicht geeignet, Einen zu beruhigen, zeugen aber deutlich von einem ſehr verzweiflungsvollen Zuſtand. Lazzarini ſoll nicht geblieben ſein, ſondern, von allen ſeinen Truppen verlaſſen, die übergegangen ſind, iſt er, mit Wunden bedeckt, die einige ſeiner Leute ihm ſelbſt beigebracht, allein fliehend zurückgekehrt. Bei einem andern Treffen, an dem Ponte felice, ſind ein andrer Obriſt und ein Hauptmann gefangen und auch Mehre getödtet worden. Auf jeden Fall rücken die Rebellen jetzt mit Kanonen auf Rom zu und man erwartet ſie ſtündlich. Man führt Kanonen gegen ſie auf, die ganze Mannſchaft Roms iſt bewaffnet und zieht ihnen in Commandos entgegen, kehrt aber wahrſcheinlich bei ihrem Anblick um; wenigſtens ſehen dieſe päpſtlichen Bürger ſo aus. Sie ſind nur zum Theil mit Gewehren, die Andern nur mit Weinbergsmeſſern bewaffnet. Die Thore ſind geſchloſſen, einige den ganzen Tag, andere nur nach Ave Maria. Es heißt, daß die fremden Künſtler hier eine Sicherheitswache für ſich ſelbſt bilden ſollen und, wer keine Waffen hat, ſolche bekommt. In einem neuen Edict, das erſchienen, wird das Volk

nochmals zum Schutz der Kirche und des Papstes, der übrigens zu seiner Flucht Alles in Bereitschaft gesetzt, aufgefordert und ihm gesagt, daß die verruchten Insurgenten jetzt sogar Hand an die geheiligte Person eines Cardinals gelegt und diesen gefangen genommen hätten, daß aber auch Oesterreicher schon im Anmarsch wären. Natürlich wird es in Rom dadurch immer unsicherer, da Militair und Gensd'armes fort sind. Auch reisen täglich viele Fremde ab, sowie die meisten jungen Künstler. Die Wirthsleute klagen sehr. Heute kam zu allem Grauen und Schrecken auch noch ein sehr deutliches Zeichen vom Himmel, nämlich eine schöne sichtbare Mondfinsterniß.

Ich habe das herrliche Wetter benutzt und bin der Unruhe und der Langenweile in diesem brütenden, schreckenschwangern Rom entlaufen, so weit ich konnte. Zuerst begab ich mich nach dem leider abgebrannten St. Paul. Der Weg geht an der Tiber hin, der Stelle vorbei, wo das älteste Rom stand, dann längs den Trümmern der Brücke, berühmt durch Horatius Cocles, und so endlich weiter am Monte Testaccio vorbei, durch die Porta S. Paolo, längs der Pyramide des Cestius. Außerhalb der Mauer sieht man, wie überall vor Rom, eine Welt berühmter Ruinen, Grabmäler u. s. w.; dann auch eine sehr alte, ganz kleine Capelle, deren Inschrift sagt, daß an dieser Stelle Petrus von Paulus Abschied genommen, als jener zum Märtyrerthum geführt wurde, und die Worte berichtet, die Beide damals gesprochen. Dann kamen wir zu St. Paul. Das ist nun wirklich ein wehmüthig erschütternder Anblick, diese herrliche Ruine zu sehen. Ergreift es uns schon, wenn man in den alten heidnischen Ruinen sich verliert, so berühret dieses noch schmerz-

licher unſer Herz. Jene Zeit liegt ſo fern von uns, daß wir ſie kaum anders als Ruine uns denken können; ja, ſo iſt ſie ſchon ſo groß und herrlich, daß unſere Phantaſie, zu erfüllt und beſchäftigt mit dem Vorhandenen, weder Zeit noch die Mittel hat, das Fehlende zu ergänzen. Wohl können wir uns ganz in die alte Herrlichkeit zurückträumen, aber wir vermiſſen ſie nicht. Wenn ein ſchönes Abendroth uns ganz entzückt, ſo vermiſſen wir den Tag nicht, der dort hinabgeſunken. Bei den Ruinen von St. Paul iſt's aber anders: nicht iſt er in ſeinen einzelnen Bruchſtücken ſchön, wir können nur aus ihnen ſchließen, wie mächtig und ergreifend ſein Ganzes geweſen ſein muß. Wir haben einen Maßſtab, wonach wir ihn meſſen können, andere alte Kirchen aus dieſer Zeit geben einen deutlichen Begriff von ſeinem imponirenden Innern. Er war aus alten herrlichen Säulen, Ueberbleibſeln alter Tempel, zuſammengeſetzt; ſie trugen das Gebälk des Daches und dieſes Gebälk war aus Cedern vom Libanon, reich und ſchön geſchnitzt. Unter ihnen waren viele vom Tempel zu Jeruſalem. Prächtige, herrliche Moſaiken zierten die Mauern; dabei eine ſchöne einfache Conſtruction, eine große Halle mit zwei Nebengängen, eben an, in einer gewölbten Nische, der Hochaltar und zum das Alles getragen von dieſen herrlichen Marmor- und Porphyrſäulen! Aber das iſt hin; vom Cedergebälk ſieht man nur noch wenig Spuren. Die Säulen ſind bis auf die äußern zwei Reihen zertrümmert, die Moſaik bis auf kleine Flecke vom Feuer ausgeſchmolzen und verkohlt. So ſteht St. Paul jetzt da. Wie ſchön war die Idee: die Kunſttrümmer aller alten Völker, Heiden, Juden, Griechen und Römer hätten hier

vereint zu einem Zweck dienen, und sie, die durch so feurig geschieden, in Dem, was Allen gemeinsam, bei Allen gleich göttlichen Ursprungs ist, sich auch in einem Ziel vereinen, und Alles, was jene Völker zur Ehre Gottes geschaffen, hier, wie in einem Brennpunkt, auf seinem Altar dargebracht werden. Diesen Gedanken hat das Feuer vernichtet! Jetzt wird St. Paul wieder aufgebaut, das ist schön, aber unnütz — der alte Paul wird es doch nicht wieder und darum sollte man ihn als Trümmer ehren und das Geld lieber anders verwenden; auch wird so lässig an dem ungeheuren Werk gearbeitet, daß es Jahrhunderte währen und schwerlich die Erde jetzt sich hüten könnte. Mit ungeheuren Kosten werden die Vorbereitungen hergeschafft, zuletzt und aufgerichtet. Das Merkwürdigste sind die ungeheuren Gerüste, die aufgeführt sind, um die Kirche aufzubauen, ganze Festungswerke mit Thürmen, aus Wäldern von Bäumen gebaut. Verbunden mit Ketten an den Füßen arbeiten darin und wohnen von Soldaten bewacht, leben aber mit ihnen in der schönsten Eintracht.

Es war ein herrlicher Tag, als wir draußen waren, nie habe ich einen so tiefblauen und doch so glänzenden Himmel gesehen. Hell schien die Sonne auf die alten Mauern und auf die weißen Säulen; die ewig klare Luft, die durch die Fenster hinein sah und sich barmherzig über den offnen Raum gewölbt hatte, schien der Menschen Arbeit als unnütz zu belächeln und Jene selbst zu bemitleiden, daß sie wähnten, vor der feindlichen Macht der Zeit dies Heiligthum schützen zu können, wenn sie es da wieder in Dunkel und Nacht hüllten, wo jetzt die Tauben und der helle klare Tag wohnen. Eigentlich ist

euer Thun. Für die Ewigkeit bauet ihr doch nicht, der Himmel schützt besser hier, als eure Mauern und Dächer; ein so schönes Gewölbe, wie sein gestirntes Blau, zu schaffen, ist euch doch unmöglich, und andere Priester singen nicht so fromm und vernehmlich, so rein und schön das Lob des Schöpfers, als jetzt die tausend und tausend zwitschernden Vögel in den Mauer- und Fensterhöhlen. Schönere Arabesken verzieren eure Wände nicht, als der Epheu und die bunt blühenden Kräuter, mit denen mitleidig die Natur sie schmückt.

Noch sahen wir hier viele Ueberbleibsel aus der alten Kirche in den Nebencapellen und einen Kreuzgang voll alter heidnischer und christlicher Bruchstücke. Es war ein Säulengang um einen kleinen viereckigen Hof, der ein sehr hübscher blühender Garten war. Der Gang, die Säulen waren fast ganz noch erhalten; immer trugen zwei und zwei Säulen eine Wölbung, d. h. zwei nebeneinander, so daß vier Säulchen eine Wölbung trugen (doch beschreiben kann ich das nicht, Chateauneuf hat es gewiß, laßt es Euch einmal zeigen). Nun ist jede Säule von der andern verschieden, eine candelirt, die andere glatt, eine so gewunden, die andere so, eine halb candelirt und halb gewunden u. s. w.; kurz es ist eine wirklich unerschöpfliche Phantasie darin. Dann sind noch alle mit der mannichfaltigsten Mosaik ausgelegt, alle haben verschiedene, aber gleich zierlich, reich und schön gearbeitete Capitäler, das Gesims ist mit Sculptur, Arabesken und Mosaik prächtig geschmückt und überhaupt ist das Gesims mir fast das Liebste gewesen. Es ist wirklich ein reizendes Plätzchen, dieser Hof.

Von St. Paul gingen wir, nachdem wir uns erst in

einer benachbarten Schenke erfrischt hatten (denn zu wissen ist, daß St. Paul 1½ gute Stunden weit von der eigentlichen Stadt entfernt ist und ganz verlassen und einsam liegt), zurück durchs Thor nach der Pyramide des Cestius, die, so schmucklos sie ist, doch als Grabmal etwas Feierliches und Imponirendes hat, und wenigstens Einen fühlen und begreifen läßt, daß die himmelhohen Pyramiden, diese Gebirge von Marmor oder Granit, blos durch ihre übermenschliche Größe und schönes Verhältniß ergreifend und bewundrungswürdig sein müssen. Die alte Stadtmauer ist sehr malerisch, an der diese Pyramide liegt; die Aussicht, wie überall, auch hier römisch, d. h. majestätisch schön, und der protestantische Kirchhof hier am Fuß und Saum der Mauer, von Cypressen und Lorber umschattet, ist der schönste, oder wenigstens zum Sterben der verführerischste, den ich je gesehen. Ein Weg zwischen zwei Hecken von mannshohen, üppig wuchernden Rosmaringebüschen führt durch den Kirchhof zur Höhe, wo die Meisten begraben liegen. Am Ende stehen zwei Cypressen. An den Gräbern wachsen Aloen, Cactus und viele andere solche Pflanzen. Es ist eine dicke schattige Laube mit einem Steinsitz darin, aber blos von Passionsranken und an der Mauer (Stadtmauer). Die meisten Gräber haben Steine, d. h. Monumente, wovon einige nicht schlecht sind; eines, das für den verstorbenen Maler Reinhold, ist von Thorwaldsen. Ich habe einige wilde Hyacinthen gepflückt und auch ein Blatt von Waiblinger's Grab. Wenn Ihr über diese Sentimentalität lächelt, mögt Ihr bedenken, daß ich ja doppelt gezwungen bin, Mitleid mit ihm zu haben, einmal da ich ihm ähnlich sein soll, und dann soll man ja dem Todten über-

haupt Alles vergeben und nur ſeines Guten gedenken. Viel Gutes hatte er aber auch. Es waren mehre Freunde, Landsleute von ihm, mit da, die in ſeiner Krankheit bei ihm gewacht hatten und in deren Beiſein er geſtorben war. Viel gewinnt der Kirchhof noch dadurch, daß er ſo recht in Wahrheit der endliche Schutz und Zufluchtsort nach langer Verfolgung iſt!

Zum Erſtenmal habe ich mitleidig auf dieſe fanatiſchen Katholiken geblickt, die, ihren Himmel und verſchließend und ſelbſt noch im Tode aus ihrer Gemeinſchaft verbannend, uns den ſchönſten Ruheplatz in der Welt dadurch ſchafften. Ich will weder in eure dumpfen Kellergräber unter euren dunkeln Kirchen, noch in euren verſchloſſenen Himmel, den Pfaffenhände öffnen, wo hinein mich nicht die Hand des liebenden Vaters ſelbſt zieht, wo ich ihn nicht ſelbſt rufen höre und winken ſehe, wohin ich nicht allein ſeiner Stimme folgen kann, ſondern mich ſchwarze Verſchnittene hinaufbeten müſſen, und wohin der Weg nur durch Faſten, Beten und Kaſteiungen geht. Erbitten will auch ich meinen Himmel, aber vom Herrn ſelbſt, nicht durch Beſtechung ſeiner Diener. Zum Leben hat mich Gott geſchaffen und deshalb will ich leben, will genießen, was er gegeben, zu ſeinem Lob und Preis, und mit Dem, was er mir gewährt, ſchaffen und erringen, was ich kann und vermag; und bin ich dann müde, ſteh' ich vor ſeiner Thür, die er, wenns Zeit iſt, mir gewiß öffnen wird. — Schon denk' ich es mir, hier begraben zu liegen, wenn im Mondſchein ſich die Geiſter unten am Tiberufer treffen und mit den alten Heiden vereint wandeln durch die todte dunkle Stadt, ſich glücklich preiſend, daß ſie geſtorben, ehe Rom fiel. — Doch genug;

ich schwatze unkluges Zeug, daran iſt aber die unkluge Zeit ſchuld. Ach, wohin iſt meine Vernunft, meine Weisheit! ich war ſo weiſe.

Wir ſtiegen noch auf den Monte Teſtaccio, ein Berg, ungefähr ſo groß wie unſer Blankeneſer, aber nicht wie der aus Eidſand, ſondern nur aus den Scherben Roms aufgeführt. Ich finde ganz natürlich und Roms würdig die Idee: eine Stadt, wo Jahrhunderte und Welten untergegangen, da müſſe aus Schutt und Scherben ſich wol ein ſolcher Berg aufthürmen laſſen. Eine herrliche Ausſicht hat man oben; die Tiber hinunter bis zum fernſten Gebirge, die ganze römiſche Ruinenwelt, Waſſerleitungen, Paläſte und Tempel, Gräber, Mauern, Alles, ſo weit das Auge reicht, dann das jetzige Rom. Wir gingen hernach über den Monte Aventino, ſahen noch eine alte Kirche, deren Façade, Halle und Säulen aus antiken Ruinen, und ſtiegen dann hinab übers Forum in die Michel Angelo's Kneipe, wo dieſer gezecht haben ſoll, die wahrhaftig dazu auch alt genug ausſieht und ihrer Lage nach (dicht am Forum, Coloſſeum, all' der alten Herrlichkeit) wol es glaublich macht, daß dieſer alte Held ſich dort erfriſcht; auf jeden Fall trink' ich hier noch einmal ſo gern Wein, als anderswo, obgleich ich ihn immer gern trinke.

Nachher gingen wir in die Akademie S. Luca, wo wir denn den bedauernswerthen Zuſtand der jetzigen römiſchen Kunſt ſahen. Intereſſant ſind in der Akademie einige Sculpturſachen, worunter eine Figur von Keſſels, dann ein Gemälde, der heilige Lucas, die Madonna malend, das für einen Rafael ausgegeben wird, und, wenn es auch nicht von ihm iſt, oder die ungeheuer vielen Ausbeſſerungen aus neuer Zeit das Alte kaum errathen laſſen.

demnach viel von ihm hat, vielleicht unter ſeiner Hülfe gemalt oder einſt von ihm geweſen ſein könnte. Das Einzige aber, warum ich hinging, war Rafael's Schädel, der hier aufbewahrt wird, und abgeſehen davon, daß es ein ſehr ſchöner Schädel, iſt er ja der, welcher einſt Rafael gehörte. O, wie erklärlich wurde mir hier der fromme Götzendienſt mit den Gebeinen der Heiligen, oder der Gebrauch der Aſchenkrüge, die Geſchichten von Geliebten, die der Geliebten Herz in ihrer Nähe aufbewahrten! Iſt mir doch ganz ſonderbar zu Muth geworden, als ich dieſen ſah; das überſtieg noch den ergreifenden Eindruck, den ſein Grab im Pantheon (dem alten Tempel, allen Göttern geweiht) auf mich machte. Es iſt ein hehrer gelber Knochen jetzt und alle Schädel, mögen ſie eben ſo ſchön, oder viel ſchöner geformt ſein, ſehen öd' und erſchütternd aus; dieſer aber mehr, dieſer vernichtend! Wie wenig Schädel waren auch im Leben mehr als Gefäße, in denen ein dürftiger ärmlicher Trank; wie wenige waren ſo wie er mit göttlichem Wein gefüllt, und auch er reichte für die Ewigkeit nicht hin! Zerſtört hat die neidiſche Zeit ihn, der Göttliche ſtrömte aus. Ich bin kein großer Freund von Schädeln, und auch namentlich deshalb, weil man den armen Todten nimmt, was ihr Eigenthum iſt. Unbarmherzig ſind' ich es, den Menſchen nach dem Tode zu theilen; wer weiß, ob nicht da auch ein Zuſammenhang mit dem Geiſterreiche iſt, ob ſo ein armer kopfloſer Geiſt nicht umherirrt und ſeinen Kopf ſucht. Doch das fällt hier weg. Bei Dem, der ein echter Sohn der Erde, ein wahrer Erdenkloß iſt, wie die Meiſten von uns, mag das möglich ſein; wer aber ſo im Leben ſchon Eingang in den Himmel hatte, wie Rafael, der wird, iſt

er einmal von der Erde geschieden, nie wieder zu ihr zurückkehren. Und diesen Schädel möcht' ich selbst haben; es wäre das schönste Memento mori, das wahrste Symbol, daß Alles der Zeit unterthan! Drum schaffe wie er, daß dein Schädel nicht einst das Einzige ist, das von dir bleibt, denn der redet nicht, und selbst seiner ist stumm; drum strebe, Etwas zu hinterlassen, das immer fortlebt und der Welt dich nennt! Trost wäre es auch, wenn man täglich sähe und dächte, Rafael's Schädel ist wie der deinige, sollt' dir nicht auch dasselbe möglich sein? Freilich wär' es uns zugleich eine furchtbare Geißel, wenn man fühlte, daß es nicht möglich. Darum will ich ihn lieber nicht.

Von der Akademie gingen wir in die Kirche S. Pietro in Vincoli, wo die Fesseln aufbewahrt werden, mit denen der heilige Petrus einst umwunden war. Ich habe sie gesehen und in frommer Gläubigkeit daran sind sie mir ehrwürdig und rührend gewesen; doch etwas Anderes fesselte mich hier, das war die Statue Mosis, von Michel Angelo, die mir fast über alle Antiken geht, oder besser, die ich damit gar nicht vergleichen kann. Bei den meisten Antiken liegt das Göttlich-Schöne des Gedankens in der Form, durch sie spricht Alles; das freilich auch hier, aber hier ist die Form, wie Heidenthum von der Bibel, so auch von der heidnischen Form verschieden. Sie ist echt alttestamentarisch. So muß Moses gewesen sein, anders kann er nicht ausgesehen haben. Der Kopf und die Bewegung ist höchst ausdrucksvoll, wirklich fabelhaft charakteristisch und treffend. Alles liegt in diesem Kopf, der weise kluge Geist, der göttliche Seher, das Auge, das dem Herrn erblickt, die Lippe, die zu ihm geredet;

aber auch der Feldherr, der Schlachten gewinnen, der Völker führen und regieren konnte; der freie Mann, dessen starker Nacken kein Joch tragen wollte, der strenge Gesetzgeber. Lebendig ist der Kopf und wohl sieht man, daß sein Auge Anderes erblickt, als diese Erde: seine Stirn verkündet den Zorn Gottes, sein Mund predigt den Himmel; ja Der konnte die Schöpfung erzählen, er hatte sie im Geist gesehen. Die Stellung ist wunderschön: mit einem Arm stützt er sich auf die Gesetztafeln, mit dem andern hält er das Gewand; er neigt sich etwas vor und wendet den Kopf zur Seite, als verkünde er eben das Gesetz und wolle sich erheben von seinem Sitz, um voranzugehen durch die Wüste ins gelobte Land. Entzückt ist schon sein Auge und begeistert, aber dennoch ruht eine ungeheure Weisheit, eine feste Kraft in seinen Zügen. Der Kopf sieht grade die Kirche herunter und wohl kann ich mir denken, daß er manchen armen Sünder so niederdrücken könnte, daß er nicht wagte aufzuschauen. Wundervoll und ganz von dem Kopf bedingt sind auch die Arme und Hände; weniger gefällt mir das Gewand, das ich nicht mit dem Uebrigen zusammenreimen kann. Das Machwerk ist einfach und schön.

Von hieraus gingen wir noch zu den Ruinen, wie Einige behaupten, vom Palast des Nerva, nach Andern von einem Tempel der Fortuna. Eine sehr schöne Ruine. — Bei der Kirche S. Pietro in Vincoli steht eine schöne Palme, die jetzt umsonst ihre friedlichen Arme ausbreitet und winkt; der Himmel ist wol davon erweicht und scheint goldnen Frieden auf sie herab aus seiner blauen Höhe, aber die Menschen wollen keinen Frieden, die Trommel geht und Schüsse fallen.

Nun meinetwegen! Der Baum war das Einzige, was mich den ganzen Tag an Krieg mahnte, weil er so umsonst mit seinen schlanken Armen winkte, und nun fiel mir erst ein, daß, wenn wir zurückkämen, vielleicht Alles schon drunter und drüber ginge. Es war aber nicht so.

Wir gingen noch nach dem Palast Rospigliosi am Monte Cavallo, wo die Aurora und Apoll mit den Musen von Guido Reni al fresco gemalt sind. Es ist wahr, gemalt ist Einiges schon, besonders einige Fleischpartien, ein Weiberrücken, Arme u. s. w.; die Landschaft ist gleichfalls schön, aber in der Composition, Ausdruck und Zeichnung doch gar zu nüchtern und leichtfertig, um bei diesen Riesenwerken in Rom anziehen und fesseln zu können. Ebenso ist der Apoll und vieles Andere so flau und ledern gezeichnet, wie schmutzig und farblos gemalt. Sonnenglut ist darauf, wie gelber Sand. — Die Andern waren sehr entzückt, ich aber konnte es nicht sein, mir hat das Bild etwas Widerliches, was ich schon fühlte, als ich es nur noch im Kupferstich kannte. Mich zog ganz etwas Anderes an: Vor diesem Gartensaal war ein Garten mit Bassins und Springbrunnen, Dattelpalmen mit Früchten und anderen fremden Gewächsen, voll Orangen, Ranunkeln, Veilchen, Rosen, Myrthen, Alles durcheinander und Alles im Freien beim schönsten Abendsonnenschein; um das Paradiesische noch zu vollenden, sah man von einem Altan, auf dem sehr schöne Tauben saßen, was hier etwas Seltenes, des Gärtners Tochter, ein wunderhübsches Mädchen, in einem kleinen Nebenhofe an einem Bassin Zeug und sich selbst waschen, bei welcher Beschäftigung sie halb nackend war und den schönsten,

glühend goldigen, echt römischen Nacken, einen starken, aber fein und graziös geformten Hals und eben so schöne Arme und Brust zeigte; dabei hatte sie das Wenige, was sie anhatte, auf das malerischste in Falten geschlungen, so daß die ganze Figur, wie sie da war, ein Bild eines großen Meisters zu sein schien, großartiger und reizender als Guido's Aurora.

Als die Alte, ihre Mutter, die uns den Garten aufgeschlossen (ein altes finsteres Weib, über deren mächtige und noch immer schönen Züge graue Locken, wie Silber und Gold, wild herunterhingen), mich und noch einen der Andern, der mit mir den Saal verlassen, dastehen sah, ward sie wie eine Furie, machte uns schändlich herunter, sprach von gemisbrauchtem Vertrauen und rief ihrer Tochter, die Primarosa hieß, wüthend zu. Diese, die uns noch nicht bemerkt hatte, sah sich um und ward nun erst recht reizend, da ihr Gesicht wie eine blutige Abendsonne glühte und ihre Augen unter dem in ganz dicken und wild gekräuselten Locken und Flechten herunter hängenden rabenschwarzen Haar hervorglühten wie eine schöne Gewitternacht. Mit stolzer Verachtung sah sie uns einen Augenblick an und lief dann, ohne etwas zu sagen, ins Haus. Trotz ihres Zorns, ihrer echt römischen weiblichen Wuth, ihres Tyrannenblicks, schien sie aber doch auch ein weiches Herz zu haben und nicht ganz unmenschlich gegen fromme Anbetung zu sein, denn als sie im Hause war und ihr Gewand über die Schultern gezogen hatte, sah sie wieder, und zwar mit ganz ruhigen und vergebenden Blicken, zu uns in die Höhe. Die Alte schimpfte immerfort und wollte sich nicht bedeuten lassen, daß wir als Künstler ein Recht hätten, jede Schön-

heit, wo wir sie fänden, zu belauschen, uns daran zu entzücken und daran zu lernen. Die Tochter schien es besser begriffen zu haben, denn als wir heimlich beim Fortgehen noch einmal zu ihr hinein grüßten, versicherten die Andern, sie habe wieder gegrüßt. Beim zu Hause-gehen gingen wir noch einmal über den Monte Cavallo, wo ich nie gehen kann, ohne mit Entzücken meine geliebten Pferdebändiger, die colossalen Werke von Phidias und Praxiteles anzusehen. — Seien sie von wem sie wollen, ich kenne fast nichts Antikes, was so imponirt; heute waren sie noch obendrein von der durchbrechenden untergehenden Sonne beleuchtet. — Als wir nach Rom kamen, hörten wir allerhand Gerüchte wieder und waren ganz aus unserer schönen Kunstwelt und ihrer friedlichen Natur in das Getöse und Gekrächze des Lebens zurückversetzt. Ich war müde und ging bald nach Hause und zu Bette.

Den andern Tag begaben wir uns zuerst nach der Kirche Maria maggiore, einer alten Basilika. Wir fanden die meisten prächtigen Mosaiken noch gut erhalten, eben so den Boden, und dann weniger barocke Verzierungen, als in andern Kirchen, obgleich auch diese genug damit beimgesucht ist. Von hier aus besuchten wir eine andere ganz alte Kirche, S. Praxede, die nun freilich nicht so schön und nur klein ist und viel neues Barockes hat, bis auf die Haupteintheilung; alt ist die Mosaik über dem Hochaltar noch und eine kleine Nebencapelle, die fast ganz vergoldet von Mosaik ist. Die Mosaik ist aber, wenn auch prächtig und sehr alt, doch zu unvollkommen und nicht geschmackvoll. Schön ist jedoch die Thür zu dieser Capelle, ein von zwei Säulen getragenes

Gesimse, auf dem eine Urne, aus den zierlichst gearbeiteten Bruchstücken antiker Monumente nach byzantinischem Geschmack gebildet. Es dürfen in dieser Capelle bei Strafe der Excommunication keine Damen hineingehen (das steht über der Thür mit großen Buchstaben geschrieben), weil eine sonderbare Reliquie darin aufbewahrt wird; es geht mit diesem Aberglauben und Götzendienst wirklich bis ins Widerliche, Gotteslästerliche möcht' ich sagen. Dann sahen wir den Lateran, nach St. Paul und Peter die schönste Basilika, worin Altes von Kunstwerth aber auch wenig, außer der Haupteintheilung und der Mosaik überm Hochaltar, einigen Grabmälern u. s. w. Auch ist das Grab der heiligen Helena dort und ein sehr schöner gothischer Altar. Dann ist aber das Schönste im letzten Zimmer der Sacristei, nachdem man viele Bilder, die für Michel Angelo ausgegeben werden und wol Copien nach ihm sind, gesehen hat, eine Zeichnung von Rafael, schwarz und weiß auf braunem Papier; es ist eine bekannte Madonna, das Bild, das in Spanien war, glaube ich, und jetzt in Paris ist, unter dem Namen der Madonna des Hauses Alba. Bei Commerer ist der Kupferstich. Sie sitzt an der Erde, hält in der aufgelehnten Hand ein Buch, die andere legt sie dem heil. Johannes auf die Schulter, der sich an ihr Bein lehnend vor ihr kniet; das Christkind steht mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern sitzt oder kniet es auf ihrem Schoos und faßt mit der einen Hand den Agnus-Dei-Stab des Johannes. Das Ganze ist rund. Diese Zeichnung ist außerordentlich schön, besonders der Körper so echt göttlich; fast noch schöner ist der Johannes und vor Allem zeichnen sich die Köpfe aus, in denen eine unbeschreibliche Innigkeit und

Seele sich ausspricht. Mir gefiel die Composition als Madonna früher nie, ich konnte sie nur als schöne Mutter betrachten; das aber fällt hier ganz weg, es liegt so etwas unbefangen würdig Großes in dem Kopf, daß ich die etwas nachlässige und für eine Madonna vielleicht nicht ganz passende Stellung ganz und gar übersah. Auch ist diese Stellung, wenn auch nicht sehr ernst und sittsam, doch so großartig und graziös aufgefaßt, daß sie gewiß wenigstens eine göttliche Mutter ist. Das Motiv konnte er hier freilich auf allen Straßen finden, denn darin sind die Italienerinnen unübertrefflich, daß sie sich öffentlich überall so unbefangen bewegen, wie bei uns kaum ein Weib ungesehen zu thun wagen würde, ohne Besorgniß, Züchtigkeit, Schicklichkeit, Anstand zu verletzen. Aber eben weil die Italienerinnen dieses Bewußtsein, Gott Lob! nicht haben, kann es auch bei ihnen nicht unschicklich und unweiblich sein. Die Naivetät, die Grazie, mit der sie Alles thun, und das Gefühl, daß es nicht anders sein kann, adelt Das, was sonst unschicklich wäre; bei unsern Frauen wäre es auch schon darum unschicklich, weil vielleicht nur wenige Einzelne es mit dieser entzückenden schuldlosen Grazie zu thun verständen. Wer keine Kleider kennt, ist gewiß nicht unschicklich, wenn er nackend geht, und ist so schöner, weil Gott ihn so geschaffen; wem aber gesagt wird, ich mag mich und dich und Niemand nackend sehen, bekleide dich wie wir, um uns nicht zu verletzen, der handelt gegen die gute Sitte, wenn er nackend geht, und eben diese gute Sitte ist auch Bedürfniß, denn erst als die Menschen anfingen, häßlich zu werden, fingen sie an, sich zu bekleiden, um dies zu verbergen, und hatten insofern Recht. Ist nun unter den

Verkleideten auch Einer schön und wollte deshalb nackend gehen, so würde er die andern Unschönen verletzen und dadurch unschicklich handeln.

Beim Lateran sahen wir noch die alte Taufcapelle (nach Einigen von Konstantin erbaut, nach Andern wäre er darin getauft), eine alte, runde Capelle aus antiken Tempeltrümmern und Säulen, außen wie innen. Innen um den Taufstein ist ein Kreis von Säulen, die die Kuppel tragen. Vor der Kirche steht ein Obelisk (ägyptischer), der höchste von den vielen in Rom; derselbe soll von Konstantin's Sohn hergeschafft worden sein und früher vor Theben gestanden haben. Dann sahen wir noch die Scala santa (heilige Treppe), die man nur auf den Knien rutschend passiren darf (ich weiß leider nicht warum); es rutschten Viele darauf. Dann gingen wir in die daneben befindliche Villa Massimi, die in einem sehr schönen Garten liegt, und sahen dort die al fresco gemalten Zimmer. Das von Schnorr ist etwas sehr leichtfertig, wenn auch nicht ungenial und hin und wieder schön gemalt; schöne Landschaft in Farbe und Composition, aber Theaterhelden, manierirte, fade Figuren, bis auf zwei bis drei Bilder, worunter besonders eine Schlacht, die einmal in Umriß beim Kunstblatt war, und einige andere Figuren, die über der einen Thür sind. Overbeck's Zimmer ist leider nicht von ihm vollendet; das thut der Sache großen Eintrag, denn deutlich sieht man, wie es immer vollkommner geworden wäre. Die Decke, mit Ausnahme der weiblichen Figur in der Mitte, der zwei Engel die Kette abnehmen, allegorisch das befreite Jerusalem darstellend, ist am schwächsten; diese Figur hat aber wirklich viel Rafaelisches. Die übrigen Bilder an der Decke sind leer und farblos; die

Cartons gefielen mir beſſer. Auch ſind ſie urſprünglich nicht ſo gedacht und erſt beim Malen gerückt und verändert worden. Für dieſe großen Räume ſind die Compoſitionen zu leer und die Figuren zu winzig, auch letztere nicht überall ſchön gemalt. Die Landſchaften aber ſind bei Allen reizend, beſonders wo Arminia zu den Hirten kommt; die Hirtennatur iſt vortrefflich ausgedrückt. Dann iſt der Zaubergarten, wo Rinald und Armida liegen, zauberiſch ſchön, und die Genien, die ſeine Waffen ins Waſſer werfen, ſind wunderlieblich. Zwei erſchreckte Nymphen, die ſich baden, haben auch viel Reizendes, und die Ritter, die ihn zu befreien kommen, ſind faſt am beſten gelungen; aber das Liebespaar iſt verflucht langweilig und ruhig. Sie ſitzen neben einander, als langweilten ſie ſich zu Tode und hofften nur auf die Ritter, die dem Dinge bald ein Ende machen würden. Die andern Zwei, Olint und Sofronia, wie Tancred und Clorinde, habe ich kaum angeſehen, weil ich bis auf kleine Einzelnheiten ſie wirklich ſo ſchwach gegen die Cartons fand, daß ich lieber nur dieſe kennen wollte. — Von den Wandgemälden hat er leider nur drei gemacht, wovon die zwei kleinern die ſchönſten. Das Eine iſt der Engel, der dem vor ſeinem Zelte betenden Gottfried von Bouillon die Fahne bringt. Es iſt meiſterlich gedacht und componirt, kräftig und ernſt gezeichnet (wenigſtens ſo viel das Gedicht es bedingt) und ſchön gemalt: wunderſchöne Landſchaft, die Sonne geht übers Meer auf, deren goldene Stralen über die tanzenden grünen Wellen hupfen, im Morgennebel liegt das Ufer eben von den erſten Sonnenblicken geküßt, das Zelt mit der Wache davor; mit den Sonnenſtralen ſchwebt übers Meer daher der licht-

helle Engel, der die Fahne trägt, nach welcher der auf ein Knie gesunkene Gottfried die Hand ausstreckt. Vorn im Helldunkel schlafen drei Krieger, kräftige, martialische Gestalten, über des Einen Rüstung glitzert die Sonne. — Das Zweite ist Gildippe und Odoardo, die von Agremont erschlagen werden. Vorzüglich schön ist der Körper der sterbenden Gildippe, die Odoardo eben auf seinen Schoos heben will und unaussprechlich zart und edel durch den unschuldfesten Panzerrock hindurch die weibliche Form zeigt; aber über Alles zieht ihr Kopf an, den sie dem Odoardo zuwendet: das Auge will eben brechen, sieht aber voll Liebe selig ihn an; der halb geöffnete Mund scheint ihren letzten Seufzer und mit diesem die Seele auszuhauchen, Schmerz spielt um ihn, aber auch schon das Lächeln der Verklärung; die Hand mit dem Schwert drückt sie auf die Wunde in der Brust, um das Blut zu hemmen, ihr Helm ist abgefallen und die blonden Flechten wehen frei. — Das Dritte von ihm ist ein großes Bild, recht kann ich mich aber der Scene, die es darstellt, nicht entsinnen: in der Mitte werden Gerüste zur Erstürmung einer Stadt gebaut; die Gruppe von Bauleuten, wie die hinten durchsehende Stadt und Landschaft, ist wunderschön. Vorn sind alle Ritter und Herren, Peter als Einsiedler; besonders schön gemalt sind zwei Pagen und im Ausdruck ein alter eisenfester Ritter.

Die übrigen Bilder hier sind von Führig und so langweilig, daß ich nicht begreife, wie Der gewagt hat, neben Overbeck aufzutreten. Im dritten Zimmer ist die Decke von Veit: der Himmel aus dem Dante, noble Gestalten, manche schön gemalt, im Ganzen die Decke hübsch eingetheilt, aber sehr langweilig. Die Wände sind

vom alten Koch, dem Landschaftsmaler. Seine Compositionen sind die genialsten, originellsten und zugleich großartigsten von allen, wie er es auch eigentlich in der Auffassung ist; nur fehlt ihm alles Darstellungsvermögen und sind sie deshalb schlecht gezeichnet und roh behandelt. Die Farbe aber ist wieder sehr kräftig und historisch. Besonders schön ist über der Eingangsthür der Traum des Dante, wie die Thiere ihn verfolgen und dann Virgil ihn rettend in die Hölle einführt. Die Landschaft ist auch äußerst schön, auf der einen Seite am Himmel Abendroth, auf der andern die Sichel des Mondes. — Das zweite Bild ist die Hölle und kann man die Genialität in Auffassung und Composition auch nicht absprechen, so ist es doch so kümmerlich und gräßlich gemacht, daß die Gräßlichkeiten schnurrig und lächerlich werden. Das Dritte aber, der Eingang zum Fegefeuer, ist sehr schön in Allem. — Das Vierte sind die Strafen des Fegefeuers und ist nicht weniger schön. Ueberhaupt steht er riesenhaft bei den andern Herren da und ist eigentlich der Einzige, der sich den alten gewaltigen Helden nähert, nur Overbeck's Darstellungsgabe müßte er haben.

Von der Villa gingen wir in eine Kneipe zu Tisch, wo nach echt römischer Sitte Alles in einem Raum ist, Küche, Wohn- und Speisezimmer, Hühnerstall u. s. w. und sahen dann noch S. Croce, wo es eine sehr schöne aber restaurirte Decke von Pinturicchio gibt. Es ist ein Nonnenkloster in der Stadtmauer. Dicht daneben befinden sich die Ruinen vom Tempel der Venus und des Cupido, in dessen Glanzzeit sich die armen Nonnen wol oft zurücksehnen mögen und dort lieber Priesterinnen zu sein wünschen, als in diesem finstern Kloster. — Hierauf besuch-

ten wir die Rennbahn des Heliogabalus und die Ruinen vom Tempel der Minerva Medica, die phantastisch mit Epheu, Gras und Blumen bewachsen sind; dann Ruinen alter Wasserleitungen und S. Clemente, eine alte schöne Kirche, nicht groß, aber von allen diesen alten am besten erhalten. Es sind noch vor dem Hochaltar zwei alte Kanzeln von Marmor, auf jeder Seite eine, die deutlich zeigen, daß bei den Katholiken vormals die Kanzel von mehr Bedeutung und Wichtigkeit war, als jetzt. Ueberm Altar, der auch alt ist, schöne Mosaiken. Der Altar, die Stühle des Chors, die Candelaber, Säulen und Verzierungen, Alles aus weißem Marmor, äußerst zierlich und einfach. Nie ist mir die Kanzel würdiger und passender gestellt vorgekommen, als hier zur Seite des Altars. Es ist eine schön ausgemalte Nebencapelle von Massaccio da, die Geschichte der heiligen Catharina darstellend, aber gar zu sehr restaurirt und überhaupt nicht ein Produkt seiner höchsten geistigen Kraft, man muß Manches mehr ahnen und errathen, statt davon durchdrungen zu werden. Ein netter irländischer Mönch schloß uns die Capelle auf; die Kirche, das Innere und Aeussere des Hofes und Portals, Alles aus alten Bruchstücken. Die Kirche ist jetzt ein Benediktinerkloster. — Dann sahen wir noch eine alte Kirche Maria della Navicella, vor der ein hübsches antikes Schiff aus weißem Marmor steht. Sie ist wieder, wie alle diese alten Kirchen. Dann nahmen wir eine in Augenschein, die freilich sehr verschieden ist, nämlich S. Stefano rotondo. Diese ist ganz rund, der mittlere Kreis, in dem der Altar sich befindet, ist höher, unten von einer Reihe Säulen eingefaßt, die die Mauer dieses höhern Theiles tragen, und

in dieſer Mauer über den Säulen geht ein Kreis Fenſter herum, durch die das Licht fällt; oben darüber iſt eine glatte Decke. Der äußere weitere Kreis iſt nur ſo hoch wie die Säulenköpfe des Innern und auf dieſen ruht ſchon ſein Dach; er iſt wieder von Säulen, die durch einen Halbbogen verbunden ſind und zwiſchen denen Mauer iſt, eingefaßt. Die Kirche macht einen feierlich großen aber doch heimiſchen und heitern Eindruck. Es iſt ein alter Tempel, der ganz ſeine Hauptform beibehalten hat, wie auch der Bacchustempel hier, der, ebenſo gebaut, zur Kirche eingerichtet iſt. Noch befindet ſich in dieſer Kirche ein Marmorſeſſel Gregor's I., des Heiligen, der ſehr geſchmackvoll verziert, conſtruirt und ausgeführt iſt. Dann ſahen wir noch in einem Kloſtergarten (ai quatri santi) eine ſehr ſchöne Palme, die höchſte in Rom und wirklich bedeutend groß und dick. Den Reichthum und die gewaltige Herrlichkeit des alten Roms oder der alten Römerzeit lernt man erſt recht einſehen, wenn man alle dieſe vielen Kirchen und Kloſter ſieht, die aus ihren Trümmern wieder aufgerichtet worden ſind.

Abends, nachdem wir noch die ſchönſte Perſpective von den Ruinen genoſſen und uns an der zauberiſchſten Farbenwirkung der untergehenden Sonne geweidet hatten, gingen wir, ganz glücklich und allen Krieg vergeſſend, zu Hauſe. Hier hörten wir gleich wieder allerlei Gerüchte, allein ich entfloh auf mein Zimmer, wo ich den Andern „Was ihr wollt" vorlas. — Heute iſt Alles wieder gewitterſchwanger. Das Café greco wie unſere Kneipe werden immer magrer und leerer, immer ſtiller. Man will von Cività caſtellana her, eine große Kano-

nahe gehört haben. Nächstens werden wir alle Soldaten, und wollen eine Sicherheitswache für uns selbst bilden; ich will mich beim Fuhrwesen annehmen lassen oder die Artillerie versehen. Ja, jetzt werden die Gerüchte wie die besprochenen Maßregeln mir schon lächerlich; wären nur die Thore des Capitols und des Vaticans nicht geschlossen. Rom und die Umgegend nicht so unsicher und keine Theurung im Anmarsch, so wäre es hier gut auszuhalten und ich würde beide Theile, Liberale und Servile, auslachen.

Rom, den 11. März 1831.

Der Himmel ist tief gluhend blau, ein Blau, das Ihr Armen nicht kennt, und jetzt wol am wenigsten, da bei Euch vielleicht noch Alles weiß und kalt, grau und farblos ist. Freilich weiß mein Otto auch solcher Welt ihre Schönheit abzugewinnen und erröthend habe ich mich früher schon oft mit diesem tapfern Ritter und Verfechter des Winters gezankt; denn wenn ich auch zugebe, daß der Winter die Skizze eines großen Meisters ist und ich sie darum achte und in Ehren halte, so ist diese Skizze meinem Auge doch fast wie ein Buch mit sieben Siegeln. Hier aber habe ich das vollendetste Bild, das diesem Meister möglich war, und sehnlich wünscht' ich es Euch zu zeigen und mich an Eurer Bewunderung freuen zu können. Wünsche sich aber Keiner hierher, der nicht seine Tage mit süßem Nichtsthun hinbringen will, oder nicht Geld genug hat, sich hier bis zum Tode ansiedeln zu können. Ich wollt', ich wäre nicht über die Alpen gegangen!

Schwer muß ich es büßen, ſchwer den ſeligen Genuß des Schweigens in Schönheiten hier durch innere Unruhe und Sorgen erkaufen. Immer möcht' ich ſchaffen und arbeiten, aber immer iſt ſo viel noch erſt zu lernen, zu ſehen, zu genießen, daß ich nicht dazu komme, und dann quält es mich wieder, daß ich ſo im Lernen vielleicht Alles verlerne. Um zu reuſſiren, muß Einer entweder recht viel Geld beſitzen, oder eine ſo ſichere, feſte Beſtellung haben, daß er erſt Alles ſehen und einſammeln und dann ſich in Ruhe hinſetzen und arbeiten kann. Wer aber nur ſo wenig hat, daß ſich dieſes während des Sehens ſchon zu Ende neigt und daß er ſich dann erſt hinſetzen und ins Blaue hinein losmalen will, wenn das Letzte verzehrt, der iſt nachher hier im furchtbarſten Pech.

Ich will Euch erzählen, was ich dieſe Zeit wieder Alles geſehen; es iſt ſehr viel. Einen Tag wandte ich dazu an, Alles im Innern der Stadt zu ſehen, was ich nicht ſchon kannte. Da ſahen wir denn viele alte merkwürdige Kirchen, in deren einer einen Jeſaias, Frescobild von Rafael (angeblich), der ſehr ſchön, aber kein echter Jeſaias iſt. In einer andern, della Pace, ſahen wir die bekannten Sibyllen und Propheten von Rafael, auch al fresco; die Propheten freilich, glaub' ich, ſind erſt ſpäter ſanctionirt und mögen wol nicht von Rafael ſein, die Sibyllen aber ſind es unwiderruflich. Es ſind keine Angelos, keine echte Sibyllen, denn dieſe zu malen, ſcheint nur Der allein das Recht gehabt zu haben; aber vier ſo ſchöne Geſtalten, ſo ſchön componirt und ſo unübertrefflich gemalt, daß ich nicht begreifen kann, wie das Fresco heraus gebracht iſt. Eine iſt auch als Sibylle ſchön, ein

majestätisches, begeistertes Weib; darin scheint Rafael aber auch sich der Michel Angelo'schen erinnert zu haben, wie er überhaupt in diesem Bild von dessen Motiven sich nicht gar zu weit weggewagt, und zwar aus wirklich treuer, liebender Begeisterung und Anerkennung. Eine andere ist darauf, die nun freilich gar keine Sibylle, aber ein so selig geschaffenes Weib, so über Alles reizend und wunderlieblich ist, daß nur Gott oder Rafael sie so schaffen konnten, und in die er gewiß während des Malens selbst verliebt gewesen ist. Eben so sind die Engel oder Knaben, die noch darauf sind; das sind Kinder, die gewiß alle Eltern mit Neid ansehen. Nun aber auch etwas gegen Rafael, d. h. wenn mir nicht die Hand erlahmt, während ich es schreiben will; es scheint mir nämlich ihm Das, was Michel Angelo so ungeheuer in seiner Gewalt hatte, etwas abzugehen: die architektonische Anordnung oder lieber das richtige Verhältniß und der Zusammenhang der Malerei mit der Architektur.

Einen andern Tag wandte ich dazu an, mit Brentano und Milde eine Campagnentour zu machen, recht in das Grab der alten römischen Herrlichkeit, nach der via appia, oder Gräberstraße. Da das eigentliche Thor, welches dahin führt, verschlossen war, mußten wir eine lange Strecke an der Stadtmauer herumgehen und gelangten dann zuerst nach Cecilia Metella, einem Grabmal so groß, daß man im Mittelalter einen Festungsthurm daraus gemacht hat, wie aus den meisten derselben. Dieses Grabmal, welches ein reicher Mann, entweder aus Liebe oder um seinen Reichthum zu zeigen, seiner Frau gesetzt hat, ist aus weißem Marmor, jetzt bald Ruine; oben darauf wächst ein ganzer Garten, in

dem ein Chor von Vögeln singt. Nach vielem Grab besuchten wir noch viele, die alle einander ähnlich, aber nicht so groß und schön sind, und haben dann Etwas, das hiermit freilich ganz nicht im Einklang steht, nämlich unter der Kirche S. Sebastian, einer alten Kirche, die Katakomben der ersten Christen. War hier nun auch von Schönheit und Pracht gar keine Spur, ja nicht einmal von irgend einer Form zu finden, so hatte es für mich doch, an und für sich schon, etwas sehr Interessantes. Nachdem wir in der Kirche die Messe angehört, die von einem Franziskaner gehalten wurde, da sie in einem Franziskanerkloster gehört, gab einer von den Brüdern jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand, nahm selbst eine und stieg mit uns in die unterirdischen Gewölbe hinunter, wo wir mit ihm die Kreuz und Quer in kaum 3 Fuß breiten und höchstens 6 Fuß hohen Gängen überall herumwanderten. Bisweilen kamen wir an Stellen, die zusammengeschossen waren, aber wo der Franziskaner nicht hinein wollte, weil es „gefährlich“ sei. Auf beiden Seiten der Gänge sind, wie in den Schiffskajüten die Betten, die Gräber der Märtyrer übereinander in eingemühlten Löchern, in denen eben eine Leiche liegen kann; in einigen solcher Löcher sieht man noch Knochen. Unter den namhaftesten ist auch das Grab meiner geliebten Heiligen, der heiligen Cecilia, deren Leichnam man aber fortgeschafft und in die Kirche Santa Cecilia in Trastevere gebracht hat. Hin und wieder kamen wir auch an eine Capelle, die etwas größeren Raum und an der einen Wand ein gemaltes Kreuz hat, unter dem der Altar war. In einem solchen Altar ist ein Säulenstumpf, auf dem ein Märtyrer hingerichtet

worden. Die ersten Christen, überall verfolgt, suchten Schutz und Sicherheit in diesen Katakomben, wo sie nichts umgab, als nur die Leichen von Brüdern und Schwestern, die für dieselbe Sache gelitten und gestorben. Die Betzapellen, in denen sie sich stärkten und Hoffnung faßten, waren auch mit Gräbern angefüllt, und oft auch hier nicht sicher und einen martervollen Tod erleidend, konnte doch das Alles sie nicht wankend, vielmehr nur heldenfester machen. Ja hier erst fanden sie den ernsten Muth, auch so für ihre Religion zu sterben und zu leiden, wie es bereits so viele Brüder vor ihnen gethan. Und das waren die ärgsten, die Pracht und Lebensfreude gewohnten Römer! Wohl muß das eine herrliche und göttliche Sache sein, die trotz aller Hindernisse so siegt, überwindet, Alles überlebt! — Auch die ersten Päpste, d. h. die Bischöfe der Gemeinde zu Rom, liegen hier begraben.

Von da gingen wir nun weiter in das alte Rom, nachdem wir freilich erst getrunken und gegessen hatten. Wir besuchten die Rennbahn des Caracalla, gingen von da zum Bachustempel, einer schenswerthen Ruine, die jetzt freilich, d. h. schon seit einigen hundert Jahren, zur Cavelle eingerichtet ist, und endlich von da in das Thal der Egeria, zu ihrem Hain und ihrer Quelle. Schön ist die Gegend und geheimnißvoll genug, daß einst wol eine göttliche Nymphe dort gewohnt haben mag. Der Hain ist wol größer und ein schattig kühler Tempel gewesen; jetzt stehen nur noch wenig junge Lorbeerbäume da. Die Quelle ist von einem Tempel oder Opfergemäche überbaut, in dessen Hintergrund man eine Nische erblickt, in welcher die Trümmer einer alten Statue sich

befinden, unter der in drei Armen die Quelle hervorspendet. An beiden Seitenwänden sind in jeder auch drei Nischen, wahrscheinlich zu gleichem Zweck. Der Ort hat etwas Feierliches, Fremdartiges: ein lauberisches Helldunkel scheint darin zu wogen und zu wallen, vorn aber hängt Epheu herunter, der vor dem mystischen Dunkel flüstert, und darüber säuseln sich sanft wiegende Bäume. Allein in stiller Nacht, beim Schein des Mondes und der Sterne, oder am frühen Morgen oder späten Abend an diesem Ort zu sein, in der Nähe das melodische Rauschen und Plätschern der Quellen, vielleicht in der Ferne im Hain lockende Nachtigallen und zirpende Grillen zu hören, ich glaube, da könnte auch mir vielleicht eine Fee oder Nymphe erscheinen und mit mir sprechen; würde sie auch keine Gesetze mir geben, ich habe ja auch keine zu geben, so hauchte sie mir vielleicht Das ein, wonach ich mich sehne, warum ich bete und ringe. Doch die schönen Zeiten, wo sich Nymphen und Feen der Menschen erbarmten, in Liebe ihnen halfen auf der Lebensbahn, die sind vorüber! Gewiß wäre Numa den Römern nicht Das gewesen, was er war, hätte nie sie so zu Menschen gemacht, nie sie gelehrt, so Gott zu dienen, wenn nicht die Liebe dieser göttlichen Nymphe ihm das eingegeben.

Abends kamen wir müde zu Hause, nachdem wir noch manche Ruine, aber auch manche Kneipe besucht hatten. Wir hatten einen herrlichen Tag genossen und ich war ganz befriedigt.

Großartig ist doch Rom in Allem gewesen, selbst in seinem Kirchhof. Die Gräberstraße ging bis nach Albano im Gebirge, bis zum Grab der Horatier und Curiatier.

Eine andere Tour, die ich dieser Tage machte, war nach Trastevere, demjenigen Theil von Rom, der jenseits der Tiber, d. h. auf der deutschen Seite liegt. Hier wohnen die eigentlichen Deicher von Rom, die es aber nicht wie unsere Deicher beim Saufen, Schimpfen und Prügeln bewenden lassen, sondern gar gerne rauben und etwas mit dem Messer spielen. Sie rühmen sich übrigens, die eigentlichen Abkömmlinge der alten Römer zu sein, wie ich schon früher bemerkt. Wir waren erst im Peter gewesen, hatten hier Alles gesehen, was zu sehen war, und wollten dann in den Vatican, allein es wurde uns der Eintritt noch verweigert; da gingen wir nach dem Kloster S. Onofrio, wo Tasso krank war, starb und auch begraben liegt. Dieses Kloster, sehr alt und klein, hat aber die schönste Lage in ganz Rom. In der Kirche, die größtentheils von Pinturicchio und Peruzzi ausgemalt ist (al fresco), sind sehr schöne Sachen, und besonders hat die ganze Kirche ein feierliches und mysteriöses Ansehen, so daß man unwillkürlich zum Gebet gestimmt wird. Unten am Haupteingang der Kirche ist das Grab Tasso's, mit einer einfachen Inschrift, des Inhalts, daß hier die Gebeine des Torquato Tasso, der so viel torquirt worden, Ruhe gefunden hätten. Von der Kirche nun stiegen wir hinauf in ihren Ordenssaal, wo der Stammbaum ihres Ordens und die ausgezeichnetsten Brüder gemalt waren, gingen dann durch die verschiedenen Corridore und durch die kleinen innern Höfe. Alles war äußerst gemüthlich, reinlich und nett; die Höfe waren immer mit einem bedeckten Säulengang, um auch beim Regen spazierengehen zu können, eingefaßt, in der Mitte Orangenbäume. Auf einem der Corridore war ein Bild von

da Vinci, das schönste, das ich noch gesehen. Eine Madonna mit dem Kinde und das Portrait des Donators. Von diesem Corridor aus, wie vom Hof vor dem Hause, vom Garten dahinter und gewiß auf jeder Zelle fast, hat man eine wunderbare Aussicht, die für uns noch wunderbarer, märchenhafter, da es ein Gewittertag war, also Regen, Sonnenschein, Wolkenschatten u. s. w. mit einander abwechselten. Rom lag unter uns mit allen seinen unendlichen Palästen und Kirchen, das Rom, das ich nun erst kenne und vielleicht bald meiden muß. — Durch den Regen, der die ganze Ferne, Campagna und Gebirge, in einen dichten Silberschleier hüllte, sah auf einmal, von der glänzendsten Sonne beleuchtet, das Gebirge und spielte in den zauberischsten Tönen, im strengsten Contrast gegen die sonst so ernste und einfache Welt, den ganzen Reichthum der göttlichen Farbenkugel hindurch. Es war auf Momente die ganze Gegend wieder heiter und hell, und durch den Duft, den der Regen darüber hinhauchte, dämmerten die Berge wieder zart blau; dann war Alles wieder dunkel, nur hin und wieder brannten in der Campagna ganz gelbe feurige Lichter neben dem leuchtendsten Grün und dem herrlichsten Roth. Nun schien Alles schwarz gegen den hellen Horizont, die Pinienwälder ragten gespenstisch nächtlich in die Luft, wie auch die Cypressen, und gegen diesen schwarzen Hintergrund lag, ganz blendend von der Sonne beleuchtet, das marmorne Rom, mit allen seinen Ruinen. Es schien wirklich ein prächtiges, fabelhaftes, aber liegendes Gespenst, dessen Pracht mit seinem Dasein im Nu verschwinden könnte. Jetzt stieg gar aus den Ruinen des Campo vaccino in den herrlichsten Farben ein Regen-

bogen auf und breitete wie ein Thor sich über Rom; aber kaum hatte er sich gewölbt, so verschwand er auch wieder. Der Himmel selbst, der prächtige, mit seinen strahlenden Wolkengebirgen gleich einer Juwelenkette an seinem Saurhusen, erschien jeden Augenblick anders. Dabei donnerte es fern, das freilich auch Geschütz der Insurgenten sein konnte, diesmal aber doch empörte Elemente waren. Wir gingen noch durch den Garten zur Tasso's Eiche. Mich entzückte das Kloster immer mehr, als ich hinauf sah zu den kleinen freundlichen Zellen der Mönche, und ich sehnte mich ganz wieder mit der Idee vom Klosterleben aus, die sich mir hier schon so verhaßt gemacht. Gewiß ist sie auch in ihrem Ursprung schön, daß Leute, denen die Welt so begegnet, daß sie gern ihren Freuden entsagen wollen, einen Ort finden, einen stillen Ort, einen Friedenstempel im Krieg, wo sie sich fern von dem wilden Treiben des alltäglichen Lebens für eine andere Welt vorbereiten und ihr vergiftetes, getrübtes Leben dem einzigen Heilquell weihen können, der sie noch retten kann. Nun gar in solcher Umgebung, in solcher Natur! Denkt man sich nun so ganz hinein, wie Jeder auch arbeiten kann und sich beschäftigen: der eine Bruder ist Gärtner, er pflanzt und pflegt die Artischocken, der andere den Wein, der dritte die Citronen, die im Winter zugedeckt werden, die Feigen u. s. w. Die Andern beschäftigen sich im Hause. Könnte man nicht da auch malen? O wie schön müßte es sein, wenn Alle, die vielleicht auf die verschiedenartigste Weise weit auseinandergerissen in der Welt herum geirrt wären und sich verirrt hätten, am Abend ihres Lebens zusammenträfen bei dem ewig klaren Silberbecken der labenden durststillenden Quelle! Hier stimmten

sie zusammen in ihren Abendgesang und lobeten und priesen Den, in dessen Reich sie einzugehen begehrten, bis dann Einer nach dem Andern entschliefe. Nichts genössen sie von der Schönheit, als die unwandelbar heilig schöne Natur, ihre Reize und Freuden, die ja noch verschont vom Gifte der Welt sind. Dem Tasso muß hier zuletzt recht friedlich noch geworden sein in diesem Zufluchtsort; und gewiß, wenn sein Fieberwahnsinn ihn für Zeiten verließ und ihn nicht mit Gewalt mehr zurückkerrte in ein vergangenes Leben, ja, wenn er dieses und sich selbst vergaß und wenn für Augenblicke eine stille Trauer sich seiner bemächtigte, die heißen Schläfe ihm mit sanftem Wehen kühlend, wenn er dann, im Garten unter der Eiche sitzend, über diese Herrlichkeit herrschte und den reinen beseligenden Kuß der Luft und des Himmels fühlte, ein Duftmeer ihn zu heben schien — da mein' ich, mußte ein Hauch vom ewigen Frieden ihn umweht haben und sein Bild eingedrungen sein in dieses Reich. Ja gewiß ist in solch stillem Momente eigentlich Tasso's Geist hinübergeschwebt. Seelenkranken muß überhaupt ein solches Kloster ein wahrer Segen sein und diese gehören auch recht dahin.

Vor dem Kloster San Spirito ist ein mit Ketten eingeschlossener Raum, wo die Verbrecher sicher vor dem Arm der Gerechtigkeit sind; auch leben in der ganzen Gegend Verdächtige, die, sowie sie verfolgt werden, hierhin flüchten und vom Kloster zu essen und zu trinken bekommen. Von San Spirito gingen wir an schönen alten Häusern, Mauern u. dergl. vorbei, nach San Pietro Montorio, einem Kapuzinerkloster, in dessen Kirche hinter dem Altar man noch das Loch sieht, in dem das

Kreuz des heiligen Petrus geſtanden. Mag es nun wahr ſein oder nicht, eine ſolche Sage gibt einem Ort doch immer einen beſonders feierlichen Anſtrich. Wenn uns Jemand den Ort zeigte, wo ein geliebter Freund geſtorben, würde uns das nicht ergreifen, würden wir nicht glauben in dem leeren Raum ihn noch zu ſehen? Ja, hat mich dieſes Gefühl ſo ergriffen, da ich in den Räumen wandelte, wo Rafael gelebt und geſtorben, wo Taſſo gelitten und verſchieden, wie ſollte ich mich weniger ergriffen fühlen an der Stelle, wo ein ſo lieber, lieber Freund, ein ſolch gewaltiger Rieſenheld gelitten und die Welt verlaſſen hat! — Von dieſem Kloſter aus hat man eine eben ſo ſchöne Ausſicht wie vom andern, nur konnten wir ſie nicht ſo genießen, da es anfing heftig zu regnen. Wir ſtiegen nun hinab durch einige alte Kirchen, worunter Maria Traſtevere die ſchönſte von allen iſt, und ſo zu dem Frauenkloſter Santa Cecilia. Oben am Thurm von Maria Traſtevere iſt ein kleines Madonnenbildchen aus Moſaik in den herrlichſten ſtralendſten Farben auf Goldgrund. Eine wunderſchöne Idee, ſeine Schutzheilige ſo zu verehren, daß ſie, ſo lange die Sonne ſie beſcheint, wie ein wahres Juwel, wie der echte ſchutzende Zauberſpiegel, wie ein himmliſcher Stern hoch über ihren Schutzbefohlenen funkelt und es weit hin in die Welt verkündet. Santa Cecilia iſt eine alte Kirche, aber ſehr modernisirt; in ihr iſt das Grab der heiligen Cecilia und eine Statue von ihr, ſie darſtellend, wie ſie nach der Tradition gefunden worden: auf der einen Schulter liegend, die Hände vorn zuſammen gefaltet und das Geſicht mit einem Tuch verhüllt. Dieſe Statue iſt aus der Perückenzeit, von einem Schüler Bernini's. Aber Gott weiß es, ob meine

Stimmung an dem Grabe meiner liebsten Heiligen, oder das Mystische des verhüllten Gesichts oder die Sache selbst daran Schuld war, für mich hatte die Statue etwas ungemein Rührendes, obschon auf alles Sinnefesselnde verrichtend, keine schöne Stellung, kein Gesicht, was sonst immer einnimmt oder abstößt, nur das Nothwendigste zeigend. Dies war aber so einfach, rein, zart und schön gegeben, daß man sich Das, was man nicht sieht, nur um so rührend schöner denken kann. Gewiß ist dieses Werk das schönste jener Zeit und könnte ihr Stolz sein; so unberuchtet in dieser prätentiösen Zeit! Doch ist es schwerlich damals geachtet worden. Vor diesem Kloster, wo ich eine Nonne, mit der durchs Sprachgitter gesprochen wurde, sah und belauschte, ein altes häßliches Gesicht, gingen wir über die Insel San Bartolomeo (derjenige Theil, wo das Kloster und etwas weiterhin die Ripa grande ist, oder das Ufer der Tiber, wo einst das Lager des Porsenna war und wo wir das Hospital sahen) nach der Judenstadt, dem Ghetto, der alle Abend nach Ave Maria geschlossen wird. Wie hier die armen Menschen auf einander wohnen, ist furchtbar, und unbegreiflich ist es, daß sie nicht alle in diesem Schmutz und dieser Fäulniß die Pest bekommen, besonders da auch dicht dabei der Fischmarkt ist, der ärger als die ärgste Kloake riecht. Sonst ist der Fischmarkt freilich schön, er befindet sich in der Ruine eines alten Tempels, dessen herrliche Säulenreihen ihn umschließen.

Das Letzte, was ich nun gesehen, ist die Villa Albani, eine Villa, nach Winkelmann's Angabe angelegt, in der derselbe gewohnt hat. Dies hat sie mir freilich nicht so interessant gemacht, allein sie war mir in an-

derer Hinsicht merkwürdig: erstlich ist eine Antikensammlung da, mit wirklich so schönen und vielen Sachen, daß man ganz in ihre Zeit zurückversetzt wird und Alles von derselben, Leben und Gebräuche, Tracht und Formen, kennen lernt; zweitens liegt diese Villa, wie alle Villen hier, reizend. Und dann ist die Villa herrlich angelegt, aber freilich nicht für einen einzelnen, alten, kümmerlichen Mann, einen Cardinal, der vielleicht im ganzen Jahr nur ein paar Tage dort ist, sondern für eine große Familie, für einen edlen reichen Mann, der sich hier mit Andern seiner Schätze freut, eine schöne würdige Frau hat und mit allem Zauber der Schönheit geschmückte Töchter, die die Gärten beleben, lustwandelnd in den Hainen, auf den Blumenpfaden; die an den kühlen Springbrunnen sich lagern und erquicken, in den heimlichen, verborgenen Nischen der dunkeln Cypressenhecken dem lieblichsten der Götter huldigen, nur von liebegirrenden Nachtigallen, nur von den vom Hauch des goldenen Abendroths bewegten Blättern und Blüten belauscht, die aus ihren Opferkelchen den purpurnen Nachthimmel mit ihren süßen Düften erfüllen. Diese Cypressenhecken sind überhaupt etwas gar Schönes; sie bilden eine mehre Fuß breite, undurchdringliche Mauer, wol 20 bis 24 Fuß hoch, worin man aber nicht nur Nischen zu Bänken und Tischen angebracht, sondern auch zu Statuen, die auf diesem dunkelgrünen Hintergrund sich herrlich ausnehmen. Ich nenne Euch davon nur die komische Statue des Aesop, der ganz nackend und buckliger und verwachsener ist, als der kleine —. Was soll ich Euch auch die andern nennen! Wenn sie auch noch so schön, so seht Ihr sie dadurch doch nicht, und dann sind Euch auch schon viele

durch Kupferstich und Abguß bekannt. — Es war ein göttlicher Tag; wir lagen im Garten auf dem weichen Rasen, in dem schattigen Haine, an den Springbrunnen, in einem Meer von Veilchen, wilden Hyacinthen und schwarzen wunderschönen kleinen Iris, die bei uns nur im Garten wachsen, hier aber wild.

Den 25. März.

Einige Male bin ich wieder auf den Ruinen der Kaiserpaläste gewesen, wo ich nicht oft genug sein kann, denn ich wüßte nichts, was einen so mächtigen Eindruck auf mich machte, als dieses Gebirge von Ruinen und Schutt, auf dem jetzt ganze Villen und Vignen liegen, auf dem hohe Cypressen und Lorbern wuchern und von wo aus man die Welt zu sehen glaubt. Wohl läßt sich begreifen, wie die alten Helden von hieraus, wenn sie die weite Campagna überfahen, die noch Raum genug ihnen darbot, nicht einmal den Kranz ferner Gebirge als Mauer dieses Gartens betrachten wollten. Hier mußten ihnen Eroberungsgedanken kommen! Wohl mögen selbst die hohen Wölbungen und die der Ewigkeit trotzenden Mauern und Pfeiler erbebt sein vor der Gewalt und ungeheuern Größe solcher Gedanken, vor den Worten, die sie zuerst aussprachen, von dem strahlenden, glühenden Auge begleitet, wie der Donner und Blitz des Juxiter die Welt erschütternd! Das ist nun freilich Alles vorbei — wenn auch noch Donner und Blitz die Mauern erschüttern und die Zeit einen Pfeiler nach dem andern niederwirft. Die Augen, die hier Blitze schleuderten, sind lange erloschen, die Donnerworte verhallt und Die, die sie sprachen, längst

verſtummt. Nur der Wind, der durch die Ranken und Gebüſche heult, der in den Lorbern brauſt und durch die hohlen Mauern tobt, in langen Seufzern an den verwitterten Steinen hingleitet, ſcheint noch ein klagendes Echo der verſchwundenen Herrlichkeit. Mir war ſchauerlich zu Muthe, als die Ranken vor ihm zitterten, die jungen, eben grünenden, blühenden Bäumchen, die in den Mauerſpalten wachſen, erſchüttert ſchwankten und in der ungeheuern Stille ein einzelner Stein nach dem andern herunterrollte; als unter mir aus den erſchütterten Hallen ein Fuchs hervorgekrochen kam und eine aufgeſcheuchte Eule ins tiefere Dunkel hineinrauſchte. Das ſind nun die Bewohner dieſer Paläſte! Ja, die alte Herrlichkeit, die war, iſt nicht mehr, aber die Herrlichkeit, die der Himmel über dieſes Grab gebreitet, iſt über Alles ſchön. Und eben das iſt ſo ſchön bei dieſen Ruinen, daß ſie auf Einmal zertrümmert ſind, in ihrer höchſten Kraft, nicht wie ein Greis, der wieder kindiſch wird, ſondern wie ein Held, der im höchſten Moment ſeines Lebens gefallen; ſo liegen ſie da, keiner ſpätern kleinern Zeit haben ſie mehr gefröhnt, es iſt kein ekler Widerſpruch erbärmlicher Tändelei mit dem rieſig Großen. Wie der Löwe, wenn er ſtirbt, ſich verbirgt, wie das angeſchoſſene Wild ins tiefſte Gebüſch ſich verkriecht, um zu verbluten, ſein Horn, das Zeichen ſeiner Kraft, wenn es daſſelbe abwirft, verſcharrt, ſo haben ſie in ihren eignen Schutt die Leiche ihrer Macht begraben und verborgen, und jetzt hat der Himmel einen blühenden, prangenden Mantel darüber gebreitet!

Einen andern Spaziergang habe ich nach Aqua acetoſa, einem Sauerbrunnen an der Tiber gemacht, wo man dieſe und die römiſche Campagna in ihrer vollen Majeſtät

sieht und ich zum Erstenmal Schiffe von Büffeln, immer acht und acht zusammengekettet, ziehen sah. Das ist wirklich ein furchtbares Thier und hat einen ganz fabelhaft fremden Charakter; wie aus der Mitte von Asien oder Afrika, aus Sandwüsten gebürtig sieht es aus, so wild, scheu, wuthend und furchtbar kräftig zugleich. An diesem Brunnen ist ein Stein, auf dem die Inschrift sagt, daß ihn König Ludwig von Baiern zum Ausruhen habe herstellen lassen. — Dann habe ich das Forum des Nerva besucht, an dem ein sehr schönes und gut erhaltenes Basrelief und Statuen sind, und endlich auch der jetzigen Zeit einen Blick gewidmet und mich unendlich gefreut, in der Casa Bartholdi das Zimmer mit Fresken von Cornelius, Overbeck, Veith und Schadow, die Geschichte Joseph's darstellend, zu sehen. Von Overbeck sind die sieben magern Jahre, deren Zeichnung und Composition so tief durchdrungen, so erschütternd und hoch tragisch sind, wie ich nie etwas von ihm gesehen und ihm zugetraut hätte; dabei sind sie schön und kräftig gemalt. Nicht weniger schön, in ihrer Art eben so groß, sind die sieben fetten Jahre von Veith: die strotzendste Fülle und geile Ausgelassenheit, dabei sehr schön gezeichnet und, wenn auch etwas farblos und matt, doch noch schöner gemalt als die Partie von Overbeck. Von Cornelius kommt Joseph, wie er dem Pharao die Träume auslegt, echt cornelianisch conventionell componirt, gezeichnet und gemalt, aber großartig und genial wie Er, der in Allem ein Held und Riese ist; denn den Geist und die Macht zu ergreifen und aufzufassen, hat Keiner, wenn ihm auch die Wahrheit oft mangelt. Das Zweite ist die Wiedererkennung Joseph's, bis auf eine Gruppe noch schöner

faſt, und dann folgt Benjamin, eine echte Schöpfung der Natur, nicht des Cornelius, ein herrlicher, geſunder, kräftig ſchöner und naiver Junge. Dann kommt von Overbeck die Verkaufung, die hier ſehr matt erſcheint. Das Schönſte daran kennt Ihr, nämlich die Compoſition, wenn gleich mir dieſe jetzt auch etwas genreartig und kleinlich und nicht altteſtamentariſch groß und frei genug vorkömmt. Gezeichnet iſt dieſe Partie ſchön, höchſt individuell und wahr, aber verteufelt naiv kurz ſind alle Figuren. Gemalt iſt ſie curios; er ſcheint halb altdeutſche, halb venetianiſche Oelmalerei auf Fresko anwenden zu wollen und das geht einmal durchaus nicht. Fresko muß plaſtiſcher gemalt werden, wenn ich ſo ſagen darf, was auch die Alten ſchon immer gethan und Michel Angelo ſo meiſterhaft gelöſt hat; es muß eigentlich mit der Farbe nur gezeichnet, geſchattet und gelichtet, nur mit der Farbe die Gedanken aufgeſchrieben werden. Beim Oelmalen aber iſt die Farbe viel bedeutender, hier kann man Sachen blos erſt in der Farbe denken und dann Helldunkel, Laſirung, Stoffe, als Sammt u. ſ. w., die nie anders zu geben ſind, hier ſpielen und wirken laſſen.

Dann ſind zwei Bilder von S., Joſeph im Kerker und das blutige Kleid darſtellend; beide aber ſo ſchlecht, daß ich nicht begreife, wie ſich dieſe Bettler in dieſe Geſellſchaft von Fürſten geſchlichen und S. ſie nicht ſelbſt herunter ſchlagen läßt. Das iſt wahrlich keine Parteilichkeit von meiner Seite, denn alle Künſtler ohne Ausnahme ſagen nur daſſelbe; es iſt aber auch nichts daran gut.

Der Frühling iſt hier ſchon mit aller Gewalt eingezogen und hat uns himmliſche Tage bereitet. Alles iſt grün

und wunderschön nimmt sich zu dem ernsten Dunkel des ewigen Grüns das junge, alle Jahr neu wiederkehrende aus. Jetzt ist übrigens ein gefährlicher Monat in Rom, in der Sonne ist es schon glühend heiß, dabei aber ein scharfer, feiner, bis ins Mark dringender Wind, der im Schatten Einen sehr kalt durchschauert. Dies Wetter herrscht jetzt hier und hat fast auf alle Deutschen, fast auf alle meine Bekannten seinen nachtheiligen Einfluß geäußert, denn die Meisten sind krank. — Ich darf jetzt nicht rauchen, da in unserm Hause eine Dame in Wochen liegt und bei solchen Umständen alle starken Gerüche, vor allen der des Tabaks, tödtlich sein sollen, wie hier wenigstens an allen Ecken und sogar von Aerzten versichert wird. — Am Montag sagt man ziehen die Oesterreicher ein. Es sollen Schlachten um Rom vorgefallen sein, doch das Alles sind Gerüchte und ich gebe auf keins mehr was; leider habe ich, wie Alle, zuviel darauf gegeben und mich umsonst geängstet. — Sobald der Brief mit dem Wechsel angekommen, werde ich mich einrichten und arbeiten bis zum Winter, so ruhig als es geht und die Welt es gehen läßt, und hoffentlich wird es schon ruhig gehen. Polen quält mich bald nicht mehr, denn trauern und weinen kann man auch bei der Arbeit und hat da die beste Zeit dazu.

Rom, den 13. April.

. . . . . Einer meiner besten Freunde hier, ein alter Freund, den ich von München her schon gekannt und lieb gehabt habe, reist am Sonnabend von hier ab, um nach Polen zu gehen. Als er mir das mittheilte, hat

es mich gewaltig ergriffen. Nachdem wir öfter in der letzten Zeit zuſammengekommen waren und uns gegenſeitig mitgetheilt hatten, wozu uns zuerſt die politiſchen Ereigniſſe brachten, fanden dann auch verſchiedene Geſpräche über uns ſelbſt und andere Menſchen, über unſere Hoffnungen und Wünſche, über die Zeit u. ſ. w. unter uns ſtatt. Kurz ähnliche Dinge, als ich Dir, l. W., immer aufgetiſcht, und ſo hatte ich mich denn gegen ihn auch eines Abends, als wir mit einander in einer dunkeln Kneipe ganz allein ſaßen, über meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgeſprochen. Da machte er mir heftige Vorwürfe und ſagte, mein Zuſtand komme nur daher, weil ich zu materiell, ein echter Katholik, ewig nur Werke wollte und nichts auf Geſinnungen gebe. Aus lauter Hochmuth und Ruhmſucht komme er, ich aber ſolle demüthig werden, ſo würde ich glücklich ſein. Dann erzählte er mir, weil er als Künſtler wie als Menſch (er hat nämlich vor Jahren eine unglückliche Liebe gehabt) nie das Ziel, das er ſich geſteckt, erreichen würde, ſo wolle er lieber, ſich einer ſchönen erhebenden Sache opfernd, gut ſterben, als mit dieſem Leben, das ihm eine Bürde ſei, ſich hinſchleppen. Darum gehe er nach Polen, um mit den Polen unterzugehen! Denn in der gewiſſen Ueberzeugung, daß das geſchehen werde, gehe er hin. Ruhm ſuche er nicht, denn dazu ſeien die Abſichten, die ihn hintrieben, zu unedel; er wolle nur ſein Leben da hingeben, wo ſonſt vielleicht ſtatt ſeiner Einer, der beſſer zu leben wüßte, es opfern würde. Lange ſprachen wir über dieſe Sache noch hin und her, und ſeitdem alle Tage. Du kannſt wol denken, daß ich für nichts Anderes dieſe Zeit über Sinn hatte. Ich kann

mich nur in ſeiner Seele freuen, daß ihm ſo herrliche Gelegenheit geboten wird, und daß er alle Mittel hat, ſie zu ergreifen; aber mir thut es unendlich leid und iſt es gerade, als ginge er aufs Schaffot, dem gewiſſen Tode entgegen. Was ſoll man nun in den wenigen Tagen noch ſprechen, das würdig genug wäre? Alles verliert vor ſolch ernſten Gedanken ſeinen Gehalt. Noch zwei Tage lang ſehen wir uns, dann nie wieder! Zur furchtbaren Folter werden mir dieſe zwei Tage. Im Kriege kommt der Tod ſchnell und unerwartet; ſcheide ich des Morgens von einem Freunde, ſo habe ich doch die leiſe Hoffnung noch, ihn des Abends wieder zu ſehen, hier — oder — dort. Aber fürchterlich müſſen die Tage ſein, die man mit Einem verlebt, über den das Todesurtheil geſprochen iſt: keine Hoffnung — nur der gewiſſe Tod; aber auch keine Gefahr, der Widerſtand zu leiſten, oder keine Sorgen, die zu tragen uns beſchäftigt. In voller Kraft, Geſundheit und Ruhe mit einander zu harren, bis die Scheideſtunde ſchlägt — ich glaube, ich würde bei ſolcher Freundespflicht verſteinern!

So wie ich von dem Buche höre, in dem M. meine Bemerkungen von der Reiſe eingetragen, kann ich mich der Rührung nicht erwehren, denn das iſt wirklich ein Beweis von Zärtlichkeit, deſſen ich nicht fähig wäre, und eine Arbeit, die ich meinem Feinde nicht wünſche. Solche Aufmerkſamkeit verdienen meine Bemerkungen auch gar nicht, ob es mir gleich lieb ſein wird, wenn ich einſt dieſe Blätter ſehe und ſo Manches, das faſt im Rauſche des Lebens ertrunken, dadurch wieder lebendig vor die Seele tritt. Als ich ſie ſchrieb, glaubte ich in dieſem Lande leben und ſterben zu können, das ich aber dann nur

noch in einer armen Schilderung finde und das damals als Ahnung geſpenſtiſch grauend mir entgegentrat; es hat auf eigne Weiſe ſich zur Wirklichkeit geſtaltet. Wie bange war mir, als ich die Alpen überſchritt, wie glücklich, als ich endlich die Apenninen hinter mir hatte, mich vor Deutſchland geborgen fühlte! dennoch pochte unruhig zweifelnd mein Herz. Wohl hatte es Recht zu pochen, denn vor mir lag das Grab meiner Jugendträume! Doch ich will nicht immer wieder in dieſes Klagelied hinein. — Sehr freut es mich, daß Du Das, was ich geſchrieben, klar und deutlich genug findeſt, um mich und Das, was ich erlebt und geſehen, daraus zu verſtehen. Ich wollte ja auch nichts Anderes, als Euch, ſo viel ich konnte, mit genießen laſſen, und da wußte ich anders keinen Weg, als ganz zu ſchildern, wie es mir geweſen. Daher glaube ich Dir herzlich gerne, daß Das, was ich geſchrieben, gewaltig bombaſtiſch ſein mag. Denn ich ſoll ja ſo ſein; einen alten Vorwurf, den der Vater mir oft gemacht, nämlich daß ich über die Schnur haue, machſt Du mir, indem Du ſagſt, ich ſpränge von einem Extrem zum andern über; daſſelbe ſagen mir hier alle meine Bekannten, indem ſie mich den Enthuſiaſten und Phantaſten nennen. Einige heißen mich einen Fanatiker und Andere halten mich gar für verrückt. Doch ſtrebe ich jetzt darnach, dieſen Bombaſt in meiner Seele auszulöſchen und dann wird er hoffentlich auch aus meinen Worten verſchwinden. „Wenn die Stimmung klarer und ſicherer wird, wird es auch der Ausdruck.“

Der Vatican iſt wieder geöffnet und ſo gibt es ein Mittel, ſich vor aller Melancholie oder vor Welt, Zeit und Politik zu verbergen. Intereſſirſt Du Dich noch für

Politik? Doch nichts davon, es ist ja verboten, darüber zu sprechen und zu schreiben. — Du schreibst, Du wärest begierig auf das Erste, das ich hier beginnen würde, und glaubst, daß nach der langen Faulenzerei auf der Reise ich gleich darüber herfallen würde, um Etwas zu schaffen. So war auch meine Absicht, das weißt Du, die aber bis jetzt noch ganz vereitelt ist. Erstlich, wer etwas selbst schaffen will, der muß das nicht gleich die ersten Monate in Rom wollen. Da geht ihm eine so neue Welt auf, daß er, ehe er einen Platz zur Ruhe finden kann, lange erst in dieser herumirren und sich die Fußwege suchen muß. So ging es mir denn auch zuerst; dann kamen allerhand andere Störungen, die Du ja weißt. Nun endlich hoffe ich jedoch bald beginnen zu können. Ich fühle mich heimischer, ich habe nun das Schlachtfeld recognoscirt, es mag der Kampf beginnen. Eigentlich habe ich auch schon seit gestern angefangen, freilich nichts Großes, sondern nur ein lebensgroßes Portrait, halbe Figur. Es ist ein so schöner und charakteristischer Kopf, daß ich erstlich viel dabei lernen kann, zweitens ein schönes Bild daraus zu machen hoffe, um es zum Herbst nach Hamburg zu senden, damit der Kunstverein es mir abkaufe und ich dadurch hier noch etwas länger existiren könne. Es ist eine Bettlerin hier von 19 Jahren, und wenn es mir gelingt, so soll das ganze Bild ein echtes Bild vom einstigen und jetzigen Italien werden. Denn nur noch in den Weibern lebt der Funke alter Größe, Adel und Freiheit fort; sie sind alle noch Königinnen (selbst meine Bettlerin). Das also, was mir aus keinem Kopf je so klar entgegengetreten, hoffe ich hauptsächlich aufzufassen und wiederzugeben. Die Luft soll

ein glühender Abendhimmel ſein, denn noch dieſelbe Glut und Schönheit belebt die Natur, aber Italiens Sonne iſt untergegangen. In der Landſchaft ſollen aus der üppigſten Vegetation Trümmer von Göttertempeln hervorragen (der Contraſt der Natur und der Zeit) und an den Ruinen von Paläſten arme Bauerhütten und Vignen liegen. Ein tief ernſtes Dunkel über das Ganze. — Gott helfe mir, daß ich das würdig und ſchön darſtelle, dann wird ſich alles Andere ſchon finden.

Bis dahin habe ich aber gerade auch nicht gefaulenzt; ich habe ſchon einen Kopf in Oel lebensgroß gemalt, da kam aber die Unruhe dazwiſchen und ließ mich die Umgebung nicht vollenden. Ferner habe ich ein ganzes Buch voll gezeichnet und componirt, das tollſte Zeug, wie es mir gerade das Gemüth beſchäftigte und in meine Stimmung paßte. Du magſt ſelbſt ſie daraus erkennen, ich will Dir eine ungefähre Ueberſicht geben. Zuerſt einige Blätter Erinnerungen von der Reiſe; dann aus Goethe's Taſſo die Beſchreibung des goldnen Zeitalters: „Erlaubt iſt, was gefällt.“ Dann wie der Herr den Tempel reinigt und das unnütze Geſindel hinaus jagt, das ſich zum Anſtoß der Welt da verſammelt. Dann wie er Saul auf dem Wege gen Damascus erſcheint — „wer das reine Göttliche, das Edle und Große verfolgt, löckt wider den Stachel“; o, würden Saule Paule! Dann wie der Herr den Jüngling von Nain erweckt (an dem Tage, als mir die warme Sonne wieder neues Leben in die Stube ſchien). Er gibt ihn ſeiner Mutter (den Seinen) und der Welt wieder; wo Er uns auch zu ſein heißt, da ſollten wir ja gerne ſein, und ſieht es noch ſo bunt und ſtürmiſch aus; wo er uns erſcheint und unſer

blindes Auge entzückt, da iſt ja Alles Himmelsfreude und Schönheit. Drum in der Welt nicht der Welt, ſondern nur Ihm gelebt. — Dann wie der Herr vor Kaiphas ſteht und auf die Frage: Biſt du Gottes Sohn? antwortet: Du ſagſt es, ja ich bins. Da tobt die elende Welt, wie kann ſie das ertragen? Alles Gift zieht ſie nun aus; ſie verfluchen, verſpotten, ſchlagen ihn, zerreißen ihre Kleider, und Er allein ſteht ruhig und ſieht mit edlem Mitleid ſie an. — Dann ein Verruchtes: wie Chriſtus den böſen Geiſt in die Säue treibt und dieſe ins Meer ſtürzen. — Dann zwei Mal aus der Erinnerung gezeichnet das Portrait einer wunderſchönen, ganz jungen Engländerin, deren Schönheit mich eine kurze Zeit lang etwas verrückt gemacht hatte, ſo daß ich immer nur ſie ſuchte und verfolgte. — Dann der Engel, der den Petrus aus dem Gefängniß führt, wie die Wachen ſchlafen. Ja Gottes Engel werden einſt die Bande löſen, trotz aller Wachen! — Dann Chriſtus und Zachäus am Maulbeerbaum: wer nur erſt Ihn ſucht und ſehen will, den ruft Er, und geht, ſei er noch ſo klein, zum Aerger der übertünchten ſtolzen ſelbſtgefälligen Welt in des Sünders Haus zu Tiſch. — Dann eine Scene aus unſerm Kneipenleben hier, wie Zwei hinausgeworfen werden und Alles ſich in eine allgemeine Prügelei auflöſt. — Dann abermals Saulus auf dem Wege nach Damascus, etwas anders dargeſtellt. — Dann drei römiſche Grazien, die ich einmal geſehen und denen ich lange nachgeſtrichen, da ich durch ihre Schönheit, wie ihr Schatten, nicht hinter ſie, ſondern an ihre Seite gebannt war. — Dann eine Faunengeſchichte. — Dann nach einer deutſchen Volksſage Heinrich von Kempten, der den Kaiſer Otto, als bei der

Unterhandlung vor einer italienischen Stadt die Bürger ihn meuchlings umbringen wollten, befreit und sie alle zum Teufel jagt. Dann grauenvolle Ahnungen und Träume aus dem römischen Carneval, die, wenn sie auch nicht so eingetroffen sind, bei mehr Energie doch wol hätten eintreffen können. — Dann die drei Männer im Feuerofen, der bekehrt werdende Nebukadnezar und die Feueranschürer, die von den Flammen verzehrt werden. Mögen die Mißgeburten der Zeit auch alles Große ersticken und verbrennen wollen im Feuerofen, einst verzehrt sie selbst die Flamme und Gottes Engel wird die Getreuen erretten, die im Schmerz fest beharren, sein Lob singen und seinen Namen verkünden. — Dann wieder eine meiner römischen Schönheiten, deren man hier ja alle Tage so viele sieht; doch nur die einen besondern Eindruck auf mich gemacht, zeichne ich nachher aus der Erinnerung. Wieder zwei dergleichen und noch eine dergleichen in einer Kußgruppe. — Dann Maria, die zur Elisabeth kommt (wieder an einem wunderschönen Tage gezeichnet, als ich nach Haus dachte, an das Liebste auf Erden und die süßesten Freuden hier; da ward mir selbst so friedlich still). — Dann wie Christus trotz aller verschlossenen Thüren unter den furchtsamen Seinen erscheint und sagt: Friede sei mit euch! Auch mir, trotz meines Herzens verschlossener Thür, trotz Mißtrauen, Angst und Furcht, hatte er Frieden gebracht. — Dann der Anakreon, der auf einem Brunnen unter einer Weinlaube sitzend eben seine Lieder ausgesungen hat, entzückt zum Himmel blickt und den Knaben Amor, der an seiner Seite lehnt, dabei herzt. Dieser schlägt auf seiner Leier noch einige Accorde nach, denn nur durch dieses

Knaben Hülfe schuf er so und wirkte. Eine Frau, von Wonne berauscht, bietet ihm zum Lohn eine Schale Wein; im Weinlaubdach der Laube sitzen noch drei Amoretten, die zugehorcht, der eine von ihnen läßt eine Nachtigall es nachsingen, der andere zwei Tauben schnäbeln. Unten nun sind lauter Zuhörer, denen man allen auf die verschiedenste Weise, nach Alter und Individualität, die Wirkung des eben Gehörten ansieht. — Dann Randverzierungen wie unsere Weihnachtsbilder zu Parabeln aus der Bibel, zum Gebrauch in Schulen, als: die Knechte schlafen und der böse Feind säet Unkraut unter den Weizen; es wächst zusammen auf, aber der Herr der Ernte läßt erst das Unkraut sammeln, in Bündel binden und ins Feuer werfen und dann das Korn schneiden. Ach leider schlafen so viele Knechte jetzt! Aber säet nur Unkraut aus, der Herr wirds schneiden lassen und verbrennen! — Dann Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt und dem verschmachtenden Volke in der Wüste zu trinken gibt. Die Welt ist eine Wüste und Viele verschmachten jetzt. O Gott, gib Wasser, gib Labung! Kommt kein Moses, der den Felsen schlägt? Wie leicht murren wir! So lang hat Gott uns geführt und kaum haben wir kein Wasser, so verzagen wir. — Dann Christus und die Ehebrecherin: Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf. Hat dich Keiner verdammt, so verdamme auch ich dich nicht; gehe hin und sündige nicht mehr. Er ist der Sünder und Kranken Arzt und Erbarmer. — Dann Johannes in der Wüste, der dem Herrn den Weg zurichtet und seine Stiege richtig macht, der die Thäler ausfüllt und die Berge erniedrigt, der das Feld ackert für den Samen, der gesäet werden soll.

Thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe (d. h. jetzt der jüngſte Tag)! — Dann Hagar in der Wüſte; die Welt iſt ſo wüſt, kein Schatten, keine Labung mehr. Gott ſende seinen Engel, daß er die Quelle zeige (ich bin der Ismael)! — Dann Simſon bei der Delila, und dieſes noch ein, zwei bis drei Mal. Du wirſt Dich über den Gegenſtand wundern und doch iſts nicht lächerlich. es liegt, finde ich, ein ungeheuer tiefes Symbol darin: alles Edle auf Erden hat ſeine Schwäche und in ſolchem Augenblick wird es überwunden von der erbärmlich ſchwachen, elend lügenhaften Welt. So der Simſon von den Philiſtern; er ruht in der Delila Schoos, der iſt der Punkt, der der Quell alles Unglücks und auch wieder alles Glückes. Aus ihm entſpreßt der Edelſte und Elendeſte; dies iſt der Fleck, der Helden beſiegen kann, und wer die Welt erobern will, ſcheitert auf Erden vielleicht hier. Laßt ihn nur nicht wieder erwachen, ſchneidet ſeine Kraft ihm weg und es iſt aus. O ſchändlich Ding, du Weib! Mit Liebe ſchläferſt du den Mann ein und dann verräthſt du ihn, übergibſt ihn dem Elend der Welt! O Delila! Und ſelbſt bei der ſchönſten Liebe: nimmt erſt ihr Schoos uns auf (und iſts auch keine Delila), ſo finden wir den Himmel hier, aber auch eben der kettet uns ganz an die Welt; früh oder ſpät, hier wird ſie einſt uns überliſten und fangen. — Dann die Zeichnung zu dem beſchriebenen Oribild (Portrait). — Dann Jeremias, der um Jeruſalem weint; Rom iſt Jeruſalem und Babel. — Dann Stephanus, der frei der Welt, den Richtern und falſchen Zeugen von Gott verkündet und nun den Himmel offen ſieht. Da kreiſchen ſie: er iſt ein Gotteslästerer, iſt toll! Der auf der Welt Gott ſieht, der be-

geht für ihre Kinder ein Verbrechen, sie wollen Ihn nicht sehen; darum verdammen sie ihn, legen ihre Kleider ab und steinigen ihn. — Dann wieder zwei schöne Römerinnen, die ich in der Kirche gesehen, und noch manche andere Dinge und Studien. — Wenn ich Dir von so vielen schönen Römerinnen schreibe, denke nur nicht, ich sei verliebt. Das aber gestehe ich ein, ein schwaches Nervensystem habe ich und außer Fassung bringt mich solche Schönheit gleich, daß ich, da ich hier ganz unbekannt bin (außer bei meinen Freunden), nur aus Nichts etwas mache und unbringlich einige Tage lang der Schatten einer solchen Sonne bin. Die Leute verlachen mich freilich darum, verschreien mich als verrückt und verliebt, aber die Liebe dauert nur sehr kurze Zeit und geht nicht weiter als bis ins Auge.

Den 21. April.

Ein goldner, überbrechender Sonnenstral ist heute in meine Zelle gedrungen: die Zeitungen bringen nichts als Siegesnachrichten aus Polen und Gott wird weiter helfen, der so weit geholfen. Daß sie mit Heldenmuth sich vertheidigten, daß sie bis zum letzten Blutstropfen sich wehrten, das war schön, herrlich; aber noch keine Aussicht zum Siege. Jetzt ist, Gott Lob! eine leise Ahnung da; klug haben sie angegriffen und mörderlich den Feind geschlagen. Gott sei mit ihnen! Dies fromme Gebet blos, ein unschädlicher Wunsch, wird ja wol die Grenze passiren können. — Doch weiter nichts davon und nun zu mir. Ueber vier Monate bin ich jetzt hier und der Reiz der Neuheit ist allgemach so ziemlich verschwunden. Anfäng-

lich ist das Wunderbare, das göttlich Schöne so mit mich hin, daß ich mich selbst verlor und wie eine Freudenthräne, ins Meer geweint, verschwand; jetzt bin ich ruhiger und was mich früher mir selbst entführte und im Rausch untergehen ließ, das wärmt, stärkt und hebt mich jetzt.

Ostern war hier schlecht, im Durchschnitt kaltes Regenwetter, doch habe ich wenig davon, wie überhaupt von Ostern, gemerkt, da alle sonstigen Festlichkeiten, auf Ansuchen des Papstes wegen der Unruhen, eingestellt waren, bis auf die kirchlichen, und ich auch alle Hände voll zu thun hatte. Da nämlich so viele Deutsche jetzt fortgereist sind und fortreisen, und also später, wenn Cornelius reisen würde und ihm ein Abschiedsfest gegeben werden sollte, dieses gar karg ausfallen möchte, wenn es nicht beschleunigt würde, so hatten wir, seine alten Schüler, beschlossen, noch vor allen diesen Abreisen ihm ein glänzendes Fest zu geben, wozu Zwei das Theilnehmersammeln, die Sorge für Lokal, Essen und Trinken und das Einholen der Erlaubniß vom Gouvernement zu dem Ganzen übernommen und drei Andere, Eberle, Neher und ich, uns anheischig gemacht hatten, für Dekoration zu sorgen. Nun also mußten in aller Geschwindigkeit Transparente verfertigt werden. Eberle, der zwei Cartons nach Cornelius' Composition für die Pinakothek in München zum Vorsaal des Michel Angelo gezeichnet, schlug vor, diese auszuführen und durch ein passendes Drittes zu erklären und zu verbinden. An der Decke nämlich, für die sie in München bestimmt, sind in der Mitte die drei Künste: Malerei, Bildhauerei und Architektur, als welche Michel Angelo alle drei ausübte, und

auf der einen Seite eine symbolische Figur, die Kraft, zur andern eine, die Phantasie. Diese beiden nun waren die genannten Cartons, das Mittlere aber konnte nicht benutzt werden, da Cornelius nur Maler ist und also muß; ich statt dessen blos die Malerei als einzelne Figur dazu componiren und ausführen, da Neher die Kraft und Eberle die Phantasie übernommen. Das war nun freilich etwas Gewagtes für mich, zu Cornelius' Compositionen, nach vollendeten Cartons gemalt, schnell eine über Lebensgröße große Figur zu componiren, zeichnen und malen. Doch da es nicht für die Kritik berechnet war und anders keinen Anspruch machen sollte, als einen Raum auszuschmücken, so übernahm ich es und ohne kleine Skizze, ohne Modell war in einem Tage eine fünf bis sechs Fuß große sitzende weibliche Figur mit zwei Buben fertig gezeichnet (freilich mag es danach geworden sein). Die Compositionen sind so: die Kraft, ein Weib in Helm und Panzer, eine Säule in der Hand, sitzt auf einem bezwungenen Löwen; ein Bube ihr zur Seite hält eine Keule, ein anderer bringt einen Eichenast. Die Phantasie schwebt sitzend auf der bezwungenen Sphinx (als Räthsel der Natur) zum Himmel, ein Sternenkranz um ihre Stirn und ein Lorberzweig; ihren Blick nach oben gewandt, greift sie begeistert in die Harfe, eine lodernde Fackel ruht in ihrem Arm; zu ihren Füßen schwebt ein Knabe, der einen Blütenzweig schwingt. Nun meinet, also die Malerei: ein Weib, einen vollen Blumenkranz im Haar, die Flamme der Begeisterung auf der Stirn, blickt vertieft in die Welt hinaus, in einer Hand die Palette, die andere gehoben, eben im Begriff zu schaffen; buntfarbige Flügel, als dem Himmel ent-

ſproſſen, die ſie über die Erde breitet; zu ihrer einen Seite ſitzt ein Knabe, der kindiſch erfreut und ſinnend in einen Spiegel ſieht, als Baſis der Kunſt, die Anſchauung der Natur und zugleich Nahrung der Phantaſie; auf der andern Seite iſt ein Knabe, der auf ſeinen Schultern die Tafel trägt, auf der ſie ſchaffen ſoll, um der Welt es zu bringen. Nun ging es ans Malen, von Morgens früh bis Abends ſpät; es war ein rüſtig fideles Leben; und wirklich dieſes einige, gemeinſchaftliche, frohe und rüſtige Schaffen verſcheuchte auf einige Zeit manche Grillen bei mir, ſo daß ich Alles, was ſonſt mich plagte, vergaß. Ich hatte viele Hülfe, immer half Einer dem Andern und wir zechten und ſpaßten dabei. Milde half getreulich, mit ganzer Aufopferung und größter Freundlichkeit. Noch Manche halfen, Nerlin (d. h. Fritz Nehrlich ehemals, jetzt aber gar nicht anders bekannt und genannt) malte Neher's Löwen ganz ſtupend. Endlich, als mein Bild etwas über die Hälfte vollendet war, erzürnte ich mich dermaßen mit Eberle, der von uns abgeſondert in einem andern Zimmer arbeitend uns ſchon alle die ganze Zeit über durch ſein krankhaftes Weſen beleidigt und den Frohſinn öfter geſtört hatte, daß ich den Pinſel wegwarf, davon lief und nicht vollenden wollte. Nun mußten die Andern noch wüthender arbeiten; über Nacht und nach Vorſtellungen von ihrer Seite ſah ich ein, daß zwei krankhaft Gereizte zuſammengekommen; ich ging wieder hin und vollendete es. Eben vor Thorſchluß waren wir fertig, zogen uns um und gingen dann als Gäſte hin. Das Feſt ſelbſt war in der Villa Albani. Der Cardinal, dem ſie gehört, hatte uns auf Verwendung des preußiſchen Geſandten Bunſen Alles, was wir verlangt,

gern erlaubt (es iſt die Villa, die, wie ſchon oben erwähnt worden, nach Winkelmann's Angabe gebauet ſein ſoll). Das Feſt begann um 5 Uhr Nachmittags; bis 7 Uhr ſchwärmten die Gäſte in dem herrlichen Garten und den antiken Sälen herum und um Sonnenuntergang begann das Nachteſſen in dem von uns decorirten Saal, wo an der einen Wand meine Malerei und an den zwei Seiten die beiden andern Transparente aufgeſtellt und mit Blumen geſchmückt waren. Der Saal machte ſich ſo ganz feierlich und ſchön. Die Geſellſchaft beſtand aus 68 Perſonen, größtentheils Künſtlern, unter denen von den alten: Cornelius, Thorwaldſen, Reinhard, Wagner (ein Bildhauer, der die Basreliefs für die Walhalla in Regensburg macht), Ruſcheweih, Rebeniz, Schadow aus Düſſeldorf (Overbeck und der alte Koch fehlten beide Krankheit halber) u. ſ. w. Von den Diplomaten waren da: Bunſen, der preußiſche Geſandte, Plattner, der ſächſiſche, und der Secretair des bairiſchen Geſandten, Herr von Meiun, da er ſelbſt nicht kommen konnte. Dann junge Künſtler aller Art und aus allen Nationen und dann noch verſchiedene anweſende Fremde, unter denen auch Dr. Hahn aus Hamburg.

Wir ſaßen ſehr eng, aber eben dadurch ward es ſehr froh vom Anfang an. Die Ecke, an der wir Transparentmaler ſaßen, und zu denen abſichtlich die Schadow'ſchen Schüler ſich gedrängt, um ſo bei dieſer Gelegenheit ſich mit uns zu vereinen und die zwiſchen uns beſtehende Spannung aufzuheben, hieß vom Anfang an die „fidele", weil wir uns vorgenommen hatten, namentlich Reher, Milde und ich, der Geſellſchaft allen ſteifen und diplomatiſchen Anſtrich zu nehmen. Anfangs lärmten und

jubelten wir, tranken ein über das andere Mal das Wohl der Polen und zogen ſo bald die ganze Geſellſchaft mit hinein, daß trotz der Diplomaten die Alten wie die Jungen ſchwärmten und das Ganze dem heiterſten Bachanale glich. Es wurden Geſundheiten über Geſundheiten getrunken und als bei dieſer Gelegenheit ich in Schadow's Nähe kam, den ich ſeit unſerm Misverſtändniß erſt einmal flüchtig geſprochen, ging er auf mich zu, ſagte mir über mich, ſein Verhältniß zu mir, meine Arbeit u. ſ. w. viel Schmeichelhaftes und umarmte und küßte mich dreimal als Zeichen der Verſöhnung ſehr herzlich vor der ganzen Geſellſchaft. Ich, ſchon von Jubel und Wein begeiſtert, wurde dadurch ſo gerührt, daß ich mit allen ſeinen Schülern Bruderſchaft trank, die ſie mir anboten. Darauf tranken ſie mit allen Cornelianern und ſo war die allgemeine Verſöhnung da, aber auch zugleich der Rauſch, beſonders bei meinem Neher und mir. Nach vielem Toben ward die Tafel aufgehoben und wir gingen nun mit Fackeln durch den Garten zu einem Antikenſaal, wo Kaffee und dann noch Glühwein getrunken wurde. Die friſche Luft zeigte denn nun den noch etwas Nüchternen oder Nüchternern, daß es bei den Meiſten nicht mehr recht richtig war, Alle taumelten und redeten begeiſterten Unſinn; aber Alles war froh und jauchzte. Einige der alten Helden, wie der alte Reinhard, waren die Silene, die, von jüngern taumelnden Faunen geſchleppt, vor Seligkeit ſchwermüthig dem Fackelzuge folgten, und unter dieſen war ſogar ein Diplomat. Dann ging der ganze Schwarm, theils in Wagen, theils zu Fuß und mit Fackeln, ſelig zur Stadt. Einige Begeiſterte zündeten faſt die Dornenhecke an, doch löſchte der

Himmel. — So schloß unser Fest. Am andern Tag hatte ich einen tüchtigen Katzenjammer und außerdem das Leid, zu bemerken, daß ich den Ring, den ich von Dir, liebe Mine, erhalten und stets so in Ehren gehalten, ja wie ein Kleinod immer bewahrt hatte, den Ring von der Confirmation her, vom Finger verloren. Gott weiß, wie und wo! Ich habe Dem den Werth versprochen, der ihn mir wieder bringt, doch ist er noch nicht da und wird wol auch nicht wieder zum Vorschein kommen. Daß ich das Ende des Festes Dir nur vom Hörensagen erzähle, davon liegt die Ursache darin, daß ich es nicht recht erlebt habe, sondern plötzlich zu Haus in meinem Bett mich befand. Man hatte mich, wie ich von Milde hörte, in Dr. Hahn's Wagen, da ich als freier Hansestädter des Guten zu viel gethan, nach Haus gefahren. O Schande, Schande, Schande! — nicht wahr? — Doch einmal ist nicht immer und fast Keiner weiß das Ende des Festes genau, wenigstens erzählt Jeder es anders. Hätte ich nur meinen Ring! O schick mir doch bald das allerkleinste Andenken, damit ich diesen Verlust verschmerzen kann. — Zum Frühstück gab es nichts als Brüderschaften und Sardellensalat. Den Abend war wieder ein Abschiedsfest, das eines lieben Freundes, des Landschaftsmalers Preller, eines Bruders des Buchhändlers.

Den 30. April.

Nun also zu Eurem Frühling, von dem Ihr ja alle so viel sprecht, den ich Euch von ganzer Seele gönne und worüber ich mich im Gedanken mit freue; denn es scheint die Welt sich umgekehrt zu haben, da wir hier eigentlich

bis jetzt keinen, und ich glaube nur wenige Tage 18—19 Grad Wärme, aufzuweiſen hatten. Wir haben hier ſeit den letzten drei bis vier Wochen für Rom faſt immer ſchlechtes Wetter, ſelten heitere erquickende Tage: es iſt entweder rauh und windig, oder wir haben Regen und den vernichtenden Sirocco, den heißen giftigen Südwind, der aus Afrikas Wüſten herüberzieht, mit ſeinem Hauch das Meer kocht und dieſe warmen kochenden Dünſte mit ſich bringt. Da iſt den ganzen Tag der Himmel und die Ferne wie mit einem matten Silberduft-Schleier verhüllt und in dieſer ebenen Fläche ſteht die Sonne ſo matt und bleich wie der nächtliche Mond. Der Wind zieht verſengend bis ins Mark der Knochen, durch Leib und Seele durch, ſo daß, wenn man ein paar Schritte geht, der Schweiß ausbricht und man vor Mattigkeit und Schlafſheit faſt einer Ohnmacht nahe iſt; dabei iſt die Seele immer trübe, freud- und lebloß. Sind freilich ſchöne Tage, ſo ſind ſie auch ſo ſchön, wie Ihr ſie nicht kennt. — Doch habe ich eben Italien geſchmäht, um Euch zu tröſten, da ich Euch Armen noch im freudloſen Winter glaubte, ſo muß ich jetzt, da Ihr ſo glücklich ſeid, Italien auch wieder retten und Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich ſchrieb Euch, einen ſchönen Frühling gebe es hier nicht, auch keine Nachtigallen und die Orangen wären ſchon verblüht. Doch da habe ich gelogen; freilich, das eigentlich Liebliche des Frühlings, das allmälige Werden und Entfalten merkt man hier nicht ſo. Winter gab es nicht und alſo eigentlich auch keinen Uebergang, ſondern es war ein allmälig ſchöner ſich bildender Sommer, der nun da iſt. Zwar haben die Orangen ſchon lange, lange geblüht, wie hier Alles eigentlich immer blüht und Früchte

treibt, aber jetzt ist denn doch eigentlich erst die Zeit ihrer Blüte. Ich war nemlich in der Villa Borghese, die jetzt das zauberisch schönste Naturschauspiel bietet: Ein Wald von blauschwarzen, dunkeln, immergrünen Eichen, von hellern Pinien, schwarzen Cypressen u. s. w.; dazwischen nun in der mannigfaltigsten, reichsten, grünen Pracht die neu ergrünten Bäume, als Linden, Pappeln, und blühende Bäume aller Art, als Akazien, Syringen. — Es war den Tag Sirocco, sonst ein herrlicher Tag; allmälig aber zog ein Gewitter herauf, das sich auch bald tüchtig in Regen, Donner und Blitz entlehte. Gegen Abend hörte es auf und wie nach Zorn, Schmerz und Weinen der versöhnte Liebesblick durch den Thränenschleier viel leuchtender erglänzt, so warf von Liebe und Wollust trunken die Sonne den letzten Scheideblick auf die versöhnte Erde und Alles jauchzte neu vergeldet gegen den noch dunkeln Himmel empor. Nun ging die Sonne unter und das ganze Schauspiel änderte sich: der ganze Himmel wurde wie mit einem weichglänzenden goldnen Schleier überzogen, die Erde immer dunkler und dunkler, bis endlich alle Formen in einander schwammen. Unter den schattigen Bäumen feierte majestätisch schon die Nacht ihren Einzug. Durch den Regen neu erfrischt, gossen alle Blumenkelche ihren Duft derweil stark als dankbares Abendopfer dem versöhnten Himmel aus; so mogte über die träumende Erde ein süß berauschendes Meer von Orangenblütenduft, und wie einst Arion auf des farbenspielenden Delphins Rücken, so schwamm der Nachtigallenchor auf dem goldenen Abendlicht, das alle Farbenharmonien und Accorde leise anschlagend durch dieses Meer von Duft dahin flutete. Dann kommt nun noch

Etwas, das wir nicht kennen, und das doch den Reiz einer melodiſch duftenden Nacht noch unendlich erhöht: überall nämlich plätſchernde Springbrunnen, mitten in der feierlich ſtillen Nacht ſteigt dann ein ſolch plätſchernder Stral zum Himmel empor und ſprüht beim Niederfallen ſeine ſternfunkelnden Tropfen umher; er ſcheint ein Feenmährchen, das die Nacht ihren ſchweigſamen, lauſchenden Kindern erzählt.

Doch will ich Euch Euern Frühling nicht verleiden, und wollte ichs auch, ich könnte es gar nicht, denn was vermögen arme Worte! nicht einmal in einen Wintertag können ſie verſetzen, wie viel weniger Denen, die ſchon ſo glücklich ſind, ihr Glück verleiden und ſie nach einem andern lüſtern machen. Auch iſt der Frühling doch ſchöner bei Euch, denn ſolcher Abende ſind gar zu wenig hier und nie empfindet man den Frühling recht. Dies war der einzige ſeit meinem Hierſein. — Meinem lieben Vater dank' ich herzlich für die intereſſante Mittheilung über die Hamburger Kunſtausſtellung. Ich habe ſie hier vorgeleſen und große Freude damit gemacht. Nerly's Bild kenne ich und habe Euch ja ſchon darüber aus Berlin geſchrieben. Ich möchte — und Conſorten rathen, doch darüber ihr Maul zu halten, denn bei allen ſeinen Mängeln vermögen ſie das doch nicht, was darin iſt. Den Hamburger Kunſtverein bitte ich aufzufordern, noch einige Louisd'or für mich zurückzulegen, da ich bis zum Herbſt zwei Bilder ihm zu ſenden beabſichtige; zwei halbe Figuren, mit denen ich Ehre einzulegen hoffe.

. . . . . Und nun will ich Eure Fragen der Reihe nach beantworten: 1) Cornelius iſt noch hier, geht aber im Mai nach München, wohin er Overbeck zum Beſuch

mitnimmt. 2) Fritz Nerly ſehe ich jeden Abend und habe ihn ſo lieb, wie ich ihn nie hatte; dabei achte ich ihn als Künſtler ſehr hoch. 3) Ob ich ordentlich am Aſthma krank geweſen, weiß ich nicht, gefühlt habe ich es nicht; aber meine Seele hatte das Aſthma und konnte nicht athmen. 4) Dieſe Frage kann ich nicht beantworten; wie könnt Ihr verlangen, daß ich aus Rom von mir, meinem Schlaf- und Arbeitszimmer ſprechen ſoll! Das wäre gerade als wenn Einer aus dem Himmel käme und nun erzählen ſollte, wie er früher ſich die Nägel geſchnitten. Nein das iſt eben das Schöne am jetzigen Rom, oder vielmehr bei unſerm Leben darin, daß in den Ruinen einer großen untergegangenen Welt dieſe kleinen Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens ſo ganz verſchwinden, daß man ſie gar nicht beachtet. Iſt in dem Nothwendigſten der Körper nur befriedigt, ſo iſt es ſchon gut; zu etwas Anderm iſt hier gar keine Zeit und Gelegenheit. Mit Tagesanbruch wache ich auf und trinke Kaffee; um Mezzo giorno habe ich Hunger und eſſe, um Ave Maria iſts dunkel, dann gehe ich in die Kneipe oder wo man ſonſt mit ſüßem Nichtsthun bis zum Müdwerden die Stunden verbringen kann.

Weil es denn aber doch heute einmal ſolch' furchtbarer Sirocco iſt, daß kein Menſch etwas machen kann, und weil ich bedenke, daß ich Dir, l. M., doch wol zu Deinem Geburtstag nicht mehr ſchreibe und Dir auch nicht das Geringſte zu geben habe, ſo will ich denn auch einmal ein Uebriges thun und Dir Das erzählen, was, wenn ich es nicht fühle und merke, mir eben nur erträglich iſt; alſo ich will Dir von mir ſchreiben. O wollte Gott, ich könnte Dich nur recht in Rom einführen und hei-

misch machen, mich solltest Du nie bemerken! Denn bis ich einst werth bin, in Rom bemerkt zu werden und wie in meiner Heimat einher zu schreiten, so lange will ich gerne mit den Vielen, die hier unbemerkt sich verlieren, herumwandeln. Denn machte ein Solcher sich hier bemerkbar, ists doch nur der lächerlichste Contrast, die albernste Caricatur. Ja, M., das ist am jetzigen Leben in Rom eben so reizend, so verführerisch schön, warum ich nie von hier fort möchte, daß man hier lebt, ohne es selbst zu wissen. In den nebligen, grauen, kalten Monaten und Jahren des Nordens, wie manches kleine Bedürfniß habe ich da nicht, um die Last des Lebens zu ertragen und seine Bitterkeit zu versüßen! Habe ich einen so trüben Tag verarbeitet, so will ich auch in Ruhe- und Mußestunden entweder eine erquickende, geistbefriedigende Gesellschaft, oder ein gemüthliches Zimmer, um mich mit mir selbst zu beschäftigen. Um es mir behaglich zu machen, brauche ich so Vieles, selbst bei der Arbeit: schöne Werke zur Erbauung, dann einen erquickenden Spaziergang, der so selten stattfindet, oder eine frohe Belustigung in einem angenehmen Kreise. Das Alles braucht man hier nicht; zum Leben brauche ich hier nur das Allernothwendigste, dann ein Bett, Essen und Trinken und ein Kleid; Alles, was sonst bei uns noch nöthig ist, brauche ich hier nicht, sondern statt dessen nur Zeit und Muße, die Welt von Genüssen, die, so wie ich mich der Arbeit entzogen, auf Geist und Körper einstürmt, zu ertragen. Keine Gesellschaft brauche ich zur Zerstreuung, denn gehe ich nur über die Straße, so finde ich die größte, wo ich mich sogleich einem Kreise anschließen kann, der für mich taugt; Leben und Natur bieten da einen Ueber-

fluß an Erheiterungen und Unterhaltungen. Schöne Werke um mich zu sammeln, brauche ich auch nicht, denn sie umgeben mich in mächtigster Fülle, wo ich hintrete und hinblicke. Interessanter Unterhaltung bedarf es auch nicht, denn gehe ich hin, wohin ich will, so unterhalten Ruinen, die reichsten Geschichtsbücher mich auf das interessanteste. Ein gemüthliches Zimmer zum Sitzen finde ich überall, ganz Rom, die ganze Welt ist mein Zimmer, in jeder Ruine, jeder Kirche, jeder Halle, auf Straßen und Märkten, vor und in dem Thor, an den herrlichsten Plätzen, in dunkeln Kneipen, wo aus der geöffneten Thür ich das ewige Rom überschaue, im Peter und Vatican, überall kann ich mein Zimmer aufschlagen und mich mit mir und, womit ich will, beschäftigen. Menschen brauche ich hier nicht, brauche mich also auch nicht an sie zu kehren; auch nehmen sie es hier nicht so genau. Das ist das Schöne in Rom. Langeweile gibt es nicht, eben so wenig Zeiteintheilung. Wenn ich wach werde, stehe ich auf, ziehe mich an und gehe ins Kaffee, wo gefrühstückt wird, wo sich eine Anzahl Deutscher zusammenfinden, Zeitungen lesen und politisiren. Dann gehe ich zu Hause und arbeite entweder hier, oder gehe aus; kurz, arbeite oder thue Das, was der Tag von mir fordert. — Mein Arbeitszimmer besteht aus zwei leeren Wänden, zwei Stühlen und einer Staffelei; es sieht ungefähr aus, wie in unserer früheren Druckerei die Steinkammer, nur daß es sehr hell ist; ein viereckiger Raum, mit einem erst über Mannshöhe anfangenden großen Fenster; der Schmuck an den Wänden sind mit Kohle gezeichnete große Caricaturen von in Rom lebenden Künstlern und deutschen Damen, die ein Schwabe, Neher, der sein

Arbeitszimmer neben dem meinigem hat, und ich mit einander fabriciren. Die Wände in beiden Zimmern ſind von ſolchen ganz voll, wie auch mit einzelnen beißenden Verſen. Nun arbeite ich, ohne etwas zu verlangen als Ruhe und göttlichen Beiſtand, bis ich hungrig werde, denn das iſt meine Uhr; dann gehe ich in eine Kneipe, zu der ich gerade Luſt habe, gewöhnlich in eine ſolche, wo Deutſche ſind. Doch nöthig iſt ihre Geſellſchaft nicht und ſo meide ich ſie auch oft. Hier eſſe ich mich ſatt, kaufe dann eine Cigarre und gehe ins Caffé greco, trinke aber, da es mir ſchädlich, keinen Kaffee mehr, ſondern ein Glas Waſſer zu meiner Cigarre. Hier ſind nun faſt alle Deutſchen da, die emſig die Zeitung leſen oder mit einander politiſiren, bis eine oder anderthalb Stunden vergangen ſind. Dann geht es wieder an die Arbeit und das ſo lange, als es hell iſt. Iſts im Zimmer ſchon Nacht, ſo gehe ich aus, ſetze die Brille auf, um die nun erſt erſcheinenden Schönen alle gut ſehen zu können (denn im Freien iſts immer eine halbe Stunde länger Tag) und ſtreiche die Kreuz und die Quer herum, auf die Paſſeggiata, den Corſo, Campo vaccino, Villa Borgheſe u. ſ. w. Mein Schlafzimmer, wo zugleich allerhand kleine feindſelige Geſchöpfe wohnen, iſt etwas beſſer als das Arbeitszimmer, in demſelben Hauſe, zwei Treppen höher; ein gutes Bett, ein Koffer, ein Tiſch und noch anderes dergleichen nöthiges Hausgeräthe, eine ſehr ſchöne römiſche Lampe und dann ein Glas voll friſcher Roſen und Blumen, das mir die Tochter meiner Wirthin verehrt. Meine Wirthin iſt eine grenzenlos arme Witwe mit zwei Töchtern und einem noch kleinen Sohn, aber wirklich aufopfernd gut und liebreich gegen mich; ſie

schwatzt gern und so gehe ich ihr deshalb jeden Abend, wenn ich nach Hause komme und sie noch auf ist, Audienz, wobei ich zugleich italienische Stunde nehme; denn das ist eigentlich die einzige Zeit, wo ich sie sehe, indem ich Morgens immer eher ausgehe, als Jemand auf ist. Sie erzählt mir dann aus ihrem früheren Leben und klagt, daß eine ihrer Töchter so krank ist und keinen Mann kriegen kann. Oft kommen auch die Kinder alle mit zu mir.

Ich habe in der Charwoche die drei Tage, Mittwoch, Donnerstag und Freitag, die alten Musiken hier in der päpstlichen Capelle gehört. Weiter kann ich aber auch fast nichts darüber sagen, denn wie lassen sich Töne und Harmonien und der Eindruck, den sie machen, beschreiben! O könntet Ihr nur ein solch' Miserere hören! Was ich beschreiben kann, will ich Euch beschreiben, nämlich das Außending des Ganzen: Es war dies Jahr nicht in der Sixtina, sondern, da der Papst im Quirinal wohnt, in dieser Capelle. Eine bis anderthalb Stunden vor Ave Maria geht man hin; gleich am Thor des Quirinals stehen Schweizer und päpstliche Soldaten, und so den ganzen Weg entlang, die Treppen hinauf und durch den Vorsaal durch. Hier war auch ein Theil der Noblegarde und viele bedeutende Geistliche. Nun gingen wir in die Capelle, in der rechts die Damen und links die Herren waren, in der Mitte durch führte ein Weg zwischen zwei Spalieren von Schweizern. Die Capelle ist nur klein, die größte Hälfte, der Chor, war für die Cardinäle und den Papst eingerichtet. Die Ausschmückung ist geschmacklos, doch so einfach und gering, daß es wenig stört. Man muß anständig, wo möglich schwarz gekleidet, hier erscheinen. Die meisten Anwesenden sind Fremde, vorzüglich reisende Eng-

länder mit ihren arroganten Gesichtern, und das macht anfänglich keinen angenehmen Eindruck, wie überhaupt schon eine ganz fremde und unbekannte Gesellschaft. Nur am Altar brannten Lichter, sowie am Musikchor und an der Barrière, die den Chor von der übrigen Capelle trennt. Die Cardinäle nahmen auch nach und nach ihre Sitze ein; dann kam der Papst und nun begann der Musikchor die Litanei und die Psalmen, die, wenn auch sehr würdig und schön, doch, weil es immer dasselbe wieder ist und es nur wenig hervortretende, hinreißende Stellen gibt, bald langweilig werden. Bei jeder Litanei wurden einige Lichter ausgelöscht und, da es draußen immer dunkler und dämmriger ward, herrschte ein mystisch ahnungsvolles Licht in der Capelle. Endlich verlöschte das letzte Licht und die letzte Litanei war gesungen. Nun zeigte ein dumpfes Getöse den Donner beim Verscheiden des Heilands an. Die ganze Capelle war finster, nur von den vom Singchor herabscheinenden Lichtern matt erleuchtet. Dann auf einmal begann das Miserere. Töne waren es aber nicht, die vom Singchor herabströmten, und was sie enthielten, das läßt sich nicht sagen. Aber nie habe ich Das gehört und empfunden, weder bei den schönsten Beethoven'schen Symphonien, noch bei Mozart, sondern nur Ahnungen davon gehabt. Hier ist keine Schöpfung von Tönen und Harmonien mehr, wo Alles in Töne verwandelt ist. Wir entstehen, leben, weben, vergehen und fühlen selbst durch den Ton; unsere Seele, geläutert, verzaubert, zur Harmonie geworden, scheint mit in dieser Schöpfung hinzuschweben, auf dem Meere auf und nieder zu wogen. Das Alles ist hier nicht, aber mehr. Keine Töne habe ich gehört, meine Seele wurde nicht auf ihren

weichen Fittigen mehr getragen, sondern sah den Gekreuzigten sein Haupt neigen, hörte den göttlichen Todesschrei und fühlte ihn verscheiden. — Da brach in nie gehörten Klagen das Herz der Erde und sie weinte sündflutbrausende Seufzer und Thränen. Die Berge schluchzten aus zerrissener Brust und ernst und feierlich mahnend stiegen die Geister der Verstorbenen zu ihrer Auferstehung hervor. Dann aber übertönte die irdische Klage die göttliche. Die Brust des Himmels zerriß in Schmerzen und alle seine goldnen Sterne strömten als helltönende Schmerzensthränen zur Erde; wo sie hinfielen, weinte die Erde mit und alle ihre Blumen waren nur leuchtende, zum Himmel aufschwellende Sterbeseufzer und Thränen. Zu Einem hinwogenden Schmerzenston war die ganze Schöpfung umgewandelt; auch die Legionen Engel weinten mit und stiegen auf der Himmelsleiter von Klagen und Seufzern auf und ab, bis endlich durch Himmel und Erde ein leises Morgendämmern des göttlichen Trostes webte. In diesen süßen Ton verschmolzen endete Alles!

Das Miserere war aus, die Lichter wurden wieder angezündet und Alles wogte hinaus. Was ich gehört hatte, weiß ich nicht, noch weniger, wie ich es gehört hatte, aber daß ich diesen Schmerz mit empfunden, ein Laut im Klagechor mit gewesen, das hatte ich gefühlt und fühle ich. Als ich am andern Tag wieder hinging, stand neben mir ein schöner Kapuziner, ein junger, ernster Mann, mit feurig schönen, aber schmerzerfüllten, gefeuchteten Augen, mit krausem, schwarzem Bart, einem ganz kahl geschornen Kopfe, in härener Kutte, barfuß (es waren viele Mönche unter dem geschniegelten, geputzten Volk) und sah unendlich melancholisch aus. Konnte

ich sonst die Mönche, die Kapuziner besonders, nicht leiden, so liebte ich diesen jetzt ordentlich. Wohl schien mir dieses Gewand würdiger bei solchen Tönen, als der gefallsüchtige Putz und die übertünchten Gräber der Welt. Muß nicht leichter durch solch' härenes Gewand die Stimme zum Herzen dringen, zu dem Herzen, das so ganz der Welt entsagt und in Demuth Gott sich ergibt? Ja mancher Ordensstern auf bebändertem Frack, sammt Weste und Unterweste und Demanttuchnadel sind Bollwerke, die die göttliche Stimme zurückweisen, die uns eng an die Welt binden, in der man lieber ein vornehmer, feiner Mann scheinen und ein niedriges, elendes Leben haben will, als vor Gott ein edles reines Herz zu zeigen und vor den Menschen als Bettler und aller Ehren beraubt dazustehen. Das ist die Klippe, an der wol Viele scheitern. Mir wars den Abend klar, daß auf solchem umgerissenen Acker ein göttlicher Gewitterregen von Thränen und Seufzern eher Eingang finden, befruchten, Keime, Blüten und Früchte der Seligkeit treiben kann, als auf geglätteten, fest geschlagenen und gepflasterten Wegen.

Den dritten Abend war das Miserere weniger schön, aber dafür sah ich beim Ausgang aus der Capelle unter manchen schönen englischen Gesichtern eine ganz junge achtzehnjährige Schottländerin, deren Anblick mich schon einige Mal benebelt hatte, nun aber wirklich, da ich an kein Raisonniren mich zu kehren brauchte und keine beobachtenden Augen zu fürchten hatte, mich fast von Sinnen brachte. Nie ist mir ein solches echt jungfräuliches, heiter reines Geschöpf erschienen, in Figur, wie in Gesicht und Ausdruck. Die königliche, volle Form der Römerinnen ist es nicht, nicht dies italienische, Sonnen ver-

zehrende Feuer der Augen, diese gebietende Begierde der Lippen, nicht diese glühend leuchtende Farbe; aber eine heitere Unschuld, ein jugendlich unbefangener Liebreiz, eine wahre kindliche Naivetät, die über Alles geht und wahrhaft erquickend ist. Sie war einfach und schön gekleidet. So lange sie dastand im Vorsaal, in einer Nebencapelle, auf der Treppe, im Hof, vor dem Thore, bis in den Wagen, verfolgte und sah ich sie. Seitdem begegnet sie uns überall auf den verschiedensten Wegen, auf Spaziergängen, die wir sonst nicht gegangen, und namentlich alle Sonntag Nachmittag in einer Kirche, wo französische Nonnen singen. Dr. H. kennt sie und hat mir erzählt, daß sie nächste Woche nach Sorrent abreist. Dies ist mir sehr lieb, denn ich kann es nicht leiden und halte es für ein Verbrechen, wenn Weiber Einem nur Minuten lang den Kopf einnehmen, d. h. in so ernster Zeit, und doch, begegnet sie mir, muß ich ihre Schönheit bewundern und ihr Verehrung zollen. Warum ist sie so schön! Das ist Künstlerpflicht. Hätte H. mir nicht erzählt, daß sie schon Mehren auf die Bitte, sie zu zeichnen, einen Korb gegeben, so wäre ich hingegangen und hätte darum gebeten. So habe ich sie nur aus dem Korbe zu skizziren versucht.

Aber was der Sirocco ist, das kennt Ihr nicht und danket Gott dafür, denn er ist schlimmer als unser naßkalter Herbst und Winter, Nebel und Schnee; ich habe bis jetzt mich gerühmt, Hitze gut ertragen zu können, und mir war sie immer behaglicher als die Kälte, aber dies ist eine unerträgliche Hitze. Jetzt schon Tage lang kein Tropfen weder Thau noch Regen und keine blaue Luft zu sehen, in der Landschaft keine Farbe, sondern die ganze

Welt wie ein venetianisches, grau untermaltes Bild; dabei ein starker Wind, Sturm fast, der aber nicht kühlt, sondern wie der Wind von der Glutstätte einer durch Wasser gelöschten Feuersbrunst eine feuchte heiße Luft Einem zuweht. Die Hitze an sich ist seit einigen Tagen schon mit ihrer ganzen, markaussaugenden Macht eingetreten, nun aber weht dieser Wind noch in die nach kühlender, leicht zu athmender Luft schnappenden Lungen diese heiße, dicke, stinkende Masse! Elend sieht die Menschheit so aus. Trotz dem, daß Sonntag war, ist Keiner ausgegangen, fast Keiner arbeitet, man scheut sich ein Glied zu rühren; schleicht Einer in die nächste Kneipe, zieht er den Rock aus und bleibt da, halb im Schlaf schwatzend, sitzen, oder schleicht zu Haus und schläft. Selbst Nachts kühlt das nicht im mindesten ab und das sonst so volle, lebensfrohe, laute Rom sieht nun wie ausgestorben aus, als ob alle Menschen in der Kirche wären. Daß ich nicht die Schwindsucht habe, ist mir jetzt klar geworden, denn ich bin halbtodt bei diesem Wetter, und kömmt es ärger, halte ich es nicht aus. Die Schwindsüchtigen finden gerade dies Wetter schön, athmen leichter und werden fröhlich. Ich mag nicht mehr essen, nicht mehr trinken, und kann nicht ordentlich schlafen, obgleich ich den ganzen Tag schläfrig bin; ja man mag kaum sprechen, und ich glaube, könnte Einer durch das Ausstrecken der Hand sich irgend einen Genuß oder eine Freude verursachen, er unterließe aus Faulheit es lieber. Unsere ärgste Sommer-Gewitterluft ist nichts dagegen und die Welt sieht schöner dabei aus, denn es gibt Wolkengebilde, Schatten und Licht, und es gibt doch auch noch kühle Plätze am Wasser, in Lauben, wo

man eine ſanfte Erfriſchung findet, oder es belebt uns ein leiſer Wind. Und nun gar die herrlichen Nächte, die ſelig neuverjüngenden Augenblicke nach dem Ausbruch ſolcher Gewitter! Dies iſt Alles hier nicht; denkt Euch unſere giftigſten, dickſten Herbſtnebel, ſtatt kalt, unerträglich heiß, und dann einen Sturm, der bis in die verborgenſten Winkel dringt. So ſieht man des Morgens elender auf, als man Abends zuvor ſich niedergelegt; die Glieder ſind ſo lahm, daß die Kniee faſt ſchlottern und ſtarke Kerle nicht mehr vermögen mit der Hand den Pinſel zu regieren. Heute iſt der ärgſte Tag und wirklich unheimlich, eklig ſieht die Welt aus. Die Weiber gehen ſchon halb nackend und der gefällige Wind weht ihnen das Tuch beſtändig in die Höhe; das iſt wirklich das einzig Ergötzliche, wenigſtens bei Einigen. — Nur eine Erquickung habe ich: mein Arbeitszimmer hat nämlich, wie die ganze Rückſeite der Häuſer, worin ich wohne, die Ausſicht in einen Garten, faſt eine Welt von Orangen. Da alle italieniſchen Treppen und Vorräze nur Fenſterhöhlungen und gar keine Fenſter haben, alſo immer offen ſind, ſo ſtrömt, wenn ich Abends matt zu Hauſe ſchleiche und an die Treppe komme, mir ein kühler, erfriſchender, in Wonne berauſchender Duft entgegen, den ich dann gehörig einſchlürfe, indem ich mich noch lange Zeit zu einem ſolchen Fenſter hinausbiege und in den dunkeln, ſehnſüchtige Liebeslieder duftenden Garten hinunterſehe; eben ſo iſt mein Arbeitszimmer durch die offen gelaſſenen Fenſter auch immer von dieſer Luft erfüllt. Selbſt Nachts iſt bei dieſem Sirocco Alles ſtill, ſonſt ſollte man eigentlich nur bei Nacht das Leben in Rom anſehen, um eine gute Meinung von dem Volk zu bekom-

men. Da ſieht man nicht, wie am Tage, den Alles aufopfernden, grenzenloſen, blos nach dem Schein ſtrebenden Aufwand der Vornehmern, bis zu Denen, die es nur eben vermögen, oder auf irgend eine Weiſe es zu erdarben oder ſchmählich zu erwerben ſuchen müſſen. Freilich ſchön und geſchmackvoll iſt der Putz der Römerinnen und zeigt noch ihren Adel. Da praſſelt nun in einem Wagen eine ſolche Bewunderung und Begierde erweckende Königin einher und bei ihr ſitzt demüthig ein armer Sklave, ihr Mann, ihr Kindermädchen, der Nachkomme des Mars. Ja, ſo werden die göttlich ſchönen, armen Opfer herumgefahren, die die engherzigen Bande der Convenienz faſt erſtickend umſchnürt bis zu dem Tage, wo ſie einem von jenen zwei Ungeheuern geopfert werden, entweder dem die Schöpfung und das Leben verfluchenden leiblichen Grabe, oder der Zügelloſigkeit aller Lüſte der Welt; denn ſo bald ein römiſches Weib verheirathet, iſt der Mann nur ihr Sklave, weil er elend genug iſt, ſich dazu herzugeben; ſie, bis dahin der Sklave ihrer um Ueberfluß angehäuften und ſtreng verſchloſſenen Wünſche und Begierden, wird nun unumſchränkter Herr und Tyrann, dieſe zu befriedigen, wie ſie will. — Bewunderungswürdig ſehen dieſe ſchönen römiſchen Mädchen aus. Wohl zeigt ihr glühendes, ſtrahlendes Auge, daß ſie wiſſen, wozu ſie und die Welt geſchaffen, aber eine ſonderbare oder blödſinnige Anſicht hält feſt auf ihre Augen einen undurchdringlichen, ſchwarzen Schleier, daß ſie Nichts anders, als nur durch dieſen ſehen können. Dann ſchleicht neben dieſer kranken Pracht in Wagen das kranke Elend zu Fuß: ganze Züge abgehetzter Bettelmönche, die müde zu Haus kommen; Scharen junger Abbaten, die, wenn ſie nicht

Betrüger werden wollen, zu den elendesten Geschäften aufdressirt werden; Bettler und Krüppel aller Art. Das nun Alles sieht man bei Nacht nicht; man sieht nur bei dem Schein der Laternen fröhliche Gruppen auf der Straße und in den Kneipen, oder durch die Straßen ziehen heitere Menschen die Mandoline spielend und singend, Ständchen bringend und berühmte Geschichten der Vorzeit improvisirend. Hin und wieder sieht man wol einmal einen Streit, eine Rauferei, aber das gehört ja auch zum Leben, denn was leben will, muß sich nicht vor dem Tode verschließen.

Den 20. Juni.

Daß ich Euch bedauert Eures Wetters wegen, wüßt' ich wahrlich nicht, gefreut habe ich mich und könnte Euch beneidet haben, denn wir haben erst seit acht Tagen ungefähr einen schönen glühend heißen Sommer, 32—33 Grad im Schatten. Als Entschuldigung, daß ich so lange nicht geschrieben, sei Euch gesagt, daß ich wirklich sehr fleißig gearbeitet habe; meine zwei Bilder, lebensgroße Kniestuckfiguren, mit Landschaft, sind beide untermalt. Da habe ich denn oft von Morgens 6 bis Abends 7 — 7½ Uhr gearbeitet, so daß ich Abends sehr matt war und nichts Anderes thun konnte, als etwas gehen, Eis essen und schlafen.

Rom jetzt, mit dem Rom diesen Vorfrühling verglichen, ist kaum wieder zu erkennen; damals, wo man hinsah, lebte ein lebenskräftiges, üppiges, vollfrohes Volk, in

großartigen, kräftigen, glühenden Formen — Freiheit und Adel lügend, ein herrlicher, prächtiger Carneval, wo Jeder sich edler stellt, als er ist. Jetzt stehen sie nackt, in ihrer Entartung da. Wohl sieht man noch die Spuren alten Adels, aber nur wie verlöschende Züge auf einem Grabmal. Abgemattet, in wollüstiger Auflösung schleichen sie jetzt gebeugt daher. Vom Kinde bis zum Greise sieht man größtentheils nur lebensmüde Todtengesichter, und wer sollte bei solch aufsteigender Hitze auch nur noch Lust haben, oder Mühe sich geben, zu leben? Leidet aber selbst der Eingeborne von der heißen Jahreszeit so, wie dann erst die Fremden! Von diesen kann man nur die Wenigen, denen sie einer verkannten Lunge wegen, oder Gott weiß weshalb, zuträglich, ausnehmen, sowie einige Renommisten, die freilich um 12 Uhr Mittags noch in voller Sonnenglut, wo alle Menschen an den Häusern hin irgend möglichst im Schatten schleichen, über den Corso laufen und singen und lachen, bis auf einmal hinterrücks das Fieber sie packt und niederwirft. Die Reisenden, die jetzt von Neapel zurückkehren, jauchzen und jubeln erst vor Gesundheit, Muth und Kraft, aber ihr Geist und Körper wird allmälig so herabgestimmt, daß sie sich bald so unwohl wie alle andern Fremden befinden. Unter den eben erst Zurückgekommenen befindet sich auch Milde, will aber in acht Tagen schon wieder fort, d. h. nach Perugia gehen. Ja, Rom ist eine hinterlistige, giftige Zauberin, ein verführerisches, tödtendes Babylon; das Herrlichste, Schönste, alle höchste Lust gibt es, aber indem du genießest, schüttet es sein Gift in den Freudenbecher und Trauer, Leid und Schmerzen umfangen dich, wol gar der Tod. Auch

ich war längere Zeit nicht wohl, ich hatte leider eine Spur meines Nervenübels vom vorigen Jahre wieder; doch habe ich mich geschont und gethan, was ich konnte, und bin hoffentlich mit Gottes Hülfe darüber weggekommen, denn etwas besser fühle ich mich schon.

Cornelius hat seinen Carton vollendet und wird in wenig Tagen mit Overbeck nach Deutschland gehen. Beide waren auch lange krank, Letzterer fast den ganzen Winter. Denkt Euch, daß Der überhaupt so schwach ist, seine Nerven so abgespannt sind, daß er fast nichts arbeitet, oder wenigstens nur zeichnet, da er den Geruch der Oelfarben nicht vertragen kann. Um diesen ist es Schade, denn unsere Zeit hat doch Keinen aufzuweisen, der im Ausdruck und Darstellung so gediegen wäre, und so durchaus liebenswürdig und im höchsten Grade schön zugleich. Nicht immer scheint der Gedanke mir würdig und männlich, wol mangelt die göttliche Heldenkraft des Michel Angelo, auch die Lebensglut, die üppige Jugendkraft und Lust, die strahlende Herrlichkeit Rafael's; doch das liegt in seiner Individualität. Er ist ein ausgebildeter Fiesole. Eine tiefe fromme, aber weiche Kinderseele schauet überall durch, eine heilige, wenn auch zarte Würde, eine anspruchlose, durchaus vollkommen schöne Naivetät und Liebenswürdigkeit, ein unschuldig auffassender, gediegener Naturblick. Was da ist, und wie es gemacht ist (was bei den meisten Bildern doch bemerkbar), vergißt man, nur das Ganze, so wie es da ist, entzückt. Wol könnte man Aehnliches, was Michel Angelo vom Fiesole gesagt haben soll, von ihm sagen, er müsse im Paradiese gewesen sein oder mit Engeln umgehen, um so himmlisch (im wahren Sinne des Worts) zu malen. — Alle hoffen

für seine Gesundheit von dieser Reise und der vaterländischen Luft, denn diese hier ist eben seinen Nerven das tödtende Gift. Er sieht furchtbar traurig aus und doch muß man ihn liebhaben.

Ganz anders erscheint Cornelius in seinem Carton. Dieser hat von Allem, was ihm fehlt, einen Anklang, aber leider nichts in Harmonie. Es ist die Kreuzigung: groß, schön und männlich ernst vertheilt, aber gleich hierin eine störende Disharmonie. Es wird das Hauptfrescobild zur neuen Kirche in Rom und die ganze Kirche voll Darstellungen aus der Bibel. Nun fände ich sehr schön, wenn er dieses, gerade um recht zu imponiren, fast nur symbolisch genommen (ich weiß nicht, ob das Wort hier verständlich, ich will es Euch näher erklären), d. h. alle Handlung eigentlich daraus verbannt, nur den Erlösungs-Tod, nur den Erlöser dargestellt hätte, der seine versöhnenden Hände am Kreuz ausbreitet („es ist vollbracht!"), ausbreitet über alle Welt und mit dem Himmel sie verbindet. Alle Figuren, die dann noch darauf sein sollten, um den Raum auszufüllen, müßten nur in Bezug hierauf, ohne verbindende Handlungen (was leicht episodenartig wird!) als trauernde, erlösungsbedürfende Welt in dem Schatten des Kreuzes stehen. Das hat er auch gewollt, das sieht man deutlich aus der Hauptfigur, den Weibern und dem Johannes, die wirklich aus solcher Grundidee schön erstanden zu sein scheinen. (Ach, ich finde für den Gegenstand diese Idee so schön, denn hier, wo keine Darstellung mehr ausreicht, soll nur angedeutet werden: — drückt ein ganz einfacher Ton doch oft aus, was ein Reichthum von Worten nicht sagen kann.) Nun aber hat er mit dieser Idee zugleich die geschichtliche Darstel-

lung vereinigen wollen und ist so in disharmonische Ladenirthe gerathen: da kommen zu diesen symbolischen Gruppen, ganz aus dem Leben gegriffen, die verspottenden Juden, die übrigens sehr schön sind; die wurfelnden Krieger, die auffallend schlecht, und die Schächer, die an und für sich schön sind, besonders der gute, der, wirklich erlös't und versöhnt im Ausdruck, sich am Kreuze zu heben scheint, als wolle er mit, und über dem ein schöner Engel schwebt, die Seele zu empfangen; der böse aber ist etwas lebloß und ein frazenhaft widerlicher Teufel hockt wie eine Kaze bäurisch auf dem Kreuz, seiner wartend. Aber ganz davon abgesehen, passen solche aus dem Leben gegriffene, natürlich bewegte Gruppen nicht zu der symbolischen Uebernatürlichkeit des Uebrigen; entweder muß es ganz symbolisch oder ganz dramatisch sein, und bei Leyterm darf dann auch das Verhältniß der Größe nicht so hintangesetzt werden, daß z. B. der Christus anderthalb Mal so groß ist, wie die vordersten Figuren. Nun zum Einzelnen. Für dramatische Vorstellung ist das ganze Mittlere zu lebloß, perpendiculair. Die Motive der Hauptlinien sind überall schön, wie die Hauptcontinuirung der Masse; aber im Einzelnen ist die Gewandung bunt vereinzelt, ohne schöne Massen, im Strichwerk vermagert; die Zeichnung des Nackten schön, einfach und nobel, bei dem Christus das Motiv des Kopfes groß und ernst, aber sonst die Köpfe, den wunderbar schönen der Magdalene, des Hauptmanns, des guten Schächers und der verspottenden Juden ausgenommen, verzerrt, widerlich modern und verzeichnet auf fast unerlaubte Weise. Die Krieger und der Teufel sind scheußlich; der Vortrag einfach, aber nicht absichtslos, sondern gesucht einfach. Die Gebirgen-

heit des Vortrags mangelt eigentlich ganz, mit ihr also auch die reizende, das unbewanderte Auge hinreißende, rührende Liebenswürdigkeit, die Overbeck besitzt. Hier ist Vieles leer und Vieles überladen.

Ich weiß nicht, ob ich Euch schon geschrieben, daß wir eine Partie nach dem Steinbruch (einige Miglien von Rom, und zwar zu Esel) gemacht haben, aus dem die römischen Stadtmauern gebauet sind. Es war ein schöner Tag, wir sahen die herrliche Campagna, rund um das Gebirge, in weiter Ferne das jetzige Rom, aber rechts und links in der Ebene zerstreut noch Bruchstücke jenes alten. Wir waren sehr heiter gestimmt und C. hätte ich hergewünscht, denn das wäre was für ihn. — Ach Gott, daß das nur so kurze Zeit genügt! Wol liebe ich solche Genüsse und mache sie alle mit, weil sie zum Leben gehören und, wo dieses sich klar zeigt, ich gerne bin, um es kennen zu lernen; aber wenig sehne ich mich darnach und wäre lieber allein dort gewesen mit Einem, der ein gleiches Streben, vielleicht ein ähnliches Geschick theilt! Bequem haben die Alten es sich gemacht, da sie nicht, wie in andern Steinbrüchen, von oben herunter, sondern unter der Oberfläche weg, in Höhlen und Gängen gebrochen haben, um so immer im Kühlen, vor der Sonnenhitze geschützt, zu arbeiten. Jetzt lebt in einer solchen Höhle dieses Höhlenlabyrinthes, vielleicht in mehreren, eine Bettler- oder arme Hirtenfamilie. B., der C. grüßen läßt, kochte und briet Ziegen, die wir mitgenommen, und machte Salat. Er hatte nichts weiter davon, als die Arbeit, wenig Essen (da er natürlich zu kurz kam), den Weg nüchtern hinaus und trunken herein. Wir Andern streiften wenigstens herum,

genossen den Tag und die Gegend. — Ich bin kein Philister, aber lächerlich und fast gezwungen scheint es mir immerhin, wenn Leute mit ernsten, bärtigen Mannsgesichtern noch Knabenspiele im fürchterlichen Ernst spielen und Jugendtollheiten mit derselben Wichtigkeit, wie früher, ausführen oder ausführen wollen. Es fielen alle gewöhnlichen Tollheiten bei diesem Zuge vor, denn wir waren einige 20 Eselreiter, eine Karavane mit Wein und Eßwaaren und einige Fußgänger. Die Esel warfen häufig ab, bei Tisch betranken sich Viele, ich aber nicht. Nach Tisch wurde Saltarella getanzt mit einem hübschen Bettlermädchen, diesem so die Cour gemacht, dieses so mit Liebe überschüttet, etwas trunkener Liebe, daß es, nicht mehr wissend wohin sich retten, im Schoos der alten Mutter sich barg. Der Naturausdruck der verschiedensten Leidenschaften und Gemüthsbewegungen in dieser Familie war mir das Anziehendste. Endlich fiel des Mädchens wegen Zank vor und es wäre fast zum Mord gekommen, wenn nicht die Nüchternen, zu denen auch ich gehörte, den Streit geschlichtet hätten. Nun hatten wir einen herrlichen Sonnenuntergang und dann einen schönen, aber für die Trunkenen gefährlichen Rückweg mit Fackeln. Am Thor, wo einer unserer Fußgänger, der voraus gegangen, Streites halber arretirt war, wollte man die Wache, die nur aus sechs Mann bestand, niedermachen, um den Gefangenen zu befreien, doch wurde seine Erlösung noch durch Bestechung erwirkt.

Das ist wahr, das Leben in aller seiner Mannichfaltigkeit, Eigenthümlichkeit und seinem ganzen Reichthum studiren kann der Maler nur hier, wo es sich vom

tiefsten Schatten bis zum höchsten Glanzpunkt des Lichtes auf offener Straße, unter freiem Himmel zeigt. Dinge, die im Norden ihm ewig verborgen sind, nur im Winkel hinter undurchsichtigen Mauern und Riegeln geschehen, die er also nur sich denken und abstrahiren, nie in ihrer wirklichen Erscheinung belauschen kann, die sieht er hier öffentlich auf der Straße; so kommen ihm ganz neue Motive, ganz neue Ansichten und Ideen von Vielem; hier erst kann er sein Gemüth heimisch im Leben machen und dieses gleichsam seinem Gemüth emailliren. Das, was früher unbekanntes Land ihm war, was er nur vom Hörensagen kannte, das lernt er hier fast instinktmäßig, wie der dumme Bauerjunge sein Dorf und dessen Umgebungen bis zum verborgensten Winkel kennt, und zwar in den nacktsten Formen, freilich seine Kehr- wie seine schöne Seite, aber wie schön ist diese auch, und wirklich im wörtlichen Sinne des Wortes nackt, denn fast halbnackend sieht man Mann und Weib (die schönen, schönen Weiber!) und Kinder in den verschiedensten Situationen des Lebens. Hier weiß ich doch, wie es ist, und werde mich nicht schmerzlich täuschen, werde leicht die Juwelen unter den Steinhaufen finden; ist aber Alles gleich versteckt, lüfte ich eine prunkende Hülle und wähne Ebenmaß zu finden, wo nur Verkrüppelung vorhanden, so ist das widerlich!

Erzählen muß ich doch auch noch, daß wir Schadow ein Abschiedsfest gegeben, dem ich, trotz dem, daß ich nicht wohl war, beiwohnen mußte, um Niemand zu kränken (so wünschte es Cornelius), da man es sonst von seiner Schule hätte für Absicht auslegen können, denn von den andern Schülern fehlten viele. — Das Einzige, das mich freute, war, daß ich bei der Gelegenheit mit

Overbeck zusammenkam, der sich an dem Gesang u. s. w. herzlich erfreute; auch brachte ich und noch Einer, zum Aerger der Diplomaten, die nach der Regel bis dahin allein alle Gesundheiten ausgebracht, auf einmal seine und die von Cornelius aus, die stürmisch aufgenommen und getrunken wurden. Wir hatten einen herrlichen Abend. Nach Tisch gingen wir in den Garten (das Fest war auf dem Capitol und der Garten liegt auf dem tarpejischen Felsen), wo wir die Sonne prächtig hinter dem Janiculus untergehen, den Peter noch zum Abschied mit ihrem Kuß vergolden, noch eine goldene Abschiedsthräne in die Tiber weinen sahen, die davon wie zum goldenen Flammenstrome wurde. Inzwischen kam der Mond. Diplomaten und steifes Volk verließ uns. Unter den blühenden Orangen, Granaten und Rosen begannen Millionen von Glühwürmern zu schwärmen und wir mit zwei schönen Römerinnen, Dienstmädchen und Kammermädchen, die ihre Mutter, die Gärtnerin, besuchten (in ihrem sehr leichten, die ganze schöne Gestalt in ihren wunderbaren Formenschwingungen und in ihrer üppigsten Grazie zeigenden Negligé), berauscht von der wollustigen, Ton und Farben wegenden Mondnacht, beim Klang der Guitarre den Saltarello zu tanzen. Da ward es erst froh und bis tief in die Nacht schwärmten wir fort. Ich hatte den ganzen Mittag über sowol die Personen, als ein ganz sinnloses, in den schwülstigsten Worten aufgedrücktes Gedicht studirt und am folgenden Tage habe ich einen großen Caricaturenzug gezeichnet, der Allen unendliche Freude gemacht und wobei ich mich wenigstens habe recht auslassen können. Dann habe ich auch für Einige, die sich an diesem Scandal in Rom auf dem Capitol ärgerten,

dieses schwülstige Gedicht in noch schwülstigeren Versen beantwortet, wovon der erste Vers so heißt:

> Wo Siege gebährend einst, herstend auf capitolinischer Veste,
> Melodisch Gefieder ausbreitet der Vogel des Zeus:
> Da hocket auch jetzt im behaglich erwärmeten Neste
> Ein Adler, doch modisch polirt, ein gesitteter Preuß.

Da habt Ihr doch auch von meiner Poesie etwas. Zu arg hat es mich empört, daß man in Rom, auf dem Grabe der Größe, dem Capitol, noch diesen Alfanzereien und Titelgrößen huldigen soll, wie in Berlin, diesem faden Puppentheater unserer nordischen Welt.

Den 25. Juli.

. . . . . Die Kirchenmalerei in München habe ich halb und halb abgeschlagen, wenigstens nicht eingewilligt, und kann mich jetzt darüber freuen, da ich sonst vielleicht schon fort von hier, in München wäre und da nichts zu thun hätte, denn die Landstände haben sich dagegen opponirt und in dessen Folge ist der Bau mehrer öffentlicher Gebäude, wie auch dieser Kirche, eingestellt worden, was schlimm für Cornelius' Arbeit aussieht. Bei einer andern Arbeit bin ich vorgeschlagen worden, die freilich nicht eingestellt ist, mir aber jetzt auch wol auf keine Weise zu Theil werden wird, da so manche von den andern Malern, die nun ihre Arbeit aufgeben müssen, nähern Anspruch daran haben; sonst wäre das eine Arbeit gewesen, die ich sehr gewünscht hätte, nämlich in der neuen Residenz ein Zimmer mit Schiller'schen Scenen auszumalen. Es war erst diese Arbeit Eberle übertragen, der aber fand sich nicht geeignet dazu und lehnte es ab. Darauf

wurde Reher und ich vorgeschlagen. Diese schmeichelhafte Aussicht ist jetzt aber verschwunden. Doch das soll mich Alles nicht grämen, Gott wird mir schon beistehen. Auch hat Overbeck sich sehr für mich interessirt, und wünscht, daß ich hier bleiben möchte. Er will darum sich auch meinetwegen in Frankfurt verwenden. Doch komme es, wie es wolle, mir ist jetzt Alles recht. Wie Gott will!

Eine Zeit lang schien es ruhig hier zu sein, doch jetzt sind die Oesterreicher aus der Romagna fort und gleich fängt der Teufel wieder an dort zu spuken und sogar auch hier; allnächtlich fallen wieder Arretirungen vor. Cornelius und Overbeck sind fort und so hat, wenigstens was die Maler betrifft, Rom seine beiden Glanzlichter verloren; die jüngern sind leider fast alle nicht viel mehr, als man sie überall in Deutschland trifft. Einzelne ausgenommen, zu denen und zwar vor Allen obenan mein Reher gehört; bei den Landschaftsmalern ist auch Nerly mit zu erwähnen. Im Allgemeinen sieht man erbarmungswürdigere Subjecte hier als in Deutschland, da sie Alle sich hier selbstständiger fühlen und so mehr gelten wollen, sich mehr aufstellen und doch nichts als ihre Schwäche sehen lassen. — Kann ich den Winter noch hier bleiben, werde ich hinunterziehen zum Peter, denn dort ist eigentlich doch mein Schatz in Rom, mein Paradies, mein liebster Platz, die Sixtina und der Vatican, wo ich alle Tage möchte sein können. Overbeck habe ich unendlich liebgewonnen; wünschte ich auch nicht alle Menschen so und fühle ich, daß ich nie darnach streben kann, leider auch nicht mag, so zu werden, so hat doch seine Frömmigkeit, seine Seelenreinheit und Unschuld etwas

wahrhaft Heiliges und Tröſtendes. So bang mir, ſo eng mir die erſten Male in ſeiner Geſellſchaft wurde, ſo tröſtend war ſie ſpäter mir; wenn ich recht in Angſt war, lief ich zu ihm und ging dann beruhigt weg, blos durch ſeine friedliche, Frieden aushauchende Nähe. Ein ſolches Vertrauen und ſolche demuthsvolle Ergebung in Gott iſt doch etwas Herrliches, Beneidenswerthes. Einmal ſprach ich mit ihm über die Cholera und ſagte, daß ich ſie ſo gräßlich fände, fürchterlicher als einen Krieg. Da meinte er, das wiſſe er nicht, Beides ſeien Geißeln Gottes, aber die, wo Gott nicht durch die Sünde eines Menſchen den Andern geißele, ſchienen ihm doch weniger fürchterlich und das ſei eben der Vorzug der Cholera vor dem Krieg. Erſt widerſprach ich, dann verſtummte ich, bewunderte meinen Gegner und ging zuletzt getröſtet fort, der ich zuerſt für mein Vaterland der Cholera wegen große Angſt gehabt, weil ich allmächtig fühlte, daß hier keine Gegenwehr und kein Arzt, daß aber, wo nichts mehr hilft, das Gebet zu Gott hilft, daß er der einzige Helfer in der Noth iſt! Darum nur ihm vertraut! — Wir haben noch Cornelius und Overbeck den letzten Abend vor ihrer Abreiſe ſehr brillante Ständchen gebracht und ſie den andern Morgen bis nach Ponte molle hin begleitet, wo wir von ihnen Abſchied nahmen. Der König von Baiern, dem Cornelius vorgeſchlagen, Overbeck's Zeichnungen zu kaufen, hat dieſes, wahrſcheinlich auch der Landſtände wegen, abgelehnt und ſo hat ſie eine deutſche Künſtlerin, ein Fräulein Lindner aus Baſel an ſich kaufen können. — Zur Kirche bin ich hier, d. h. zur proteſtantiſchen, einige Male geweſen und habe das letzte Mal eine ſehr gute Predigt gehört, ſonſt hat der Gottesdienſt für mich etwas unangenehm Geſuch-

tes. Ich bin keiner von Denen, die in der proteſtantiſchen Kirche nur die Predigt gelten laſſen und dieſe einzig und allein als Hauptſache; wol mag man gemeinſchaftlich viel beten und ſingen, mehr beten, als bei uns geſchieht, aber entweder ſollte der Prediger jedesmal die paſſenden Gebete ſprechen, oder es ſollten die gedruckten ſchöner und ergreifender ſein; denn hiebei können unmöglich Alle andächtig ſein, wenn ſie in ungewohnter Bewegung auf den Knien liegen und trockene Gebete ableſen müſſen. In einer größern Gemeinde mag es in dieſer Hinſicht beſſer gehen, weil da Jeder doch mehr thun kann, wozu das Herz ihn drängt: ſtill ſein Gebet beten, ſtehen bleiben oder hinfallen. Hier aber, beſonders für den Neuling, hat es etwas von Tanz- oder Exercirunterricht, indem man doch, weil der Mitglieder ſo wenige ſind, ſich nicht ausſchließen kann und nun immer aufmerkſam und geſpannt ſein muß, was geſchieht, ob aufgeſtanden, ſich wieder hingeſetzt, oder gekniet wird u. ſ. w. — Doch nun gute Nacht, es iſt ſpät!

An Chateauneuf.

Rom, Auguſt 1831.

Zuerſt meinen innigen Dank für den Genuß, den Sie mir durch Ihren freundlichen Brief bereitet haben. Wie erfreulich iſts, in der Fremde Jemand zu finden, der die Wege und Stege in unſerer Heimat kennt! Wie angenehm war es mir, der ich immer nur erzählen mußte, endlich einmal der Zuhörende zu ſein, belehrt zu werden

durch Ihre Meinung, deren gleichgestimmte Saiten in meiner Bruſt widerklangen, und Vieles, was ich lange fühlte und nur in Worte nicht zu kleiden wuſte, in klaren Ausdrücken, völlig ausgerüſtet, wie Minerva aus dem Haupt des Zeus, zu erblicken! Freilich hätte ich wol eher ſchon mir dieſe Freude verſchaffen können und habe es längſt gewollt; denn wie zwei in einem Beutel geſchütteite Steine, ſich an einander reibend, Kugeln werden, ſo können wir die Ecken der Einſeitigkeit unſerer Anſichten nur im Austauſch mit denen Anderer abſchleifen und nur, indem ich verſchiedene Weine vergleichend koſte, kann ich den reinſten und beſten erkennen. Ihre Meinung war das Scheidewaſſer, in dem ich die meinige prüfte. Wie freute ich mich, wenn ſie ſich als echt bewies, und gewöhnlich waren wir in der Hauptſache doch einig; wenn auch die Aeußerungen verſchiedene Livréen trugen, ſo waren ſie doch alle Diener Eines Herrn, zu Einem Zwecke ausgeſchickt, um das verlorne Kindlein wieder heimzubringen. So mögen wir auch diesmal denn im Namen variiren, das Kindlein bleibt daſſelbe doch.

Doch zu Ihrem Brief, der mich zur Capella Sixtina leitet, in der ich nur zu gern bin und worüber ich mich gern mit Ihnen mehr unterhielte, da Nichts von Allem, was ich in der Welt geſehen, in ſeinem Ganzen einen gewaltigern Eindruck auf mich gemacht und mich mit ſo erhebenden, heiligen Schauern erfüllt hat. Ganz bin ich Ihrer Meinung, daß die Decke klarer und darum ſchöner iſt; auch mir iſt der Endvers von dieſer gemalten Offenbarung ein Buch mit ſieben Siegeln, deſſen Text ich bei allem Empfinden und Ahnen ſeiner Göttlichkeit doch nicht verſtehe, wenigſtens bis jetzt noch nicht; freilich muß

ich sagen, daß längeres und öfteres Beschauen mich heimischer in dieser Welt macht und ich den Standpunkt zu finden hoffe, von dem aus sie sich klar vor den Blicken entfalten wird. Die Decke aber mit den Propheten und den Fenstereinfassungen scheint mir allen Forderungen, die man an die Lösung solcher Aufgabe machen könnte, aufs vollkommenste zu entsprechen; jedoch kann man das nur hier, indem man die Sachen selbst sieht, erkennen, denn von keinem Kunstwerk geben alle Nachbildungen einen falscheren Begriff als von diesem, weshalb gewiß Michel Angelo so ungerecht oft beurtheilt wird. Vorzüglich einfach, klar und schön scheint mir der Hauptgedanke durch die Wahl und Zusammensetzung einzelner Gegenstände ausgesprochen, und nach Diesem zu urtheilen, war gewiß schon bei Verfertigung der Decke als Schlußstein dieses Cyclus das jüngste Gericht bestimmt; denn durchgängig spricht sich der Gedanke des Sündenfalls und der strafenden Heimsuchung eines gerechten Gottes aus, vor der nur der Glaube erretten kann. Dem ersten Paradies, aus dem wir gefallen, schließt das letzte, zu dem erlöset wir auferstehen, sich an, und wie der Ring den Edelstein einschließend trägt, so umgeben dies Geheimniß seine heiligen Verkünder. Aber auch die architektonische Eintheilung thut meinem Auge wohl; sie ist die naheliegendste und mit gesundem, ausgebildetem Geschmack angewandt, was ich bei den meisten größeren ernsten Deckenverzierungen mehr oder weniger vermißte. Die Bilder maskiren oder durchschneiden oft gar die architektonische Construction dergestalt, daß sie, wie ein haltloser Teppich über uns ausgespannt, uns jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen drohen. Bei der Angelo'schen Decke hingegen scheinen

die einzelnen Bilder nur wo die architektonische Ausbildung ermüdende, offene Räume ließ, als demantner Schlußstein hineingesetzt und so', in behagliche Räumlichkeit vertheilt, gleitet das Auge ruhig von einem zum andern und wähnt wie durch Fenster hindurch in eine andere Welt zu sehen. Nur wünschte ich das Architektonische auch wirklich architektonisch ausgesprochen und nicht gemalt, denn dieses hat, wenn noch so anspruchslos gemacht, doch immer etwas Widernatürliches. Ferner sollten diese Verbindungen der Räume nicht mit so vielen ganz überflüssigen, wenn auch schön gemachten Nebendingen, wie diese Aete u. s. w., überfüllt sein. Das ist der Gesammteindruck, den die Decke auf mich machte, deren schöne Einzelheiten aufzuzählen nichts Anderes wäre, als in einem Kochbuch lesend seinen Hunger stillen wollen. Darum nichts weiter davon, als daß ich in vielen Sachen die Malerei und Färbung sowol, wie Modellirung so schön wie bei Correggio finde. Dem jüngsten Gericht sieht man die 20 Jahre an, die es später gemalt; konnten selbst dem Apostel der Liebe in seinem Alter die furchtbaren Bilder der Offenbarung sein ganzes Gemüth beherrschen, wie sollte es da nicht möglich sein, daß ein Michel Angelo, der doch von je gewohnt war Alles aufzufassen, die Schkraft für das Freudige, das Spielende der Schöpfung verlor und nur noch das Gigantische erfaßte. Die Engelstimmen, die Freude den Menschen sangen, hörte er nicht mehr, aber der Donnerlaut der letzten Posaune erschütterte seine Seele und dieser erschüttert gewiß auch jedes Beschauenden Seele. Die Veste des Himmels selbst erbebt von diesem nie gehörten Schall, daß sogar augenblicklich die Seligen aus ihrer Seligkeit

aufschrecken und, wie zum Zeugniß gerufen, sich staunend um den ewigen Richter drängen, noch betäubt vom dröhnenden „Erwache!" Unbewußt eilen die Elöstten ihrem Himmel zu und die Verdammten stürzen, ale Schmerzen vorfühlend, schon hinab; der Krieg zwischen Engeln und Teufeln, obgleich das Schönste fast, scheint mir freilich in der Art, wie es dargestellt, gar zu materiell. So finde ich nun, wenn auch echt christlichen Begriffen nicht genügend, doch ein letztes Weltgericht vollkommen darin ausgesprochen. Michel Angelo als Achitekt bleibt mir ein unauflösliches Räthsel, wie Der, er so riesenmächtig denken, so weise und schön ausführen konnte, wovon St. Peters Kuppel doch ein glänzender Beweis ist, solch' sinnlos barockes Zeug, wie man an Thoren u. s. w. hin und wieder sieht, erzeugen konnte. Die Kuppel, einige mich gröblich beleidigende Verzierungen ausgenommen, bewundere ich fast wie seine Sixtina. Nichts, weder im Mittelalter noch in der modernen Zeit, scheint mir so im eigentlich großartigen Geiste der antiken Welt gedacht zu sein. Soll es eine Hauptkirche der Christenheit geben, so scheint mir diese Idee der Kuppel die ergreifendste und würdigste dafür, und der Gdanke, den Christenseelen einen Fingerzeig zu jener Heimat hin zugeben und eine Himmelsleiter ihrer Einbildung zu bauen, der doch gewiß zuerst unsere gothischen Kirchen so hoch gewölbt und ihre aufklimmenden Thürme erzeugt hat, scheint mir am vollendetsten in dieser Kuppel ausgesprochen. Sie scheint das Thor zu jener Welt: der Blick, ist man in ihren weitesten Wunderkreis hineingetreten, wird hier magisch festgebannt, unwillkürlich hinaufgeführt bis zu ihrem Zenith, wo er im mystischen Sonnenschimmer (der

durch den Fensterkranz hereinströmt) das Oeffnen der Pforte zu erharren scheint. Als Bildhauer, wie in allem Andern, finde ich Michel Angelo geistreich und mächtig im Gedanken der Form, wenn auch oft mehr übertrieben und geschmacklos in der Ausführung; wie mir überhaupt erscheint, daß ein durchdringender Geschmack, ein instinktmäßiges Schönheitsgefühl, wie es dem Rafael geworden, ihm mangelte, und vor Geschmacklosigkeit, die sich doch hier und da verräth, bewahrte ihn nur sein überlegender Geist und seine weise Reflexion. Ueberhaupt scheint mir zwischen Beiden der Hauptunterschied darin zu liegen, daß bei Rafael eine schöne Auffassung und bei Michel Angelo ein großartiger Gedankenschwung vorherrschend ist. Bei diesem ist die großartige Seele der Vater, der sich ein Riesengeschlecht von Söhnen erzeugt, die, den Mutterbrüsten der Schönheit bald entwachsen, wie Helden fort zum Kampfplatz eilen und nur, um hier nicht als Bewohner fremder Welten abgewiesen zu werden, sich so viel, als gerade dazu nöthig, in die Rüstung individueller Erscheinung hüllen. Bei Rafael ist das ganz anders. Hier steht der Mann in schönerem Verhältniß zum Weibe und er erzeugt so ein Geschlecht blühender Kinder, Jungfrauen und Jünglinge, die, von der Mutter zärtlich gepflegt und herrlich geschmückt, mit allen Schätzen einer reichen Seele ausgerüstet als glücklich Liebende hineilen in die Welt. Daher, wenn in ihrer ganzen Herrschermajestät die Großartigkeit beim Michel Angelo hervorleuchtet, scheint sie mir beim Rafael mit Individualität bekleidet, wie die Lorber umwundene Krone eines guten Fürsten von dem Rosen- und Myrthenkranz der Liebe fast verhüllt wird; und deswegen scheint sie uns bei ihm

(dem Rafael) vertrauter und bekannter. So auch seine Auffassung. Rafael öffnet die schönen Augenthore seines Seelenpalastes und ladet Alle ein, wie sie ihm nur begegnen, und Alle kommen und freuen sich, und Jeder trägt auf seine Weise die Freude mit hinaus. Michel Angelo hält strenger Wache; wer in seinen Göttertempel tritt, der muß durch die Weihe erst zum neuen Wesen umgeschaffen werden, damit er würdig einst im Priesterschmucke dieses Tempels wieder herausgehen möge. Ist da Vinci, von dem ich leider zu wenig sah, auch ein weiserer Künstler — der reichste, der schönste ist doch Rafael, ein üppig junger Baum in schönster Blütenpracht, in dessen duftendem und labendem Schatten der Müde gern des Lebens Nächte süß verträumt und gestärkt zu neuen Tagen aufersteht. Michel Angelo ist unstreitig der größte Geist, aber nie können wir uns ihm vertraulich anschließen, denn ein scheuverehrendes Gefühl stellt sich immer als Schranke zwischen ihm und uns, weil wir in ihm ein über menschliche Empfindungen erhabenes, fremdes, höheres Wesen ahnen. Wol scheinen auch Rafael's Schöpfungen uns ein Zaubergarten, doch wie des Gartens Kinder tummeln wir uns heimisch darin herum. Daher sind mir das, wo er ganz als Rafael in seiner liebenswürdigsten Eigenthümlichkeit hervortritt, seine liebsten Sachen, wie z. B. in der Schule von Athen, wo die eine der vordern Gruppen vorzüglich reizend ist; dann der Parnaß, auf dem nur einige Figuren gar zu schlecht ausgeführt sind, und dann die Disputa, die, bis auf den Perugini'schen Jüngling vorn, mein Liebstes fast in den Stanzen ist, obgleich vielleicht wegen der Auffassung des Gedankens Manches sich einwenden ließe. Dann der

Burgbrand (wenn auch nicht von ihm gemalt), wo freilich des Papſtes Beſchwichtigung des Brandes eben nicht ſehr ſichtbar iſt. Dann die Meſſe von Bolſena, vornehmlich die Volks- und Schweizergruppen, und dann die vier ſymboliſchen Figuren: Poeſie, Philoſophie u. ſ. w. Aber faſt am meiſten entzückt mich die einfache, frei ſich bewegende Schönheit ſeiner Gedanken in den Loggien, der Farneſina und beſonders auch in dem Triumph der Galathee. Bei einigen ſeiner andern Werke miſcht ſich ihm etwas Fremdes bei. Wenn ein Freund, den wir immer gewohnt ſind im bunteſten Feſttagsſchmuck zu ſehen, plötzlich ein ſchwarzes Amtskleid trägt, bewirkt das nicht oft, daß wir den immer Fröhlichen, Freundlichen, wenn er nun ernſt und ſtreng einhergeht, verkennen? Das ſcheint mir bei ſeinem Heliodorus, der Decke dieſes Zimmers der Fall zu ſein, an der Noah, Jakob's Himmelsleiter, Abraham's Opfer und Moſes ſind. Hier erinnert er an Michel Angelo. Die Konſtantin's Schlacht gefällt mir ihrer Compoſition nach ungemein, obgleich ſie freilich einige antike Basreliefs ſpüren läßt. — Doch nun muß ich über dies verzogene Kind des Schöpfers, dem die ganze Schöpfung zu Gebote ſtand, ſchweigen; denn wollte ich von ſeinen einzelnen Arbeiten ſprechen, bei welchem Stern ſollte ich anfangen, um des Himmels Pracht zu zählen? Mochte Titian auch ein entſchiedenerer Meiſter und der edelſte Meiſter in der Farbe ſein, ſo daß dieſe ſich wie eine verliebte Sklavin von dem gebietenden Herrn ohne Murren leiten läßt, wie er will, ſo war eigentlich ein feinerer und größerer Maler doch Rafael. Erſtlich, wie oft vermiſſen wir beim Titian den Ernſt, die Tiefe, die Größe, ja ſelbſt das Leben des Ge-

dankens! Wie oft ist Zeichnung und Ausdruck der Farbe hintangesetzt, ja fast geopfert, weil er, wie mit seinem Lieblingskinde, mit der Farbe kokettirt! Das Alles findet man nie bei Rafael und außerdem hat der noch jedem Gedanken, jeder Erscheinung das durchaus dafür gehörige Farbenkleid zu geben gewußt. Nie trägt bei ihm ein ernstes Bild die bunte Narrenjacke. Beim Titian macht gar oft das Kleid den Mann; gar oft ist außen viel und innen wenig. Die schönsten Oelbilder von Rafael in Florenz habe ich noch gar nicht einmal gesehen, aber ein solches Portrait, wie sein Violinspieler, findet sich auch selten nur in dieser Welt, glaube ich. Als Architekten und Bildhauer weiß ich zu wenig von ihm, doch, glaube ich, war er für Beides ein zu malerisches Genie; was ich von seinen Bauten sah, bestätigt wenigstens dies: schön sind sie, malerisch und zierlich, doch fehlt ihnen ein befriedigendes, sicherstellendes Ansehen, sie scheinen mehr Phantasiegebilde, Luftschlösser oder Traumgesichte, als brauchbare Gebäude. Die Mythe, deren eigentliches Leben und Wesen er freilich äußerst schön, richtig und eigenthümlich aufgefaßt (wie es sich in der von Marc Anton nach Zeichnungen von ihm gestochenen Geschichte der Psyche zeigt), glaube ich doch, war mehr das Feld des Giulio Romano, der ihn wol darin noch übertroffen, namentlich in Darstellungen, die schon das Costüm des Mährchenhaften und Romantischen tragen. Doch von diesem Freund, den ich hier erst kennen und schätzen lernte, ein andermal, d. h. wenn diese Probe Sie nicht schon genug mit Langerweile dafür straft, daß Sie mich zum Schreiben aufgefordert, und Sie den Versuch wirklich noch einmal machen wollten!

September 1831.

Obſchon von einem wiederholten Fieberanfall im Schreiben unterbrochen, kann ich dennoch nicht umhin, noch ein wenig, ehe ich ſchließe, mit Ihnen zu plaudern, wenn mein Brief nun auch noch etwas länger verzögert wird. Ihre wenigen Zeilen über Ihr Schaffen und Ihre Leiden, obgleich von einer großen Geduld angehaucht, ſind mir doch tief genug zu Herzen gegangen, um den alten Unwillen, den ich über Hamburgs blöde Augen, ſtumpfe Sinne und verſtockte Herzen immer fühlte, wieder lebhaft aufzuwecken. Lieber Ch., gewiß ich fühle es, wie ichs ſtets gefühlt, daß namentlich Sie einen ſchweren Stand haben, daß überhaupt ein Architekt ſich ſelbſt noch weniger wol befriedigen kann, als irgend ein anderer Künſtler; aber dafür tröſtet ihn auch ein ſüßes Gefühl, das allen andern Künſtlern abgeht. Seine Kunſt bleibt ſtets Bedürfniß in der Welt, wenn faſt ſchon alle andern nur unganghare Luxusartikel ſcheinen. Sehr freue ich mich, einſt Ihre neueſten Werke zu ſehen und vielleicht wieder, wo es nöthig, zu ihrer gänzlichen Vollendung beizutragen. Doch jetzt zu einer Stelle Ihres Briefes zurück, die mich freilich auf ein Feld führt, wo ich nicht zu Hauſe bin, weshalb ich mich gern Zurechtweiſungen unterziehe, ja ſogar darum bitte. Dieſes „Gußartige", von dem Sie ſprechen, ſcheint mir nämlich, wenn es nicht zu arg, durchaus kein Vorwurf ſein zu können, vielmehr glaube ich, daß, wenn in unſern Flächenbauten der Charakter des Tragens und Ruhens einer Maſſe auf der andern zu ſichtbar ausgeſprochen, dieſer leicht ſchwerfällig werden könnte. Ganz anders ſcheint es mir bei den großen Bauten der Alten, wo die Räume zwiſchen den tragenden

Massen nicht durch Flächen ausgefüllt sind: hier muß natürlich zur Beruhigung des Auges es sich auffallend deutlich zeigen, daß mit Sicherheit eine Masse auf der andern ruht und diese, in wenig einzelne Stütz- und Tragepunkte vertheilt, jene aufs sicherste und bequemste tragen könne. Daher glaube ich, muß bei solchen Bauten der Charakter der Theile bezeichnend auffallen, fast übertrieben markirt sein, damit nicht das Gefühl des unbehaglich Unzureichenden erweckt werde. Bei den Flächenbauten ist es nicht so und so viel ich von den Bauten der Alten kenne, glaube ich auch, hier bei ihnen ein den andern Bauten ganz entgegengesetztes Prinzip wahrgenommen zu haben. Hier scheint mir hauptsächlich immer die schon vertheilte Masse der Fläche zu sprechen, die nur, wo es durchaus nöthig, unterbrochen wird, aber nie tritt der Gegenstand, der sie trennt, so bemerkbar vor, daß dadurch die eigentliche Masse in ihrem Ganzen litte. Deswegen hauptsächlich erfreut mich das Colosseum hier auch ungemein, denn leicht, wirklich fast großartig, treten an der äußern Seite der obern Stockwerke die Pfeiler und Simse hervor, so daß man kaum die Trennung der Fläche merkt und jene nur als nothwendige und doch zur Verzierung gereichende Verbindung der einzelnen Massen, durch welche das Ganze erst Eine Masse wird, erscheinen. Aus demselben Grunde, so Vieles sich vielleicht dagegen einwenden läßt, gefallen mir die Bauten des Bramante und die in seinem Styl ausgeführten so ungemein. Großartig und edel ist die Eintheilung und, wie mir scheint, klug, wenigstens geschmackvoll die Benutzung sowol des Raums wie der Masse; geschmackvoll sind auch die einzelnen Flächen mit einander verbunden, so daß die Noth-

wendigkeit gänzlich zur Verzierung wird, und so wie das Ganze massenhaft, fest und doch leicht, frei und einfach, reich, groß, räumlich und zugleich zierlich erscheint, so sind auch alle einzelnen Theile bis zu den kleinsten, graziös und reich gehalten, ohne überladen und kleinlich zu werden. Dieser Meinung wegen sind freilich hier schon viele Architekten gegen mich zu Feld gezogen. Mir scheint aber bei so vielen Bauten unserer Zeit der Beigeschmack des Antiken ihnen etwas Fremdartiges zu geben, gleichwie wir dies an einem Menschen finden, der nicht unsere Muttersprache spricht, klänge die seine auch melodischer als unsere; oder wie wir einem fremden Wort, und hätte es lange das Bürgerrecht unserer Sprache erhalten, doch immer seine ausländische Abkunft ansehen oder anhören. Und dieser fühlbare Beischmack scheint mir darin zu liegen, daß die Fläche gewöhnlich zu wenig Hauptperson ist, vortretende Simse an Fenstern und Thüren u. s. w. ihr den Rang streitig zu machen suchen und wir nicht recht wissen, welches Neben-, welches Hauptsache ist. Zwar weiß ich wohl, daß dieser Vorwurf auch die genannten gothischen Bauten trifft, aber aus eben dem Grunde bin ich auch kein so bedingter Verehrer des gothischen Styls, wenn er, wie gewöhnlich, in seiner Ueberfülle erscheint, wo die Nebensachen, z. B. Strebepfeiler, sich gar zu bedeutend in ihrer Anstrengung, den Bau zu halten, zu tragen, zu schützen und zu seiner Höhe hinauf zu heben, geltend machen, so daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht. Doch nun genug davon; wenn Ihnen dies eine ungründliche und falsch aufgefaßte Ansicht scheint, so denken Sie, daß ich mir Belehrung eines Bessern wünsche, da bis jetzt von Andern mir dies noch

nicht zu Theil werden konnte, und daß Alles, was ich aussprach, blos aus dem Gefühl, das die Anschauung in mir erregt, hervorging und nicht auf Kenntniß der Sache Anspruch macht!

Gern würde ich Ihnen noch Einiges über die hiesigen Künstler sagen, da Sie aber wahrscheinlich Das, was ich zu sagen weiß, schon gehört und überdies einige Künstler hier, namentlich aus unserer Gegend, Dem, der über ihre Sachen nach außen hin berichtet, Tod und Feindschaft geschworen haben, so will ich Ihnen nur noch Einige, die mit Recht verdienen gelobt zu werden, nennen; freilich sind es unsers Nordens Kinder nicht. Der Erste ist ein Biberacher, Bernhard Neher, der gewiß in seiner Art den besten Künstlern an die Seite zu stellen ist. Er malt von allen jetzt Lebenden, deren Sachen ich sah, am leichtesten und vollendetsten, ohne mit der Farbe eine Bravour zu suchen, gesund und einfach. Seine Zeichnung ist richtig, großartig und schön, vielleicht manchmal ein wenig überfüllt; seine Composition edel, originell und ausdrucksvoll, nur verliert manchmal der Hauptgedanke durch zu große Gruppirsucht seine treffend richtige Betonung und wird das Untergeordnete ein wenig trivial geziert. In der Gewandung ist Geschmack und schöner Schwung, in den Formen und der Erscheinung große Kenntniß, wenn auch nicht ganz so viel naive Individualität und ungetrübte Naturanschauung. Im Malen neigt er sich ganz zu den Venetianern, aber behandelt die Farbe nach meiner Meinung durchaus richtig, nur als Mittel sich auszusprechen und kokettirt nicht damit, wie ein sonst talentvoller anderer Maler hier, Draeger aus Trier, der eigentlich Alles mehr oder weniger der

Farbe opfert, was trotz allem Reiz, der in der Farbe liegt, doch ermüdet, da es Armuth oder Einseitigkeit verräth. Er kann freilich auch schön zeichnen, mag auch wol den richtigen Sinn für den Ernst der Composition haben, die Farbe ist aber sein Steckenpferd und vor dem Lärmen dieses verzogenen Kindes können wir die andern, stillern Tugenden nicht bemerken. Drittens ist ein Preuße, Genelli, hier, für den einst Schinkel sich interessirte, wie man sagt, und gewiß mit Recht, denn solch' ein Mensch fehlt Schinkeln, um diesen zu einem Ganzen, Einzigen in seiner Art zu machen; aber jetzt ist das Verhältniß zerrissen, denn Genelli ist Genie und leider nur Genie! Ob er malt, bezweifle ich, denn ich sah wenigstens nur Aquarellzeichnungen von ihm, und glaube, daß er auch nur componirt, worin er es freilich (ich kann nur über antike Gegenstände sprechen, andere sah ich nicht) zu einer großen Vollkommenheit gebracht hat; seine Ideen sind immer neu und schlagend, schön gegeben und eben so gruppirt. Zwar zieht ihn oft der Reichthum seiner Phantasie vom eigentlichen einfachen Hauptgedanken ab, so wie die vielen überflüssigen Figuren das Auge des Beschauers von den Hauptpersonen; aber eine majestätische Großartigkeit, ein volkräftiges Leben und ein großer Schwung, verbunden mit Grazie und echt antikem Schönheitssinn, sprechen überall sich aus. Besonders scheinen mir Gegenstände, die nicht bestimmt begrenzt und bezeichnet sind, sein Feld zu sein und scheint er daher besonders sich für Verzierungen von Zimmern, Palästen u. s. w. zu eignen. Von einem großen Kreis wird er hier unbedingt vergöttert, von einem andern unbedingt getadelt; ich stehe zwischen Beiden, denn die Einzelnheiten

seiner Zeichnungen, als Köpfe, Gewänder, kann ich unmöglich schön oder individuell nennen, sondern finde sie höchst manierirt und leichtfertig. Ein virtuoses Genie hat er im sogenannten Stehlen, indem man viele ganz getreu copirte Figuren und Gruppen aus andern Sachen in den seinen findet und diese doch so verschmolzen und angewandt sind, daß Alles ein Geist hervorgebracht zu haben scheint. — Dann ist noch ein Nadorp vom Niederrhein hier, der namentlich für Arabesken und Allegorien eine reiche Phantasie voll neuer, schlagender und tiefer Gedanken hat. Seine andern Arbeiten, die mehr Zucht und weniger Ausgelassenheit verlangen, namentlich wenn sie sich zum einfach Ernsten oder Zarten neigen, sind leer und trivial, als wenn ein Don Juan platonisch lieben wollte; doch sobald er sich zum abenteuerlich Phantastischen wendet, da ist er mehr an seinem Platz. Dann ist Nerly noch, der, ein Paar Engländer ausgenommen, wol am meisten das eigentlich Hohe, Große der Landschaftsmalerei aufgefaßt hat und diese nicht blos wie ein Instrument für arkadische Schäfermelodien betrachtet, sondern ganz ihren Umfang, ihre Kraft erkennt. Wenn seine Farbe oft noch etwas Giftiges oder Kaltes hat, so läßt der meisterhafte Vortrag und die großartige Zeichnung dieses übersehen; nur hin und wieder scheint es mir, als ob er seinen Gedanken noch kein passendes Kleid anzuziehen wüßte. Dann ist noch auszuzeichnet hier ein Steinle aus Wien, von dem ich leider noch nichts sah, der aber der junge Overbeck genannt wird. Von Andern wüßte ich nichts zu sagen. — Die Dänen, Thorning und ein Bildhauer Bissen ausgenommen, verschwinden im Nimbus ihres gefeierten Meisters und bei den Meisten

kann man Gott wol danken, daß sie verhallen. Dann sind viele Preußen hier, die mit aller Geschicklichkeit sich nie aus dem Klima der Linden und des Thiergartens, so wie aus den Theecirkeln herausreißen können. Viele, die zum Besten fähig wären, hat zu frühe Bekanntschaft mit dem goldenen Zeitalter der Ideenwelt widerspenstig gegen das eiserne der schaffenden Welt gemacht. Endlich in Massen höchst unbedeutende Gesellen aus allen Nationen, doch vorherrschend Preußen, die alle einiges Talent besitzen, das aber so durch die fadeste heutige Phantasie und den Charakter unserer Zeit ersäuft wird, daß es schwer heraus zu finden ist. Von diesem Gelichter habe ich nirgends in Deutschland eine solche Menge gefunden, oder sei es, daß es hier neben dem Höchsten, was der Geist durch alle Zeiten hindurch hervorgerufen, seines großen Contrastes wegen mehr auffällt.

Diese Bemerkung, muß ich Ihnen gestehen, hat mich auch über mich selbst sehr stutzig und nachdenkend gemacht; ich habe zum ersten Mal recht deutlich eingesehen, wie nothwendig eine praktische Fertigkeit ist und daß ein richtiges Gefühl nicht allein ausreicht, sondern eine klare Kenntniß und Behendigkeit, dieses schnell und ohne viele Mühe anzuwenden, durchaus nöthig sind. Da ist mir denn zum Erschrecken klar geworden, wie sehr mir alle diese Dinge fehlen. Früh einer zu pedantischen, tyrannischen Zucht entlaufen, faßte ich solchen Haß gegen alle, daß ich mich, so gut es mir vielleicht gewesen wäre, freiwillig nie wieder zurück begab in diese Schranken und wie ein wildes Füllen im goldenen Sonnenschein des grünen Waldes sprang, wohin und wie es mir gefiel. Nun fast zu alt, muß ich noch tragen lernen und früh zu ver-

schnaufen hindert mich die Stange; ich muß von Spornen mir die Weichen blutig reißen lassen, will ich mit der Brüderschar schulgerecht zu Felde ziehen. Dem Vogel gleiche ich, der unterm blauen Frühlingshimmel von Blüte zu Blüte die Zeit verflatterte und nun kein Nest hat, seine Jungen auszubrüten und zu nähren. Mit den Flügeln des Geistes wollte ich fliegen zur Sonne der Kunst und ihr Licht herunterholen, bedachte aber nicht, daß an ihren Strahlen der Hochmuth wie haltloses Wachs, das meine Federn band, zerschmelzen mußte. Nun leider, wo es zu spät, sehe ich es ein, oder fühle wenigstens, daß auf solchem Wege das Ziel, nach dem mein begieriges, vielleicht zu falsch sich selber messendes Herz sich sehnte, zu erreichen mir überhaupt nie möglich gewesen. So durften wenigstens äußere Verhältnisse nicht wie widrige Seitenwinde in meine Segel blasen und ich nicht, da Zeit noch war, jene Mittel alle versäumen, um diese zu bekämpfen. Denn bis ich jetzt, bei meiner kränklichen Constitution, das Alles nachgeholt, was zu solchem Endzweck nöthig ist, wird vielleicht zur Anwendung der Mittel keine Zeit mehr sein; ehe nur der halbe Weg erreicht ist, muß wol ein armer Teufel sterben.

Dessenungeachtet soll mich das nicht abschrecken, gewissenhaft und mit ganzem Ernst den Weg, den ich eingeschlagen, unter Gottes Hülfe zu verfolgen, wenn auch im Allgemeinen mir die Kunst in unserer Zeit ein fünftes Rad am Wagen scheint, nicht ihrem Charakter, sondern der Beschaffenheit unserer Zeit nach. Sie ist die Nachtigall, die ungehört ihre silberklaren, schwellenden Töne in das Gebrause eines Wasserfalls, in das Getöse seiner donnernden Fluten haucht; und sänge sie, bis ihr

der Sage nach die volle Brust zerspringt, kaum würde dieser letzte Seufzer das Gebrülle übertönen. „Die Kunst gleicht jetzt dem blühenden Baum in den stürmischen Tagen des Aprils, die Blüten schüttelt der Sturm ihm ab und kann so keine Früchte tragen." — Soll je die Kunst ins Leben wieder treten, so müssen die Künstler ihren Stolz erst lassen und zu Handwerkern sich erniedrigen, damit sie durch die Nothwendigkeit eingeführt werde, wie aus solchem Ursprung ja auch alle wahre Kunst entstanden und zu ihrer Höhe emporgestiegen ist. Mir wäre aus mehren Gründen dieser Weg höchlich erwünscht, erstlich würden dann nicht mehr von Gefühl- und Kenntnißlosen solche hohe Forderungen an die Kunst gemacht und fände auch das Unvollkommenere da ein Feld und einen Wirkungskreis, und zweitens hat dann auch für sich selbst der Künstler die Genugthuung, nicht überflüssig, oder nur zur Kürzung Langerweile dazustehen. Nun, Gott möge geben, daß auf irgend eine Weise bald die Kunst sich wieder einen Weg bahnt in das innere Leben der Welt und auch ich, sei es, wo es wolle, irgend ein Feld zu bebauen fände, damit mich das Gefühl des Ueberflüssigseins nicht länger verfolge. Dies Gefühl verbittert mir wirklich den Aufenthalt hier.

Einst gab es eine Zeit, wo ich mich glücklich geschätzt hätte, fern von aller Welt, nur der Kunst leben zu können! Aber wie kann ich jetzt an die Ausschmückung eines alten Hauses denken, das ich schon wanken und dem Sturze nahe sehe? Wo hingegen ein neues, herrlicheres sich anfängt zu erheben, muß da nicht Alles mich treiben Hand mit anzulegen und den Bau zu fördern? Hier sehe ich nur von weitem das Getreibe der Zeit, wie

Andere hinauseilen, um mit einzureißen und neu zu erbauen, und alles Dieses schärft den Stachel des beängstigenden Gefühls. — Die Zeit hat wirklich für mich ein ganz neues Interesse gewonnen, nicht blos in moralischer Hinsicht, indem ich sehe, daß die Völker wieder anfangen ihr geheiligtes Recht zu fordern und in ihren höllischen Laboratorien vor ihrem selbst gebrauten Gift des Unrechts die mächtigen Volksunterdrücker erheben, sondern auch in künstlerischer, indem ich fast keine Zeit so reich an Stoffen zu Ausbildung und Bearbeitung aller Art finde, sowol ihren großen, als ihren einzelnen, kleinen Erscheinungen und Verhältnissen nach: Tragödien, Heldengedichte, Romanzen und Romane, Bußpredigten und Novellen, Lieder und Märsche, sehe ich dicht gedrängt umherirren und einen Autor suchen, und um der Sache ein pompöseres Ansehen zu geben, durchwebt das Ganze die vernichtende Cholera, die die Leute auslegen können, wie sie wollen, als Nemesis oder Strafruthe Jehova's; doch möchte sie für unsere Zeit die segensreichsten Früchte tragen, da sie dem Menschen, der eines Gottes ewige Gegenwart im sanften Säuseln nicht mehr erkennen wollte, diese im flammenden Zornwetter beweist.

Obgleich bis zum Zuschließen fertig, mußte der Brief abermals unverschlossen liegen bleiben, bis das Fieber mich verlassen und ich den Krankenwärter bei Andern gespielt hatte, denn schonungslos gingen die Krankheiten diesen Sommer hier um. Fast alle Deutschen wurden heimgesucht und viele waren den ganzen Sommer ihre Gefangenen. Vom gepriesenen Paradieswetter hat man in diesem Sommer wenig gemerkt. Wir können Gott danken, daß Overbeck nicht hier war, der hätte ihn schwerlich

überlebt. Doch jetzt, wenn nicht die Cholera uns in diesem Jahre noch einen Besuch zugedacht hat, scheinen wir überm Berg zu sein. Der October beginnt wunderschön, eine balsamische, alle Wunden heilende und das Leben neu stärkende Luft weht. Dafür sieht es höchst winterlich in der politischen Welt aus, sie ist von neuem eine Krankheitsstube geworden und schlimmer denn zuvor. Die Quantität hat gesiegt und nicht die Qualität, die moralische Kraft ward von der Masse verschwemmt. Sollte jetzt wirklich die Welt zur großen Maschine werden? — Ich sehe leider gar zu leicht immer schwarze und schwärzere Schatten. Doch damit will ich Sie nicht quälen, es können ja bei mir dies noch Spuren des gehabten Fiebers sein; doch so viel ist gewiß, der Freiheit Frühling schien zu tagen und seinen hoffnungsgrünen Schimmer um die Erde auszubreiten. Aber das schöne Schauspiel ist schon zu Ende; blutroth rollt der Vorhang nieder und schließt die Scene.

Doch nun noch Eins. Meine Bilder werde ich wol leider nicht mehr zur Verlosung senden können, da meine Krankheit mir einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Ich hoffe sie aber noch zu Weihnachten, wenigstens eins gewiß, zu senden, und werde sie ja wol verkaufen. Hegen Sie keine zu gute Meinung im voraus, sondern stellen Sie sie sich nur als ein Fragment des Eindrucks vor, den die äußere Erscheinung des Lebens und der Kunstwerke hier auf mich gemacht hat, und überdies als eine Schularbeit, in der ich mich erst von allen alten Untugenden losreißen, waschen und reinigen mußte. Es sind weder Portraits, noch historische, noch Genrebilder, sondern ein Mixtum von Allem und noch etwas Landschaft

baren. — Lassen Sie diese Entschuldigung als Einleitung und Vorrede dienen, um dadurch der Sache selbst eine nachsichtigere Aufnahme zu verschaffen, und thun Sie, wenn Sie dieselben Ihrer Empfehlungen nicht unwerth finden, auch etwas dazu, um sie so gut und sobald als möglich zu verkaufen, damit der Ertrag mir Muße schafft, etwas Ernsteres zu machen. Doch das hoffe und weiß ich von Ihnen gewiß; ich überlasse Ihnen und meinem Vater, den Preis zu stellen, und bin im voraus mit Allem, was Sie bestimmen, zufrieden, da ich von Kunstfreunden immer nur verlange, daß sie, ohne die Zeit und Mühe, die ein Werk verursachte, zu berechnen, nur Das bezahlen, was ihnen vor Augen liegt.

Den 2. September.

Ich bin gewöhnlich Morgens bei Sonnenaufgang, Abends bei Sonnenuntergang und Nachts im Mondschein spazieren gegangen und freute mich über die Masse Menschen, die auf den Straßen wogte, und über die schönen Weiber und Mädchen in all den erleuchteten, mit Weinblättern und Citronenschalen verzierten Obst- und Fettwaaren-Laden; dann über die Obsthändler mit ihrem buntfarbigen Obst auf den Straßen, über die Kerle um den Brunnen herum, die Limonade schenken, über die Kerle mit ihren großen Wasserkürbissen, die ihr purpurnes, gelbgerändertes Innere so einladend dem Vorübergehenden entgegenkehren. Ich konnte noch so spät in der Nacht zu Hause kommen, auf dem spanischen Platz in

der Nähe meines Hauses, saßen um den Brunnen die Limonari noch; dann setzte ich mich gewöhnlich auch dahin, trank Limonade und sah, was für Leute noch kamen. — Das waren nun freilich keine von der besten Gesellschaft, und sahen aus, als würden sie den andern Tag mit denen aus S. Angelo die Gassen kehren. S. Angelo ist das uralte Mausoleum Hadrian's, auf welches ein großes Castell gebaut ist, das wirklich einer kleinen Stadt gleicht. — Wollte nun das Wetter nur schön werden, denn jetzt gehen die schönen Monate an!

Meine Bilder sind leider noch nicht vollendet, theils des Wetters wegen, theils aber auch, weil ich mich in einer neuen Art zu malen versucht habe, die mir nun noch nicht so von der Hand gehen will wie die alte, lang gewohnte; doch hoffe ich das bald zu erzwingen, denn am Ende muß man ja doch immer lernen, besonders wenn man erst gelernt hat einzusehen, daß man kein so ungeheures lumen ist, dem jede Ungezogenheit und Unbehülflichkeit im Vortrag nachgesehen wird. Ueberdies hat man mir in München zum Vorwurf gemacht, daß ich zu wenig gemalt habe, fast nur gezeichnet. Das soll man hier nicht, hier in der Heimat der Farbenschöpfung, wo alles Glut und Farbe ist, denn fast nur mit Farben habe ich mich hier bis jetzt beschäftigt.

Nun will ich Euch noch, so wie es mir einfällt, Mancherlei, das mir in der letzten Zeit begegnet, erzählen, und zuerst Etwas, das Einem freilich in jeder großen Stadt begegnen kann und wozu Rom nicht nöthig wäre, das aber einen unauslöschlich schauerlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Meinem Fenster gerade über wohnt eine Schneiderin, bei der eine Menge junger, sehr

hübscher Mädchen, einige sogar schöne echte Römerinnen, im Hause sind und arbeiten; diese habe ich immer meine Freude gehabt zu sehen und durch gegenseitiges Necken sind wir zuletzt immer bekannter geworden. Es waren ausgelassene, allerliebste Mädchen, die echt römische Unbefangenheit, Natürlichkeit und Grazie zugleich. Nun ist in demselben Hause, über dem Zimmer, wo sie gewöhnlich arbeiten, eins, dessen Laden immer zu waren. Vor einiger Zeit komme ich spät Abends zu Hause, es war sehr heiß und Sirocco, sehe in diesem Zimmer die Laden nicht nur, sondern die ganzen Fenster weit offen und inwendig Alles erhellt. Wie ich immer schärfer und schärfer hinblicke, sehe ich ein großes Bett darin stehen und eine angezogene Leiche mit einem Rosenkranz in den gefalteten Händen und einem Kranz in den Haaren darin liegen, anstatt daß ich die Mädchen ganz entkleidet sich zu Bette legen sah, wie ich erwartete, weil es bei den Römerinnen so Sitte ist. Wenigstens hoffte ich die Mädchen in allerhand naiven Bewegungen zu belauschen und vielleicht schöne Formen sehen zu können. Der Anblick dieser Leiche überraschte mich daher so und machte einen so gräßlichen Eindruck auf mich, daß ich schnell mein Fenster zumachte und zu Bett ging, aber, wenn ich eben einschlafen wollte, ganz unwillkürlich immer die Augen aufmachen und hinübersehen mußte, und dann sah ich gerade die Füße der Leiche. — Es war die entseelte Hülle eines der lieben Mädchen, mit denen ich mich immer geneckt. Ich kann seitdem nicht mehr mit den andern Mädchen spaßen, sehe auch selten hinüber, obgleich die Verblichene nicht die schönste war.

Wir haben hier eine seltene und schöne Lufterscheinung eine Zeitlang gehabt, die, so schön sie war, etwas Grauenhaftes an sich hatte, wie ein feuriges Wort zur Warnung an die Veste des Himmels geschrieben: es war nämlich die Luft, bis zur höchsten Höhe hinauf, so angefüllt von Dünsten, daß nach Sonnenuntergang im Norden die ganze Hemisphäre erleuchtet war, und zwar sehr verschieden, je nachdem der Himmel reiner oder weniger rein: oft matt goldgelb mit rothen Wölkchen und Wellen, oder als ob der Mond aufgehen will; oft goß am Horizont förmlich ein Purpurmeer sich aus, das seine Strahlen bis zum Zenith fast verbreitete; oft ganz weiß. Dabei ging die Sonne selbst so scharf gezeichnet und bleichweiß unter, wie wol der Mond am Himmel steht, und ihr letztes Licht, das die Gegenstände erleuchtete, war ganz himmelblau. Der Mond sah eines Abends, so lang er in diesem Dunstkreis stand, ganz matt grün aus. Dieser Schein im Norden begann, wie gesagt, erst nach Sonnenuntergang, dauerte oft zwei Stunden in der Nacht hinein und wiederholte sich dann vor Sonnenaufgang. Es wurde hier schrecklich viel daraus prophezeit!

Das habe ich Euch wol schon gesagt, daß ich fast alle Sonntag den Morgen in der Capella Sixtina zubringe und vom mächtigsten Prediger in der Welt eine erbauliche, wahrhaft herz- und seelenerhebende Predigt *schaue*; denn Gottesdienst, d. h. für andere Leute, von Pfaffen verrichtet, ist nicht darin. Donnerstags Nachmittag bin ich immer im Vatican und verliere mich hier in der göttlichen Schöpfung seines jugendlichen Nebenbuhlers. Sonst studire ich Mittags in den heißesten Stunden Gallerien, namentlich die im Palast Borghese, und in die-

ier vor Allem die Malerei Titian's, um sie möglichst auf mein Bild anwenden zu können. Sonntags Nachmittag ist die Piazza Navona von der großen Fontaine, die in der Mitte ist, ganz unter Wasser gesetzt; da fährt die schöne Welt ein paar Mal durch diesen See, aber ich habe mir das interessanter gedacht. Alle Abend aber ist von der Piazza di Spagna, zur Porta Popolo hinaus, bis nach Ponte Molle hin, Corso, da fährt in zwei Reihen Wagen an Wagen und gewiß unter dreien ist immer einer, in dem ein schönes oder wenigstens interessantes Weib oder Mädchen sitzt. Alle Abend nach der Arbeit, d. h. wenns dunkel wird und ich meine Pinsel gewaschen habe, schlendere ich, einen Fächer in der Hand, hinaus; da treffe ich andere Bekannte und nun werden die Wagen gemustert, die schönsten ausgesucht und verfolgt. Diese trifft man alle Abend wieder und sieht so also, ohne sie zu kennen, in einer Art Bekanntschaft. Dann ist Sonntags Abend noch ein sehr schönes Schauspiel hier: im alten Mausoleum des Augustus (ein späteres Amphitheater, das jetzt noch ziemlich so erhalten und ausgebessert ist, wo es schadhaft war) ist Feuerwerk. In der Mitte des Circus stehen die Gerüste des Feuerwerks alle sehr geschmackvoll verziert, wie überhaupt der Italiener mit den gewöhnlichsten Mitteln Alles geschmackvoll zu machen weiß; auf den Terrassen des Amphitheaters, von unten bis oben hinauf, sitzen die schönsten geputzten Weiber bunt durch einander, ohne Rangunterschied, vornehme Damen neben einer Minetta, die aber sehr oft um die Schönheit wetteifern und sich absichtlich so gesetzt zu haben scheinen; dabei ist durch Lampen und Fackeln, mit Blumengewinden geschmückt,

das Ganze hell erleuchtet und sieht man nun so bis oben hinauf über alle diese Herrlichkeit und diesen Putz hinweg, da leuchten die obersten Fackeln in den dunkelblauen Nachthimmel hinauf, die Myriaden Sterne blicken freundlich herunter auf alle ihre schönen Ebenbilder und das Ganze scheint wirklich ein Blumenkorb zu sein, in dessen Mitte die Blumen duften. Um den Platz des Feuerwerks herum ist noch ein Spaziergang; in diesem geht, bis es anfängt, Alles durch einander spazieren, neckt sich und spricht mit einander, von der einen Seite von lieblicher Musik umrauscht. Ach wie gern hört man da die weiche, melodische italienische Sprache von den schönen Lippen fließen, wahrlich fast zu schön, um von andern Lippen gesprochen werden zu können! Wenn solch ein schön geformter, schwellend rother Mund sich öffnet und nun diese Worte hervorquellen, da scheints wirklich, als ob eine Blumenknospe aufbräche und in ihr die Nachtigall sänge. — Dann beginnt das Feuerwerk und wenn das vorbei ist, zieht und wogt Alles nach dem Corso und von da allmälig zu Hause. — Ich ging gern jeden Sonntag Abend hin, doch thue ichs nicht, da ich jetzt sparen muß, so wenig auch dies Vergnügen kostet. Die Modelle zu meinen Bildern haben mir viel gekostet, doch habe ichs dran gewendet, um etwas zu lernen und zu schaffen.

Neulich als ich zum Vatican ging, habe ich denn auch mit eigenen Augen zum ersten Mal von Anfang bis zu Ende eine Rauferei mit angesehen. In einer kleinen Straße zankten sich zwei junge Kerle von 16 bis 17 Jahren, einer etwas älter vielleicht als der andere. Ich ging nicht sowol ihretwegen hin, sondern deshalb,

weil unter den zuſchenden Menſchen ein wunderſchönes Weib, ein Kind auf dem Arme, den kleinen Hügel herabſchritt, mit dem majeſtätiſchen, halb ſchreitenden, halb wogenden Gang der Römerinnen, eine herrliche Figur. Ich ſtellte mich dicht neben ſie, um nun auch das echt römiſche und ſchöne Geſicht zu ſehen, die krauſen, ſchwarzen Haare, die glühende, etwas leicht gebräunte Farbe, das lodernde ſchwarze Auge, die großen, einfach mächtigen Formen der Backen und Stirne, das feſt gezeichnete ſchöne Kinn und vor Allem ihren ſtolzen Mund, dieſes Erbtheil ihres göttlichen Stammvaters, der die ganze Welt verachten und doch gebietriſch wieder zum Genuß aufzufordern ſcheint. Ich freute mich ſehr. Sie lachte laut den Foreſtiere mit dem Capello di Paglia aus. Darüber hatte ich die ſtreitende Gruppe vergeſſen; da wichen auf einmal die Menſchen etwas zurück und ſchrien: „ecco un cortello!“ In dieſem Augenblicke ſah ich, wie ein altes wüſtes buckliges Weib mit grauen zerrauften Haaren den einen Jungen von hinten niederriß und in die Augen kratzte, während der andere noch mit einem Meſſer ihn in die rechte Hand oder Arm ſtach, ſo daß das Blut hoch herausſpritzte und er ſein Meſſer fallen ließ. Als er nun an der Erde lag und im Ringen mit der Alten die Erde mit ſeinem blutenden Arm beſudelte, ſtieß der andere ihn noch mit den Füßen in den Leib und da ſtanden alle die Vigneroli, große ſtarke Kerle, herum und ließen das geſchehen; die Weiber lachten. Endlich ward es ihnen zu arg, ſie riſſen ſie denn doch aus einander und brachten jeden Theil unter Gelächter nach Haus. — Dieſer Vorfall und die Theilnahmloſigkeit der Italiener hatte mich furchtbar empört, aber die

Schönheit des Weibes versöhnte mich wieder. Ich blieb, bis sie ging, dann ließ ich aber meinem Zorn den Zügel schießen.

Nun aber noch eine komische Geschichte. Wundert Euch nicht, wenn ich nächstens um die Erlaubniß anhalte, mich hier verheirathen zu dürfen. Die Sache ist so. An der Ecke einer Straße, meinem Hause schräg gegenüber, wohnt im ersten Stock ein sehr schönes Mädchen; die Mutter ist Witwe, hat außer dieser noch drei andere Töchter und einen kleinen Sohn. Das Mädchen könnte das Motiv zu Rafael's Dresdner Madonna sein; kurz, eine echt römische Schönheit, ernst und feurig, lebensfroh und glühend, stolz und liebreich zugleich. Ich ging ihretwegen täglich sehr oft vorbei, um diesen Kopf zu studiren; aber sie gefiel auch andern deutschen Künstlern und so ging bald ein ganzer Schwarm vorbei, unter denen einige denn, wie auch ich, höchst unverschämt hinauf gesehen, ja sogar sich stundenlang des Abends gegenüber an die Straßenecke gestellt haben. In dessen Folge verschwand das Mädchen bald ganz vom Fenster; nun wurden alle Schliche angewandt, sie zu überraschen, es wurde Versteckens gespielt u. s. w., und es glückte einige Mal. Bald aber erschien immer der kleine Bruder als Spion und sobald der Einen witterte, kam sie nicht hervor. Das Ding ärgerte mich und ich wandte mich an meine Wirthin, die, wie ich wußte, sie von der Fontana (vom Waschen her) kennt. Dieser sagte ich, daß ich das Mädchen gerne zeichnen möchte, ob sie mir das nicht bewerkstelligen könnte; sie sagte bereitwillig zu, warf mir aber ein, ob das auch meinen Eltern recht sein würde, denn sie sei gut katholisch und so müsse ich

meine Religion ändern. Ich hielt es für Scherz, da ich nicht gleich ahnete, worauf das zielte. Nun ging meine Wirthin hin, kam zurück und brachte mir Bericht, aus dem ich ersah, daß nicht vom Zeichnen, sondern von einem Mann für die Tochter die Rede gewesen war. Sie erzählte mir, wie die Mädchen gekichert und die Köpfe zusammengesteckt hätten, als sie von mir erzählt und auch gesagt habe, ich sei von so guter Familie; wie die Mädchen darauf uns verklagt und bemerkt hätten, daß, wenn ich immer allein gewesen wäre, sie sich nicht vom Fenster zurückgezogen haben würden; wie sie jede Kleinigkeit von mir bemerkt hätten, z. B. daß ich immer im Schatten an den Häusern hingeschlichen wäre, den gelben Strohhut hinter dem Rücken versteckt, um nicht von weitem schon sie zu verscheuchen; wie ich einmal Trauben gegessen hätte und einmal ohne Strümpfe und Schuhe gegangen wäre, worauf die Wirthin gesagt: das müsse ein Vergessen gewesen sein, denn ich habe sehr viel schöne Kleider und Wäsche, das wisse sie, da sie solche immer unter den Händen habe. Endlich wie die Mutter nach vielem Hin- und Herreden und manchen günstigen und ungünstigen Aeußerungen über mich gesagt: sie könne nichts dazu sagen, die Tochter müsse sich erst besinnen. — Da wurde mir denn doch etwas ängstlich und ich ließ meiner Wirthin das merken, worauf die mir sagte: ja, man muß nur so erst anfangen, sonst kann ein Fremder hier nie, wo Mädchen im Hause sind, eingeführt werden. Und das ist wahr, das sagt Jeder, daß Der, der nicht die Hoffnung einflößt, vielleicht eine Tochter zu heirathen, selten in ein Haus eingeführt wird, ja, daß nach kurzer Bekanntschaft Mutter, Vater oder sogar die Tochter selbst fragen, wann

man sie heirathen wolle? Nun ist das Ding so weit, daß sie nächstens meine Wirthin besuchen will; da werde ich sie sehen, sprechen und hoffentlich zum Zeichnen bringen und dann adieu, Roman! Ihren Namen hat sie mir durch die Wirthin schon geschickt. — Meine einzige Absicht ist gewesen, blos den schönen Kopf zu zeichnen, aber so schön sie ist, möchte ich doch nicht gern solch eine Last am Halse haben; den besten Talismann dagegen besitze ich aber, wenn ich ihr sage, daß ich nichts zu leben habe, kaum für mich selbst, und daß ich meine Religion nicht ändere. Die andern Deutschen aber wollen sich darüber todt lachen und seit einiger Zeit werde ich immer als Herr Bräutigam begrüßt.

Hier siehts diesen Sommer sonderbar aus, man sieht recht, wie es ist, wenn allmälig Die, die als Jünglinge zusammen gelebt, immer älter werden; da wird es eine Gesellschaft aller möglichen Auswüchse, weil keiner sein rechtes Feld hat, wo er wachsen und sich ausbreiten kann. Curiose Verschiedenheiten, die alle schroff und scharf gezeichnet sind; da ist kein Schmelz über das Ganze, denn der Jugend Schmelz ist fort und so können recht innig frohe Gesellschaften selten stattfinden. Durch Schmuck, durch Tollheit will man das oft ersetzen, was fehlt, und so wird eine Nacht durch gerast, wonach Jeder den andern Tag statt Genuß Katzenjammer hat. Im Frühjahr war es etwas anders, es waren einige Jüngere da, die hielten das Ding noch; doch die sind jetzt fort oder verreist, wie auch unser Nerly. Jetzt geht der Eine für sich allein, verachtet alle Andern, frißt an seinem Kummer und Verdruß über sich und die Welt sich übersatt und doch niemals satt. Andere kommen hier und dort

zusammen, aber da gibts nichts als Reibungen, Streit auf Leben und Tod über die Welt und ihre Verhältnisse, über Religion, Kunst u. s. w. Die mehr zusammen stimmen, suchen sich zwar noch auf, theilen sich hin und wieder auch geheimere Blätter ihres Innern mit; aber, ach Gott, die sind denn auch alle wieder in Vielem so gleich, daß Einer sich nur im Herzen des Andern zu sehen glaubt. Innig froh ist fast Keiner. Der Eine wird zum Kopfhänger und will im Kloster sein Leben verseufzen, der Andere sucht in der Schlacht den Tod, ein Dritter will sich todtschießen. Ich kenne nur einen Einzigen von den Bedeutendern, der nicht melancholisch oder griesgram ist. Die Unbedeutenden sind alle froh und flach, und genießen das Leben, ohne es zu wissen. Doch genug von diesem Bild. — Cornelius ist in München angekommen und wie aufgenommen worden!! Sie glaubten, d. h. das Volk, der Kaiser von Brasilien käme, solchen Spectakel machten seine Schüler.

Rom, 23. Oktober.

Das ist ein schlechter Geburtstagsbrief, doch an dieser Stimmung ist leider das Fieber schuld, dessen ich schon Herr zu sein glaubte, aber das ich leider wieder bekam. Wenn es nämlich eben weg war, ich einige Tage mich gepflegt und erholt hatte, da fing ich an zu arbeiten und sogleich nach wenig Tagen hatte ich es wieder. Nun habe ich das letzte Mal gemerkt, daß daran mein sehr feuchtes, kaltes Studium schuld ist; deshalb habe ich dieses aufgegeben und werde, wenn ich erst kann, in meinem warmen, trockenen Zimmer malen. Aber erst

will ich mich diesmal ganz aus dem Grunde curiren, wenn auch die Arbeit darunter leidet; ihr zu Liebe blieb ich hier und konnte nichts thun, ihr zu Liebe fing ich immer gleich nach der Krankheit wieder an und konnte nichts thun — also, darum will ich es jetzt umgekehrt versuchen. Bei dieser Stimmung aber könnt Ihr denken, was die Nachrichten von außen für Eindruck auf mich machen mußten; als wenn ein Schau- oder Trauerspiel zu Ende ist, das den ganzen Abend alle unsere Lebensgeister mächtig angespannt: der Vorhang fällt, ein kalter Zug weht durch das Haus; wir schöpfen tief Athem, als freuten wir uns, daß den abgespannten Nerven wieder Ruhe würde; wir empfinden ein freies, leichtes Gefühl, knöpfen den Oberrock bis oben hinauf zu, weil es uns kalt den Rücken hinunterläuft, da wir aus heftiger Hitze plötzlich nun in eine schaurige, schneidend kalte Nachtluft kommen — so war es mir, und anders wüßte ich niemals das Gefühl zu schildern, als ich von Warschaus Einnahme hörte.

Wol ist es wahr, daß jetzt in den großen Weltverhältnissen nichts als Verworrenheit ist. Wie habe ich nicht wieder neu gehofft, welch schöne Knospe blühte wieder auf! Die Adresse der Ungarn an den Kaiser, der Königsberger an den König, der Darmstädter an den Bundestag: — selbst den kleinen schwäbischen Städten, wie überall im Herzen Deutschlands, schien dieses wahre Heldenbeispiel der Polen den Sinn für Recht einmal wieder geweckt zu haben. Doch Polens Fall, das war ein Regenwetter, das in der ganzen Welt die junge Saat ersäufte. Das Volk war noch nicht stark genug, um aufzubrechen; so zog es sich still zurück unter seine Hülle

und wird, so Gott will, den rechten Zeitpunkt einstens treffen. Wie nichtsnützig hat vom Anfang an das englische Cabinet sich benommen, und wie noch tadelnswerther, nur unter einem heuchlerischen Schein das französische, das nicht die Polen nur, sondern auch seine eigene Nation betrogen, in der nicht jene Kraft des Julius mehr zu sein scheint. Für die Polen selbst, freut es mich beinahe, daß es so gekommen, denn eigentlich haben sie doch, was sie wollten, erkämpft; sie haben ihr Vaterland verloren und alle seine Kinder sind geblieben oder irren zerstreut umher, aber sie haben den Namen der Nation sich zurück erkämpft, mag man ihn aus der Staatsgeschichte künftig auch verbannen, so lang ein Pole lebt, lebt auch die Nation. Uebrigens fürchte ich, wenn wir Deutschen nicht standhaft widerstehen, so könnte es für uns bald schlimme Folgen haben; denn bald würde sich, da es nun kein Bollwerk mehr gibt, das russische Regiment weiter verbreiten. Es gibt ein altes Sprichwort und das ist wahr: „Wenn Gott die Welt strafen will, schlägt er die Obern mit Blindheit." Drückend war Napoleon's Tyrannei, doch war sie die Herrschaft eines großen Mannes, des größten Geistes seiner Zeit, der zum höchsten Ziel hinauf wollte und Alles, was ihm im Wege stand, niederwarf, aber auch, was sich thätig seinem Fluge anschmiegte, mit emporhob. Wäre ihm Das gelungen, wonach er strebte, gewiß hätten dann immer mehr die großen und schönen Folgen das Schlechte verdeckt; selbst so ein Kampf erstarkt; und dennoch war seine Tyrannei schon unerträglich! — Nun aber gar die eines — dessen Gesetzbuch der Kantschu ist, der die Barbaren, die er beherrscht, nie zu cultiviren denkt, weil sie zu Menschen gemacht

ihm gefährlich werden könnten. Er wird Menschen und Welt zur Maschine machen, Alles fesseln mit nordischen Eisesbanden.

Doch genug und zu etwas Anderem. Meine Lectüre sind lauter alte, längst gekannte Sachen, als Shakspeare, Goethe und manche Andere. Dann Etwas, das ich freilich auch früher in München schon las, das mir aber jetzt ganz anders, als damals in meiner zu einseitig frommen Zeit, erscheint, nämlich die platonischen Gespräche des Sokrates. In dieses Mannes Religion finde ich, die Bibel ausgenommen, den höchsten Schatz und die höchste Fülle der Weisheit, die Trost gibt. Alle andere Philosophie bannt aus dem Leben und dreht sich in einem Kreise sehr verschiedlicher unanwendbarer Formeln herum; diese führt in das Leben, sie begleitet überall uns hin, hält uns, stärkt uns und tröstet uns. Hätte ich keine Bibel, so müßte der Sokrates mein Noth- und Hülfsbüchlein sein, nie würde ich ihn aus den Händen lassen. — Dann habe ich etwas Neues, ganz von diesem Verschiedenes gelesen und lese es noch, nämlich Hölderlin's Gedichtbändchen; da ist wirklich eine sonderbare Vermischung der tiefsten, schönsten Ideen mit dem verworrensten Phantasiespiel, das oft ganz überschnappt, und einem Quodlibet unzusammenhängender, abgerissener Gedanken. Die Form scheint mir durchgängig, wenig Schönes ausgenommen, etwas leichtfertig über einen Kamm geschoren. — Solche Lectüre und Schreiben, sind außer dem Denken, jetzt meine Beschäftigung, da ich leider noch nicht arbeiten kann. Nun werde ich einmal eine Geschichte vornehmen, hoffe aber, diese nicht so bald durch zu haben, da ich mich täglich besser fühle und die andere Woche

auf meinem Zimmer arbeiten will; auch gehe ich schon täglich aus. Es war eine langweilige Zeit, diese langen Nächte nicht schlafen, sondern blos denken zu können, und was für Gedanken! Und als die Nachricht von Warschau kam, da kann ich Dir versichern, hat mich herzlich verlangt von der Welt zu scheiden, und als die Cholera Euch nun auch immer näher rückte, wurde immer mächtiger dieser Wunsch in mir. Jetzt habe ich mich in Alles ziemlich hinein gefunden. Ueberhaupt waren auch meine Verhältnisse nicht zum Erheitern, und obendrein hatte ich, was mir bei gesundem Leibe Kurzweil gemacht, so lang gezögert, um Geld zu schreiben, daß ich während der Krankheit lange vorher, ehe dieses ankam, Alles aufgezehrt hatte und von Freunden leihen mußte, die nach und nach alle nichts mehr hatten. Nun lag ich da und mußte die bestellte Medicin in der Apotheke lassen, da meine Wirthin den Betrag nicht auslegen konnte u. s. w. Sind das nicht Leiden eines armen Malers? Endlich kam Geld; aber Geld ohne Gesundheit ist nichts. Sie muß erst wiederkommen, dann kommt auch Hoffnung wieder und Lebensmuth; denn so ist mir der Aufenthalt in Rom ziemlich verleidet, so glücklich ich mich sonst auch hier fühlen würde. Bei diesem Klima und diesem Himmel, wie dieser Monat ihn hier ausgebreitet hat, da heilen alle Wunden und seien sie auch noch so giftig und tief. Hat man sich einmal daran gewöhnt, den Italiener, wie seine Sitten, sein ganzes Leben, nur nach der äußern Erscheinung zu beurtheilen (denn alle moralische Kraft ist erloschen, und leider wol für immer), so ist die so erfreulich und reizend, wie die übrige Schöpfung hier.

Jetzt ist Rom unvergleichlich schön: die Campagne,

deren Gras, von der Sonne verbrannt, jetzt glühend roth aussieht, scheint, wie sie sonst das Witwenkleid war, in dem Rom trauert, jetzt von Wein zu glühen und überall sind tolle Bacchusfeste. So war ich neulich, freilich leider nur zu Wagen und als Zuschauer, am Monte Testacio; da tobte die tollste Lust. Es war nicht so viel vornehme Welt da, als in der Villa Borghese, aber mehr echt römische, und doch fuhr auch ein Zug Wagen hin und her, worunter einer mit einer berliner Dame, einem deutschen Monstrum, hinter welchem alle Preußen, die eine feine Nase haben, herliefen und den Cigarrenrauch so heftig von sich bliesen, daß von weitem schon die schönen Römerinnen Gesichter schnitten und die Nase zuhielten mit ihren Tüchern. Auf dem Scherbenberg nun selbst, da ging es toll her, da waren Familien, die die Eßwaaren auf Eseln mitgebracht hatten, den Wein aus den Weinkneipen (Osterien) sich geben ließen und unter freiem Himmel zechten und sangen. Hart neben ihnen war ein Kreis von schönen Minetten in kurzen Jacken und knapp anliegenden Kleidern, das reiche schwarze Haar in Zopfen malerisch um eine silberne Nadel gewunden und in Schuhen mit silbernen Schnallen. Ein ungeheures Weib, wie eine Brunhild, braun von Farbe, aber diese purpurdurchglüht von Wein, Lust und Schreien, eine rothe Sammtjacke an, schlug das Tambourin, eine andere ohne Jacke, mit entblößten Armen, halb entblößter Brust und Nacken, die nach Dem, was man sah, den sehnlichsten Wunsch, Alles zu sehen, erregte, aber mit etwas bleichem Fiebergesicht und sehr verliebten Augen, stand dabei, schlug auch ein Tambourin und sang. In diesem Kreis waren dicht gedrängt noch viele hübsche Mädchen und Frauen, darunter auch

schmucke Kerle in kurzen, blausammtnen Hosen mit silbernen Schnallen, eine rothe Schärpe um den Leib, eine Sammtjacke an, oder über die Schulter hängend, und einen schwarzen Hut, mit Blumen geziert, auf. In der Mitte des Kreises tanzte ein wunderliebliches Mädchen von 16 Jahren ungefähr, die so schön gewachsen, wie ich selten gesehen; sie bewegte sich so graziös, als ob sie vorher jede Bewegung einstudirt, die doch immer unwillkürlich, auf Anforderung der Mittänzer kömmt. Die Bewegung und der leichte Wind legten das knappe, anliegende Gewand ihr fest um die Glieder, die Jacke hatte sie ausgezogen und man sah wunderschön geformte Arme; ein volles, edel jugendliches Gesi[illegible] mit einem dunkelrothen, trotzig gebietenden und verlo[illegible]den Mund, mit zwei glühend schwarzen Augen, d[illegible] in weißem Licht schwimmend, wieder von seidenen [illegible]en Wimperrändern eingefaßt wurden und aus ein[illegible]fen Höhle unter schwarzen Augenbrauen hervorglühten. Das ganze Gesicht zeigte, daß ihr Herz nur beim Tanz sei, glühend vor Lust und Eifer; ihre schwarzen Flechten waren niedergefallen und tanzten auf ihren Schultern oder schlängelten sich um ihren Hals herum. Sie tanzte mit einem hübschen Kerl und jedes Mal, wenn sie einen Augenblick aufhorten, erschall ein allgemeines Brave. — In den Osterien ging es nicht weniger lebhaft zu; da ward an einem Tisch das Morraspiel gespielt (das ist das Fingerzählspiel) und ein großer Kreis gespannter, neugieriger Zuschauer stand herum; neben einer im Freien schmausenden Gesellschaft spielte man das Werfespiel mit Steinen, Boccia genannt, Andere schlugen Ball; dann kam wieder eine Gesellschaft, der ein junger Kerl auf der Zi-

ther vorspielte; endlich gab es einen Pulcinellkasten, um den eine Menge Menschen stand und sich lederne Tagsbegebenheiten vorspielen ließ, die, nachdem der Autor und Actor zunächst von den Umstehenden seinen Lohn eingesammelt, dann auch zu den Wagen der Fremden deshalb gegangen war, aber nichts erhalten hatte, mit dem einzig guten Witze endeten, daß er noch einmal auftrat und sagte: „nächstens gebe ich ein Stück, betitelt: „„der mildthätige Fremde““, denn diese sehen gern Alles, aber geben nichts.“

Ich war neulich an einem schönen Tage in einigen Villen, da habe ich mich über die Anlage dieser italienischen Villen und ihrer Gärten, wo die Modesucht sie noch nicht englisirt hat, gefreut. Immer waren mir diese englischen Partien zuwider. Da muß gleich, auf dem kleinsten Raum, eine schauerliche Waldpartie, verworrenes Gebüsch, ists möglich Wasserfälle über Seeklippen, ein wilder See u. s. w. nachgeäfft werden, und dadurch verkümmern wir uns selbst sowol die Freude als den Nutzen eines Gartens, und das Ganze ist doch nur ein Heldengedicht in Knittelversen, auf einem Puppentheater gespielt, nur daß es nicht die wohlthätige Wirkung des Lachens hervorbringt. Diese Seen, die so mitten in einem Garten, man weiß selbst oft nicht wie, auf einmal erscheinen, vielleicht seinen schönsten Fleck zu Blumen oder Fruchtbeeten einnehmen, scheinen mir, als ob der große Genius der Schöpfung sie im Zorn in diese Wirthschaft gespieen hätte; dafür blüht in einem vom Hause ganz entfernten Winkel des Gartens eine seltene Blume, sie ist gerade in der schönsten Blüte, aber es regnet; will also der Herr des Gartens sie sehen, muß

er seine Dame am Arm nehmen und mit ihr unterm Schirm dahin trippeln. Das ist Alles hier ganz anders; zunächst dem Hause sind die Blumenbeete, daß man sie auch bei Winterwetter aus dem Fenster sehen kann, und da bei diesen die ordnende, sorgende Hand des Menschen doch nie zu verkennen sein wird, so hat diese denn auch ihre größte Geschicklichkeit aufzuwenden gesucht und Alles gethan, um nicht der Schöpfung allein den Zoll der Bewunderung zu lassen. Sinnreich und geschmackvoll ist der Raum geformt und angenehm in kleinere einzelne Räume vertheilt; über gestaltlose Steinklöße träufelt nicht ein dünnes Wässerchen, sondern in schönen Marmorbassins erheben sich reizende Götter- und Knabengestalten, oder sonst die Phantasie anregende Gebilde, die die immer lebendigen Fluten in plätschernden Stralen hoch in die blaue Luft aufwerfen, wo spielend mit verliebten Sonnenstralen ihr goldenes Bild sie auf- und niedertragen. Dadurch wird der Spiegel des Bassins selbst leicht gekräuselt und die sonst todte Fläche lieblich bewegt, daß sie muthwillig über den Rand, wie in Demantfransen, niederplätschert. So haben wir alle Reize weshalb wir Wasser in unsern Gärten suchen, das angenehme Spiel der immer lebendigen Fläche, ihre labende Kühlung und ihr Nymphenlied; aber wir haben hier zugleich mit dem Reiz der Natur den der Kunst verbunden und sie gewissermaßen in Eins verschmolzen, wie Mann und Weib. Genug, daß wir uns in der Wildniß als Sklaven der Schöpfung und Natur empfinden; was uns aber am nächsten umgibt, da wollen wir auch unser Sieger- und Herrenrecht zeigen und fühlen, hier wollen wir Mitschöpfer spielen, wenigstens zeigen, wie der Schöpfer uns nur Stoff und

Hülfe gab, wir aber die Bildung und die Pflege. Dieses zeigt sich eben in den italienischen Villen so schön. Je ferner vom Hause, je anspruchsloser und unmerklicher tritt das menschliche Thier hervor, und nach dem Blumengarten, in dem unsere geschmacklos unbequemen Knüppelbänke und feuchten Grasbanklauben nicht zu finden, sondern eine geschmackvoll architektonisch verzierte Loggie oder sonst ein bequemer Platz zum Ruhen sich bietet, kommt erst der schöne Obstgarten. In wohlgeordneten Alleen stehen die Citronen, Orangen, Mandelbäume u. s. w., durch Guirlanden von Wein verbunden, und dann führen Alleen von zierenden und schattigen Bäumen, wie Taxus, Lorber, Kastanien, immergrüne Eichen u. dgl. uns zu großen Wiesenplanen und Spielplätzen, die wieder von Alleen, oder von Gängen, die zwischen hohen dunkeln grünen Hecken, aus Myrthen, Lorber, Buchsbaum, Cypressen u. s. w. hinführen und gegen kalte Winde schützen, eingeschlossen sind. Ist der Raum größer, so führt er zu Pinien oder Eichenwäldern, zu Vignen, Oelgärten u. s. w. Nun denkt Euch solche Villen, die immer alle zum spazieren geöffnet stehen, jetzt im October! Da sind alle diese Spielplätze belebt mit bunten Menschen, unter den hohen Pinienwäldern, deren blätterloser Stamm, wenn sie noch so dicht neben einander stehen, uns stets so schön die Aussicht durchscheinen läßt, wird Ball geschlagen, gesprungen, Boccia, Morra, alle Spiele gespielt; die Alleen wimmeln von Familien mit schönen Weibern, Kindern und Töchtern, auch Liebespaaren, und auch manche einsame Schöne trifft man wol hier in einer feierlich dunkeln Allee und manchen Menschenhasser. Um die Springbrunnen sitzen glühende Weiber, sich abzukühlen, während

andere noch tanzen vor ihnen; Knaben sind hinauf gestiegen und vervollständigen die Marmorgruppe, die das obere Bassin trägt, sie suchen das Mundloch des Strals zuzuhalten und leiten diesen dann dadurch, daß sie auf einer Seite ein wenig öffnen, seitab auf die tanzenden Mädchen; das verursacht ein Jauchzen ohne Gleichen. Dann zieht man weiter, pflückt einige Rosen, von denen Alles voll noch blüht, schmückt sich damit und tanzt am nächsten Springbrunnen wieder. So tanzt es durch die Alleen; weit her sieht man schon die schönen Gestalten und Gruppen und kann die schönste sich wählen. Wo wäre das in einem englischen Garten möglich, wo man nicht zehn Schritte weit vor sich sieht!

Den 24. November.

Der Teufel hole die Dinte! ich habe aber keine andere heute und so mußt Du, liebe Mine, verfluchen, ob Du es lesen kannst. Am Sonnabend erhielt ich Euern lieben Brief, für den ich sehr dankbar bin, da ich viel und oft und mit schwerem Herzen an Euch Lieben alle denke. Wer würde das an meiner Stelle nicht thun, wenn er sich so unverdient wie ich im Schoos der schönsten Natur und Kunst mit allen ihren Herz erfrischenden und erfreuenden Genüssen befinde und wüßte, daß die Seinen, die alles Schöne und Gute verdienen, dies nicht nur entbehren, sondern auch einer Verderben schwangern Krankheit ausgesetzt sind! Doch habe ich, da ich weder beißen noch mit leiden kann, mein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt und ihm meine Sorge übergeben. Möge er Euch schützen und schirmen! Ich kann es nicht begreifen,

wie Einer, der allein in fremder Welt steht, fern von allen Lieben, fern von aller Pflege, Hülfe und Trost, wie Der nicht gezwungen werden muß an einen göttlichen, unsichtbaren Freund zu glauben!

Rom ist jetzt wirklich wieder unendlich reizend: noch weilt der Herbst, noch sind die Bäume nicht entblättert, die immergrünen aber schon im neuen Schmuck. Das Wetter ist heiter, rein und schön, und wären alle Sommer wie dieser, so würde ich nur vom October bis April in Rom zu sein wünschen; aber dieser Sommer war eine Ausnahme. Außer Rom habe ich nichts mehr zu suchen, mein Komet am politischen Horizont ist untergegangen; ob er je wiederkehrt? — Deutschlands stagnirender Zustand interessirt mich nicht. Englands zweideutige Politik widert mich an, so Ludwig Philipp's schwache Regierung. Rußland vergebe ich Alles, was es auch thut, es handelt wie Barbaren müssen, denen sogenannte civilisirte Länder Freiheit und Spielraum geben. Nur noch Don Miguel amüsirt mich, er ist originell und scheint wirklich das Talent zu einem Teufel zu haben. So also beunruhigt mich das Treiben der Welt nicht mehr, ich male ganz ungestört und lebe nur meiner Kunst und der Erinnerung meiner Lieben.

Sonderbar ist mir, wenn ich jetzt auf die verlebten Jahre zurückblicke. Ich fühle eine ähnliche Ruhe wieder wie ganz zu Anfang, nur mit dem Unterschiede, daß ich früher nur die Kunst sah und nicht in welcher Zeit und Welt sie steht. Jugendlich von ihrem hohen Zweck durchglüht, weihte ich mich diesem ganz und glaubte, bei Dem, der ganz von ihrem Wesen durchdrungen, sei ernstes Wollen, Ringen und Beten hinreichend, um sie in

ihrem ganzen Blütenschmuck vom Himmel herunter zu ziehen. So war ich immer glücklich in meiner Arbeit, ruhig und befriedigt, trotz aller Mängel, die ich darin erkannte, und glaubte sogar zu einem Pfeiler mit in diesem Tempel aufzuwachsen. Das nahm bald ein Ende. Ich erkannte, daß es mit Empfinden und Denken und den stets erflehten und geglaubten Eingebungen von oben nicht genug sei, daß das Ding, da es in der Welt erscheinen sollte, auch ein weltlich Kleid wollte. Klar wurde mir auch die Wichtigkeit der Form, der richtigen und schönen Aussprache und da gabs schon bittere Tage. Doch auch dieser hoffte ich mit Hülfe von oben Herr und Meister einst zu werden; aber da kam die Sehnsucht, auch nicht blos Einer unter Vielen zu sein, nur höher hinaus rückte ich das Ziel, die Wünsche und das Flehen, doch das Vertrauen, das mir geblieben, schuf in trüben Tagen oft frohe, selige Stunden. So kam ich nach Hamburg zurück und verlebte dort die Apriltage meines Lebens. Ich hatte mich selbst wie auf ein Rad gebunden, das in ewiger Bewegung war. Bald war ich zu schwindelnder Höhe gehoben, meine geblendeten Augen sahen die herrlichsten Luftschlösser und schon griff ich nach all diesen Herrlichkeiten; dann hatte das Rad mich schon wieder kopfunter in den tiefsten Abgrund gedreht, das Blut schoß mir in Kopf und Brust, ich sah nichts als ein nächtliches Chaos, Alles verkehrt und glaubte, so in Verzweiflung umkommen zu müssen. Plötzlich war ich wieder oben. So ging es hin und her, bis ich endlich durch das ewige Umwälzen wol selbst innerlich zerrüttet geworden wäre. Im rechten Augenblick noch riß ich mich vom Rade los und reiste fort. Auf der Reise war ich Einer,

der auf einem aus dem Schiffbruch geretteten Balken durch die still gewordene See schwimmt; die schönsten Ufer tauchten vor meinen Blicken auf, Wunder des Himmels und des Wassers sah ich, aber selbst noch stets in Todesgefahr schwebend, bis ich endlich hier das Ufer erreichte, wo mir freilich eine neue Prüfung bevorstand, denn fühlte ich mich auch selig, endlich Land, das langverheißene, zu betreten, so mußte ich dafür Hunger und Durst, wenigstens geistig, leiden. Die heiße Sonne verbrannte mich und der Boden zerschnitt meine Füße. Alle Herrlichkeiten der Kunst und Natur hier stürzten so allmächtig auf mich ein, daß sie mich zu erdrücken drohten; ja, das Entzücken und die Bewunderung erschütterten so heftig meine Seele, daß alle Saiten, auf denen ich so lange das Lied meiner Hoffnung gespielt, auf einmal rissen. Bis dahin war ich in Nacht und Dunkel an einem Berg herumgeklettert und hoffte schon nach Mühe und Noth dem Gipfel nahe zu sein, da kam die Morgenröthe und im Glanz der Sonne sah ich himmelhoch über mir die Riesenhelden thronen und mich tief im Thal, einen Zwerg. So erkannte ich erst meine Schwäche und Ohnmacht und sah nun um mich, in die Zeit und das Leben hinaus. Ich fand den Boden durchaus unfruchtbar und widerspenstig der Kunst. Mir schien unter solchen Umständen jede Anstrengung vergebens und es war mir, als ob Keiner, vollends ich nicht, Das erreichen würde, wonach ich strebte. Dennoch konnte ich nie das Ringen, Streben, Beten und Hoffen lassen, obgleich jeder Anblick der Meisterwerke mich Thor schalt und mir mein eitles Mühen ins Gedächtniß rief; es feuerten aber grade jene mich auch stets wieder von neuem an, bis ich so,

nachdem ich über ein halbes Jahr gefoltert und gegeißelt worden, mich entschloß, nichts mehr anzusehen und nur zu arbeiten. Ich fing es an und ward darüber krank; so hielt ich wol das Erste, aber das Letzte leider nicht. — Ob nun dies lange Faullenzen neuen Muth mir gegeben, weiß ich nicht; was ich hoffe und ob ich überhaupt noch etwas wünsche und hoffe, weiß ich auch nicht, oder sage es nicht. Ich quäle und mühe mich ab, es nach meiner Meinung recht und schön zu machen, und freue mich, wenn es gelingt, ärgere mich, wenn es mißlingt. So lebe ich nur der Gegenwart. Wozu ich es einst bringen und was aus Allem werden mag, das überlasse ich Gott!

. . . Overbeck ist wieder hier, es hat ihm gar nicht in München gefallen und in Düsseldorf eben so wenig.

Noch Eins: Ein Verliebter brachte kürzlich seine Geliebte um, am Brunnen auf der Straße, weil sie es mit einem Andern hielt; nach der That lief er davon. Schnell kam ein Spitzbube, behauptete, es sei seine Frau, riß ihr die goldenen Ohrringe aus und lief davon.

Den 9. Dec.

Ist auch Italien schön und Rom in Vielem tausend Mal unserm Norden vorzuziehen, so ist die Weihnachtsfeier bei uns doch schöner. Stürmts da auch draußen, schneits und regnets; ist auch Alles kahl, schwarz und trübe, so ist es dafür in den Häusern und in den Herzen desto heller. Da ist in jedem Haus der Sternenglanz, der den Weisen aus Morgenland leuchtete, eingekehrt, da hat der Glaube den grünen Baum der Hoffnung ge-

pflanzt, der lieblich glänzende Früchte der Liebe trägt. Ja in jedem Haus erſcheint der Himmelsgaſt, das holde Kind, und da wir ihm nichts zu bringen haben, ſo bringen wir ihm nur uns ſelbſt und geben unſere Gaben gern Denen, die ihrer bedürfen. Und wüßte auch wirklich Mancher nicht, warum er eigentlich dieſe Nacht feiert, ſo feiert er ſie doch als Liebesfeſt. Davon iſt hier gar nichts zu ſpüren. Der Himmel hier feiert ſie vielleicht und die Natur, dieſe heilige Nacht, aber die Menſchen feiern ſie nicht und deshalb ſieht es kläglich um Weihnachten hier aus. Nichts merkt man von Freude und Jubel, wie überhaupt der Schmuck, den das Chriſtenthum durch das Leben flechten ſollte und den man namentlich im katholiſchen Deutſchland noch ſehr bemerkt, hier einzig in die Kirche gebannt zu ſein ſcheint. Da wird Alles auf das überladenſte, faſt heidniſch, götzendieneriſch gefeiert, aber im Leben merkt man nichts.

Das Einzige faſt, was mich freut und feierlich, erbaulich anregt in dieſer Zeit, ſind die ſogenannten Piferari, d. h. Bauern aus dem Gebirg und der Campagna von Rom, die in der Adventszeit zur Stadt kommen, immer zu je drei, zwei mit Pfeifen und einer mit einem Dudelſack (gewöhnlich ein alter Bärtiger, ein Jüngling und ein Kind), mit von Sandalen umwundenen Beinen, blauen Mänteln und ſpitzen Hüten in den Straßen herumziehen und vor jedem Madonnenbilde ſich aufſtellen, einen alten Chor oder Kirchenlied ſpielend, was, wenn auch etwas unharmoniſch, doch etwas rührend Naives hat. Sie werden dafür von den Leuten, die dem Bilde dieſes bringen laſſen, bezahlt und ziehen ſo von früh Morgens bis ſpät Abends durch die Stadt. Beſon-

ders rührend sind mir ihre Accorde, wenn sie in der Morgendämmerung zu meinem Ohre dringen und durch das eben beginnende Leben von den noch halbtodten Gassen auf zum Sternenhimmel schwirren; da meine ich wirklich den Hauch jener Zeit noch zu empfinden, wo ohne Kunst und Schnitzelei aus reinem Drang des vollen Herzens der Mensch seinem Schöpfer unschuldig Opfer brachte, so gut er es vermochte. Diese Musik mahnt ganz an jene Zeit, wo zuerst das Bedürfniß nach Kunst im Menschenherzen erwachte und diese huldreich sich zur schmachtenden Erde niederließ. Um Weihnachten gehen diese Piferari wieder fort.

Ich male jetzt in Reber's Studium, der einen Ofen hat und also heizen kann, meine Bilder fertig. Unsere jetzige Wohnung ist ein Eckhaus; von unserm Zimmer sehen wir auf der einen Seite eine der belebtesten Straßen Roms, besonders von Porolino, Bauern, Verkäufern aller Art u. s. w. durchströmt und durchschrieen, hinunter bis zur Piazza Barberini, wo als point de vue ein Springbrunnen, ein Triton, sich dem Blicke darbietet, welcher, aus einem Wasserbecken aufsteigend, hoch in die Luft einen Wasserstral aus seiner Muschel schleudert, der plätschernd über das Becken hin in das untere wieder sich ergießt. Hier lagern täglich Scharen von Bauern und tränken ihre Esel u. s. w. Zur andern Seite sehen wir nach der vornehmen Piazza di Spagna hinunter, über die die Carossen der Vornehmen und besonders der Engländer, Reisenden und Fremden aller Art rasseln und wo wir ganz in der Ferne den Obelisk auf der Piazza del Popolo (der Platz, an dem das Thor liegt, welches nach Deutschland führt) erblicken. Ich stehe Morgens

vor Tag auf, durch die Piferari geweckt, gehe bei verlöſchendem Morgenſchimmer am Himmel und Lampengeflimmer in den Straßen ſpazieren und in ein Kaffeehaus, das ungefähr fünf Minuten von meinem Haus entfernt iſt; da trinke ich Chocolade, leſe den Courier français, oder unterhalte mich mit Milde und Neher, die ich in der Regel treffe. Mit Neher gehe ich dann in ſein Studium; dort malen wir zuſammen und verbringen unter Mittheilung unſerer gegenſeitigen Anſichten über Dies und Jenes, alſo ſchwatzend und arbeitend, den Tag. Ich ſehe jetzt endlich ein Ende in meiner Arbeit und empfinde ein befriedigendes Gefühl, daß ich mit Vielem, was zur Geſtaltung und Darſtellung des Aeußerlichen gehört, ins Reine gekommen bin und nun auf dem Wege, den ich eingeſchlagen, zu gehen weiß. Den Weg ſah ich früher wohl beſtimmt, und ſehe ihn auch noch ſo, aber ich wußte nicht zu gehen; jetzt habe ich gehen gelernt, und iſt der Gegenſtand auch nichts weiter, als eigentlich nur ein Studium, ſo iſt es doch ſo ausgeführt, daß es zwei anzuſehende Bilder werden, die wenigſtens das Lob der Leute hier empfangen, was ich nicht gehofft, da es etwas ſehr Seltenes hier iſt. — Overbeck hat ſie noch nicht geſehen, doch gilt deſſen Lob auch weniger als das Anderer, da er immer ſehr freundlich iſt. Mein Neher lobt mich, wie ich ihn und die Leute uns gemeinſchaftlich. Man nennt uns Caſtor und Pollux u. ſ. w., ſo daß wir bald hoch aufgeblaſen ſein werden wie Truthähne und vor Eitelkeit nicht wiſſen wohin; denn da wir immer gleiche Anſichten haben, gleichen Weg einſchlagen und uns gegenſeitig ungefähr gleich ſchätzen, ſo muß wol der Eine auf Lob oder Tadel des Andern auch ungefähr

gleich viel geben. Wir ſind uns gegenſeitig ſelbſt die höchſten Richter und haben uns über alle Andern ſo hinaufgeſchroben, daß wir uns Beide unausſtehlich eitel machen. Aber ſeid ohne Sorgen, dafür hat Gott geſorgt! Wer ein offenes Auge und Herz für die Kunſt hat und ſie in ihrem ganzen Ernſt und heiligen Weſen erkennt, der wird in Rom nicht ſtolz und eitel, da gibt es niederſchlagendes Pulver genug. Wol ſind hier kleine Schmeicheleien und Weihrauchwolken nöthig, um nicht die Seele ganz im Gefühl ihrer Schwäche untergehen zu laſſen; allein dadurch laſſe ich mich nicht irre machen weder in dieſer noch jener Beziehung.

Doch nun weiter zu meiner Lebensgeſchichte. Abends nach der Arbeit ziehen wir einige Zeit durch die Straßen und belugen die ſchönen Weiber und Mädchen; dann gehen wir in mein Logis, leſen da mit Milde etwas zuſammen, oder ſchwatzen oder machen Carricaturen auf alle andern Künſtler u. ſ. w., beſonders jedoch auf die deutſchen Frauen in Rom, die jetzt in großer Anzahl, namentlich von Berlin, hier ſind. Zwei Stunden in der Nacht gehts in irgend eine Kneipe, wo wir bis zehn Uhr Unſinn treiben. Sonntags Nachmittags gehts ſpazieren; da meine Kräfte faſt ganz wiedergekehrt ſind, ſo kann ich ſchon ziemlich weit gehen, ohne müde zu werden. Auch bekomme ich wieder Fleiſch auf die Knochen. Nur bin ich noch recht reizbar gegen Alles, wie es die allermeiſten Fremden hier in den erſten Jahren ſind, weil in dieſem andern Klima das Blut eine andere Circulation nimmt. Sonntags Morgens werden Galerien beſehen, die meine Kirchen ſind.

Einliegend der Schweſter Braut ein Veilchen auf einem Epheublatt, das ſie in ihren Brautkranz winden

kann. Es iſt am Sonntag den 4. Dec. in der Villa Pamfili unter Lorberen und Eichen im Freien wild gewachſen. Hoffentlich ſtehe ich mit dieſer Gabe einzig da, da wol kein Anderer eine ſolche aufzuweiſen hat, denn ſchwerlich möchte bei Euch um Weihnachten etwas Anderes wachſen als Schnee und Eiskryſtalle.

Den 26. Dec.

Das war einmal wieder ein Tag! Im Schweiße meines Angeſichts habe ich mich den ganzen Tag abgemüht und angeſtrengt faſt bis aufs Blut, um einen Fetzen Fleiſch zu malen; endlich ſchwand das Tageslicht und im harmoniſchen Schimmer des Zwielichts ward mir klar, was mir die Tageshelle nicht offenbarte, daß nämlich meine Arbeit durchaus unharmoniſch iſt. Darum wiſchte ich Alles wieder fort. Das iſt der Reiz des Malens! Wenn auch mein Genius nicht mächtige Adlerſchwingen hat, um in die höchſten Regionen zu ſteigen, ſo fühlt er durch ſolche Bande ſich doch eben ſo gut, wie ein ſolcher, gefeſſelt und gehindert. — Ich ging noch einen Augenblick ins Freie und ins Grüne; faſt war die Sonne verſchwunden, aber noch tönten ihre Abendklänge durch die blauen Wolken des Himmels und leiſe flüſterten die Blätter die goldne Abendmelodie nach, ſich ſelbſt dabei in ſüße Frühlingsträume wiegend. Ach, wie verwünſchte ich die ganze Malerei! Nichts thun möchte ich, nur wandern und wandern und ewig ſchauen und genießen. Wie ein heiliger Franziskus blos in Anſchauung des Heilands lebte

und webte, so möchte ich nur in dem allmächtigen Buche der Schopfung lesen; im Kleinsten liegt eine unbekannte Zauberwelt. Glückselig Der, dem sie sich hingibt, die nie alternde Schöne, und glückselig Der, der würdig ist, sie zu verkünden und in ihrer Melodie die Fülle seiner Seele auszusprechen vermag! — Ich schmiere Farbe auf Leinwand und wische Abends mit dem Taschentuche wieder weg, was ich am Tage gemacht. Dabei rückt Weihnachten näher und trotz des anhaltendsten Fleißes wird bei den kurzen Tagen mein Bild doch nicht fertig.

Rom, den 23. Jan. 1832.

Lange habe ich Euch nicht geschrieben, aber ich wollte auch nicht eher schreiben, als bis meine Bilder fertig wären. Doch das Fertigmachen ist ein eigen Ding; wol nehme ich hundert Mal mir vor, sie jetzt so zu lassen, wie sie sind, und Das, was ich als noch nicht recht und gut erkenne, mir zu merken, um es bei der nächsten Arbeit besser zu machen. Aber sehe ich die Bilder an, da kommen sie mir vor, wie weinende Kinder, die mit kläglich rührender Stimme bitten, ihnen doch das beste Sonntagskleid anzuziehen, da sie in Gesellschaft sollen, wo die andern Kinder sie sonst verlachen und verhöhnen würden. Ich bin dann ein weicher Vater, putze sie so gut und schön, als ich kann, und doch werden sie nicht schön genug, um dem Tadel zu entgehen.

Gesund war ich eigentlich, Gott Lob! immer, das setze ich voran, weil ich weiß, daß Euch das doch am meisten interessirt. Leicht erkältet hatte ich mich einige Male,

aber immer ſo, daß es mich Abends ins Haus bannte, und zwar in Folge des fürchterlich ſchlechten, naßkalten Wetters, das wir kurze Zeit hier hatten; Wetter, wie im Hamburger November. Sonderbar iſt, daß, ſeit mich das Fieber gepackt, weder Erkältung noch Magenüberladung Aſthma bewirken, ſondern Alles ſich gleich fieberartig geſtaltet. — Doch nun zu etwas Beſſerem. Seit der zweiten Woche dieſes Jahres haben wir das ſchönſte Frühlingswetter und da benutze ich freie Stunden gern zum Spazierengehen. An den Weihnachtstagen war das Wetter leidlich; den heiligen Abend, wo hier alle Wirthshäuſer geſchloſſen ſind, brachten wir unſerer Sechs zuſammen bei Neher zu, hatten uns aus dem Wirthshaus ein gutes Abendeſſen und guten Wein beſtellt und beſcherten uns Einer dem Andern. Es war ſo: Jeder mußte der fünf Andern Jedem etwas ſchenken, ſo daß Jeder fünf kleine Geſchenke bekam. Ferner hatten wir Jeder für ſich mit Apfelſinen, Aepfeln und Marcipanſachen die Zimmer aufgeputzt und eine Menge Wachsſtöckchen angezündet, was ſich allerliebſt ausnahm. Wir ſprangen wie die Kinder herum, doch dauerte dieſe Freude, wie mir ſchien, bei Allen, von mir kann ich's gewiß ſagen, nur wenige Minuten, denn es mahnte uns an vergangene Zeiten und bald zog nur bittere Wehmuth in unſere Herzen ein. Kaum konnte ich mich der Thränen enthalten; ich dachte an die goldflimmernden Zimmer, Weihnachtsbäume, Kinderjauchzen in meiner Jugend, an Geſchwiſter und Aeltern! Ach, wie weh ward mir, als ich an dies Alles und daran dachte, wie Alles jubelt und jauchzt und Theil nimmt an der Freude, die Himmel und Erde durchglüht, wo die thränenfeuchten Augen im

Spiegel der vielen tausend Lichter bei Jung und Alt wie gestirnte Himmel glänzen! — Wie mir da wurde, könnt Ihr Euch denken, und wol auch welche Stunden nach dieser Kinderposse bis zur Essenszeit eingetreten! Stumm und regungslos saßen Alle da, mit Gesichtern, als ob sie nie wieder eine Freudenglut beleben könnte. Endlich ging es zu Tisch; da wurden die Andern alle bald wieder freudig gestimmt wie illuminirte Weihnachtszimmer, und zuletzt so, daß es drunter und drüber ging. Ich aber, der ich nicht trank, kam trotz der angestrengtesten Mühe von meiner Seite, trotz Hohn und Spott und rasenden Hineinreißens nicht aus meiner Stimmung heraus. Endlich, um 12 Uhr ungefähr, gingen wir nach Haus und da im Fenster liegend hatte ich Muße, meiner Stimmung freien Lauf zu lassen. Es war eine milde mondhelle Nacht; die Sterne schienen der himmlische Sängerchor von Cherubim und Seraphim, die über der Krippe sich lieblich verschlingend das himmlische Hallelujah singen. Das war das Fest des Himmels. Auf der Erde war's trotz der tiefen Nacht auch schön; wie ein Meer wogten die Glockentöne über dem dunkeln, schlafenden, mächtigen Rom, dazwischen klingelten die kleineren Mettenglocken und die Töne verhallten in der Ferne so zauberisch in einander, daß es wirklich schien, als ob diese Verkündigungsmelodie rings um die Erde flutete und Euch wie mich im selben Augenblick an die Krippe riefe. Nun gingen die Leute mit Laternen wie Glühwürmer durch die dunkeln Straßen zur Kirche und ich mit vollem Herzen zu Bett. — Den Sylvesterabend verlebten wir auf ähnliche Weise. Wir brachten ihn bei meinem neuen Vetter Rast zu, wo auch mehrere Schwaben waren; ich

muß aber ehrlich sagen, daß mir der Sylvesterabend, besonders in den letzten Jahren, nie so wichtig war, wie der Christabend, und so wußte ich doch mich eher, wenn auch meine Seele oft weit weg irrte, in meine Umgebung zu finden. Ich trank zwar auch an diesem Abend nicht, sang aber und tobte mit bis 4½ Uhr Morgens, wo die Meisten kaum stehen konnten und wahrhaft rasende Faunen schienen.

So ist diese Zeit hingegangen, für mich gesund, fleißig und ungewöhnlich ruhig und heiter. Abends habe ich den Tacitus gelesen, seine römischen Annalen und Geschichten, und ich muß sagen, daß solche Sachen hier zu lesen einen ungeheuern Reiz hat, hier, wo noch die Blutstropfen der gefallenen Heldenwelt, die kaum ausgerauchten Trümmer jener Herrlichkeit, die versteinten stummen Zeugen sind, die sie von Mörderhänden hatten zerfleischen sehen, die königliche Schöne. — Jetzt lese ich den Sallust, und wenn ich den Livius bekommen kann, werde ich diesen Meister der römischen Geschichte auch vornehmen.

Traurig sieht es im Kirchenstaat aus; doch das werdet Ihr aus den Zeitungen wissen. Ein Erdbeben in vergangener Woche, oder etwas früher, das man hier leise spürte, hat nämlich in der Umgegend von Perugia furchtbar gewüthet, in Spoleto und Assisi großen Schaden gethan, Foligno so zerstört, daß Kirchen und Klöster eingestürzt, fast alle Häuser unbewohnbar, viele ganz zertrümmert sind. Mehrere Menschen sind verwundet, einige todt. Der Schaden soll groß und die Lage der Betroffenen fürchterlich sein, indem alle jetzt in Hütten oder auf freiem Felde wohnen und durch das schlechte Wetter

der ersten Tage viele Krankheiten entstanden sind. Der Gottesdienst wird in einem Zelte gehalten. Die Kirche unterhalb Assisi, wo Overbeck den jetzt wol schon in Lübeck befindlichen Carton gemalt, Maria degli Angeli, ist auch halb eingestürzt, das Kloster aber ganz, so daß alle Mönche geflohen sind; doch soll sein Bild, das in der in der Kirche befindlichen kleinen alten Kirche, der Sage nach vom heiligen Franz gegründet, ist, wenig gelitten haben. Eine kleine Stadt, nahe bei Perugia, ist ganz zusammengestürzt und über 100 Menschen sind dabei getödtet worden. Täglich graben sie Halbtodte und Todte heraus. Die Erde soll Tage lang nachher noch gezittert und einige Tage später wieder ein starker Stoß stattgefunden haben. Glücklicherweise geschah das Unglück am Tage, sonst wären wol wenig Menschen gerettet worden. Ein Berg in der Umgegend soll eine schweflige Masse ausgeworfen haben und noch hin und wieder rauchen. — Dann ist heute hier die Nachricht von einer siegreichen Schlacht der päpstlichen Truppen veröffentlicht worden. Ihr müßt nämlich wissen, daß noch immer die Bologneser sich dem Papst widerspenstig zeigen und derselbe sie jetzt mit Gewalt zwingen will. Kann er das nicht, so will er die Oesterreicher rufen, die mit Genehmigung aller Mächte diese Execution verrichten sollen.

In Rom ist es gerade wieder wie voriges Jahr, man ist weder sicher vor der Polizei noch vor dem Gesindel. Die Erstere macht hübsche Streiche, unter Anderm wurden kürzlich ein preußischer Bildhauer, ein Italiener und ein Engländer vorgeladen; da ward ihnen vom Secretair angezeigt, daß sie innerhalb dreimal 24 Stunden die Stadt zu verlassen hätten, ohne die Gründe anzufüh-

ren, warum dies geschehe. Sie wendeten sich aber an die Gesandten und diese mit scharfen Beschwerden an die Regierung, worauf sie die Erlaubniß erhielten hier zu bleiben; als Satisfaction ward ihnen, als sie auf Nennung ihres Angebers drangen, gesagt, es sei ein Irrthum. Dann kam die Polizei zu einem sächsischen Ciseleur und einem österreichischen Graveur mitten in der Nacht ins Haus, fragte nach den Päſſen u. s. w., und als sie herum gestöbert hatten, gingen sie wieder. Einem ansäßigen englischen Maler, der ungerechterweise einen Proceß verloren und die Strafe noch nicht gezahlt hatte, rückten sie ebenfalls in der Nacht vors Quartier und verlangten von ihm das schuldige Geld; als er nichts Baares hatte und sie fortzujagen Miene machte, ward ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt und Ruhe geboten, worauf man als Pfand seine Bilder forttrug. Täglich fallen heimliche Verhaftungen vor und es hat das Verfahren der Polizei in der That einen Don Miguelischen Anstrich jetzt, obgleich der Papst selbst gewiß alles Gute will; aber es liegt an der Principlosigkeit der Regierung und der Willkür der Unterbeamten. Angefallen werden die Vornehmen und Reichen hier auf eine erschreckende Weise, auch wird dann und wann etwas dabei zur Ader gelassen, wie z. B. neulich erst ein junger englischer Gelehrter auf der spanischen Treppe, der drei Stiche in den Arm, eine leichte Wunde in die Brust und eine ins Gesicht durch den Backen bekam.

Den 9. März.

Am 22. Februar waren meine Bilder fertig und denselben Abend, wollte ich es jubelnd Euch verkünden, als ein anderer Jubel diesen übertönte. Nämlich an jenem Abend, da ich beim Abendessen im Wirthshaus saß, kam Chateauneuf und suchte mich dort auf! Nun wurden 14 Tage nur zum Herumtreiben und Faullenzen angewendet, bis zum Mittwoch Mittag, an welchem die Reisenden nach Neapel abfuhren. Nun bin ich aber wieder frei und nüchtern und muß durch Schreiben die eingetretene Lücke ausfüllen, da die letzten Tage mir gar zu angenehm beim Umherstreifen mit dem lieben alten Freund verstrichen. Das wäre also die Entschuldigung meiner Nachlässigkeit, wofür ich vielleicht schwer werde büßen müssen, da ich nun wol nicht eher, als nach dem Eintreffen dieses Briefes bei Euch, einen erhalten werde. Da ich von T. das Geld richtig erhalten, da mir auch Eh. 200 M. B. ausgezahlt hat und ich noch eine ansehnliche Summe für meine beiden Bilder zu erwarten habe, werdet Ihr einsehen, daß ich noch keine Lust fühlen kann, mit S. zurück zu reisen. Wie Ihr aber überhaupt dieses von mir glauben konntet, begreife ich nicht, da Ihr doch gewiß einsehet, daß ich, wenn ich erst einmal zurückreisen muß, diese Retirade so langsam als möglich machen und noch profitiren und mitnehmen werde, was ich kann. Uebrigens ans Reisen, wenn auch nicht nach Hause, denke ich stark und zwar beabsichtige ich erstlich gleich nach dem 1. April mit Milde auf einige Tage einen kleinen Ausflug zu machen und dann in der schlechten Jahreszeit entweder ins Sabiner oder sonst ins Gebirge mich zu begeben. — Immer schrieb ich Euch mit

großer Freude, aber doppelt glücklich macht es mich jetzt; denn in Trauer und Leid gehöre ich mir selber mehr an, und wenn es mir da auch Erleichterung ist, das volle Herz auszuschütten, so thue ich es doch wider Willen und ungern, da ich Andern nicht gern diese Last aufbürden mag. Aber im Glück, in der Freude, da denke ich nur an Euch, da gehöre ich Andern mehr als mir, da möchte ich nur die Schale sein, mit der der goldene Wein gefüllt wird, der Euch erquicken und erfreuen soll. O, könnte ich das sein!

Also das Gewöhnlichste voran und, Gott Lob! daß es erfreulich ist. Bei dem schönsten Wetter, das wir fast die ganze Zeit seither hatten, einige kalte Tage abgerechnet, an denen es sogar zwei Mal Eis gefroren und ein Mal geschneit hat, bin ich immer ganz gesund gewesen, auch froh, nur daß meine Bilder mich zuletzt, wenn auch nicht verstimmten, doch langweilten und es mir wirklich Ueberwindung kostete, das schöne Wetter ungenutzt vorüber gehen zu lassen und vor der Staffelei, bei der Vollendung und Aenderung an Gegenständen, zu schwitzen, deren Interesse eigentlich durch neue Gedankenregungen verdrängt war. Als Studium hatte ich sie mir gewählt und gewiß waren sie in Zeichnung, Malerei, Auffassung u. s. w. ein gutes Studium für mich; denn was ich wollte, konnte ich wenigstens versuchen auszusprechen und, wo es ausreichend sich bewies, mich darin befestigen, wo es sich als unzureichend oder gar falsch zeigte, berichtigen. Aber um diese Studien zugleich verkäuflich zu machen, woran ich leider denken mußte, war es nun auch nöthig, manche Sachen, die ich sonst übergangen hätte, so auszuführen, daß sie ein Ganzes bildeten. Das

ist nun freilich eine gute Uebung; um aber da bis zuletzt mit Lust auszudauern, muß der Gegenstand bedeutender sein und ein länger fesselndes Interesse gewähren. Nie wurde ich aus Wahl ein lebensgroßes Portrait in halber Figur malen, es müßte denn das Individuum bei mir besondern Antheil erwecken. Abends nach der Arbeit trieb ich mich jedoch fast immer eine Stunde in der göttlichen Natur herum, und als der letzte Arbeitstag gekommen war und ich für den folgenden Tag nur noch einige Ausbesserungen zu machen hatte, kam Chateauneuf. Wie mich das freute, wie ich die ganze Zeit mich darauf gefreuet, habt Ihr Euch richtig, aber gewiß nicht zu stark vorgestellt. So gern ich Euch, Ihr Lieben, alle einmal hier hätte, so glücklich es mich machen würde, mit Euch alle Herrlichkeiten hier zu genießen, fast eben so lieb war mir doch dies, und in mancher Hinsicht, offen gesagt, noch lieber. Euch könnte ich sie nur zeigen und mich an Eurer Freude laben; so aber fand ich Einen, der so heimisch, ja in Manchem heimischer war, als ich; der Dasselbe will, dasselbe Ziel vor Augen hat. Manches, was dunkel in mir lag, was, so wie es hervor ans Licht sich drängte, an schroffe Gegensätze stoßend, wie die Fühlhörner der Schnecke, sich schnell wieder zurückzog, ward nun durch gleichtönende Saiten hervorgerufen und erhärtete zu einer bestimmten festen Form. Ja, was mich doppelt, dreifach freute, war, daß er erstlich mir so viel von Euch zu erzählen hatte, was doch mehr ist als alle Briefe, denn in ihm und seiner Stimme sah ich Euch fast persönlich, wie in einem Spiegel, und zweitens hatte ich entweder ihn mir verändert vorgestellt, durch die lange Entfernung von einander, oder, was ich mehr fürchtete,

ich glaubte mich ſelbſt verändert, glaubte ihn auf der breiten, geraden, ſchönen Straße zum großen Ziele mächtig und rüſtig vorwärts geſchritten und mich vielleicht, durch ſo manche Stöße, die ich in dieſen anderthalb Jahren erhalten, ſeiner Straße und ſeiner Richtung entrückt. Doch in demſelben Verhältniß zu einander, wie wir uns verlaſſen, fanden wir uns wieder, aber, Gott Lob! nicht mehr auf demſelben Punkt!

Frohe Tage haben wir zuſammen verlebt und gern behielt ich ihn hier, wenigſtens eine Zeit lang, denn wenn auch Neher und ich ſo ziemlich in unſern Anſichten übereinſtimmen, ſo ſtimme ich doch mit Keinem hier überein. Denſelben Abend alſo gingen wir, nachdem wir Neher, Milde und Meier, einen Württemberger Landſchaftsmaler, abgeholt, in eine Kneipe, wo wir bis tief in die Nacht ſchwatzten. Am andern Morgen ging ich dann mit Milde zu S., wo ich meine lieben Geſchenke erhielt. S. und deſſen Frau waren ſehr freundlich, und obgleich ich ihn bat, noch ein paar Tage zu warten, ehe er zu mir käme, da noch einige Ausbeſſerungen zu machen, ſo ging er doch gleich mit, es war ſein erſter Gang in Rom. Er lobte, wie auch Ch., meine Sachen und meine Fortſchritte ſehr, was mich freute; dann ſahen ſie Neher's Bild, das ihnen auch ſehr gefiel. Dann brachte ich ſie zu Overbeck, wo ich zum erſten Mal das Hamburger Altarbild ſah, das mich unendlich entzückte, beſonders wegen der Köpfe des Johannes und Jacobus, die meiſterhaft ſchön und ausdrucksvoll ſind, wenn auch der große tiefe Ernſt einem zarten aber reinen Gefühl etwas geopfert iſt. In der Stellung und Bewegung des Chriſtus ſprechen ſich die Worte der Bibel aus, wie ich es

nie empfunden habe. Der Engel mißfällt mir. — Nachmittags führte ich sie zu Vernet, der ein großes Bild aufgestellt hatte. Die Technik war bewunderungswürdig und Alles mit großer Bravour vorgetragen. Eine Figur darauf war schön gemalt und eine andere sogar naiv aufgefaßt und außerordentlich anziehend; alles Andere aber war Theaterputz auf Gliederpuppen und hatte eine kalte Farbe, wenn auch wol eine bewundernswürdige Licht- und Tageshelle. Die Composition war ohne Seele, Ausdruck und Schönheit; die Zeichnung oberflächlich, ja oft schlecht, und man bemerkte einen Aufwand von Raum und Figuren, der fürchterlich beleidigend war. Das Ganze nämlich ist ein Bastard von Genre- und Historienbild: Rafael, wie ein indischer Nabob von sogenannten Schülern, wie Pagen aussehend, umgeben, kehrt einer schönen, reizenden Frau den Rücken und zeichnet sie so über die Schulter; Papst Julius II agirt darauf wie ein Mädchen aus Clauren's Almanachen, das ihren Liebhaber belauscht; Michel Angelo, beladen wie ein Fakin, springt in halber Figur wie Samiel im Freischützen aus der Erde; da Vinci, Bramante, einige brutale Ritter, Bettler, Volk und Bauern sind die Staffage in einem Hof des Vaticans; die Logen sind von Bramante gebaut, von Rafael ausgemalt. Der Gegenstand, der vielleicht als Kalenderbild oder Kabinettstückchen hübsch zu behandeln wäre, sieht so kolossal, so ohne Zweck und Ursache ausgeführt aus, wie ein Isländisches Lustspiel auf einem griechischen Theater.

Den 10. März.

So ging es nun alle Tage. Was ich wußte und kannte, dahin führte ich ſie, oder ließ mich vielmehr mit hinführen, denn mir blieb zum Wegweiſer nicht viel übrig, da Ch. der beſte Cicerone war, den ſie finden konnten; aber auf einige Kunſtwerke konnte ich ſie doch aufmerkſam machen, weil ſie ſelbſt dieſem unbekannt waren. Am folgenden Tage, am Sonnabend, beſuchten wir erſt einige Künſtlerateliers, dann die Studien von Thorwaldſen und vom Profeſſor Wagner, der für die Walhalla in Regensburg einen Fries macht: nämlich in einzelnen Momenten die Geſchichte der Deutſchen von ihrer erſten Einwanderung vom Kaukaſus her, bis auf Karl den Großen. Ueber die Hälfte iſt bereits vollendet und mir und noch einigen Wenigen hier ſcheint es eins der geiſtreichſten, gelungenſten Kunſtwerke unſerer Zeit. Weiſe iſt es gedacht und angeordnet, mächtig aufgefaßt, klar und reizend wieder ausgeſprochen; wenn auch weniger ſchön, weniger ausgebildet und fertig in der Form als Thorwaldſen's Schöpfungen, ſo herrſcht dagegen mehr Reichthum der Gedanken, Fülle ſprudelnden Lebens und eine beſtimmtere, großartigere Charakteriſtik darin. Es erinnert an die ſchönen Compoſitionen ähnlicher Gegenſtände von Giulio Romano und iſt, wenn auch in allem Uebrigen Thorwaldſen den Vorzug haben ſollte, doch wenigſtens origineller als deſſen Sachen. Die Art der Ausführung iſt für den Ort, wo es hinkommt, nämlich in einen ſehr hohen Saal, ganz paſſend, in großen breiten Maſſen, die aber ſich beſtimmt und deutlich trennen, flach gehalten, ohne ſich durch eine zu ſehr ins Kleine gehende Ausführung zu vereinzeln oder zu vernebeln. Das

war, so lange ich diese Arbeit kannte, meine Ansicht und es freute mich um so mehr, dieselbe durch Ch., der sie noch nicht kannte, ganz bestätigt zu finden. Der alte Wagner, der unter den ältern Künstlern hier für mich einer der liebenswürdigsten im Umgange ist, war glücklicherweise auch diesen Tag sehr liebenswürdig gegen uns, was nicht immer der Fall ist, indem er sich oft sehr grob gegen Fremde beträgt. Da ich noch nie darüber gesprochen, will ich Euch in kurzem die vorherrschenden Momente erzählen. Erst also, am Anfang, der Kaukasus, der Aufgang mit dem Morgenstern und der Ocean in allegorischen Figuren; alsdann beginnt der Zug: rohe nackte groteske Gestalten, mit kleinem wilden Vieh und Wagen voll schöner, wenn auch wilder kräftiger Weiber und Kinder ziehen über Berge und Flüsse. Je weiter sie ziehen, desto mehr bilden sich bei Menschen und Vieh die Formen edler aus; dann schlagen sie Lager auf und treiben Jagd; nach und nach beginnt auch Kunst und Wissenschaft, sie beobachten den Lauf des Mondes, singen Volkslieder, fangen Gottesdienst an, opfern, verehren ihre Propheten und Prophetinnen, halten Versammlungen, Waffentänze u. s. w.; dann wählen sie einen Herzog und endlich beginnen sie mit Fremdlingen Handel, ihre eigenen Producte gegen ausländische vertauschend; nun forschen sie, woher diese Fremden gekommen, und beginnen dann sich zu rüsten, um auch in dieses Land zu ziehen; Zug über die Alpen, dann eine Menge Römerschlachten und endliche Besiegung. — So weit ist es fertig, das Andere ist noch im Werden.

Nun zu uns. Wir fuhren beim schönsten Wetter hinaus in die alten Ruinen, die Gräberstraße u. s. w.,

besahen einige alte Basiliken, was mir mit Ch. zu sehen besonders interessant war. Abends machten wir noch den Corso mit, der an diesem Tage begann, d. h. Carneval ohne Masken. Costüme waren erlaubt, doch erschienen wenige, überhaupt war, wie natürlich, alle Lust vorbei und wenig Volk da, denn das Pferderennen allein kann nicht interessiren. Den Römern ist, weil sie fast die Einzigen waren, die dem Papst treu geblieben, dieses Jahr das Vorrecht geworden, einen Carneval *ohne* Masken zu haben. — Am Sonntag machte ich mit Ch. und Neher einen architektonischen Spaziergang, wo wir viele alte schöne Kirchen besuchten, schöne Häuserfaçaden, Höfe und Loggien aus der Zeit Bramante's und frühere und spätere besahen, viele von Polidor und Perin del Vaga, grau in grau bemalte, aufsuchten u. s. w. Nährend sind mir immer diese feierlich schönen Kirchen (Basiliken); aus den Stämmen alter Herrlichkeit und Größe, deren Kronen aber ein böser Winter zerstörte, scheint ein neuer, blütenreicher Frühling eine neue Herrlichkeit hervorzurufen; einfach und voll wahrer Liebe für alles Herrliche benutzten die Alten Das, was noch von untergegangener Größe vorhanden war. Keine störende, verdammende Lehre war ihre Religion und so brauchten sie Das, was vorhanden, ihren Bedürfnissen nur geeignet anzupassen, um aus den alten feierlichen Räumen heidnischer Mausoleen christliche Baptisterien zu schaffen. Wie aus dunkler Erde zuerst der junge Lebenskeim hervorquillt, so tönt da, wo in schwarzer Nacht und Trauer das Heidenthum begraben lag, zuerst der Weihegesang und die feste Zusicherung eines neuen Lebens, als ob selbst die Geister Derer, denen nur ein leiser Hoffnungsschimmer in

die dunkle Kammer leuchtete, auf den selig klingenden Accorden dieser himmlischen Scala aufwärts schweben sollten aus Nacht zum ewigen Licht.

Ich sah bei der Gelegenheit die Engelsburg inwendig, d. h. das alte Mausoleum Hadrian's. Interessirten mich auch ihre antiken Eingeweide, bewunderte ich hier auch die Gewaltigkeit alter Kunst, so dankte ich doch Gott, als wir aus dieser dicken, schweren Grabesluft wieder fort waren und ich in einem schönen großen Saal mit einer herrlichen dramatischen Loggie, einer Aussicht über Rom und die Welt weg, wieder erquickend warme, reine Himmelsluft athmen konnte, die dabei um so erfreulicher, um so wohlthuender auf mich einwirkte, da noch ein anderes reiches Leben im bunten schönen Zauber, eine Märchenwelt in einer von Giulio Romano mit Arabesken verzierten Decke auf mich nieder zu schweben schien. Dieser Saal, die Wohnung des Commandanten, oder vielmehr das Zimmer der Soldaten, ist eine der schönsten Arbeiten Giulio Romano's; wie zu unsern Füßen die Welt liegt und in einem bunten Teppich verschwimmt, so auch in dieser Arabeske: Alles spielt dort an, das Leben in seinen reichsten, verschiedensten Verzweigungen, durch Blumen-, Thier- und Menschenwelt, durch Geschichte, Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Dichtung, Tod und Leben.

Doch zu andern Dingen. Hierauf flog ich mit S. durch die Bibliothek des Vaticans, sah aber eigentlich nichts als die großartige prachtvolle Aufstellung und den Reichthum an Vasen und Manuscripten. Dann machte ich einen äußerst interessanten Spaziergang nach dem Campo Vaccino mit ihnen und einem italienischen Alterthumsforscher, der uns aus den Trümmern des alten Forum

und seiner Umgegend zeigte und beschrieb, wie es einst gewesen. Die Unterhaltung war französisch und so war, außerdem daß mir, da ich gerade jetzt die alte Geschichte lese, diese Beschreibung interessant war, auch das Gespräch in französischer Sprache lehrreich, denn wenn ich auch nicht sprach, so übte ich mich doch, Alles zu verstehen, und verstand auch Alles. Die Villa Rafael's inwendig zu sehen, machten wir mehrere vergebliche Versuche (ich kenne sie auch noch nicht) und stiegen dann auf den Thurm der Villa Borghese, wo ich auch noch nicht war und von dem man eine himmlische Aussicht hat. Nach allen vier Seiten bildet den Vordergrund ein immergrüner Wald von Eichen, Pinien, Lorberen, Orangen, Cypressen. Rom ist fast ganz versteckt in Wald, nur die Peterskuppel scheint unter einer Pinienhalle durch wie ein Altar im Dom der christlichen Welt und ihrer Geschichte; dann senkt sich der Contour des Waldes, über die dunkelgrünen Spitzen des ernst schweigenden Lorbers ragen die Trümmer des alten Roms aus diesem Lorbergrab, das einst auch die Wiege ihrer Jugend, die Wohnung ihres reifen Heldenalters, und das Todtenhemd ihres Greisenalters war, von der Sonne vergoldet hervor. Weiter ringsum breitet sich die Campagna in ihren reizend einfachen Schwingungen aus, wie ein Meer, in dessen Schoos eine ganze Welt voll Herrlichkeiten versunken; und wie im Wogen des Meeres der Schiffer noch die Glockentöne versunkener Städte vernimmt, so gleiten über ihre schweigenden Wölbungen Accorde, in denen uns eine ganze Weltgeschichte ersteht.

Auch bei Nerly war ich mit S. und Ch. und haben schöne Zeichnungen dort gesehen, wirklich ernst und groß-

artig componirte Landschaften. Solch majestätischen Styl, so würdig ernst gedacht und in Form gekleidet, findet man keine Landschaften mehr oder wenigstens selten noch hier; es sind keine Alltagsgegenden und keine Prospecte. Schade, daß seine Farbe noch immer nicht tiefer und ernster ist. Dann waren wir beim alten Koch, wo ich auch hübsche Sachen sah, wunderschön und reizend gedachte Landschaften, in denen sich gern das Gemüth ergeht, da sie reich an Ideen und diese einfach und nobel vorgetragen sind, aber Farbe, oft auch Zeichnung und Anordnung, sind etwas kleinlich und modern. Hierauf beim Bildhauer Kessels, der eine wunderschöne Figur wirklich ganz im antiken Geist gemacht hat, nämlich einen Discuswerfer. Dann hat er noch einen Knaben mit einer Ente, bei dem die Form mit ungemeiner Wahrheit und Zartheit ausgebildet ist. Seine andern Sachen, wenn auch immer voll Natur und Schönheit in der Form, gehen aber doch übers Gebiet des Marmors hinaus; es mangelt der Styl, sie scheinen nicht, wie bei den Alten, eine Uebersetzung der fleischigen lebenswarmen Form in die steinerne, sondern eine Nachäffung jener aus blut-, leben- und wärmelosen Stoffen.

Ende März.

Ja, mein O., laß uns nur tüchtig schaffen und die zu hohen Ideen, die am Ende doch zu nichts führen, aufgeben. In unserer Zeit kann man nicht die Hände in den Schoos legen und warten, bis uns ein, wie wir

glauben, unſer würdiger Platz angeboten wird; dabei kommt nichts heraus! Wollen wir unſern Platz ausfüllen und nützen, ſo müſſen wir an der Stelle, wo wir einmal hingeſtellt ſind, uns als auserwählt beweiſen, um wieder das Geſunkene aufleben zu machen und eine neue ſchöne Zeit beginnen zu helfen. Es würde keine Frühlingspracht den Winter verdrängen, wenn der Frühling gleich mit belaubten Bäumen hervortreten wollte. In die kleinſte Blume, in den unbedeutendſten Keim legt er eben ſo viel von ſeiner Fülle als ins Größte und nur nach und nach wird's herrlich und ſchön. So haben die Alten gedacht und geſchaffen, daher die größten Meiſter auch unbedeutende Verzierungen malten und nichts verſchmähten zu thun, womit ſie nützen konnten. Nur wenn wir ſo denken, kann es anders werden, können wir mit Gottes Hülfe das uns anvertraute Pfund mit Wucher dem Herrn wiedergeben!

Dächten Alle ſo, gewiß es würde ſchon anders ausſehen, denn der Sinn iſt nicht erſtorben, er ſchlummert nur. Er muß daher geweckt werden, aber nicht durch Fauſtſchläge, ſondern durch leiſes Berühren. Was liegt an unſerm Namen! Ich geſtehe zwar, gern möchte ich berühmt ſein, jetzt und nach meinem Tode; aber ſoll ich eins opfern, ſo ſei es doch lieber mein Name, als meine Sachen. Wie viele kennen wir denn von Denen, die die vorhandenen tauſend und abertauſend herrlichen Meiſterwerke antiker und altchriſtlicher Kunſt ſchufen, und werden ſie darum weniger geſchätzt, dieſe kleinen bronzenen Küchengeſchirre, Helme, Candelaber, Lampen, Vaſen, Wandverzierungen, gemalte und gemeißelte, Statuen, Moſaiken u. ſ. w.? Nur bei Aufgebung der zu hohen An-

sprüche kann es wieder so werden, und darum, mein Carlas uns das ja thun. Du hast ein schönes Feld dazu, und ich auch; ich werde Alles, was mir aufgetragen und geboten wird, mit allem Fleiß und Anstrengung ausführen. Daß dies mein Ernst ist, werden Dir hoffentlich meine nächsten Bilder zeigen, es sind keine großen historischen Bilder. Bei solchen Ansichten genießt man das Leben auch besser, ich wenigstens verspüre das. Ich ertrage Andere und das Leben leichter, finde mehr Freude und Behagen an Beiden und an mir selbst, bin mir selbst und Andern weniger zur Last. Sind wir nur erst zu der klaren Ueberzeugung gekommen, daß wir Manches entbehren müssen, wonach wir uns sehnen: einen berühmten Namen, den Lorberkranz des Siegers oder Künstlers, Reichthum, feste Gesundheit, Genuß irdischer Freuden, Familien- oder Liebesglück, da nehmen wir, haben wir mit männlicher Ueberwindung entsagen gelernt, mit ruhigem, zufriedenem Sinn das Uebrige, was das Leben uns noch bietet, dankbar hin und widmen dafür gern als Gegendienst ihm alle unsere Lebenskraft, unser ganzes Selbst. So sind wir nicht umsonst im Leben und das Leben nicht umsonst für uns da. Durch dieses Gleichgewicht werden wir in eine behagliche Lage versetzt, ohne daß unsere Kräfte zum höhern Streben gelähmt werden; im Gegentheil sie werden noch mehr aufgemuntert. Denn Sehnen und Streben soll und wird der thatendurstige Mensch immer, aber nur soll dieses nicht so ausarten, daß er, den Blick immer nach oben gerichtet, die Staffeln übersieht, die ihn hinaufwärts tragen können, und statt höher zu steigen, statt der Mittel, der Erfrischungen, die für ihn am Wege stehen, sich zu bedienen, sich nur auf einer und derselben

Stelle abmüdet, bis er vielleicht gar hinunter in ewiges Vergessen sinkt. — Darum geschafft, geschafft! Nur vorwärts! Mit meinen früheren hochfliegenden Ideen konnte ich das Ziel meiner Wünsche nicht erreichen; bei meinen jetzigen klimme und klimme ich, wenn auch langsam und mühsam, doch immer vorwärts und gebe deshalb die Hoffnung nicht auf, daß ich vielleicht mit dem Ende meines Lebens doch oben anlange. Nur auf Gott vertraut!

Den 18. April.

Wenige Tage nach Abgang meines letzten Briefes an Euch kam S. und Ch. von Neapel zurück. Am Montag, den 2. April, fuhr ich mit ihnen früh nach Tivoli durch die herrliche Campagna, die ich mit jedem Male, wenn ich sie betrete, lieber gewinne; je näher den Bergen, je mehr hebt sich die Brust. Reicher wird auch die Vegetation, denn wir kamen in Wälder von Oelbäumen, worunter Pinien, Cypressen, Citronen- und Mandelbäume, die jetzt gerade in voller Blüte standen, und Wälder von Obstbäumen aller Art, die, in schimmernder Weiße mit den leuchtenden Wölklein des Himmels wetteifernd, diese bei ihrem freundlich grüßenden Vorübereilen gehascht zu haben schienen und sie nun herzend und küssend nicht wieder von sich lassen wollten. Nachdem wir den Tartarus besucht und das Grabmal der Plautier begrüßt hatten, ging es durch einen Oelwald,

die Berge hinauf, und wir ſahen endlich, über alle dieſe Herrlichkeit hoch erhaben, wieder hinaus in die weite Campagna, deren weit gedehnte räthſelhafte Fläche faſt in des Horizontes Silberduft verſchwamm; nur St. Peter tauchte deutlich aus dem Meer hervor, gleichſam als Schlußſtein zwiſchen Erde und Himmel.

In Tivoli, wo ich ſchon ſehr heimiſch bin, machte ich den Führer, und zwar zuerſt nach der Villa d'Eſte, von wo man dieſelbe Ausſicht auf die Campagna hat, nur durch einen ſchönern Vordergrund begrenzt, indem man unter ſich die herrlichen Anlagen der Villa, reich mit majeſtätiſchen Waſſerkünſten durchwebt, ſieht. Rechts iſt dann die Ausſicht durch die aus alten ſchönen Häuſern maleriſch den Berg hinauf gruppirte Stadt, auf die dahinter hervorragenden fernern Berge, begrenzt. Links begrenzen Baumgruppen und die architektoniſchen Contoure der Villa ſie. In der Mitte erheben ſich aus der flachen Campagna noch zwei mit kleinen Orten umgebene Berge. Als wir, noch ganz in Bewunderung, im Labyrinthe dieſer Herrlichkeit verloren, ſtaunend daſtanden, begannen auf einmal alle die Waſſerkünſte, die Cascaden und Springbrunnen ihr feuchtes Hohesliedzu rauſchen. Die Welt ſchwieg rings und ſchien zu lauſchen, nur die hohen Cypreſſen wiegten leiſe, wie zum Takt, ihr Haupt und in den Pinien war ein kaum bemerkbares Zittern, als ob leiſe ſummend ſie die Melodie begleiteten. Einzelne neugierig entzückte Vögel tauchten aus der dunkelgrünen Nacht der Hecken und Alleen hervor und ſpielten zwitſchernd mit den feuchten diamantenen Tropfen der Cascaden, und Schmetterlinge badeten in ihrem Staube ſich. Beſonders ſchön iſt eine

Cascade, die in der Mitte einer weiten Platanenhalle, wie von oben aus dem Grün herab, immer breiter und breiter werdend unten endlich in unzähligen kleinen Armen sich in ein dunkel beschattetes Becken stürzt. Durch das noch junge zarte Laub blickte sanft schimmernd die Sonne und wie in ihrem Stral sonst eine Welt von kleinen Sonnenstäubchen webt, so flitterten hier unzählige Juwelentropfen. Dies schien die Grotte jener reichen Zauberschäze, in die uns oft in Mährchen ein Magier führt; rings eingeschlossen von der dunkelgrünen Nacht, von einem heiligen, tiefen Schweigen wie von einem Zauberkreis umgeben, das nur der Wassergötter flutender Chor unterbrach.

Von hier nun gingen wir durch eine Springbrunnen-Allee, die den Eindruck eines Feenparks vollendete. Zuversichtlich sah ich in alle Blumengänge und Grotten hinein, in dem festen Glauben, dem Wunderfräulein zu begegnen, von holdseligen Jungfrauen in bunten Gewändern, nur aus Blumen und Schmetterlingen gewebt und mit Thautropfen gestickt, begleitet, reitend auf zahmen Panthern und Löwen, gefolgt von einem Chor süßer Nachtigallen und Fackeln tragender Glühwürmer; aus regenbogenfarbigen Wasserstralen waren die Ehrenpforten ihr gebaut und rings war eine ganze Welt verzauberter Völker herbeigeeilt zu diesem Feste. Tausende von prächtig funkelnden Lacerten schwärmten als garde nationale herum, Frösche hatten sich in politische Klubbs gesammelt, Grillen und Cicaden schwirrten als Journalisten durch die Luft, Schmetterlinge und Libellen wiegten sich auf schwanken Halmen als Aesthetiker hin und her und mancher Künstler stimmte selbst im dunkelgrünen Schatten

schon die goldnen Töne an. Selbst einige fromme Schlangen glitten leise über den grünen Teppich und hoben von Zeit zu Zeit das Haupt sehnsüchtig auf zum Himmel, um einige lose, lebensfroh flatternde poetische Gemüther wegzuschnappen. Die Pfeiler, die die diamantnen Wasserbogen dieser via triumphalis trugen, waren alle verzauberte und versteinerte Götter und Göttinnen, die gleichsam ein Spalier zur Seite bildeten. Es war die ganze Familie des capitolinischen Adlers da, der in seinem Schnabel eine aus Wasserstralen gebildete Pfauenfeder trug. Durch alle diese Herrlichkeiten hindurch drang der wohlig warme Sonnenstral, jugendlich enthusiastisch ringsum Licht und Aufklärung verbreitend, bis ins tiefste Dunkel und illuminirte mit tausendfarbigem Brillantfeuer die zitternde, plätschernde Wasserallee. — Aber keine Fee erschien und statt ihrer und ihres Gefolges wandelten Mad. S. und ihr Gefolge durch die Herrlichkeit.

Das Gebäude der Villa selbst ist ein unvollendeter, aber schön gedachter und großartig entworfener Bau, aus der Zeit Rafael's, vielleicht noch etwas später. Entzückend ist für mich die Harmonie zwischen den architektonischen Formen und der räumlichen Eintheilung der Anlagen, da wirklich das Eine durch das Andere bedingt zu sein scheint. Es sieht da, wie die Auflösung eines schönen Räthsels. Sehen wir von oben, von seinem Altan hinab, so lösen sich in den Anlagen die Formen und Linien der Architektur immer mehr und mehr auf, bis sie endlich in die weite Natur sich verlieren. Wie aus dem Stein allmälig der Krystall anschießt und wächst, so scheint mir diese Villa aus der Natur gewachsen.

Doch genug von der Villa und zu uns, die wir

durch die Stadt zurückkehrend noch manche hübsche Häuser und Weiber sahen. Als wir da gefrühstückt hatten, gingen wir nun zu dem großen Wasserfall und den Tempeln. Das waren mir liebe alte Bekannte, von denen ich früher auch schon Euch erzählt habe, aber freilich haben auch diese heute ein neues, sonntägliches Gewand angezogen und, wenn ich sie früher in Sturm und Gewitter, bei Nacht und Feuerschein gesehen, so sah ich sie jetzt im lieblichen Sonnenschein. Welcher Reiz ist es nicht, in des Feuers leckende Flammen zu sehen, der thürmenden Wolken Spiel zu beobachten! Aber viel reizender, fesselnder noch ist der Anblick solcher stürzenden, donnernden Wasserwelt. Wirklich eine neue Welt geht hier dem Staunenden auf; wie der Druck der Luft, der dadurch aufgeregte kalte Zugwind, der in nassen, kalten Wolken aufsprizende Wasserstaub ihn einhüllt und ihm den Athem nimmt, wie die furchtbar donnernde Wassermusik der Stimme den Klang raubt, so schwinden dem Auge und der Seele hier auch alle bekannten Bilder und Formen. Nach dem Takt der weißen schäumenden Wasser stürzen sie auch und verschwinden in Staub. Das ist die wahre Lethe! Unwiderstehlich zieht es uns, ihrem Ruf zu folgen; mag über uns auch die Sonne leuchten, gern vergessen wir sie und die von ihr freundlich belächelte Welt, wo wir durch Leid und Freude, Nacht und Tag, wie der Fluß durch Felsenbette und durch Blumenauen, ruhig unsere vorgeschriebene Bahn vollenden müssen. Hier scheint die Welt aus ihren Fugen, so auch wir.

Herrlich und leicht müßte hier zu sterben sein, und wol recht thaten die Alten, hier sich Villen zu bauen, um so, bei ihrer Lust am Leben und Thaten, sich Furcht-

losigkeit und Freude am Tode zu bewahren. Ja in dieser Grotte muß Neptun, wenn irgendwo er wohnt, hausen; dieser dumpfe Donner, dieser kalte Zug ist wol sein tiefes, wassergöttliches Athemholen.

Nun gingen wir zu den Tempeln. Der Tempel der Vesta hier, also hart neben der drohenden Gewalt der Wasser, war der Herd der alten Tiber; hier hegte sie die heilige Flamme und suchte gleichsam durch ihre Macht die Gefahr zu züchtigen und sich zu befreunden, denn vor ihrem Allerheiligsten mußte sich ja auch die Natur mit Ehrfurcht beugen. Eben so passend steht hier wol der Tempel der Sibylla, denn eine mächtigere, aber geheimnißvollere Sprache gibt es wol nicht, als die dieser Wasser, die predigt eine wahrhaft sibyllinische Weisheit.

Den 19. April.

So eben ist Eberle aus Düsseldorf gestorben; er war einer meiner ersten Bekannten in München, ein Freund von Olbach. Er ist der vierte der Maler, die ich von München her kannte und die an Melancholie oder Hypochondrie gestorben sind. Eberle's fixe Idee war, was Gott geschaffen auf der Welt, zu verachten aus Liebe zum Himmel; er war einer von den hochmüthig Demüthigen, von den egoistisch-christlich Liebenden. Doch er ist todt und hat viel gelitten; er, dem es keine Freude machen konnte zu leben, konnte gewiß an keinem schönern Orte sterben, als hier!

Doch zu meinen Ausflügen, die sich nun in eine mir noch unbekannt gewesene Gegend erstrecken. Am 31. März früh fuhren wir nach Frascati, welcher Ort am Fuß des

Lateiner oder Albaner Gebirges liegt und ſeinen Namen daher hat, weil die Einwohner aus der eigentlichen früheren Stadt, ich glaube im Mittelalter, von einem Kaiſer vertrieben, hier in Hütten und Büſchen (Frasche) ihre Wohnung aufſchlugen. Wie oft hatte ich im vorigen ſchwülen trüben Sommer ſehnſüchtig meine Augen nach dieſen Bergen gerichtet, wo noch die weißen, freundlich hellen Städtchen, in einer beſſern Himmelsregion befindlich, in Abendſonnenglut zu ſchwelgen ſchienen, wenn über Rom ſchon lang ein giftig dunkler Todesflor ſich ausgebreitet hatte! Der Weg geht, wie alle Wege von Rom, erſt über die Gräber alter Herrlichkeit, aber iſt nicht ſo reich an maleriſchen Punkten, wie der nach Tivoli. Den halben Weg fährt man unter der alten Aqua Claudia hin, der größten, noch am meiſten erhaltenen Ruine einer prächtigen römiſchen Waſſerleitung, die quer die Campagna durchſchneidet und die Kette zu ſein ſcheint, mit der Rom ſelbſt die Berge an ſeinen Triumphwagen feſſelte; ſie iſt ſpäter (ich weiß nicht unter welchem Papſt), wo es noch möglich war, ausgebeſſert und dann durch eine neue erſetzt worden, die, wenn auch nicht ſo ſchön, doch noch jetzt das Waſſer nach Rom bringt. Je näher man Frascati kömmt, deſto ſchöner wird die Gegend, trägt aber doch einen ungleich andern Charakter als die von Tivoli, wo Alles viel ernſter, nicht ſo jugendlich und heiter erſcheint. Wir fuhren bergauf, bei jeder Krümmung den herrlichen Monte Cavo, den höchſten Punkt des Lateinergebirges vor uns ſehend, der wie ein treuer Wächter hinaus zu ſpähen ſcheint in die Ebene nach der in ewigen Schlaf verſunkenen Prinzeſſin Roma. Wie ein morgenländiſches Mährchen bei dem ernſteſten Inhalt

immer von orientalischer Pracht und blühenden Bildern eingefaßt ist, so ist auch der ernste Inhalt dieser Landschaft von einem Blütenwald umgeben, der dem Auge die ewig junge Hoffnung zeigt, wenn stets der Refrain auch ist: Roma, Roma non è più come era prima.

In Frascati nahmen wir gleich einen Führer und gingen erst zu Fuß, um eine Villa zu besehen, die fast nur ein regelmäßig ausgehauener Wald der herrlichsten Bäume ist, mit vielen Springbrunnen oder Cascaden, um die Kühle des Schattens durch das immer thätige Wasser zu vermehren und zu beleben. Von dieser Villa gingen wir noch auf die Loggia eines Hauses, wo die Aussicht besonders schön, wenn auch immer dieselbe, d. h. auf Rom ist, denn selbst die Natur scheint hier den so gerechten Nationalstolz der Römer zu theilen. Wie die Römerinnen sagen: Grazie di Dio, io sono Romana, oder Jo sono Romana e questo mi basta, so gewähren auch die schönsten Punkte der Landschaft immer einen Blick auf Rom.

Alsdann bestiegen wir Esel und ritten bergauf nach dem alten Tusculum, das ungefähr eine Miglie, eine gute Viertelstunde über Frascati hinaus liegt. Der Weg geht anfänglich durch das sehr malerisch gruppirte Oertchen, dann fast bis nach Tusculum durch einen Wald, an schönen Villenanlagen und an einem Kloster mit einer kleinen schönen Kirchenfaçade aus der Zeit Bramante's vorbei, die wie eine weiße Rose aus dem grünen Waldesgrund hervorschimmert und an dem grünen Mantel der Natur die Diamantagraffe zu sein scheint.

Ich ritt neben Ch. Der Weg war ein Veilchenbeet, nur hier und da mit andern lieblichen Blumen gestickt,

rings blüthen die Fruchtbäume und die Kirschlorberen, mit denen fast der ganze Weg eingefaßt war, die ganz angenehm dufteten und eine Art Blüte wie gelbe Kastanien trugen. Die immergrünen Bäume bekamen junge, frische Blätter, die andern entlaubten Bäume wachten auch aus ihrem Winterschlafe auf und streckten sehnsuchtsvoll ihre dürren Arme in die grüne Frühlingsherrlichkeit hinaus; aber gleich schüchternen Kindern wagten sie noch nicht laut mitzujauchzen und nur leise zitterte dem Frühling aus ihrem Gezweig die Liebeserklärung entgegen. Es war nahe an Mittag und es herrschte jene feierliche Stille, die an Sonntags- oder Sommermorgen um diese Zeit in Wald und Feldern uns umfängt, wo die Hitze die Menschen von der Arbeit ruhen macht und die mit ihnen durch langen Umgang verwandteren Thiere auch; wo wir, durch das Geräusch des alltäglichen Lebens nicht gestört, empfänglicher sind die Stimmen der sogenannten todten Schöpfung zu vernehmen und zu verstehen. Eine solche Stille war es und tief ergriffen verstand ich klar den himmlischen Wechselgesang zwischen goldenen Sonnenstralen, zitterndem, säuselndem jungen Grün, leise erklingenden Wölklein und dem vollen Chor der duftenden Blüten und Blumen. Einzelne Vögel und Cicaden sangen dazwischen und einige lange, wundervolle Arien flötete die Nachtigall. (Die erste, die ich hier hörte.)

So erreichten wir Tusculum, das ziemlich hoch, am Fuß des eigentlichen Monte Cavo liegt. Es ist jetzt ein kahler mit Haidekraut bewachsener Fels, aber schon so viel aufgegraben, daß man durch mehrere Straßen gehen, das alte Pflaster, die Grundmauern und Fußböden der Häuser u. s. w. sehen kann, wie auch die Stadtmauer,

die Thorpfeiler, einige Brunnen und Wasserleitungen, zwei Theater, ein großes, ziemlich erhaltenes Gebäude, welches man blos für einen Wasser- oder Fischbehälter ausgibt, und eine sehr schön gelegene, in ihrer Construction noch ziemlich erkennbare Villa Cicero's sehen kann. Aeußerst interessant war mir das zu sehen. Wenn auch Das, was man sah, zu wenig war, um daraus auf die alte Pracht schließen zu können, so ließ es doch in den unbedeutendsten Bruchstücken auf einen feinen, gebildeten Geschmack, einen Instinkt für einfache Schönheit, möchte ich sagen, schließen. Aber sonderbar klein und zierlich beisammen schien mir Alles in seinen Dimensionen gegen die ungeheure Ausdehnung und Größe der römischen Trümmer. Ueberhaupt scheinen doch die Römer, wie sie Alles durch materielle Kraft unterjochten und beherrschten, auch in ihren Kunstwerken mehr durch die Masse, Größe und Ausdehnung imponirt, jene etruskischen Stämme aber mehr durch ein inneres, im Kleinsten sich ausdrückendes Schönheitsgefühl, durch einen gewissen Adel im Styl sich ausgezeichnet zu haben. Beides scheinen mir, nachdem was ich von ihnen kenne, die Griechen (d. h. in ihrer höchsten Ausbildung) mit einander verbunden zu haben und deshalb so hoch und über Beiden zu stehen.

Macht es schon einen Grabeseindruck, in den Trümmern des alten Roms einherzugehen, so wird derselbe doch oft noch durch das ringsumgebende gegenwärtige Leben unterbrochen und gemildert, wenn wir auch tief den Unterschied zwischen jetzt und früher fühlen; hier aber sind wir gezwungen uns ganz der Idee der Vergänglichkeit hinzugeben. Wir sehen noch die Spuren einer gan-

gen, einſt blühenden, belebten Stadt. Tiefe in den harten Stein gefurchte Wagenſpuren zeigen, wie viel die Straßen befahren ſein müſſen; wir gehen noch auf demſelben Pflaſter umher, aber keine Spur von Leben begegnet uns mehr, rings herum öder Fels, Wald und Haide. Hier müſſen wir uns um ſo einſamer fühlen, wenn wir uns umſehend wähnen, in das Leben dieſer Zeit verſetzt zu ſein und ſtatt deſſen nicht einmal Menſchen, ſondern nur Käfer und Eidexen erblicken, die wie zum Spott jetzt in ihren bunten Kleidern da umher laufen, wo einſt Helden einherwandelten. Die Veilchen blühten auch ganz ſo friſch wie damals, wo ſtolzer Menſchen Tritte, die ihr Leben unter Mühe, Arbeit, Kampf und Sorge, etwas Großes zu erringen, verbrachten, ſie hinderten aufzukeimen. Lange ſind dieſe Menſchen und ihre Geſchlechter ſchon dahin, Das, was ſie zu erringen ſtrebten, iſt faſt verſchollen, kaum aus Trümmern noch zu erkennen, die das Veilchen verdeckt, dieſe unſchuldige Blume, deren ganzes kurzes Leben ein duftender Liebeshauch iſt, die keiner ihrer Schweſtern vorſtrebt, mit Millionen gern das Gleiche theilt, nie höher ſtrebt, immer auf derſelben Stufe harmlos bleibt; ſie aber dauert fort und jedes Jahr keimt ſie gleich jung und ſchön aus der Erde wieder. Die Ausſicht von Tusculum iſt wunderſchön und namentlich die vom Theater und der Villa Cicero's, wie überhaupt alle alten Städte, auch die des Mittelalters, beſonders Villen und Klöſter, immer da angelegt ſind, wo der ſchönſte Punkt einer Gegend iſt. Das Thier baut ſich nur da an, wo es ſeine Bedürfniſſe am leichteſten befriedigen kann; eben ſo der rohe thieriſche Menſch. Je ausgebildeter der Menſch aber wird, deſto mehr

wachsen die geistigen Bedürfnisse, und so glaube ich, kann man fast immer, wenigstens häufig, aus den Spuren menschlichen Anbaues auf die geistige höhere oder geringere Ausbildung dieser Menschen schließen.

Als wir lange in diesen Trümmern herumgeklettert waren, stiegen wir wieder zu Esel und wandten nun dem Monte Cavo den Rücken; wir waren nahe dem Campo d'Annibale, dem Felde, auf dem einst Hannibal zum Schrecken Roms lagerte. Was muß es für ein Anblick für diesen Helden gewesen sein, die lang beneidete und so gefürchtete Königin zu seinen Füßen zitternd liegen zu sehen! Da hing das Schicksal Roms von einem einzigen Manne ab. So hoch kann der Himmel einen einzigen Menschen heben und dann ihn, dem sonst die ganze geschaffene Welt als Eigenthum gehörte, zu Staub vergehen lassen. Was haben wir von Hannibal, was wissen wir von ihm? Und doch zeigt sich aus dem Wenigen, *wie übermenschlich reich solch ein Leben gewesen sein muß.* Jetzt erst scheint sich der Schreckensruf: „Hannibal ist vor den Thoren", erfüllt zu haben, denn Rom liegt da, zertrümmert und gebrochen, wie ein edles Gefäß voll köstlichen Balsams. Muß später nicht der Monte Cavo den Römern immer wie die versteinerte, finstere Stirn dieses Riesenhelden erschienen sein, den selbst das Schicksal nur besiegte und fesselte, aber nie beugen konnte? Noch lugt er als finsterer, erhabener Berg über die Erde weg nach Rom — aber Rom ist nicht mehr; auf der Stelle, wo Hannibal einst stand, ruht jetzt vielleicht ein müder Bettelmönch, oder ein alter Fuchs, der in den Ruinen Roms haust, und unten liegt das besiegte Rom.

Weiter unten besuchten wir noch ein paar schöne Villen, die Aldobrandini. In der einen spielten wieder die Wasserkünste eine große Rolle, die uns zu Ehren viel belustigende und erfrischende Kunststücke machten; es gab z. B. einen wasserspeienden Berg in voller Thätigkeit, türkische Musik und in einem Pavillon ein schauerlich kreischendes, mistönendes Vocal- und Instrumentalconcert, Alles durch Wasser bewerkstelligt. Apoll und die neun Musen von Holz waren die Musiker. Schön aber war eine stets laufende große Cascade: hinter dem Gebäude ist eine Art Amphitheater gebaut, in dem alle die Wasserkünste vor sich gehen. Hinter und über diesen weg sieht man den Garten oder Wald der Villa, der ziemlich steil an einem Hügel sich hinaufzieht; oben nun auf seinem höchsten Gipfel steigt mitten aus der grünen Nacht der Stral eines Springbrunnens hoch in die Luft und fällt dann, als Cascade in gerader Linie über viele Stufen niederstürzend, immer wie mitten durch einen Wald durch den ganzen Hügel hinunter *bis zu diesem* Amphitheater.

... Dann aßen wir sehr schlecht zu Mittag, fuhren nach Grotta ferrata, wo wir eine hübsche alte Kirche mit Kreuzgängen sahen, und nach Castell Gandolfo. Anfänglich geht der Weg wieder immer durch Wald, in dessen Mitte Grotta ferrata reizend auf Felsen herum gelagert liegt, dann durch tiefe Schluchten und grüne Thäler mit schönen kühlen Brunnen, an denen schöne blühende Weiber mit glühenden Augen und Lippen wuschen. Von Grotta ferrata nach Castell Gandolfo, dem Lustschloß des Papstes, wo er im Sommer seine Villegiatur hält, führt eine wunderschöne dunkle Allee hoher

mächtiger Platanen und Kastanien. Auf der letzten Hälfte dieses Weges sieht man den Albanersee öfters und näher zuletzt, den See immer zur Seite unter sich, in Castell Gandolfo ein. Wir entschlossen uns zu Fuß nach Albano zu gehen. Es war ein schöner Abend, die Sonne schon so tief, daß der See fast ganz im Schatten lag, hingegen seine Ufer an der einen Seite goldroth glänzten, an der andern Seite aber im violetten Nachtschleier von ernsten Träumen vergangener Zeit bewegt schienen. Der hohe Monte Cavo sah über Alles weg und die zitternden, wechselnden, buntspiegelnden Wellen des Sees schienen das aufgeschlagene Buch der Erinnerung zu sein, worin der alte Held die tausend lebendigen bunten Bilder seiner Jugend erblickte. Lächelnd umzog das Abendroth seine Lippen, röthete die dunkeln Falten seiner Stirn und sanft erwärmend glühte noch einmal das Feuer seiner Jugend auf. Wir stiegen hinab zu dem Spiegel des Sees, um ein Riesenwerk der alten Römer, noch aus der Zeit der Könige, spätestens der Republik, zu sehen. Es wollte nämlich einmal der See austreten, oder man fürchtete es, weil er immer höher schwoll; da grub man, um ihn abzuleiten, durch das Herz der Berge einen Kanal von einigen Miglien Länge, den Emissario. Auf dem Weg zu diesem sahen wir noch eine Grotte der Diana, wahrscheinlich ein altes Bad, denn nur zu gut wußten die Alten sich Alles, was zum Leben gehört, auf die reizendste Art einzurichten. Dieses Bad ist eine tiefe Felsenhöhle, von der Natur gebildet und von der Kunst vollendet; es sind besondere Nischen für Heizung des warmen Wassers, Sitze, Nischen zum Bade u. s. w. hineingehauen, aber vorn ist die ganze Höhle offen und

in phantastischen Zacken verziert der Fels die Rundung des Eingangs, über die als Kränze oder Gewinde, als ein zurückgezogener Vorhang der Epheu in ganzen Bäumen herabhängt. Zur einen Seite steht ein großer schöner Eichbaum. Die Höhle ist wol so groß und geräumig wie unsere Börsenhalle und der Eingang so hoch und weit, daß bequem ein großes Haus darin stehen könnte; derselbe ist gerade gegen den See gekehrt, sodaß man nichts als sein waldumkränztes Ufer, durch dieses, wie ein zärtlich liebendes Auge unter dunkeln Wimpern, seine Wasserflächen und über Alles weg den in Abendglorie schwimmenden Monte Cavo sieht. In den Bäumen zwitscherten Vögel; Nachtigallen klagten von nah und fern einander zu; sonst war die ganze Natur still und schien dem Abendsonnenlied entzückt zu lauschen.

Einige Tage später.

Diese Grotte der Diana, das wäre ein Ort, wo sich das Leben müßte süß verschlafen und verträumen lassen; hier müßte man ganz die Menschen und die Welt vergessen können und im steten Umgang nur mit den mächtigen und zarten Geistern der übrigen Schöpfung ihre Sprache, ihr wunderbares geheimnißvolles Leben und Weben verstehen, mit genießen und theilen lernen. Hier müßten endlich doch selbst die verteiligsten Zweifel des Herzens vor dem stillen Rauschen des Sees, dem Flüstern der Blätter und dem Klagen der Nachtigall schweigen. Hier könnte man die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens tief empfinden, sodaß man alle Ansprüche an die Zukunft aufgeben, alle Sorgen, allen Kummer der

Gegenwart vergessen würde, wenn man nur in die Vergangenheit blickte und sich erinnerte, wie einst am Ufer des Sees, wo jetzt ein blühender Wald und ein Teppich bescheidener Blumen ist, eine stolze Stadt, Alba Longa, gestanden und sich Beherrscherin von See und Bergen wähnte; wie hier Menschen, vor deren Größe wir noch jetzt staunend beben, von noch Größeren bekriegt wurden; wie der Monte Cavo nur der Thron erschien, den die Natur dem Hannibal bereitet, um Rom, das frevelnd schon dem Schöpfer fast die Erde entrissen, zu züchtigen; ja wie noch nicht gar lange vom Castell Gandolfo aus Päpste hinunter sahen und in des Sees Spiegel die Farben ihrer Heiligkeit erblickend wähnten, alle diese Herrlichkeit sei nur ein schuldiger Tribut von der Natur dem Statthalter Petri dargebracht. Und wenn nun weder Alba Longa steht, noch kaum die Stelle, wo es stand, zu finden ist; wenn kein Denkmal, keine Spur von Hannibal zeugt; wenn Rom schon mehrere Male untergegangen und neu erstanden ist und von diesem kaum kenntlich nur wenige Trümmer noch stehen; wenn der Papst und die Glorie und Macht des päpstlichen Roms bis auf ihr trügliches Spiegelbild ohne Körper, ohne Geist verschwunden; wenn ganze Menschengeschlechter über die Erde gegangen und spurlos verschwunden sind, nicht anders als wenn Wellen den See leicht kräuseln, sein reines Bild zerstückeln und zerreißen, tobend sich in die Höhe bäumen und endlich dahin schwinden, der See aber unverändert, glatt und spiegelrein wie vorher ist: so steht der Monte Cavo noch so jung wie einst, als Hannibal auf ihm lagerte, trotz der tausend und abertausend Jahre, die in des Sees Grund versunken sind, nachdem sie sich

erfolglos an ihm abgemüht. Und wie wenig Schöpfungstage sind vielleicht erst verflossen seit jenem ersten heiligen Morgen, da noch die Gebirge der Erde mit den Sternen des Himmels und den silberfüßigen Jungfrauen der Fluten im bunten Reigen durcheinander spielten und den Schöpfungssaltarello tanzten, bis endlich Ruhe suchend die tiefäugigen Jungfrauen sich schmiegten an die Brust der hohen, starken Felsenjünglinge! Da sank auch diese dunkelfarbige Seejungfrau dem hohen Monte Cavo in die starken umschließenden Felsenarme, ihr brausendes Feuer löschte eine tiefe, sanfte Liebessehnsucht und in ihren tiefen, feuchten Augen trägt sie stets sein theures Bild.

Doch der Teufel hole diese langweilige Schwärmerei; ich würde es, wenn mich auch eine solche augenblickliche Laune überkommt, doch wol am Ende schwerlich aushalten, mit der Schöpfung allein zu leben und, wenn auch die Zukunft, doch gewiß nie die Vergangenheit vergessen können, sowie auch nicht die Gegenwart, so lange es noch solche Weiber an dem Albaner See gibt. Das Albaner Gebirge scheint wirklich eine Verrathskammer schöner Weiber zu sein; reizt mich auch eine schöne Gegend so, daß ich Alles vergessen und mich ganz hingeben könnte, so reizt sie mich doch unendlich mehr, wenn sie von schönen Menschen belebt wird. Uns stehen die Menschen doch einmal am nächsten und sind in dem großen Buche der Natur denn doch das Blatt, dessen Schrift uns am ersten noch verständlich ist.

Endlich, nach einem langen schönen Wege, kamen wir zum Emissario; den ganzen Weg am See hin sieht man in demselben noch Substrate von Gebäuden, wahe-

scheinlich von alten Villen. Der Felsenuferrand, der ringsum von der Wasserfläche sanft aufwärts steigt, erhebt sich, wo der Emissar ist, etwas plötzlicher und schroffer und bildet so eine Art von kleinem Vorsprung in dem Felsenkreis; in diesem Vorsprung ist der Anfang oder Eingang des Kanals und damit dieser nicht verschüttet und ein so beschwerliches und mächtiges Werk nicht verdorben wird, ist, wie der Vorhof vor der Stiftshütte, aus ungeheuern Quadern eine riesenhaft starke Mauer davor gebaut, die im Innern ihrer drei Wände (die vierte bildet der Felsen) eine Art Hof oder offene Halle bildet. Der ganze Felsenvorsprung ist mit alten, schönen, immergrünen Eichen bewachsen und namentlich hat eine auf der Mauer dieses Hofes wie ein Briareus mit hundert Armen ihre mächtigen Wurzeln geschlagen, sodaß, wenn man in den Hof eintritt, man unter den Wurzeln steht und erst durch diese in die dunkelgrüne Nacht der alten beschatteten Krone dieser Eiche hinaufblicken kann. Vor dem Eingang zu dem Emissar steht noch auf dem schmalen Uferweg, den der Abzugsgraben bis zum Felsenthor durchschneidet, ein ganzer Kranz von solchen alten Eichen, die wie die Riesenwacht um einen Zauberhort dieses Meisterwerk alter Zeit in ihrem dunkelgrünen Mantel zu verbergen scheinen, damit die freche Zeit nicht ihrem zerstörenden Zahn auch hieran lege. Von Alter und langem Wachen müde, neigen einige ihr ernstes Haupt hinab in den tiefen, aber klaren Born des Sees, aus dem sie immer neue Kraft und Wachsamkeit zu trinken scheinen und wie verjüngt aus diesem Zauberbade sich erhebend ihre vollen, saftig grünen Zweige in die Luft hinausstrecken.

Nun in den Emiſſar, in den eine kleine, jetzt verſchloſſene Thür führt. Inwendig bis zur innern Felſenwand führt noch der Abzugsgraben; hier zündet der Führer einige Wachslichter an, die er auf ein Stück Holz klebt, dann auf das Waſſer ſetzt und von dem Strom des Waſſers in den Felſen hineintreiben läßt. Da wird, je weiter ſie verſchwinden, immer undeutlicher ihre Flamme und zuletzt erſcheinen ſie wie goldne Sterne. In dem Vorhof, wo man ſteht, iſt Alles von einem ziemlich myſtiſchen Scheine leicht erhellt; darüber ſieht man nichts als die nächtliche Welt des grünen Laubes und aus dieſer die phantaſtiſchen Wurzeln hervorragen, die den nackten, grotesk gebildeten Fels umklammern. Aus der Felſenhöhle heraus zieht eine kalte, naſſe Luft und der geheimnißvolle Geſang der ſchwarzen Wellen. Dabei tönt von oben, wie fern her aus einer andern Welt, ſchwach und träumeriſch das Singen der Vögel, ſodaß das Ganze ein Leichenzug von Elfen erſcheint, die unter dem Trauergeſang der befreundeten Vögel und des Gelautes der Blätter ihre geliebte Königin zu Grabe tragen. Lange, ich glaube wol ein Miglie weit, kann man die Flämmchen verfolgen, da der Kanal ganz ſchnurgrade geht. Nachdem wir kalt genug in dieſer Kerkerluft geworden, ſuchten wir wieder des Sonnenhimmels erquickende Wärme, aber leider war die Königin des Tages untergegangen; wir gingen jedoch einen reizenden, wenn auch ſehr beſchwerlichen Weg, nach Albano zu, zurück.

Schon ganz Zwielicht war es, als wir endlich nach Albano auf der andern Seite, den See im Rücken, hinunterſtiegen.

Die Aller war hier aus, aber wie lag Albano da! Links im Vordergrunde stand ein Kloster unter dunklen Eichen, rechts zwei einzeln stehende Cypressen, in der Mitte Albano. Es war schon ganz in die dunklen Schleier der Nacht gehüllt, durch die freilich nächtlich, aber um so glühender die bald ganz verlöschenden Farben schienen. Einzelne Pinien ragten empor und schwammen wie lichtende schimmernde Fächer darüber in der goldenen Abendglut, die am Horizont in ein dunkliges Flammenmeer mit dem Meere, das man hier sieht, zusammenfloß. Zwischen Albano und dem Meere tauchten noch einige bewaldete Hügel mit Klöstern und Villen aus dem geheimnißvoll webenden Nebel der Nacht auf, wie Kinder, die schlafen sollen, noch einmal ihren Kopf aus der Decke munter hervorstrecken, ehe sie einschlafen. Hinter diesen war die Campagne bis zum Meer schon tief in Nacht gehüllt, aber hell, thätlich führen zogen noch an einigen Stellen lange kräuselnde Züge von Rauch in die goldne Abendluft, wo sie aber bald dem Auge verschwanden. Die Sichel des Mondes zog hellstrahlend, aber ziemlich niedrig, wo schon das Bläuliche in Gold verschwamm, am Himmel hin. Weiter oben, wo die Luft dunkler, purpurner, flimmerten einige Sterne, hin und wieder von schwarzen Federwölken, die die Luft durchschwärmten, verdeckt; in den nahen Bäumen schlug die Nachtigall und ganz leise aus der Ferne antwortete ihr schelmisch lockend und schmeichelnd und schmeichelnd, bis der Ton mit dem Gold des Abendhimmels zu verschwimmen schien, eine zweite. Kapuziner, alte und junge, wandrige und wallende, zogen uns in ganzen Zügen entgegen, ihrem Kloster zu, und unten in der Stadt erkannten wir, theils

im zauberiſchen Glanz des Zwielichts, der die Mängel verbirgt und wie verklärt das Schöne zeigt, theils in den Thüren und Hallen der hell erleuchteten Häuſer Weiber, majeſtätiſch wie Königinnen und reizend wie Göttinnen. So befriedigt, jedoch ſehr müde, kamen wir in der Villa di Parigi an.

Am andern Morgen ging ich ſehr früh durch die Stadt ſpazieren, beſuchte nach meiner Gewohnheit den Markt, den Brunnen und die Meſſe, um mir die vielen hübſchen Weiber zu beſehen, die es an dieſen Orten gewöhnlich gibt. Es war ein ſchöner, etwas kühler Morgen, die Sonne ſtand noch hinter Wolken, ſchien aber ſchon hell auf die ferne Campagne und das dahinter hervorleuchtende dunkelblaue Meer, durch das einzelne blendend weiße Lichtſtreifen zogen. Der ganze Contour des Ufers, vom friſchen Morgenlicht erhellt, hob wie die Goldadern und Pünktchen im lapis lazuli ſich hell vom dunkeln Meereshintergrunde ab; näher zu uns lag Alles im morgennebligen Schlagſchatten. An dieſer Ausſicht weidete ich mich von der Terraſſe hinter unſerm Hauſe, pflückte einige Ranunkeln, deren tiefe Glut mir wirklich als die Sprache einer unbekannten heißen Welt erſchien. Dann kam auch Ch., der nach ſeiner Meinung zu früh aufgeſtanden war, und S., mit dem wir hinauf zum Frühſtück gingen, bei dem auch Mad. S. erſchien. Wir machten das aber ſchnell ab, da uns vor der Thür ſchon unſere Eſel erwarteten, um uns nach Nemi und Cenſano zu bringen. Wir beſtiegen unſere geduldigen Freunde und fort ging es denſelben Weg hinauf, den wir gekommen waren, bis zu dem Kloſter am Ende der Allee, wo wir die Höhe des felſigen Seebeckens erreichten.

Dieselbe Nachtigall klagte noch und wie der Mond schlaflos am nächtlichen Himmel seine silberne Bahn durchwandelt, so schienen auch ihre sehnsuchtschwellenden Töne nur das purpurne Meer der Nacht wie goldne Schiffer durchkreuzt, ohne am Morgen das Kleinod, nach dem sie gesucht, gefunden zu haben; aber gefangen von ihren Tönen, wie von einem süßen Liebesnetz, schien selbst Aurora am Himmel gefesselt zu sein. Die Glut ihrer Wangen, die Morgenfrische ihrer Purpurlippen war von einer milden, feuchten Glorie umschleiert; wie vom heiligen Mitleid festgehalten, lag der junge Tag als matter, dunkler Goldgrund rings am östlichen Horizont ausgebreitet und so spiegelte sich auf diesem gleich einem ernsten Heiligenbild auf goldnem Grunde die dunkelviolette ernste Landschaft ab. Unser Weg führte uns bald von der Landschaft rechts ab in einen stundenlangen Wald, im Sommer seiner grünen Frische wegen gewiß ein reizender und wohlthuender Weg, jetzt aber leider noch etwas kahl, da fast alle Bäume Laubholz sind, das noch weit zurück war. Noch einige Mal sahen wir die Landschaft, immer gleich ernst und schön, nur daß das Gold am Himmel erblaßte und von einer dunkeln Wolke, die immer tiefer sich hinunter senkte, fast ganz verhüllt wurde, sodaß zuletzt nur noch ein kleines Fleckchen wie ein liebesehnendes Auge unter dunkel umschatteter Stirn hervorsah. Schon streifte die Sonne über die Ferne und namentlich über Rom, sodaß es goldiger zu schimmern anfing, als wir, ich für lange Zeit, die Andern vielleicht für ewig, den letzten Blick auf diese Herrlichkeit warfen und vom Gesang der Nachtigallen begleitet tief in den Wald hineinritten. Schien es doch, als breitete der

Sonnenglanz immer weiter und weiter nach uns ſeine Arme aus, um uns zurückzuhalten; wir aber ritten in den dunkeln Wald hinein, um bald ein neues Zauberſchauſpiel zu erblicken.

Endlich öffnete ſich der Wald und wir waren hart am See; gerade über uns lag er, der See von Nemi, von dem man nichts Schöneres, Bezeichnenderes ſagen kann, als ſein alter Name ſagt, lo ſpecchio della Diana, der Spiegel der Diana. Der See iſt von einem ähnlichen Felſenkeſſel eingefaßt wie der Albaner See, nur daß dieſer kleiner iſt, deſſen Ufer daher verhältnißmäßig höher ſind, und hier der Monte Cavo fehlt; dafür ſteigt auf der einen Seite aber das Ufer nicht unmittelbar in die Höhe, ſondern bildet erſt zwiſchen dem Waſſer und dem Hintergrunde ein ziemlich großes und grünes Thal einen großen Obſtwald, der gerade jetzt in Blüte ſtand und ſo reizend war, daß, wenn der See der Spiegel der Diana, dies grüne Thal gewiß ihr Schmuckkäſtchen ſein konnte. Unſer Vordergrund war ein ſchöner waldiger Felſenweg, auf der rechten Seite begrenzten ihn die Baumcontouren des Waldes, auf der linken aber eine ſteile, in phantaſtiſch großartigen Formen aufſteigende Felswand, die aber auch nur hie und da ihre nackte Härte zeigte, ſonſt in großer Ueppigkeit mit Epheu faſt bewaldet war, der ſo den Felſen überwucherte, daß er zu dickſtämmigen, vieläſtigen Bäumen geſtaltet von irgend einer grotesken Klippe herunterhing. Auf dieſem dunkelgrünen, faſt ſchwarzen Grunde ſchimmerte das ganz zarte junge Grün der neubelaubten Bäume, die hier ſchon weiter waren, weil ſie gedeckt ſtanden, gar lieblich. Am Ende dieſes Felſenweges lag vor uns Nemi, das

ungemein schön auf einer in den See vorspringenden Klippe aufgethürmt ist, Cenſano gerade gegenüber, das ebenſo schön auf dem andern Ufer ſich erhebt, ſodaß ſie wie zwei goldne Greife erſcheinen, die im dunkeln Walde Wache halten, damit Keiner es wage, dem geheimen Bade der keuſchen Göttin zu nahen. Zwiſchen dieſen beiden Städten, die aus dem dunkeln Grün wie zwei Fackeln der Göttin beim Bade vorleuchten, ſieht man über das bewaldete Felſenufer weg erſt eine fruchtbare, an Villen und Klöſtern reiche Campagne; dann wird ſie öder, aber immer ſchön in Form und Farbe, und endlich begrenzt ſie das Meer, das, von der Sonne erleuchtet und deshalb in den verſchiedenſten Farben glühend, wie ein ungeheuerer Diamant Waſſer und Feuer zu vereinigen ſchien. Einzelne weiße Segel durchfurchten dieſes Lichtmeer, gegen welches das Land davor, obgleich von der Sonne roſig beſchienen und in bunten Farben wie ein Blumenteppich prangend, doch dunkel und matt ausſah.

Vorne nun lag auf der einen Seite Nemi und die erſt genannte Felſenwand in einem dunkeln, purpurglühenden Schatten, aus dem wie unentdeckte Welten die Form- und Farbenwelt vordämmerte; aber goldflammend war von der Sonne der Contour dieſes Ufers umglüht und floß in immer breitern Strömen über die bewaldeten, blühenden Felſen hin, je weiter ſich das Ufer nach der andern Seite, wo Cenſano lag, herumzog. Dieſes lag in den prächtigſten Farben ſchimmernd da. Der See ſelbſt war größtentheils im Schatten und nur an der Cenſaner Seite ſtreifte die Sonne mit ihrem Flammenfinger darüber hin, daß er gleich Juwelen blitzend

auffuhr; aber durstig schien das glühende Ufer hinabzusinken und in seiner dunkeln kühlen Tiefe sich den Sonnenbrand zu stillen. Gar zu gern hätte ich hier eine Mondnacht verlebt, doch, so Gott will, werde ich es auch einst, um die keusche Göttin zu belauschen, wie sie hinuntersteigt, ihre schönen Glieder in diesem Spiegel zu beschauen und sich zu schmücken für den nächtlichen, heimlichen Besuch bei dem schlummernden, geliebten Endymion. Dann rauschen Kühlung ihr die dunkelgrünen Fächer der Wälder zu, tiefathmend dusten die Blumen auf und säumen den Mantel mit Gold- und Regenbogenfarben. Da kommen die Rehe zum vertraulich stillen Bade und spannen sich freiwillig an der Göttin Wagen; dann scherzen und spielen die Nymphen mit den Elfen der Blumen und Blüten, reiten jauchzend auf Rehen einher, schaukeln sich neckend in Erdeuranken und tanzen auf den Spitzen des schwankenden Schilfs. Im Walde flechten schon jungfräuliche Sängerinnen eine Kette aus schwellenden Nachtigalltrillern und verborgen im tiefsten Dunkel belauscht Amor das kindliche Spiel. Er berührt mit seinen wunderbaren Fingern die Blumentastatur und fährt mit seinen Purpurlippen, wie über die Pfeifen einer Flöte, über die Wipfel der dunkeln Bäume hin, die dann rauschend und flüsternd mit heiligen Liebesaccorden die stille Nacht erfüllen. Da locken sie die Rehe, die Elfen sinken träumend zurück in ihren Kelch, mit Thautropfen gleich Edelsteinen geschmückt, die Nymphen verstummen, die Göttin selbst lauscht ergriffen und tief aufseufzend dem wunderbaren Klang, bis endlich aus dem keuschen Auge Thränen perlen und Alles in sanften Morgennebel sich auflöst. Dann schlagen die gold-

rothen Greise, die Alles, was menschlich, inzwischen entfernt gehalten von diesem Götterschauspiel, das tönende Gefieder und es nahen nun Neugierige dem Ort, um die verborgenen Reize zu belauschen; aber nichts finden sie mehr, nicht einmal im Spiegel die Spur mehr von dem Götterbilde. Ich werde aber doch einmal, dem Schicksal Aktäon's mich aussetzend, mich nächtlich hinschleichen, um einen dürftigen Blick in diese Wunderwelt zu thun.

Wir ritten um den See durch Nemi, wo Eh. seinen Esel, der ihn gar zu sehr chikanirte, verließ und zu Fuß ging; die Aussicht blieb immer gleich schön, obgleich sie alle Augenblicke, bei jeder Wendung, bei jeder kleinen Veränderung, sich einen neuen Reiz zu geben wußte, wie das Gesicht einer schönen Frau immer dasselbe und gleich schön bleibt und doch wieder in jedem Augenblick neue Reize durch die geringste Veränderung des Ausdrucks, durch ein leises Lächeln um den Mund, ein feuchtes Blinken in den Augen, ein Niederschlagen der schwarzen, langen, seidnen Wimpern u. s. w. erhält. In Nemi nun sahen wir am Brunnen, gerade das Gesicht auf die herrliche Aussicht über den See gewendet, ein ganzes Chor der schönsten Mädchen und Frauen, worunter auch nicht eine einzige häßliche, waschend. Das ist der Blumenkranz um diesen Spiegel der Diana, das sind die Nymphen des Sees.

Vor Nemi ward der Felsenweg noch schöner, der nackte Felsen war oft ganz rosenroth, worüber ein von verschiedenem Grün gewebter Teppich gebreitet. In Nemi selbst stehen einige Cypressen, die dem Vordergrund einen eigenthümlichen Reiz geben. Hinter Nemi hört

eigentlich dieſer Felſenweg auf, das Ufer wird breiter und flacher.

Von Cenſano aus erblickten wir den See nun von neuem, nämlich die Seite, an der wir uns erſt befanden, die hohe waldige Felswand und über dieſe weg auch den Gipfel des Monte Cavo; vorn im Vordergrund, wie ein aus dem Bad aufſteigender Held, das ſchöne den Berg hinauf ſich erhebende Cenſano; gegenüber, weiter in der Ferne, Nemi. Der See ſelbſt war jetzt mehr beſchienen, aber immer noch dunkel azurblau; nur am Ufer flammte er an einigen Stellen blitzend auf. Das ſchienen verſpätete Sterne, die vor der Sonnenhitze ſich dahin verborgen. In der Tiefe ſchwamm ein Nachen, wahrſcheinlich mit Fiſchern, die mit ihren Rudern auch glänzende Funken aus dem See ſchlugen; drei mächtige Adler kreiſten über ihnen und ſchienen drohend die Bürger dieſer feuchten Flutwelt beſchützen zu wollen. Hier nahmen wir Abſchied vom See und ritten durch Cenſano, wo Ch. uns die Straße und das Blumenfeſt beſchrieb, das er hier mitgemacht. Wir ſahen auf dem Weg noch Ariccia liegen, aber berührten es nicht, und das grüne Wieſen- und Blumenthal, wo ehemals auch ein See geweſen; dann am Wege die Subſtrate der antiken Straße, an der jetzt wilder Wein und Epheu wächſt, und noch einen Dianentempel, glaube ich, bei welcher Gelegenheit mein Eſel ein archäologiſches Talent verrieth, indem er wider meinen Willen hineinging und, o Wunder! darin einem antiken Eſel, der an der Krippe ſtand und fraß, noch in ganz verſtändlichen Tönen ſeinen Willkommen und noch in ganz gebräuchlichen Geberden ſeine Careſſen erwiderte. Ich ſchwebte in Todesgefahr und dankte

Gott, als ein Mann, sich meiner erbarmend, meinen Esel wieder von seinem Studium ab- und hinaus zu den andern Eseln führte. Dann ritten wir noch einen wilden Weg entlang an ziemlich nackten, aber sehr schön geformten Felswänden hin. Hier schien der Regen sehr gewüthet und die Straße mit großen Blöcken und umgestürzten Bäumen besäet zu haben. Endlich nahten wir Albano; da strebte mein Esel so muthig vorwärts, daß ich als Courier vorausgeschickt wurde, um das Anspannen des Wagens zu bestellen. Ich sah noch im Vorbeireiten das Grabmal der Horatier und Curiatier, das aber ein geschmackloses Ding ist und eher ein Ofen oder so etwas Aehnliches gewesen zu sein scheint. In Albano machte mir mein Esel viel zu schaffen; wenig Häuser vor unserm Wirthshaus standen drei schöne Mädchen in der Thür, mein Esel verrieth Geschmack und wollte zu ihnen. Erst ließ ich ihm seinen Willen, endlich, als er trotz ihres lachenden, aber doch zürnenden Widerstandes nicht nachgab, brauchte ich mein Ansehen, aber vergebens; der Esel war so sehr Ritter und Bewunderer des Schönen, wie Forscher des Alterthums. Ich konnte ihn auch vor Lachen kaum halten und die Mädchen vor Lachen kaum die Thür des Hauses schließen; als aber das noch nichts half und mein Esel sie jämmerlich zu beschwören und mit dem Kopf gegen die Thür zu stoßen anfing, wahrscheinlich um sich eher das Leben zu nehmen, als ihren Anblick zu meiden, oder weil das Haus vielleicht sein Haus und in demselben sein Stall war, da fingen hinter der verschlossenen Thüre die Mädchen an zu schimpfen und zu fragen, ob ich denn toll sei und mit Gewalt eindringen wolle? Ich versicherte sie dagegen, daß

mein Esel der gescheidtste auf der Welt sei und ganz recht habe; übrigens, wenn sie mir dafür den Einlaß versprächen, wollte ich absteigen und ihn fortbringen, worauf sie lachend wegliefen und mir noch zuriefen: „che matto“ (was für ein Narr seid Ihr)! Nun stieg ich wirklich ab und zog meinen Esel mit aller Gewalt, ihn aus Leibeskräften peitschend, fort, wobei mich oben aus einem Fenster des Hauses die drei erwähnten Grazien noch verhöhnten und mir zuriefen, ich sei zu schwach, ihre Festung mit Sturm zu nehmen. Endlich kam ich schwitzend in unserm Wirthshaus an, bestellte den Wagen und bald kamen auch die Andern. Wir frühstückten noch ein wenig und fuhren dann bei ganz grauer, trüber Siroccoluft fort.

Anfänglich hatte die Gegend noch manche Reize; die nächste Gegend um Albano war ein Blütenwald, sodaß sie, indem wir hinunter fuhren, aussah wie ein grüner Rasen, auf dem die Himmelsschäflein weideten, oder eine smaragdne Flut voll weißer Schwäne; bald ward die Gegend aber öder, das Wetter immer schlechter und die von Ferne winkenden Berge kleideten sich immer mehr in das alte bekannte Kleid, worin ich sie so oft von Rom aus gesehen. Um nach diesen genußreichen Tagen den Unterschied zwischen Auszug und Rückzug recht auffallend zu machen, fanden wir auf der ganzen öden Straße nur einen leeren Weinkarren, auf dem die Führer, von Sirocco überwältigt, schliefen und den die Pferde halb im Schlafe zogen; an zwei verschiedenen Stellen mitten im Wege lag ein todtes, pestilenzialisch stinkendes Pferd, halb von Hunden zerrissen, und an einem andern, später

gefallenen, zerrte sich gerade noch ein Hund ein blutiges Stück aus dem Schenkel heraus.

Wir waren alle müde und stumm, schliefen hin und wieder etwas, beschleunigten aber den Weg so, daß wir schon den Mittag um 3 Uhr in Rom waren. Sobald ich ausgestiegen, ging ich gleich nach Hause, packte und schaffte alle meine Roba aus meinem Hause fort, weil ich am andern Morgen Milde begleiten und nachher mein Logis nicht wieder beziehen wollte. Als ich gepackt, ging ich zu S., um Abschied von ihm zu nehmen, er war aber nicht mehr zu Hause. Dann ging ich noch zuletzt mit Ch. in eine Osterie, wo wir noch bis $10\frac{1}{2}$ Uhr saßen und noch einmal recht von Herzen schwatzten. Ich habe glückliche Tage mit ihm verlebt und ihn noch lieber gewonnen, als ich ihn schon hatte. Früher war er mir vielleicht nicht enthusiastisch genug, weil ich es zu sehr war; jetzt aber, wo ich gebändigter bin, ringsum fast nur halb schlafende und so wenig wirklich durchglühte Menschen sehe, jetzt ist er mir ordentlich ein erwärmendes Feuer, und tröstlich war es mir, mit ihm über die verschiedensten Angelegenheiten des Lebens und der Welt zu sprechen und seine Brust dieselben Melodien singen zu hören, die meine Seele spielt, wenn auch oft etwas stärker, oft etwas schwächer. Merkwürdig ist es mit dem Abschiedskuß, ohne welchen mir kein Abschied von einem Menschen, den ich liebe, vollkommen zu sein scheint. Wie beim Gebet das Amen erscheint mir dieser Kuß. Bitte ich um geringe Dinge, deren Gewährung mir wenig am Herzen liegt, so setze ich kein Amen dazu, wie bei nicht geliebten Bekannten oder Freunden. Liegt aber an einer Sache mir etwas, so kann ich nie dringend und innig

genug beten, würde nie zu Ende kommen, würde immer von neuem beginnen und, um denn doch endlich ein Ende zu finden, setze ich das Amen hinzu, um darin Alles, was ich nicht mehr sagen kann, auszudrücken. So ist der Abschiedskuß das Amen der Liebe oder Freundschaft. Ch. hat übrigens mir wirklich wieder Lust und mich fähig gemacht, nach Hamburg zu kommen und den Gedanken, Rom zu verlassen, leichter zu ertragen. Ich freue mich, mit ihm einst auf gemeinschaftlichem Wege das Leben zu durchwandeln.

Am Donnerstag, den 12. April, fuhren wir, Milde, Reher, Meier und ich, nachdem wir manche Scherereien wegen der Pässe u. s. w. am Thore gehabt, um einmal wieder in der freien Natur uns herumzutreiben, zur Porta degli Cavaleggieri hinaus. Es war ein kühler, aber heitrer Tag, der Weg furchtbar langweilig, öde und wüst, wobei nur der Blick auf das immer ferner rückende Rom, den Peter, Monte Mario und die schöne Gebirgslinie, die sich um Rom wie ein Heiligthum lagert, einigen Trost gab. Wenn die übrige Campagne auch hin und wieder öde ist, so hat sie doch in ihren Formen etwas Reizendes und Imponirendes, das aber fehlt hier auch. Nach einigen Stunden begrüßten wir das Meer, das sehr bewegt und dunkelblau war; je näher wir kamen, je vernehmlicher erkannten wir seinen zürnenden Blick und vernahmen das gewaltige Rauschen seiner Brandung. Viele weiße Segel wurden nach und nach sichtbar und endlich gewahrten wir auch ein Dampfschiff, das am hellen Horizont wie eine schwarze Masse, wie ein fabelhaftes Thier dahinzog, das mit seinem langen Schweif von Rauch die Lüfte und die Wogen zum Gehorsam

peitscht. Es war, wie wir später in Civitá vecchia erfuhren, ein französisches Kriegsdampfschiff, das Depeschen von Ancona brachte. Gegen Abend, je näher wir Civitá vecchia kamen, je interessanter und schöner ward die Gegend; wir fuhren immer näher an das Meer und zuletzt bis auf Bogenschußweite daran hin. Von Viertelstunde zu Viertelstunde, oft noch näher, standen einzelne Wachtthürme, noch aus früherer Zeit, das Ufer gegen Sarazenen zu schützen; jetzt sind sie fast alle zu Telegraphen eingerichtet, aber auch außer Thätigkeit. Gewöhnlich wohnen fünf bis sechs alte Soldaten darin und haben eine alte Kanone oder einen Böller auf der Zinne, um etwanige Schleichhändler durch diesen drohenden Anblick abzuhalten. Einer dieser Thürme aber war ein förmliches Fort, auf dem sich auch mehr Soldaten befanden. Ueber einen Bach, der in das Meer fällt, führte neben einer antiken, zerstörten Brücke eine moderne. Dies war der schönste Punkt. Die Hügel mannichfaltig und schön geformt, flachten sich ganz sanft an dem Meer hin ab und diese Linie war wieder eine von denjenigen, die, wenn das Auge darauf fällt, es anziehen und festhalten, wie der Magnet das Eisen, so daß es mit Gewalt losgerissen werden muß. Bewachsen waren die Hügel alle mit einem dunkeln niedrigen, aber sehr phantastisch geformten Gestrüpp, größtentheils Burbaum u. s. w. Der Kräuterwuchs am Ufer war auch sehr charakteristisch, er bestand aus zwei verschiedenen Arten Disteln, die in ungeheurer Fülle wucherten, fast aber die grüne Farbe mit einer silbernen vertauscht hatten und sehr symmetrisch gleich von der Wurzel ihre Blätter sternförmig auseinander breiteten; dann aus dem die ganze Campagne

durchwuchernden Asphodelus, einer Art kleiner wilder Lilie, die an und für sich sehr schön ist, aber wenn sie wie hier ganze Felder bedeckt, diesen ein wüstes, verblichenes Ansehen gibt und einen sehr widrigen Gestank verbreitet, verstärkt durch den Aasgeruch des verfaulten Meerwassers und Grases. Nah am Meer ist das Ufer nackt und besteht aus bunten Steinen, Kies oder einer Art gelben oder goldrothen Halbfels, einer Art Tuff oder Porzellanerde. Diese Farbe nun und auch die gelbgrüne des vertrockneten Meergrases leuchtet in der Sonne wie Gold und scheint ein glühend goldner Reif um das dunkelblaue Meer. Je näher wir kamen, je tiefer rückte die Sonne und je höher hervor die Stadt. Nun sahen wir auch zwei große Schiffe mit vollen Segeln hin und her laviren. Das Meer wogte mit seinen weißen donnernden Wellen zu uns herauf und Möven flatterten kreischend über die Brandung; höhnisch plätscherten und lachten dann diejenigen, denen es möglich gewesen, in eine Bucht einzudringen. — Der Wind pfiff sausend durchs Gestrüpp, der frische Meerathem und der faule Gestank des Grases und der genannten Blumen, das Alles zusammen schien mir ein treues Bild des Lebens; bei allem Reiz, bei aller Schöne so viel Widerwärtiges, giftig Bittres, so viel Oedes; der reiche Himmel der Liebe und der Poesie zurückgedrängt von dem dunkeln trüben Schmerz, dem kalten bittern Haß, dem giftigen schneidenden Hohne.

Kurz vor Civitá vecchia, wo es belebter wurde und Alles besser bebaut ist, ja sogar Palmen in den Gärten stehen, da ging die Sonne unter; flammentrunken reichte lechzend der Tag seine brennenden Lippen dem Meer zum

Kuß. So fuhren wir in Civitá vecchia ein, grüßten jedes vorübergehende hübsche Mädchen und mußten von Hinz zu Kunz, ehe wir ein Logis bekamen, und zwar in einem Privathause. Civitá vecchia ist Hafen und Festung zugleich, von Bramante gebaut; die übrige Stadt ist neuer, sehr belebt und namentlich jetzt durch viele Fremde überfüllt. Zwei französische Dampfschiffe lagen im Hafen; mir wurde ganz heimisch, als ich so viele Matrosen und ein Seestadtleben sah, was ich so lange entbehrt hatte. Es gibt viele schöne Frauen da, die fast alle ohne Unterschied des Standes einen großen weißen Schleier hinten über den Kopf und zu den beiden Seiten bis auf die Hüften herab hängend zu ihrem großen Vortheile tragen.

In Civitá vecchia fanden wir einen Deutschen, der lange in Rom Bierbrauer war. Dieser besorgte sehr gefällig unsere Päße und aß mit uns zusammen im Wirthshause, wo wir ganz delikat speisten. Spät in der Nacht begleitete ich ihn mit Neher noch durch die Stadt und dann kehrten wir Beide allein zurück. Es regte sich keine Seele mehr, weder in den Straßen noch in den Häusern; aber als wir in unser Haus gehen wollten, bemerkten wir auf einmal dicht hinter uns, als ob sie in der Thür versteckt gewesen, zwei bespornte Herren in Civilkleidung, die uns bis in das Schlafzimmer unserer Wirthin, durch welches wir gehen mußten, verfolgten. Diese, bereits im Bette liegend, wurde nichts destoweniger inquirirt, wer wir seien, ob noch andere Fremde bei ihr logirten und dann, wer und wie viel, ob einer, den sie bezeichneten, nicht da wäre u. s. w. Als die erschrockene Frau nicht die vielleicht gehoffte Antwort gab, öffneten die saubern

Herren nicht nur alle Schubladen, um Päſſe u. ſ. w. zu finden, ſondern drangen ſogar hinter die ſpaniſche Wand, wo die Frau ſchlief, um ſelbſt die Betten zu unterſuchen. Dieſes Verfahren empörte mich furchtbar; dabei bemerkte ich, daß die Wirthin nicht allein war, ſondern daß zwei Töchter von 15—16 Jahren neben ihr ſchliefen, die wunderſchön waren. Dies ſöhnte uns etwas mit dieſer gewaltthätigen Scene aus. Hätte uns dieſer Anblick nicht zu ſehr entzückt, ſo würden wir vielleicht den galanten Herren von der Polizei ihre Unverſchämtheit ſehr nachdrücklich vorgehalten haben.

Am andern Morgen, nachdem ich meinen zerbrochenen Schirm dem genannten Deutſchen zur Beförderung nach Rom gegeben hatte und Milde und Meier ſchon zu Fuß vorausgegangen waren, nahmen wir, Neher und ich, ein Carettino nach Corneto. Dieſe Carrettini ſind zweirädrige Wagen wie unſere Cabriolets, mit zwei Sitzen, jedoch nicht ſo bequem, fahren indeſſen mit ihrem einen, immer ſehr ſchönen ſtarken Pferde ſchnell wie der Wind und ſo raſſelten wir zum Thor hinaus. Es war ein ſchöner, windſtiller Tag und daher das Meer heller und duftiger, ſo daß es am Horizont faſt in den hellblauen Dunſt des Himmels verſchwamm. Bald hatten wir Civitä vecchia aus den Augen verloren und keinen andern Reiz als das Meer, von dem wir uns aber allmälig auch wieder entfernten. Nach einer Stunde ohngefähr trafen wir die beiden andern Gefährten auf der Straße, die, weil dieſe ſo langweilig, gern mit eingeſtiegen wären, wenn wir Platz für ſie gehabt hätten. Auf halbem Wege paſſirt man wieder auf einer Brücke einen kleinen Fluß, dies war der erſte und bis Corneto der einzige ſchöne

Punkt. Hier theilten sich die rechts am Wege liegenden Hügellager und verschoben sich in recht mannichfaltige schön geformte Gruppen, durch welche hindurch man, wie in ein Thor hinein, in ein angenehmes Thal sah, das sich weit in die Berge hineinzog und schon vor den Bergen begann, wo es eine grüne üppige Ebene war, mit einzelnen schönen, leicht belaubten Bäumen besetzt, unter welchen eine freundliche Meierei oder ein Kloster lag. Der klare Fluß, den wir passirten, kam durch dieses Thal her und theilte sich vor uns in zwei Arme, die eine kleine mit Bäumen besetzte Insel umschlangen. Das Ufer des Flusses war mit schönem Gebüsch bewachsen, sein Wasser hell und klar und sein Lauf fröhlich und rasch wie ein heiteres Jugendlied. Von hier aus ward der Weg wieder langweilig, eine formlose Fläche, mit verkrüppelten häßlichen Korkeichen hin und wieder besetzt, wie er auch anfänglich war; immer deutlicher aber sahen wir die Inseln, die wir leicht angedeutet schon vor Civitä vecchia erblickt hatten, nämlich J. Giunati, J. Giglio und am fernsten Elba, von welcher letztern wie Sirenengesang ein wunderbarer Name durch die stille Morgenluft herüberwogte. Hätte mein Auge es auch nicht sehen können, wiewol es nur kaum es sah, dennoch würde ich am Himmel den Glanz dieses Namens haben widerstralen sehen, gleich wie wir noch den Widerschein der Sonne nach ihrem Untergange am Himmel erblicken. Wäre Elba noch so klein und unsichtbar, die Erinnerungen, die an seinen Klippen, gleich Schiffen, die des Sturmes Wuth geankert, hängen und diese Felsen blühend umranken, heben hoch zum Himmel ihr leuchtendes Haupt und stralen weit hin über die Welt. Wie

hallten die brandenden, plätschernden Wogen, die von deinem Ufer, o Elba, herüberströmen, einst von jenen Leiden, jenen Klagen wider, die der kaiserliche Kummer, der majestätische Gram auf deine Schultern gehäuft! Wie brausten im heulenden Sturme die donnernden Wogen, als sie endlich auf ihren feuchten Schultern den befreiten Kaiser hinübertrugen zu dem wieder offenen Thron! Aber wie plötzlich endete dein Siegesgesang, mit welchem Miston sprangen die Saiten der Harfe, als von Helenas Ufer eine kalte Todtenhand hineingriff, ein schauriger Seufzer sie durchschwirrte! Wol streckt Frankreich sein schönes franzberaubtes Haupt hinaus in die kalte Meeresflut, umsonst beschwört es in seiner Verzweiflung den Wundernamen herauf aus der dunklen Tiefe und hofft zum zweiten Mal aus ihr den Phönix auferstehen zu sehen — aber in tausend höhnenden Echos hallen die Wellen den leeren Namen zurück und peitschen rächend die Brust des schönen Frankreichs.

Doch was geht's mich an! ich will Euch von Corneto erzählen, das jetzt dicht vor uns lag; an einem mit Lorber, Pinien und Cypressen und einigen Palmen bewachsenen Felsen ist es phantastisch hinaufgebaut und trägt ein ganz maurisches oder orientalisches Ansehen. Ein kleiner Ort, rings mit einer stufenförmig den Berg sich hinaufziehenden Mauer, über die eine Menge viereckige hohe Mauerthürme wegsehen und von weitem glauben lassen, daß mehr Thürme als Häuser in der Stadt sind. So habe ich mir immer die alttestamentlichen Städte, oder die in orientalischen Mährchen, Kreuzzügen und maurischen Geschichten vorkommen, gedacht. Nun ward der Weg auch schön und durch einen Oelwald hindurch fuh-

ren wir einen reizenden Felsweg hinauf in die Stadt. Hier stiegen wir in einem Privathause ab, bestellten für vier Personen Quartier und Essen und gingen dann, da es erst 9 Uhr war, die Stadt zu besehen. Ueber dies Haus hatte ich mich schon sehr gefreut; erstlich war es selbst ein schöner, kleiner Palast aus der Zeit Bramante's, mit einem schönen Brunnen aus dieser Zeit auf dem Hof; gegenüber waren mehrere alte Häuser mit noch erhaltenen wunderhübschen vorgothischen Fenstern und andern Resten; im Hause selbst war Alles geräumig und doch wohnlich; dann hatten wir eine nette, freundliche Wirthin mit zwei liebenswürdigen Töchtern. Die Stadt ist fast nur hineingeflickt in die Ruinen einer wahrscheinlich einmal schönen Stadt des Mittelalters. Unter den erhaltenen Trümmern sind mehrere kleine Kirchen in Basilikenstyl, die aber in ihren Hauptverhältnissen so großartig und schön sind, daß dadurch die kleinsten Dimensionen etwas räumlich Feierliches bekommen und ein Kirchlein, so groß vielleicht wie ein großes Bauerhaus bei uns, den Eindruck eines erhabenen Domes auf uns machte. Fast bei allen sieht man in das Gebälk des Daches hinein, was ich überhaupt sehr gern habe, da es nach meiner Meinung noch höher, feierlicher aussieht, als die gothischen Gewölbe. Mir ist wirklich immer, wenn ich in diesen Wald von Balken sehe, als ob sie sich wie die Thürflügel des Himmels aufthun müßten, die betende Seele einzulassen in die ersehnte Herrlichkeit. So sind fast alle Kirchen hier und nur bei einigen ist es über dem Hochaltar gewölbt; ungemein einfach und wohlthuend klar sind sie alle construirt und mit so schlichten Mitteln solch vollen Effect erreicht zu sehen, gewährt

einen entzückenden Eindruck. Das Schiff der Kirche ist auf jeder Seite durch eine Säulenreihe von den Seitenschiffen, die unmittelbar durch die Mauer begrenzt sind, getrennt. Die Säulen tragen eine Bogenstellung und auf dieser ruht das Gebälk des Daches. Bei einigen fehlen sogar die Säulen und mit ihnen die Seitenschiffe. Fenster sind gewöhnlich nur am Altar und über der Eingangsthür, diesem gegenüber. Die Verzierungen an Säulenknäufen, Simsen u. s. w. sind oft antike Bruchstücke, aber, bis auf wenige einer barbarischen Zeit angehörende, äußerst einfach, schön und geschmackvoll. Mit den wenigen Mitteln, die zu Gebote standen, wollte man dem höchsten Fürsten auch die würdigste und schönste Wohnung bereiten. Von außen sind sie gar zierlich: eine große Eingangsthür, welche nischenförmig in der Mauer vertieft liegt, auf jeder Seite von zwei, drei oder vier und mehr Säulen eingefaßt, über welche sich eben so viele Rundbogen spannen; unter diesen ist eine oben platte Thür und der Raum zwischen ihr und den Bögen ist mit einem Bild oder Sculptur ausgefüllt. Ueber dieser großen Thür ist ein rundes Fenster als Rosette. Vom Fenster aus biegen sich, wie aus dem Kelch einer Blume, consolenartige Blätter, auf deren äußerste Spitzen die äußerste Fläche der Mauer stößt. Bei einigen ist wie von Kränzen das Fenster eingeschlossen; über dieses kommt der niedrige flache Giebel des Dachs, der etwas vorspringt und oft von gezierten Tragsteinen getragen wird. Bei einigen sind die Flächen der Mauer, wenn diese zu groß, auch mit kleinen feinen Simsen, oder eben angedeuteten Pilastern unterbrochen, die aber, nur als Verzierung dienend, anzeigen, nach welchen Gesetzen die

Masse construirt. Die Seitenfaçaden sind äußerst einfach, in einen leichten Fries abgetheilt; bei einigen auch kleine Bogenfenster. Die Hinterfaçade zeigt, wie bei byzantinischen Kirchen, durch den halbrunden Vorsprung, daß hier nach innen die Nische für den Hochaltar ist. Auf dem vordern Giebel steht ein schönes Kreuz und einige Stufen führen gewöhnlich von der Straße zur Thür hinauf. Die Thürme sind die ganz einfachen toscanischen, viereckig, mit mehreren Fensterreihen oder Bogenstellungen über einander, oben ein solches Spitzdach. In einigen Kirchen sind schon Spuren gothischer Baukunst, aber diese scheint hier zuerst in sehr barbarischer Form aufgetreten und, danach zu urtheilen, Corneto damals sehr in Verfall gewesen zu sein; furchtbar schwere Gewölberippen, auf niedrigen plumpen Säulen, tragen das Gebälk des Daches. Bei einer solchen Kirche ist auch ein curios rother gothischer Thurm. Wir notirten uns Mehreres flüchtig in unser Buch, streiften so ein paar Stunden durch die Stadt, sahen noch manche schöne Häuser in Ruinen aber auch noch gut erhalten, gothisch, bramantisch und vorgothisch, ja selbst noch später als Bramante, viele schöne Klosterhöfe, Loggien u. s. w., und unter andern einen schönen prächtigen Palast, über dessen Thor ein Cardinalswappen sich befindet und der jetzt, zum Wirthshaus eingerichtet, al palazzaccio heißt; die eine Hälfte ist gothisch, sehr reich und aus den besten Quadern mit marmornen Verzierungen erbaut, was gar schön aussieht, da das Mauerwerk, an sich schon hell und dunkel reihenweise durch einander gemauert, jetzt noch durch das Alter ernster gefärbt ist, hingegen der Marmor nur einen lichten gelblichen Anflug bekommen hat.

Ein neuerer Anbau ist aus der Zeit Bramante's und so reich und phantastisch auch der gothische Geschmack hier erscheint, so sieht dieser doch fast gediegener und ruhig schöner aus. Ansprüche macht das Gothische mehr, es ist ein Schönes, das uns seine Schönheit stets entgegen trägt, uns auffordert, es zu bewundern; anspruchslos dagegen ist dieser Bau, aber eben seine ruhige Größe lockt zauberisch das Auge seinen Adel auszuspähen. Hierin liegt der wahre Schönheitsadel. Der Hof und die Treppe in diesem Palast sind sehr schön und mit meisterhafter Vollendung die Nebensachen ausgebildet.

Gegenüber in einer kleinen Kirche, in welche wir zufällig traten, wurden wir ungemein überrascht; erstlich fanden wir hier unter Anderm schöne Grabmäler u. s. w., aber dann zwei sehr schöne Bilder, einen Altarschrein von Pinturicchio wahrscheinlich, zwei Heilige, Madonna mit dem Kinde in der Mitte, drüber Gott Vater, und auf dem diese Bilder trennenden Rahmen sehr schöne Arabesken auf Goldgrund; jedoch war das andere Bild die wahre gefundene Perle: eine Kreuzabnahme, Tempera auf Holz gemalt, die so schön in der Composition, so treffend ist, wie ich fast nie den Gegenstand sah; sie ist im Ausdruck und Bewegung so frei, so großartig, wie bei den besten Meistern. Manche Köpfe, besonders die Hauptköpfe, sind ungemein seelenvoll empfunden und gezeichnet, die Formen schön und edel, eben so die Gewänder, und in den nackten Theilen (Beine, Arme und Leichnam), zeigt sich auch dasselbe Streben, wenn es auch nicht immer geglückt ist. Die Farbe ist ernst und ansprechend, wenn auch etwas trocken, und die Modulation sehr braun. Ich habe nur wenige Sachen von Signorelli gesehen,

glaube aber ihn gleich zu erkennen, denn ich wüßte Keinen, der, was seine Zeit betrifft, schon so frei und männlich kühn sich bewegte, und, was die spätere Zeit anlangt, Keinen, der bei diesen Bedingungen so mächtig, so gehalten ernst und einfach blieb und doch so kümmerlich seine Stoffe behandelte. Mehr wurde ich aber später noch darin bestärkt, als ich Meyer und Milde meine Meinung sagte, die dieselbe bestätigten. Es fand sich nämlich, daß zufällig das Bild eine auffallende Aehnlichkeit mit zwei gleichen Darstellungen nach Michel Angelo hat, wovon die eine in München im Elfenbeinkabinet ist, wo die Gruppe der Männer, die den Heiland vom Kreuz herunterlassen, und dessen Figur bis auf denselben Zeichenfehler, indem man nämlich dem Heiland zugleich auf den Rücken des vorgelassenen Obertheils und auf den Bauch des noch festsitzenden Untertheils des Körpers sieht, nach dem Bilde hier copirt zu sein scheint, nur daß dieses schöner und vollendeter ist. Zweitens existirt ein Bild von Volterra nach Michel Angelo's Composition, wo am Fuß des Kreuzes die Madonna hintenüber mehreren Weibern gewaltsam in die Arme schlägt; dieselbe Gruppe ist hier, aber ebenfalls viel, viel schöner und würdiger, indem hier die Madonna sich nicht wie außer sich geberdet, sondern von der Last des Schmerzes überwältigt ohnmächtig hintenüber gesunken den Weibern in den Armen liegt. In dieser Gestalt und in dem schönen Gesicht der Madonna mit den halbgeschlossenen Augen und dem fast selig entzückt geöffneten Munde liegt ein Zauber, wie ich ihn selten in Gemälden fand. Es ergriff mich wirklich das Gefühl wie an der Bahre einer recht schönen und geliebten Leiche, eine schmerzliche Selig-

keit; von Schmerzen fühl' ich mich durchdrungen, ſehe ich dieſe Madonna, daß ich laut aufſchreien möchte, und doch mag' ich kaum zu athmen, denn in den ruhigen Zügen, die freilich die Freude dieſes Lebens nie wieder koſten werden, liegt eine Art andachtgebietender Verklärung, die ſchon von dem Morgenhauch des ewigen Friedens zu ſtralen ſcheint. Sehr ſchön iſt auch der Nicodemus, glaube ich, der den verzeichneten Oberkörper des Heilands, den zwei andere über das Kreuz gebeugte Figuren, wahrſcheinlich Joſeph von Arimathia u. ſ. w., in Tüchern niederlaſſen, ungemein ſorgſam, innig liebend in ſeine Arme aufnimmt. Dieſe Figur iſt ganz von hinten und auf einer Leiter ſtehend, gezeichnet, aber ſie ſpricht wie das ausdrucksvollſte Geſicht. Dann iſt noch das Motiv der Magdalena ſehr ſchön, die unten am Kreuz, halb ſtehend, halb auf einem kleinen Erdhügel knieend, im Profil, das Kreuz mit des Heilands Füßen umarmt, dieſe küſſend und mit ihrem Schleier das Blut abtrocknend.

Doch ganz vergaß ich zu ſagen, warum dieſe Aehnlichkeit mit den Michel Angelo'ſchen Compoſitionen mich in meiner Meinung beſtärkte. Es iſt nämlich bekannt, was auch jeder in Orvieto nur zu deutlich ſehen kann, daß Signorelli von allen Meiſtern ſeiner Zeit den meiſten Einfluß auf Michel Angelo hatte, daß dieſer ihn unermüdlich ſtudirt, ganze Sachen, Ideen, Motive aus ihm geſchöpft und eigentlich ſeinen angedeuteten Weg fortgeſetzt und ausgebildet hat. Der war, wenn er auch nie bei ihm arbeitete, ſein Meiſter eigentlich. So ließe ſich nun wol denken, daß der Münchener Elfenbeinſchnitt, eine Jugendarbeit Michel Angelo's, eine Signorelli'ſche

Composition zum Vorbild gehabt, daß auch Motive aus dieser später noch bei dem späteren Volterra'schen Bilde ihm vorgeschwebt. — Doch genug, ich wollte Rumohr oder Ch. kennen ꝛc.

In einer andern Kirche sahen wir ein paar hübsche Bilder, namentlich eine schöne Heilige, die wirklich wie aus der Rafael'schen Schule aussah; auch einige Giotto'sche Fresken, d. h. aus dessen Zeit und Schule, doch waren nur wenig Spuren noch vorhanden. Hierauf erfreuten wir uns an der schönen Aussicht, die man von mehreren Punkten der Stadt übers Meer nach den Inseln, über die Campagna nach Civitá vecchia und auf die Hügelkette und die dahinter liegenden höheren Berge des Apennin hat; freuten und amüsirten uns ferner mit den schönen und, weil hier so wenig Fremde herkommen, noch äußerst naiven, freundlichen und unbefangenen Mädchen und Weibern der Stadt, die, wo wir gingen und die Häuser ansahen, oder gar zeichneten, uns zusprachen, Kußhände zuwarfen und winkten, aber auch Gesichter schnitten, und gingen dann um 12 Uhr sonnenverbrannt und müde, aber sonst munter und wohl nach Hause.

Noch habe ich zu erwähnen, daß ich an den Säulen einer kleinen Kirche, die die Hauptthür einfaßten, ganz flach in Basrelief in zwei, drei und vier Reihen über einander in der Rundung des Säulenschafts Figuren von Heiligen, Männern und Weibern fand. Auch ein ausgegrabener Stein, ein Carniol mit einer geschnittenen Figur, wahrscheinlich etrurische Arbeit, wurde uns von einer schönen Frau zum Verkauf angeboten, die uns dabei in ihr Haus einlud. Die Arbeit hatte aber trotz ihres

Interesses an und für sich zu wenig Kunstwerth, da sie durchaus unschön war, und die Frau forderte zu viel; so gingen wir wieder, ihr blos einige Artigkeiten über ihre Schönheit sagend, die ihr glaube ich eben so lieb als Geld waren.

Als wir nach Haus kamen, fanden wir auch die Andern, aßen zusammen, freilich Fastenspeise, aber delicat, tranken einen reinen guten Wein, wenn auch etwas sehr viel, dazu, gingen dann ins Café und von da mit einem Führer hinaus zu den alten etrurischen Gräbern. Bis zu dem entferntesten, das aufgegraben, ists ungefähr eine gute halbe Stunde; es war sehr heiß und also der Weg etwas beschwerlich. Gleich vor der Stadt beginnen diese Grabeshügel; was sie ursprünglich gewesen, läßt sich wol schwerlich nachweisen, die Inschriften kann man nicht lesen, weil sie etrurisch sind. Viele Vasen hat man darin gefunden und aus diesem Umstande und weil es an und für sich nur niedere, fensterlose, kleine, oft ein wenig gewölbte Räume sind, hat man sie für Grabeskammern genommen. Daß sie aber anfänglich nicht äußerlich mit Erde überschüttet waren, scheint mir die saubere architektonische Ausführung der Außenmauer bei einigen, die aufgegraben, zu beweisen. Jetzt sind sie alle dick mit Erde umschüttet und diese mit demselben fest gewirrten schwarzgrünen Gestrüpp bewachsen, wie das ganze Ufer an der See. Jeder einzelne Hügel ist so hoch ungefähr wie ein einstöckiges Haus, steigt gewöhnlich sehr steil von dem Boden auf in die Höhe und das melancholische Gestrüpp, durch das sich Epheu schlingt, läßt nur an wenig Stellen den gelben Lehmboden durchblicken. Mit solchen Hügeln, die alle unmittelbar an einander hängen, ist ein

weiter flacher Hügelrücken bedeckt und sieht daher wirklich aus wie ein hochwogendes, dunkles, sturmbewegtes Meer. — Aber lange ist das Wogen und der Sturm vorbei und tiefe Todtenstille und Ruhe herrscht hier. Ringsum sieht man in weiter Entfernung keine Spur menschlichen Daseins, nur eine wilde Haide auf der Nordseite, von Westen bis fast zum Süden hin von niedern aber schön bewegten Bergcontouren eingeschlossen, über welche einzelne höhere des Apennin neugierig wegsehen, unter diesen der Monte Fiascone. Am nordwestlichen Ende verliert sich der Bergcontour in die bleichen aufdämmernden Umrisse der Inseln, die aus dem Meer duftig matt hervortauchen, wie einzelne tiefe, ahnungsvolle Seufzer. Die westliche Hälfte des Panoramas begrenzt des unbegrenzten Meeres Fläche und scheint der Sehnsucht breiter Weg zu sein; da, wo im Silberduft sich Meer und Himmel küssen, wo in des blauen Meeres bittre Schmerzenstränen der Himmel seine Glorien senkt, da liegt die Welt voll neuen schönen Lebens, da liegt das Zauberland, die blütenreiche Heimat der goldgeschwingten Hoffnung; dahin flüchtet zu dem ewigen Frühling vor dem Winter dieser Welt die Liebe sich, dahin schwebt auf ihrem Zaubermantel vor der Prosa dieses Lebens die regenbogenfarbige Poesie; dort ist ihr wunderbares Reich, dort, auf jenen glückseligen Inseln. Dahin sehnt sich unser Blick; gleich einem weißgeflügelten Schiffe, von der Flut der Sehnsucht getragen, treibt es dahin und sucht und sucht und kehrt nicht wieder, um zu berichten, was es dort gefunden!

Doch zurück zu meiner Landschaft. Am südöstlichen Ende, wo die Hügel sich ganz dunkel ins Meer hinein-

flachen, liegt fast vom Glanz des funkelnden Meeres überblendet, Civitä; das flache Ufer an der See ist fruchtbares Acker- und Wiesenland, von einzelnen kleinen Flußchen durchschnitten, die wie flüssiges Silber durch das dunkle Land ins Meer sich ergießen. Zunächst den Bergen, wo die Campagna hüglicher wird, scheint es auch sehr fruchtbar zu sein, obgleich es öde und leer aussieht, indem es fast nichts als unabsehbare Getreideflächen gibt. Zunächst dem Gräberhügel ist Alles schwarzbebuschte, zerrissene Haide, aus der nur hin und wieder grüne Wiesen blicken; in dieser Haide lag, durch ein kleines Wiesenthal getrennt, dem Gräberhügel gegenüber, auf dem Plateau eines großen Hügels, das alte Tarquinii, der Stammort der Tarquinier. Deutlich sieht man an der Form des Felsens noch die Form der Stadt, auch hin und wieder noch Spuren von Ringmauern; sonst ist es eine öde Fläche, wo man noch viel ausgräbt. Einst mag es eine herrliche berühmte Stadt gewesen sein, die den Römern viel zu schaffen machte. Furchtbare Kriege hatte sie mit den Römern, in deren einem, ich glaube zur Zeit der Republik, sie, mit Fackeln bewaffnet, diese auf die Römer schleuderten und sie zurückschlugen. Zwischen dem Gräberhugel und dem Meer liegt Corneto und um dieses ringsherum, wie ein Garten, ein Wald von Oelbäumen, Weinstocken u. s. w. Eine noch erhaltene Wasserleitung zieht sich von den Bergen durch die ganze Fläche bis Corneto, ist aber nur an einigen Stellen zu sehen, weil sie, wo das Land höher ist, unter der Erde fortgeht.

Wir stiegen mit Wachsfackeln in die Gräber hinab; sie sind alle ausgemalt, mehr oder weniger reich und gut, besser oder schlechter, wie die Vasenmalereien, nur

daß diese mit Farben sind, d. h. man scheint vier oder fünf Farben gekannt und mit diesen so passend als es ging, aber ohne Motivirung und Nüancirung, Alles angestrichen zu haben. Die besten, die ich sah, erinnern sehr in den Motiven der Bewegung, Form und Köpfen an die Angineten, nur daß diese noch kindischer, unbehülflicher sind. Mit Einem Wort, roher als die Vasenmalereien fand ich sie, aber im Allgemeinen ist es höchst merkwürdig zu sehen, wie ein Volk, das in so früher Zeit gelebt, von dem Das, was wir von ihnen wissen, fast ins Gebiet der Fabel gehört, schon einen so echten und gediegenen Sinn für Kunst, für Formenschönheit, für einen Geistesschmuck, eine wohlthuende äußere Erscheinung hatte und dieser Kern bei weiterer politischer Ausbildung und Verbreitung, trotz der größern technischen Fertigkeit, trotz der größern Kenntniß aller Hülfsmittel, die es successive erlangte, so nach und nach wieder verloren gehen und zuletzt ganz verschwinden konnte. Gewiß möchte ich daher glauben, daß dieses Volk aus einem schon viel reicheren Lande herkam; was es mitgebracht, das übte es aus und zehrte an dieser Nahrung, so lange sie reichte, aber ohne Austausch mit andern Geistesverwandten, ganz für sich isolirt, in einem anders auf dasselbe einwirkenden Himmelsstrich. So war es natürlich, daß es sich nicht weiter und schöner entfalten konnte, es blieb auf derselben Stufe der Entwickelung stehen, bis endlich nach und nach, durch die Einwirkungen des Landes und Klimas umgewandelt, diese verglimmende Flamme erlosch. Aber wol mag man glauben können, daß aus einer ähnlichen Wurzel die herrlichste Blüte griechischer Kunst hervorragte. Denn so nimmt man jetzt an, we-

nigſtens Einige, daß dieſe Stämme in Italien, Pelasger, auch die alten Stammväter der Griechen, waren, die freilich ſpäter durch etruriſche, über Rhätien hereinfallende Völkerſchaften, verdrängt und vertilgt wurden. Aber wer ſagt uns, ob dieſe Kunſtwerke etruriſch oder nicht noch pelasgiſch ſind und ob die Etrurier ſie nicht ſpäter nachahmten? Leſen kann man die Schrift nicht, findet aber doch ähnliche Charaktere wie griechiſche.

Ein eigenes Leben war in dieſen Gräbern, Moosarten, die ich nie ſah, fein wie Spinngewebe und ganz ſchwarz, wuchſen aus den Spalten der Mauer, farbloſe nächtliche Schmetterlinge von ungeheurer Größe und phantaſtiſch widerliche, mir ganz unbekannte Thiere regten ſich bei Erſcheinung des Lichtes, wie flüchtend und einen verborgenen Schattenwinkel ſuchend, in allen Ecken.

Wer weiß, wie viele tauſend Jahre ſie hier ſchon im Finſtern brüten und dem Lichte fluchen, dieſe Kinder der Finſterniß; ſie ſehen wenigſtens ſo widerlich märchenhaft aus, daß ſie unholde Erdgeiſter zu ſein ſcheinen, die nächtlings unter die Erde kriechen, die Wurzeln der Blumen und die aus der Erde ſprudelnden Quellen vergiften, daß, wenn die Sonne aufgeht, die Blumen verwelken und die muntern Fiſche ſterben. Wer weiß, ob nicht nach tauſend und abertauſend Jahren alle unſere Kunſttempel von ſolchem Gethier bewohnt ſind und ob dann nicht Menſchen auf der Erde wohnen, die mit allem Suchen und Grübeln von uns ſo wenig wiſſen können, als wir von dieſen. — Einige dieſer Gräber wurden ſchon zur Zeit der Römer geöffnet und, was an Geld und Koſtbarkeiten darin war, herausgenommen, dann aber wieder verſchloſſen, um den Todten ihre Ruhe nicht ferner zu ſtören.

bis auf unſere Alles durchwühlende Zeit, die geforſcht und geforſcht, Hypotheſen auf Hypotheſen gebaut hat und am Ende doch nicht weiter iſt, als vorher. Die Füchſe, die in einigen dieſer Gräber ihre fürſtlichen Paläſte haben, verlachen die Forſcher, wenn ſie in der Mittagshitze über die Hügel klettern, keuchend nach jedem Nichts ſich bücken, an dem Dornengeſtrüpp ihre modernen Hoſen und Frack zerfetzen, hüſtelnd in die feuchten Grotten ſteigen und die Brille auf der Naſe die Mauern beſchnüffeln, ob nicht irgend ein alter Schnörkel zu finden. Da liegt ſo ein grauer Fuchs ruhig zwiſchen den Aſchenkrügen und verzehrt gemächlich ſein Huhn, und wahrlich er iſt eingeweihter in dieſen Geheimniſſen, als alle die Herren, er iſt vielleicht der einzige Wächter noch der heiligen Aſche und vielleicht ein Sprößling noch aus jener Zeit, aus altem, prieſterlichem Stamm. Der Hirt, der ſingend ſeine Herde auf dieſer Gräberwüſte hütet und vor dem Gewitter ſich in eins dieſer Gräber flüchtend zum Zeitvertreib die bunten Bilder da beſchaut, ihm werden in ſeiner Unbefangenheit die an dem ſchwarzen Buſen des Himmels hängenden Adler, die kreiſchend ihrer Enkel Grab umkreiſen und gegen die ſchwarzen Wolken des Himmels zu ſchützen ſtreben, ihm wird der melancholiſch durch die Büſche ſeufzende Wind, der brauſende Zorn des Sturmes mehr offenbaren und ſeine Seele weiter dem Verſtändniß öffnen, als die tauſend überflüſſigen Worte, die die gelehrten Herren hierüber ſchreiben. Nur ſollten wir aus den Gräbern lernen, dem Leben wie dem Tode ſeine gemeine Proſa zu nehmen und es in ein edles, ſchönes, poetiſches Gewand zu kleiden; dann hätten wir, ohne die Buchſtaben leſen zu können, die Inſchriften

verſtanden und wüßten, ohne die Zeit ihres Urſprungs zu kennen, daß eine ſchöne, hohe Zeit auch immer hoch und ſchön äußerlich erſcheinen wird.

Ich war froh, wie ich wieder Himmelslicht athmete, und warf mich matt in die warme erquickende Sonne, auf das blühende Gras, mich an den lichtgeſättigten Blumen ergötzend, die ſo freundlich nickten, als ob ſie dem Bild des Todes und der Vergeſſenheit ſeine Schauer nehmen wollten. Die purpurrothen Glocken der Cerilla (oder wie die Blume heißt) tönten Lebenslieder und die Veilchen ſangen Liebeslieder, von dem Jubel der Cicaden und der Vögel in der goldnen Sonne begleitet. Wär' ich doch ein Adler und könnte ſo in der blauen Luft mein vergoldetes Gefieder baden, aus dem Glorienkelch der Sonne neue Jugend, neues Leben ſchlürfen und die Erde zu meinen Füßen verſchwinden ſehen zu einem blitzenden, bunten Geſtein!

Doch genug von den Gräbern und zurück nach Cornete, wo wir jetzt Alles, was wir am Morgen geſehen, noch einmal ſahen und den andern Beiden zeigten. Bis zum Abend ſtrichen wir durch die Stadt, die freilich auch einen eigenen grablichen Charakter hat, indem ſie ausſieht, als ob kürzlich durch Feinde oder Erdbeben ſie zerſtört worden und die Menſchen nur nothdürftig in den Ruinen ſich wieder wohnlich eingerichtet hätten; es gibt nur zwei oder drei eigentliche Straßen mit ordentlichen Häuſern, in allen andern ſieht man mehr einzelne Mauern, halbe, offene Häuſerruinen u. ſ. w., als wirklich bewohnte Häuſer, und dieſe ſind auch gewöhnlich nur in groſſere Trümmer, in einen Thürbogen, in ein Mauerſtück ꝛc. hinein- und hinangeflickt. Die ganze Stadt ſcheint, dem

Klange nach, wenn ein Wagen durch die Straßen fährt, auf einem hohlen Grund gebauet zu sein, und wer weiß, was darunter ist. Die Menschen übrigens sind ein freundlicher, herrlicher, gefälliger Schlag; freilich haben sie nicht das königliche Wesen wie in Rom und dem Latiner und Sabiner Gebirge, aber dafür sind sie auch nicht so abgeschlossen; hier sind sie mehr deutsch: zuvorkommend, ohne kriechend zu sein.

Ich ging noch etwas allein vor die Stadt, um die Sonne untergehen zu sehen, und das war herrlich. Dann ging ich mit Neher zu Haus, wo wir schon Licht und die Andern rauchend fanden. Schaurig war es mir, als ich auf dem Heimweg noch in eine alte offene Kirche trat, in der schon tiefe Nacht herrschte und sich gespenstisch die durch die Fenster brechende Dämmerung an den hohen Wänden winkend und nickend bewegte. Bei dem matten Schimmer der ewigen Lampe erkannte ich eben die Nische des Hochaltars und trat näher, um wo möglich das Gewölbe darüber in dem Dunkel zu erkennen; über mir im hohen Gebälk des Daches streifte der Mond matt herein und irrte in unbestimmten Lichtstralen an den langen Balken hin; die ewige Lampe beleuchtete kenntlich nur eben, was in ihren nächsten Lichtkreis kam, doch dämmerte ihr trüber, dunkelrother Schein nach oben weiter in die Höhe, als nach den andern Seiten, und brachte so ein gewisses rothnebliges Zittern in das Dunkel. Als ich von diesem Eindruck ergriffen dastand, raschelte plötzlich dicht neben mir etwas; da versagte mir fast der Athem und Eiseskälte überlief mich. Es war eine gebeugte, alte, hohe, männliche Gestalt, die zu der offenstehenden Thür hinauswankte. Ich ging ihr nach und

erkannte vor der Thür, nur noch im Ganzen, einen schönen, weißgelockten, großen Mann, der an einem Stock ging. Gern hätte ich etwas von ihm erfahren: entweder büßte er hier besondere Sünden, oder erflehte sich für besondere Leiden Trost und Erhebung.

Zu Hause verbrachten wir den Abend äußerst angenehm. Es waren die Töchter des Hauses bei uns, der Vater und noch zwei Hausfreunde, ein Paar nette, liebenswürdige, junge Leute. Die Mutter kochte. Wir schwatzten viel, machten der jüngsten Tochter, die eine kleine, eben fertige Kokette ist und dies auf eine naive Weise übertreibt, die Cour. Sie mußte Guitarre spielen und singen, was fürchterlich anzuhören war; wir beklatschten sie dessenungeachtet, so daß sie trotz dem, daß sie erst durchaus heiser sein wollte, nachher nicht wieder aufhörte. Sie heißt Jucunda und ist wunderschön und reizend gewachsen. Ich lehrte ihr einige deutsche Worte, als: „schönes Mädchen", „geliebter Engel", „süßes Kind" u. s. w.; wenn sie diese nachsprach, so war es wirklich, als ob von der Perlenschnur ihrer Zähne einzelne abgelöst hervorperlten. Später kam auch ihre ältere Schwester Matilda hinzu. Diese war stiller und ernster und interessirte mich viel mehr als Jucunda. Sie war nicht so voll wie diese, vielmehr mager und leidend, war aber eine schöne schlanke Figur und hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht. Als ich Matilda gewahrte, bekümmerte ich mich nicht mehr um ihre Schwester, sondern unterhielt mich nur mit jener. Sie ging ganz einfach und sehr verhüllt angezogen, trug einen Arm in der Binde, weil sie sich die Hand verbrannt, und schien der Aschenbrödel des Hauses zu sein. Ihre Farbe war gelblicher und

bleicher, das Haar, das in kräuselnder Fülle über ihrer Stirn herabhing, nicht blond, wie bei der Schwester, sondern schwarz; aber in ihren feinen, graziösen Formen und bestimmten, ernsten Zügen sprach sich eine tiefe schöne Seele aus. Ernst, aber liebreich, ruhten ihre herrlichen Augen auf Dem, der mit ihr sprach; dunkle Augenbrauen senkten sich tief darüber hin und bildeten einen feinen, interessanten Bogen. Länglich und fein und ein wenig gebogen war die Nase, große edle Flächen waren die Backen, ohne voll zu sein, schön vollendet das Kinn — und den wunderbaren Mund umspielte ein schmerzlich fragendes Lächeln. Fein und dunkelroth waren die Lippen und, obgleich schön geschweift und üppig vorschwellend, durch den Ausdruck so gehalten, daß alles Sinnliche verschwand und nur ein reines Mitgefühl, eine unschuldige, kindliche Liebe darauf zu schlummern schien. Sie sprach wenig und leise, aber melodisch wie Nachtigallengesang.

Doch genug von den Weibern und zu den erwähnten beiden jungen Männern, die wieder ein deutlicher Beweis von der dem Italiener inwohnenden natürlichen Lebensgrazie waren; es waren zwei geringe Burger, eigentlich Bauern, aber von so leichtem, unbefangenem, adelig freiem und abgerundetem Wesen, daß ein Deutscher, der jahrelang in den ersten Zirkeln sich bewegen gelernt, vielleicht eben so geschmeidig, aber gewiß nicht zugleich ebenso männlich-würdig sich zu benehmen weiß. — Ich werde diesen Sommer die Mädchen zeichnen, die Erlaubniß habe ich schon dazu.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr früh auf, ohne noch einmal die Mädchen zu sehen. Da von Cor-

neto nach Tuscanella kein ordentlicher Weg führt und man nur einen oft unsichtbaren Fußsteig durch Wald und Feld und Haide hat, so nahmen wir einen Führer und ich für mich auch einen Esel, da 18 Miglien zu Fuß zu gehen ich nicht wagte. Es war ein kalter, aber schöner Morgen; unser Führer ein alter, gutmüthiger, jovialer Kerl, echt deutsch, auch seiner Häßlichkeit nach. Mein Esel war kein Esel, sondern ein starkes, muthig frisches Maulthier, und so trabten wir zur Stadt hinaus, besahen noch am Wege vor der Stadt eine alte Kirche mit sehr schönen, leider aber sehr überschmierten Temperabildern aus der Zeit von Pintoricchio, vielleicht von ihm, wenigstens von einem guten Meister dieser Richtung, dessen Namen (ich weiß aber nicht mehr, wie er hieß) wir auch auf einem Bilde fanden. Es waren, glaube ich, acht Bilder, ein Cyclus aus dem neuen Testament. Nachdem wir hier unsere künstlerische Morgenandacht verrichtet, zogen wir zur Belustigung der in ungeheurer Schar ins Feld ziehenden Weiber weiter und sahen Corneto jetzt von der andern Seite, wo es phantastisch schön in einem Hügelmeer schwimmt, welches durch alle Farbennüancen von schwarzem Haidegestrüpp bis zum hellsten Grün des jungen Frühlings spielte und wie Schaum auf seinen tanzenden Wellen die weißen Blütenbäume trug. Aus diesem Meere ragt schroff und nackt, nur von einzelnen Epheustämmen durchrankt, der roth- und graugelbe Felsen, auf dessen Plateau Corneto liegt, gleich dem Wrack eines Schiffes, das vom Sturm entmastet, sich hoffnungsvoll dem Spiel der freundlichen, gesänftigten Wogen überläßt. Ueber die grüne Welt blickten, wie der Heimat fernes, lockendes Ufer in blauem Duft, die höheren Ge-

birge hinweg. Die Glocken der Stadt läuteten und das Geläute verschmolz harmonisch mit dem goldnen Morgenäther und dem zwischernden Vogelgesang und schien der geretteten Mannschaft um Erlösung flehendes Gebet.

Als wir so langsam durch diese romantische Gegend hinritten und von dem Meere hinter uns uns immer weiter entfernten, entwickelte sich bald vor unsern Augen noch ein ernsterer, trüber Anblick, der nackte rothe Felsen von Tarquinii. Gestern sahen wir ihn von der andern Seite; von dort erschien die ganze Gegend wie ein schwarzes Leichentuch über eine königliche Leiche ausgebreitet; von hier sah man nur den blutigen Rumpf und das bediademte schöne Haupt des Körpers abgeschlagen. Die Sonne flammte barmherzig darüber und wusch mit ihren goldenen Sonnenthränen die Wunden. Von weitem glänzte noch das in Duft verschwimmende Meer. Hier sahen wir es zuletzt. Nun wendeten wir uns weiter in das Land und kamen zuerst durch fast unwegsame Haidehügel und Felsenthäler, aus welchen wir uns ohne Führer nie herausgefunden hätten, da weit und breit kein Weg, kein Haus, ja keine Spur von Menschen zu sehen war; unser Führer und mein Maulthier wußten aber gut Bescheid. Dann ward unser Weg immer beschwerlicher, die Gegend immer wüster und öder, aber schön in ihrer Art, da die Felsen und Hügel großartig und bestimmt geformt und wunderschön gefärbt waren. Hie und da breiteten unabsehbare Felder sich darüber hin und schienen ein menschlicher Ruf aus weiter Ferne; dann waren sie wieder bald mit finstern, romantischen Waldungen oder Gestrüpp bewachsen, bald wieder nackt, mit rother Haide oder einer Art grünlichem Wiesenland über-

schimmert. Kleine Waldbäche schlängelten sich hindurch, die durchwatet werden mußten und gewiß bei schlechtem Wetter die Gegend völlig ungangbar machen. Der Himmel ward immer wolkiger, die Luft schwül und siroccoartig, die Sonne schien immer matter, aber stechender. Menschen trafen wir nicht, als bisweilen einen Hirten, der seine Schafheerde hier weidete; gewöhnlicher aber waren diese eingerfercht und nur von den gefährlichen großen wilden Schäferhunden bewacht, die schon manchen einsamen Wanderer in der römischen Campagna übel zugerichtet haben und der einzelnen Wölfe gefährliche Gegner sind. Halben Wegs kamen wir durch einen großen Wald, eine sogenannte Macchia, in dem es besonders früher, aber auch jetzt noch, wie unser Führer sagte, sehr gefährlich war; Mancher wurde darin schon beraubt und umgebracht, und auch erst kürzlich Einer. Wir trafen hier an einem Brunnen einige Hirten, die Felle wuschen, und in der Ferne ihre Heerden. Es war ein schöner Platz. An einem Hügelabhang wurde der Brunnen erst in einem aus Stein gebauten Bassin aufgefangen und da ließ man ihm aus diesem wieder seinen freien Lauf, den er dann, in vielen tief gefurchten, mit schönen Gräsern und Blumen geschmückten Armen den Abhang fröhlich hinunterhüpfend, in den Versteck des dunklen Waldes hinein nahm. Hier, unter großen, am Abhang stehenden, fast hängenden Korkeichen, auf den von den Strömungen der Quellen gebildeten blumigen Inseln machten wir Halt und erquickten uns mit Brot, Pomeranzen und Wein. Mein Maulthier ging grasend dabei umher und unser Führer erzählte uns grausige Mord- und Räubergeschichten. Dann zogen wir weiter und zwar immer noch

durch diesen Wald. Hier sah man, fern von aller Menschenspur, wie in den Urwäldern es sein muß, deutlich den Entwickelungs- und Vergehungsproceß der Natur.

Nachher ward der Weg langweilig, eben so öde noch, aber ganz mit unabsehbaren Feldern überdeckt; überhaupt muß die Gegend sehr fruchtbar sein und entweder fehlt es nur an Menschen, sie zu bebauen, oder diesen an Industriosität; bei uns in Deutschland würde das eine Art goldner Aue sein. Endlich sahen wir Tuscanella, das, als wir bis auf eine halbe Stunde nahe gekommen, hinter einer alten zerstörten Kirche, die an unserer Straße lag, und einem Oelwald, der zwischen dieser und der Stadt war, recht schön vor uns dalag. Jener Kirche gegenüber lag auf einem schroffen, aber flachen Hügel eine andere, wie es schien, auch halb zerstörte, aber noch größere Kirche. Beide Kirchen waren durch ein Thal von einander getrennt, in dessen grünen Feldern Weiber arbeiteten und ein heller freundlicher Bach floß. Wir besahen aber nur die an unserer Straße gelegene, also die erstere, die dem sehr schönen Thürportal nach aus der Zeit Bramante's zu sein scheint; sonst ist nicht viel da zu sehen, nur ist noch innerhalb an der Mauer über dem ehemaligen Hochaltar ein zerstörtes, aber zum Theil noch wie Edelstein schimmerndes Frescogemälde, eine Madonna mit dem Christkind von Engeln umgeben, das mir den lieblichen, fast Fiesole'schen Köpfen und der reinen hellen Farbe nach eine Arbeit von Lippo Lippi zu sein scheint. Eine alte, schöne, königliche Frau, die wir bei dieser Kirche trafen, berichtete uns in Kürze die Geschichte der Stadt, ihren alten Ruhm und ihren Verfall; gelehnt an einen Säulenknauf im Schatten dieser Kirchentrümmer, mit der

Hand wie beschwörend hinüber zeigend nach der andern Kirche, stand sie wirklich da, wie eine Prophetin. Im Laufe der Erzählung hob sich ihre Figur und flammten ihre Augen immer mehr und mehr. Dann aber sank sie zusammen und klagte, nur das Haupt schüttelnd, in ernsten, dumpfen Tönen über Zions Fall und Judas Elend. Staunend standen wir zu Fuß und zu Esel, wie ein Zug das Orakel fragender Pilger, die sie aufrief zur Rache, ihnen des Himmels Beistand, sein flammendes schützendes Schwert und endlichen Sieg und Erlösung verheißend. Nun zogen wir weiter. Ich und Neher theilten uns gleich unsere Freude über diese Erscheinung mit; den Andern war sie nicht so aufgefallen.

Tuscanella ist ein malerisch den Hügel hinangebautes, freundlich romantisches, aber höchst armes, verwüstetes Nest, nur eine, einigermaßen fahrbare Straße führt durch, die andern sind nur höchstens zu Esel, viele nur zu Fuß zu passiren. Dessenungeachtet sieht man einige schöne architektonische Bruchstücke aus der Zeit Bramante's. Ueberhaupt, über diese Zeit scheint in keiner dieser Städte die Blüte hinaus gereicht zu haben. Da wir von zwei unserer Bekannten, die früher hier waren, gehört hatten, daß vor dem Thor ein Wirthshaus sei, in dem sie beinahe fast umgebracht worden, so gingen wir, obgleich wir dazu genöthigt wurden, nicht in dasselbe, sondern suchten in der Stadt, bis wir eins fanden. Hier waren nun erstlich, weil die Leute nicht auf Fremde eingerichtet, keine Betten; doch endlich entschlossen sie sich, für eine Nacht ihre Zimmer und Betten zu räumen und uns zu überlassen. So bekamen wir zwei Zimmer, jedes mit einem kleinen und einem großen Bett für wenigstens

zwei Personen. Doch noch nicht zu den Betten, es ist erst Mittag, sondern zur Wirthsstube, in der in der Mitte der Rückwand ein ungeheurer Kamin mit flammendem Feuer war. In allen vier Ecken waren Thüren, zwei führten in die Vorküche oder Fleischladen, denn unser Wirth war Schlächter zugleich, zwei nach Hof und Loggie. Die Einrichtung der Wirthsstube hatte schon etwas ganz von der römischen Abweichendes und war viel wohnlicher, deutsch behaglicher. Es gab einen großen Bord mit blanken Gläsern, an den Kalkwänden waren Lampen und rings herum Tische und Bänke, die heute gerade alle voll von lustigen, redseligen Gästen waren, was man in Rom und seiner Umgegend nicht erlebt, denn der römische Landmann ist wortkarg und verschlossen, nur seine lebendigen Augen drücken sein Inneres aus und diese läßt er oft gar zu feindselig und verächtlich auf den Forestieri ruhen. Hier kam uns Alles gemüthlich vor und erinnerte an Deutschland, namentlich an das bairische Gebirge. Uns wurden in der Mitte des Zimmers Plätze an einem Honoratiorentisch, wo zwei alte Spießburger saßen, angewiesen. Es war Fasttag, also konnten wir nur mager zu essen bekommen, das aber in ganz vortrefflichen Fischen, Salat und Macaroni bestand. Auch bekamen wir ganz vortrefflichen Wein. Nach Tisch gingen wir, um die Kirchen zu besehen, erst aber in ein Café, wo ich mich mit Meier heftig stritt, indem ich der Architektur in Hinsicht des Einflusses auf das menschliche Leben den Vorrang vor der Malerei einräumte und von dieser eine Unterordnung unter jene verlangte, dieser aber das Gegentheil behauptete. Wir stritten lange, endlich schlief ich, vom Wein und langen Reiten müde, das

Wort noch im Munde, ein und überließ es den Andern sich zu streiten; als ich aufgeweckt wurde, meinen Kaffee zu trinken, donnerte und blitzte es und der Regen stürzte in Strömen vom Himmel. Dessenungeachtet gingen wir paarweise unter einem Schirm vereinigt und von einem Troß hübscher halbnackter Betteljungen begleitet nach den ältesten Kirchen. Unser Weg ging durch die Hauptstraßen der Stadt, bergunter, jedoch waren diese Straßen kaum etwas mehr als gepflasterte Rinnsteine, so eng, so unwegsam und so vom Regen ausgespült waren sie. Keinen Menschen sahen wir, hatten auch vorher bei unserm Einzug nur sehr wenige gesehen, so daß wir nicht anders schließen konnten, als daß die Stadt äußerst todt und ausgestorben sei. Jedoch war der Weg sehr interessant. Wir traten aus einer engen Straße, durch einen Bogen der alten Stadtmauer hinaus, ins Freie. Zur Rechten zog sich diese mit vielen malerischen, phantastischen Häusern und Thürmen hin und begrenzte das Bild; zur Linken führte der Weg und die Mauer hinab in ein Thal an einem schönen Felsenabhang vorbei, der gegen uns, wie Parade machend, sein schroffes schönes Antlitz kehrte. Ihn krönte ein Helmschmuck dunkler, immergrüner Eichen und junger, schlanker Lorberbäume, in deren Schatten sich die Nacht verborgen zu haben schien. Ein langes, antikes, wenn auch nicht schönes Bassin fing einen Quell, der aus seinem Innern sprang, auf; der Länge nach über dem Bassin waren zehn bis zwölf antike Köpfe, flach Basrelief als Rosetten, aus denen eben so viele Stralen des silberhellen, klaren Wassers sprudelten. (Doch ist auch möglich, daß diese Arbeit mittelalterlich, wenigstens schienen es einige der Köpfe.) Noch etwas weiter im Thale

und mehr nach der Mitte zu lag in derselben Felswand eine dunkel beschattete Grotte, in der wol der eigentliche Hauptarm des Quells hervorkam und in ein weites Becken fiel, an dem mehrere, aber nicht so schöne Weiber wie in Nemi wuschen. Die ganze Mitte der Aussicht füllte nun die an dem Hügel, auf dem wir standen, zu Thal hinab sich senkende Stadt, deren halb zerstörte Häuser, wie in einem Blütenmeer, unter einem Schirm blühender Bäume, schwammen, als ob sie zeigen wollten, daß der Mensch hier keine Häuser nöthig habe, da der Himmel Dach und Betten ihm bereitet. Am äußersten Ende dieses Thals lag eine dieser alten Kirchen, die wir zu besuchen kamen und die von dieser Seite freilich nichts Anziehendes, als ihre harmonische Hauptform und einen (aber nicht schönen) alten, malerischen Thurm darbot. Dann bog das Thal sich zwischen Weinbergen um die Ecke des Hügels, auf dem die andere alte Kirche sich befand. Zu dieser schlängelte sich nun, an einigen schönen Felswänden vorbei, ein Weg hinauf; rechts trat hart neben der Mauer, die unsere Aussicht schloß, die zwischen Oelbäumen auf einem andern Hügel gegenüberliegende, schon gesehene, zerstörte Kirche hervor. Zwischen und hinter beiden weg zog sich ganz niedrig über die Hügel hin eine blaue Ferne, deren schön geschwungener Umriß, zwischen grünlichen und violetten Farben spielend, auf dem rothgelben, gebrochenen Goldgrund des Regenhimmels sich dunkel ernst zeichnete. Einige Blitze durchschlängelten uns zu Gefallen auch noch den grauen Himmel, der diese Aussicht überwölbte. Es goß furchtbar. Nasse Füße hatten wir schon, brauchten uns also nicht mehr davor zu hüten, und so wateten wir stracks durch die Regenbäche

durch nach den Kirchen hin. Die erste, eine der ältesten christlichen, die in Italien existiren, ist von außen etwas dürftig in ihren Verhältnissen: eine ziemlich hochgiebelige Façade mit einer Bogenstellung von drei Bögen, der mittlere ist das Thürportal, in demselben Charakter wie das in Corneto, nur reicher geziert und dadurch etwas überladen und in seinen Verzierungen roh. Inwendig ist sie ganz im Basilikenstyl, eine Säulenreihe trennt auf jeder Seite das Mittelschiff von den Seitengängen, die in der Mauer keine Fenster haben; nur in der Nische hinter dem Hochaltar ist ein großes Fenster und gegenüber eins über der Eingangsthür, als Rosette. Zwei schöne alte Kanzeln, ein Altar und ein wahrscheinlich altes Taufbecken, wie ein großer achteckiger Brunnen, waren merkwürdig, an letzterem die acht Seiten jede mit einer andern Rosette ausgefüllt und unter diesen eine Vermischung des Antikrömischen mit dem Altchristlichem, so daß es wahrscheinlich in die Zeit Constantin's fällt. Die Fresken in der Kirche, die aber nur hie und da noch sichtbar, sonst kaum zu ahnen, scheinen sehr alt zu sein, wahrscheinlich war sie einst ganz so ausgeschmückt. Es gab einzelne interessante Capitäler an den Säulen, unter denen einige sogar antik und aus einer schönen Zeit waren. Jetzt wird die Kirche nur zwei Mal im Jahr gebraucht, am Ostertag und an einem Marientag. Zum Dach regnete es in Strömen herein.

Von hier gingen wir zur andern Kirche, St. Peter, die von außen, d. h. nur von der Vorderfaçade, denn nur diese ist erst fertig, äußerst schön ist. Schlank ragt das Mittelschiff, das ein flachgiebeliges Dach deckt, über die Seiten hervor; in der Mitte ist ein aus weißem

Marmor ſchön gearbeitetes Roſettenfenſter, unter welchem eine freilich etwas kleine Bogengalerie, aber an und für ſich ſehr ſchön und gleichfalls aus weißem Marmor iſt. Unter dieſer iſt das Thürportal, auch wie das in Cornetto, aber meiſterlich und vollendet rein in der Form und reich und doch einfach verziert. Das Thürgewand iſt mit Moſaik ausgelegt. Außer dieſen Marmorverzierungen iſt das übrige Mauerwerk, von grünen und gelben Quadern, reihenweiſe abwechſelnd. Neben der Roſette iſt zu jeder Seite noch ein zweibogiges Fenſter, das auch ſchön und zierlich iſt, mir indeſſen, wie die Galerie über dem Thürportal und die flachen Basreliefs und Arabesken an der Mauerfläche, aus einer andern Zeit erſcheint. An den Seitenſchiffen iſt unten noch an jedem eine ſehr ſchöne Bogenſtellung von drei Bögen, die aber zugemauert ſind. Der Thurm ſteht, wie bei den meiſten dieſer alten Kirchen, von der Kirche getrennt. Vor dieſer Kirche ſind noch viele Mauern und ein zerſtörter Thurm, ſo daß es ſcheint, als ob urſprünglich ein Palaſt oder Schloß dabei geweſen, wozu die Kirche gehörte. Eine alte Frau, die in dieſen Ruinen wohnt, ſchloß uns auf und ſagte mir, als ich eintretend meinen Hut abnahm, es ſei nicht nöthig, da kein Allerheiligſtes darin wäre. Im Innern iſt die Kirche ähnlich, aber nicht ſo ſchön wie die andere. In den Wänden des Mittelſchiffes, das hier hoch über die Seitenſchiffe wegragt, iſt auf jeder Seite eine Reihe kleiner Bogenfenſter und unten zwiſchen den Säulen eine bankartige, niedere Mauer, die die Seiten vom Mittelſchiffe trennt. Auch hier ſind Spuren alter und nicht ſchlechter Fresken; über dem Altar ein jüngſtes Gericht. Die Verzierungen ſind übrigens roher und unter den

Säulen wenig antike. Aus den Seitengängen aber führen zwei Treppen hinunter in eine unterirdische Kirche, die ein ganzer Wald von Säulen ist. Die Kirche ist nämlich so an den Hügel gebaut, daß an ihrer Hinterseite, wo der Hügel sich schon viel abgeflacht hat, ein bedeutendes Fundament unterzubauen nöthig war, und in diesem ist nun die untere Kirche. Viele, in gleichen Zwischenräumen reihenweise vertheilte Säulen tragen ihre aus kleinen Kreuzgewölben bestehende Decke; wo die Nische des Altars halbrund vortritt, weicht auch sie in der halben Mauer aus, und hier sind also die Säulenreihen noch um einige Säulen stärker. In dieser halbrunden Mauer sind denn auch einige Fenster, durch die ihr das Licht kommt. An den Wänden sind schlecht übermalte alte Fresken; die Treppen, die aus den Seitengängen der Oberkirche zu dieser hinunter führen, haben auch eine in kleine Kreuzgewölbe getheilte Decke, die von einer Säulenreihe, die zu jeder Seite der Treppe an der Mauer sich hinzieht, getragen wird. In der Mauer, hinter einer dieser Säulenreihen, ist noch alt römisches, antikes Mauerwerk, das Fundament vielleicht eines Tempels oder vielmehr eines Mausoleums, denn in der obern Kirche steht ein alter Sarkophag (den man hier ausgegraben) auf dem ein sehr roh gearbeitetes Basrelief (ein Triumphzug) in seiner Form und Anordnung deutlich sogenannte etrurische Arbeit zeigt, was auch die nicht zu entzifferende lange Inschrift bestätigt. Da ich mich sehr staubig gemacht, beeilte sich unsere ganze Bettelbuben-Custoden-Compagnie mich rein zu machen, und alle arbeiteten zu gleicher Zeit an meinem Rock. Diesen Schwarm zog ich wie der Rattenfänger von Hamein an meinen Rockschößen

zur Kirche hinaus und nun ging ich mit Milde direct nach Haus. Die Andern traten irgendwo unter, mußten aber dafür nachher noch in ärgerem Regen gehen. Zu Haus zog ich gleich Schuhe und Strümpfe aus und setzte mich an die erquickende Flamme des Kamins. Bald kamen die Andern auch und nahmen neben mir Platz. So saßen wir theils in stiller Betrachtung, theils diskutirend, theils uns mit der Wirthin und den einzelnen Gästen unterhaltend, bis es Abend wurde; da mußten wir aber Platz machen, damit der Koch unser Abendessen daselbst bereiten konnte. Nachdem wir gegessen, und zwar recht gut gegessen hatten, gingen wir zu Bett. Bemerkt hatte ich noch, daß unser Haus seiner großartigen, geräumigen Anlage und Eintheilung, sowie den aus Marmor schön gearbeiteten Gewandungen der Thüren und des Kamins nach wahrscheinlich ein alter Palast aus der Zeit Bramante's gewesen. Endlich entdeckte ich sogar eine lateinische Inschrift, die aber keinen Aufschluß gab, da sie nur einen Namen, vielleicht des ehemaligen Eigenthümers, enthielt. In der Nacht konnte ich vor Flöhen, die millionenweise meinen Körper besetzt hatten, wenig schlafen.

Am andern Morgen regnete es noch; trotz dem ging ich mit Milde in eine Kirche, in der wir einige alte Fresken fanden, eins namentlich in einer Nische, ziemlich hoch in der Mauer. Die Kirche war leer, deshalb kletterten wir hinauf und hinein und fanden Das, was wir noch sahen, sehr schön, aber leider sahen wir wenig. Als wir zurückgekommen und am Kamin noch ein Weilchen Platz genommen hatten, erhob sich ein furchtbar starker, kalter Tramontan, der den Regen verjagte. Wir entschlossen uns, vier Esel oder Pferde zu nehmen und mit einem

Führer nach Montefiascone zu ziehen. Bald war Alles besorgt, ein Führer, ein junger lustiger und hübscher Kerl, drei Esel und ein Pferd, alle nur mit einem Steigbügel. Wir bezahlten unsere Rechnung, von der der Wirth sich gutmüthig abziehen ließ, so viel wir wollten, und gingen fort aus diesem Ort, wo wir durchaus nichts von dem Räuberhöhlenartigen, Unheimlichen empfunden hatten, was uns vorher von ihm gesagt worden war. Wir hatten freundliche Leute, behagliche Wohnung, leider aber keine hübsche Mädchen, gar keine, und schlechtes Wetter gefunden.

Der Weg war wie der gestrige, nur waren die Aussichten nicht so schön, denn bis wir, ganz nahe vor Montefiascone, ziemlich dicht am Lago di Bolsena hintraten, fanden wir fast keinen einzigen Punkt, der auch bei dem schönsten Wetter etwas Erfreuliches dargeboten hätte. Doch zuvörderst muß ich unsern Aufzug etwas ausmalen, der in seiner Art so amüsant war, daß er, mich wenigstens, für die öde nackte Gegend entschädigte. Auf einem steifbeinigen, mageren, hohen, schwarzen Pferde ritt ein württemberger Landschaftsmaler; er selbst ist eine lange, nicht magere, aber steife, alte Junggesellenfigur, denn er hat bereits sein vierzigstes Jahr passirt und sein Gesicht, wenn es auch das nicht verräth, trägt doch ganz den Ausdruck eines Onkels, dem im Hause eines verheiratheten Bruders oder einer Schwester ein Asyl gegeben worden, seine Hypochondrie vor der Welt zu verbergen, und der nun dafür die Kinder tyrannisirt und eine Art brummigen Hofmeister abgibt. Er trug einen weißen Filzhut und über seinen Rock einen weißleinenen Kittel, unter dem schwarze Hosen, die, vom

Reisen bis zum Knie hinaufgezogen, die weiten Unterhosen durchblicken liessen, die sich aber wieder in den für die fehlenden Waden einen weiten Raum lassenden Stiefeln verlieren. Er sah, wie er auch sehr gerade, die Nase immer etwas in die Luft gerichtet, so daß der Hut dadurch in den Nacken zu gleiten schien; hinter sich auf dem Pferde hatte er einen weichen Quersack, worein unsere Namen flocken, und in der Hand einen langen Stock, den die Landschaftsmaler brauchen, um den Schirm, unter welchem sie zeichnen, darauf zu stecken. (Uebrigens schlägt unser tiefer tragikomischer Kreuzer ein treffliches Heer.) Das war also unser Mitter von der traurigen Gestalt. Nun kam Reiser, der einen kleinen lustigen Esel ritt, mit einem brillanten Sattel und zwei Steigbügeln, wovon freilich einer kürzer als der andere war. Reiser ist ein kleines feines Männchen, aber stark gebaut, mit einem ganz gutmüthigen Gesichte, das aber, wie die ganze Gestalt, in jeder Bewegung eine heitere, frische, gesunde Lebenslust bei einem sehr bestimmten, etwas anmaßenden Willen ausdrückt; auf seiner runden, erhitzten Nase trug er eine zierliche Brille, einen langen englischen Ueberrock und weiße, von Mitte entlehnte Gamaschen über die schwarzen Hosen, um das Aufstiefeln zu verhindern. Seinen Esel peitschte er fortwährend und war oft nahe daran, herunter zu fliegen. Mitte mit weißem Strohhut, weißen Hosen und dergl. Gamaschen, die wegen des Aufwickelns mit Bindfaden um die Beine festgeschnürt waren; über seinen eleganten Frack trug er einen blauen Mittel und um den Leib eine bunte Schärpe. In der Hand einen langen knotigen Reisestock, ritt er auf einem sehr hochbeinigen Esel, dessen Sattel so tief

saß, daß er immer förmlich darauf balanciren mußte. In Milde's Gesicht saß der helle große Schnauzbart auf dem blauroth gefrornen Fleisch wie der gelbe Kelch in einer dunkelrothen Rose. Mein Esel war der kleinste und ruppigste, obgleich er sehr gut ging. Ich hatte auch über meinen grünen Oberrock einen blauen Kittel gezogen, der, da er um den Leib nicht festgebunden, vom Wind dermaßen aufgeblasen wurde, daß er wie ein Ballon aussah. Meine schwarzen Hosen hatte ich wie Milde mit gelben Bindfaden festgebunden, meinen Hut bis auf die Augenbrauen hereingedrückt, um ihn vor dem Abwehen zu wahren. Uebrigens soll ich todtenbleich und sehr abgemagert ausgesehen, sehr gebeugt auf dem Esel gesessen und dem kalten Wind entgegen ein sehr abstoßendes, gequältes Gesicht gemacht haben. Dazu hätte ich wol auch Grund genug gehabt, denn erstlich hatte ich allerhand Reiterleiden und zweitens mußte es mich bei dem Gedanken, einst zurückzukehren in die Heimat, doch gewiß schaurig ergreifen und quälen, daß, kaum mich ihr ein wenig nähernd, sogleich auch ihr nordischer Gruß so eisig mich empfängt, daß nicht der Körper blos, nein auch die Seele zu erfrieren droht. So drückt uns mancher Freund aus treuer Liebe die Hand, daß wir laut aufschreien möchten vor Schmerz. Da lobe ich mir Italiens schmeichelnde Sonne und Wärme! Süß ist es doch in ihren Armen zu ruhen, gleicht sie auch jener falschen Geliebten, die im glühenden, bezaubernden Kusse uns den giftigen Todespfeil in das Herz bohrt.

Doch zu unserm Zuge wieder, der immer durch den wildesten, wüstesten Wald und öde, trostlose Haide führte; kein Hügel, kein Baum oder Haus unterbrach die Fläche

bis zum fernſten Hintergrund, der ringsum aus einer niedern Hügelkette beſtand, die nach der Seite des Bolſener Sees hin höher und ſchöner wurde und in weiterer Ferne einige hohe Apenninſpitzen in der ganz ſilbergrünen Luft errathen ließ. Die höheren dieſer Hügel waren in der einen Nacht weiß beſchneit und ſtachen ſchneidend gegen die andern ſchwarzblau grauen ab. Die Fläche, von oben ganz eben ausſehend, war ſehr ſchluchtig und wir mußten oft tief hinunter und zwiſchen ſteilen, zerriſſenen Wänden in ſolchen Schluchten oder Thälern fortreiten, worin Bäche ſtrömten, die theils vom Regen erſt gebildet, theils durch denſelben ſo angewachſen waren, daß unſere Thiere bis an den Bauch hineinkamen und kaum den andrängenden Wellen widerſtehen konnten. Die Luft, obgleich wolkenlos, war in ihrer ganzen Maſſe ſo bewegt, daß ſie einem wogenden Meer glich und man beim langen Hineinſehen faſt ſchwindlig wurde. Der Sturm brüllte förmlich über dieſer Hochfläche; die Erde ſchien erbebend zu zittern und man ſah ihn faſt dahin raſen; durch die ganze Tonleiter hindurch heulte, klagte, kreiſchte, ſauſ'te und brüllte er und in der Luft krachte es bald wie fernes Pelotonfeuer, bald wie Kanonendonner. Dabei war es eine ſo furchtbar ſchneidende Naßkälte, wie ich ſelten bei uns erlebt habe, und kaum war es möglich, dagegen an zu reiten. Ich hörte bekannte heimiſche Klänge wieder, mein Oſſianſches Wiegenlied, den Jubelpſalm, den der lachende Nord auf der diamantenen Eisbergharfe ſpielt.

Und dennoch war ich nicht verſtimmt, ſondern fand in dem Kampf gegen die Elemente, der wahrlich nicht gering war, und in unſerm Charakteraufzug einigermaßen

einen Erſatz für den Mangel eines ſchönen Tages und einer ſchönen Gegend. Allem, wenn es nur in entſchiedener Geſtalt auftritt, kann ich eine anziehende Seite abgewinnen, und nur Neutralität und jene geprieſene Toleranz, obgleich ich ſehr darnach ringe, ſind meinem innern Weſen zuwider. Wir ritten ſo raſch, als die Thiere konnten und der Führer wollte, wobei wir an Ruinen vorbeikamen, die vortrefflich zu Räuberhöhlen dienen konnten. In der wüſteſten Haide fanden wir mehrere pyramidenförmige Hütten von Stroh, die noch von einer förmlichen Strohmauer umgeben; in den Hütten lagerten und kauerten am Feuer in Ziegenfelle gewickelte Hirten und innerhalb der Mauer ſtanden und lagen ihre Eſel und Pferde, denen der Sturm die Mähnen zerwühlte; vor der Mauer kauerten dicht gedrängt die Schafe, um ſich vor der Gewalt des Sturms zu bergen; ungeheure Hunde lagen herum und verfolgten uns lange, erſt mit dem großaufblickenden Auge, ehe ſie den auf die Erde gelegten Kopf erhoben, als wir aber näher kamen, ſprangen ſie plötzlich alle zugleich auf und ſtrebten mit ihrem heulenden Gebell den Sturm zu übertönen.

Das war ein echtes Bild des Nomadenlebens und reichte hin, in meiner Bruſt andere Gedanken zu wecken, als die der Sturm darin angefacht; denn ſowie derſelbe kalt in meine Bruſt griff, da ſprang ſchmerzlich klingend eine Saite und ihr Ton klang wie Heimweh. Ich hörte wieder das Klappern der Thüren, Knarren der Balken, fühlte das Haus zittern, ſah wieder die ſchwarze nächtliche Straße und den weißſchimmernden Schnee; ſah wie der Wind das Licht in den Laternen flackern machte und ausblies, hörte den den Wind kaum durchdringenden

Schrei der Nachtwächter; fühlte die Qual der schlaflosen Nächte, die ich dann hatte, und hörte die Kanonenschuß-Signale des hohen Wassers u. s. w. — kurz, ich hatte schauderhaftes Heimweh!

Nach und nach hatte der Wind die Luft gereinigt und die Sonne fing wieder an zu scheinen, wenn auch noch bleich und schüchtern, als wir an den Bolsener See kamen. Dieser ist von schönen waldigen Felsenufern eingefaßt und an demselben liegen mehrere kleine Ortschaften, worunter auch das in der italienischen Geschichte wegen seines Wunders so berühmte Bolsena, berühmter aber noch durch Rafael's wunderbar schöne Darstellung dieses Wunders. Ueber den Rand dieses Felsenkessels ragen noch manche schön geformte, imponirende Berge des Apennin weg, die jetzt freilich alle weiß vom Schnee waren; überhaupt war die Beleuchtung schaurig, kraß und kalt. Die höheren Berge sahen alle schneidend hellblau, mit blendend weißen Schneelichtern; die näheren Hügel waren noch matter von der Sonne beleuchtet und sahen, wo nackte Felsen oder Häuser, kalt hartgelb, wo Wald oder Haide, grau schwarzgrün. Dabei sah der See, weil er sehr bewegt war, ganz dunkelblau, stählern hart, ohne flüssigen Schimmer, ohne das sonst so reizende, tiefe Leuchten, das sonst so milde Glühen.

Mitten im See lag eine Inselstadt, S. Marta, die, auf einem gelben Felsen erbaut, mit ihren braungelben Häusern wie ein bronzener Nagel im stählernen Schild erschien. Auf dieser Insel, wie überhaupt am See, soll ein vortrefflicher Wein wachsen, der aber bei solchem Wetter wol schwerlich gedeiht. Der schönste Punkt des Felsenkessels ist auf der einen Seite die kleine Stadt

Monteſiascone, zu der wir jetzt hinaufritten. Sehr ſteil, pyramidenförmig ſteigt der Berg, deſſen Gipfel ſie förmlich krönt, aus der Ebene auf; ſeine Form iſt originell, ſchön und beſtimmt ausgeſprochen. Die Stadt liegt ganz oben und iſt ſo klein, daß ſie nur die Umgangsmauer der großen Kuppelkirche erſcheint, die in ihrer Mitte liegt. Wirklich ſteif gefroren kamen wir endlich oben an. Es war Sonntag und man läutete gerade Mittag. Die Straße war gedrängt voll Menſchen, alle Männer in hellblauen großen Mänteln mit einem kleinen Oberkragen, darunter hellblaue kurze Hoſen, große Schuhe mit Schnallen und eine zinnoberrothe Weſte. Die Weiber hatten alle rothe Röcke mit gelben Säumen, rothe Mieder und an der Achſel mit geld oder rothen Bändern feſtgebundene rothe Aermel; dann eine ſchwarzweiße Schürze, ein dergleichen Hemd und ein langes weißes Schleiertuch, wie es die Frauen aus dem neapolitaniſchen Gebirge tragen. Einige waren auch ganz dunkel coſtümirt und trugen ſtatt des weißen Tuchs ein ſehr großes rothes mit gelben Säumen über den Kopf. Sonderbar war es aber und traurig, daß ich weder unter den Männern, noch unter den Weibern eine einzige ſchöne Geſtalt oder Geſicht ſah. ſie waren alle armſelig in Form und Ausdruck wie in der Bewegung. Sei es nun, daß der lange Kampf gegen das Wetter mich ſo feindſelig rauh geſtimmt hatte, kurz, mir ſchien dieſes kleinliche geſchäftige Gewimle um Getreide ordentlich unheimlich. Dieſe Maſſe flacher Unbedeutenheit in kümmerlich elender Unſchädlichkeit und dabei doch dieſe proſaiſche Lebendigkeit empörte mich. Als ich kaum mit meinem Eſel mich durchdrängen konnte, hätte ich gern um mich geſchlagen, um mir Platz zu

machen; ich wurde ganz aristokratisch gestimmt und wäre gern zu Pferd gewesen, um hoch über die Köpfe des Pöbels wegzureiten. Meine Begleiter sahen wirklich so interessant, so ausgezeichnet und bedeutend unter diesen Kuhwinkiern aus und schnitten alle so widerlich ernste Gesichter vor Frost, daß man aus ihnen hätte Ritter machen können, die lange der Schrecken der Stadt gewesen, endlich von dieser überlistet und gefangen worden. Schon waren wir, Gott Lob! fast durch die Stadt und ritten herunter auf das andere Thor zu, da erschien uns noch der Teufel in weiblicher Gestalt, nämlich eine dicke Wirthin, die uns zurief, ob wir nicht ihren guten „est, est, est" versuchen wollten! Das zog, wir stiegen ganz erfroren ab, entließen unsern Führer und die Thiere und suchten uns am Herd zu erwärmen, während die Wirthin das Essen bereitete und Wein brachte. Der Wein war aber schlecht und die Wirthin nicht mehr jung und gar nicht schön, aber groß und colossal, so daß sie gewiß um die Hüften kaum zu umspannen war und un petto che palmi alto hatte.

Nachdem wir für diese schlechte Bewirthung viel bezahlt, nahmen wir einen neuen Führer, ich auch wieder einen Esel, und gingen direkt weiter nach Orvieto, dem Ziel unserer Reise. Es war heiterer, aber fast noch kälter und windiger geworden; ich verlor jetzt Muth und Kraft, denn der Wind war fast unerträglich, und wäre zehnmal lieber gegangen, wenn ich so schnell wie die Andern gegen den Wind hätte gehen und von diesen verlangen können, daß sie, die sich durch schnelles Gehen erwärmen wollten, meinetwegen langsamer gingen. Ich mußte auf meinem Esel sitzen bleiben und wehrlos dem fürchterlichen Sturm

ausgesetzt fror ich in Folge des Mangels an gehöriger Bewegung trotz des Mantels, den ich von unserm Führer geliehen, so sehr, daß von den Stößen des Windes mir förmlich die Lungen zitterten. Der Wind fuhr durch und durch, benahm mir Sinne und Gefühl, und einige Mal war ich nahe daran, von meinem Esel zu sinken und auf der Straße liegen zu bleiben. Ich fror, wie ich im ärgsten Fieber nicht gefroren, und Stimme, Athem, Glieder, Alles zitterte mir so heftig, daß ich innerlich und äußerlich die heftigsten Schmerzen empfand. Das Einzige, was mich noch aufheiterte, war mein Führer, ein lebendiges, altes Männchen von 50 bis 60 Jahren; in seinem hellblauen Unterzeug, seiner hellblauen Jacke und rothen offenen Weste, die nackte Brust dem Winde darbietend, schritt er rüstig neben mir her und erzählte mir mit einer schreiend gellenden Stimme, die das Brüllen des Sturmes übertönte, fortwährend Geschichten, auf die ich aber wenig hörte.

Doch fast hätte ich ganz vergessen von dem „est, est, est“ zu sprechen. Hier nämlich, in Montefiascone, fiel die merkwürdige Geschichte mit dem deutschen Prälaten vor, einem Herrn Fugger, der nach Rom reisend seinen Bedienten vorausschickte mit dem Befehl, wo er guten Wein fände, anzuschreiben: est. Das geschah und überall, wo der Herr das fand, kehrte er ein und trank tüchtig. Bis Montefiascone war der Diener gekommen; hier fand er den Wein so gut, daß er anschrieb: „est, est, est“, und so lange fort probirte, bis er starb. Als sein Herr ankam, fand er das „est, est, est“, und trank und trank, bis auch er trinkend starb, machte aber vorher das Vermächtniß, daß man alle Jahr an seinem

Sterbetag ein Faß von dieſem „est“ auf ſein Grab gießen ſollte, damit er noch im Tode davon trinken könne. Das geſchah lange Zeit, iſt jetzt aber aufgehoben, obgleich man das Geld noch immer dafür einzieht. Dieſe Geſchichte, die in Italien ſo bekannt, erzählt denn namentlich auch jeder Bewohner dieſer Gegend, vom Kinde bis zum Greiſe, und auch mein Führer erzählte ſie mir, zeigte mir die Kirche, wo der Prälat begraben liegt, und die berühmte Inſchrift, behauptend, daß ſeinem Beiſpiel faſt alle Deutſchen, die nach Monteſiascone kämen, bis aufs Sterben, folgten. Meine Verſicherung, daß auch wir Deutſche wären, glaubte er nicht und verlachte ſie ſpöttiſch.

Auf halbem Wege kehrten wir einen Augenblick ein; da ich vom Reiten und Frieren ſehr ſteif geworden war, erwärmte ich mich innerlich mit Wein und äußerlich an den Flammen des Kamins, um die bereits eine ganze Geſellſchaft Kinder vor Froſt zitternd hockte. Neben dem Kamin ſtand ein Bett, in dem ein fieberkrankes Kind ſich winſelnd wälzte. Zum offenen Fenſter pfiff der Sturm herein, zog eiſig durch die Stube und auf der andern Seite die Treppe hinunter zur Hausthür wieder hinaus. Trotz aller dieſer Unbehaglichkeit fand ich es doch behaglich, leider mußten wir aber weiter. Wir hatten noch ein paar ſchöne Rückblicke auf den See und das ſich immer ſchöner darſtellende Monteſiascone. Die Sonne, die uns jetzt gerade im Rücken hervortrat, beglänzte den See ſo, daß er in der Landſchaft, die gerade unter den Sonnenſtralen, alſo farblos und duftig erſchien, ausſah wie geſchmolzenes Gold in einem Tiegel, zitternd und bebend. Dann kamen wir durch einige hübſche Thäler,

von schönen Felsenwänden, an denen Wälder sich hinaufzogen, eingeschlossen. Am Fuß eines solchen Waldes lag malerisch ein einzelnes Häuschen; durch den Wald schlängelte sich ein schmaler Pfad, auf dem uns ein rothes Weib mit einem mit Holz beladenen Esel und voran eine Herde Schafe mit einem in Ziegenfell gewickelten Hirten und einem wunderschönen Leitwidder mit großen majestätisch gewundenen, nach außen geschweiften Hörnern begegneten. Solcher Gegenden fanden wir mehrere und immer schönere, je näher wir nach Orvieto kamen. Auch ward der Himmel immer klarer und der Sonnenschein mächtiger und entschiedener. Unterwegs begegnete uns noch ein Mann zu Pferde, der vor sich sein Weib mit dem Kind an der Brust hatte. Die Frau war schön, hatte sich aber gewiß erkältet, weil ihr, da sie wie ein Mann zu Pferd saß, die Röcke zu hoch in die Höhe gezogen und die nackten Beine dem Wind zu sehr ausgesetzt waren. Die Beine waren sehr schön geformt und gefärbt. Wir ritten immer sanft bergab und endlich lag Orvieto vor uns, in einem weiten, grünenden, blühenden Thale, in einem ehemaligen Flußbette wahrscheinlich, denn noch zieht sich, freilich nur schmal, ein Fluß, ein Arm der Tiber, mitten durch. Die Berge, die dieses Thal einfassen, und die von dem Punkt aus, wo wir standen, sich auf beiden Seiten zusammen schieben, daß sie das Thal zuzuschließen und zu einem Kessel zu bilden scheinen, bestehen größtentheils aus einer Art Kreidefelsen, der auch an manchen Stellen nackt, hellgelblich vorscheint, sind aber allgemein sehr bewaldet. Saatfelder und Weinberge, wo der berühmte Orvieto-Wein wächst, scheinen nur im Thal und an der Seite der Berge zu liegen,

von denen wir hinabsahen; auf beiden Seiten aber, aus Wald und Weinbergen hervorschimmernd, liegen eine Menge kleiner Ortschaften, Klöster, Villen u. s. w. In der Mitte dieses Thales steigt, von allen Seiten ganz gleich steil und nackt, ein rother Tuffelsen fast senkrecht in die Höhe und auf diesem liegt Orvieto, dessen Mauer an vielen Stellen unmittelbar aus dem Felsen gehauen ist; an andern Stellen ist der durch den Felsen gebildeten Mauer nur von Menschenhand nachgeholfen. Ueber diese Mauern ragen nun die Häusergruppen, Kirchen und Thürme, vor Allem aber die berühmte gothische Façade des Doms mächtig weg. Sie ist aus weißem und buntem Marmor erbaut; wo große Mauerflächen, sind dieselben in der Marmoreinrahmung mit Mosaikbildern ausgefüllt.

..... Da stand nun die Sonne selbst in einer glühendern, leuchtendern Glorie noch, als das Licht dieser schimmernden Ferne. Alles war Licht und Glorie, selbst der tiefste Schatten glühte. Da saß sie, die leuchtende Schöne, auf ihrem diamantenen Schemel und zog die Flammenlocke durch die rosigen Finger, denn der Knoten, der die goldenen Flechten band, war gelöst. Ihre Glorienbrust war entblößt bis zum Gürtel und mit diesem und ihrem azurnen Gewand, das rings ihre schönen Glieder umflatterte, spielten wonnetrunken die jauchzenden Morgenlüfte. Die Wälder, die sich auf unserer Seite der Sonne entgegenbreiteten, und in ihnen die tausend und abertausend weiß und roth blühenden Bäume, durchwebt mit dem zarten Grün des jungen Frühlings, das Alles funkelte und glühte wie lauteres Gold und war überdies noch mit tausend flammenden Thautropfen

geſchmückt. — Doch genug hiervon. Ich kann dieſen Eindruck nicht ſchildern, mache Worte auf Worte und werde mir ſelbſt immer unklarer. Aber ſchön war es, die ganze Welt ſchien eine Glorienwelt, in einem ſeligen Liebeskuß verſchmolzen zu ſein. — Obgleich wir auf unſerm Weg überall die Stellen, wo die Sonne noch nicht hingeſchienen, bereift fanden, ſo ſah die Gegend doch wärmer und barmherziger beleuchtet aus. In Monteſiascone hielten wir an, tranken noch eine Flaſche „est, est, est“ zuſammen und nahmen dann ohne viele Ceremonien und Vorbereitung Abſchied von Milde. Ich ſah ihm noch nach, bis er oben auf dem Berg um eine Ecke verſchwand. Dann ſtiegen auch wir in den Wagen und fuhren nach Viterbo, dieſer in der Geſchichte der Päpſte des Mittelalters ſo berühmten Stadt. Da wir hier einige Stunden anhielten, ſo benutzten wir dieſe Zeit, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu beſehen, kamen aber zunächſt in eine Kirche, wo ein Jeſuit predigte, weshalb wir gleich wieder gingen. Manche andere fanden wir verſchloſſen, jedoch einige, ſowol Kirchen wie Klöſter, ſahen wir, unter andern auch den Dom und in dieſem ein Bild von Mantegna, das mich aber nicht ſehr entzückte. Man hat es früher für einen Dürer ausgegeben. Beim Herumwandern in der Stadt bemerkten wir aber, daß dieſe reich an ſchönen und intereſſanten architektoniſchen Werken aus allen Zeiten iſt; auch iſt ſie noch jetzt nicht verödet, ſondern ſehr belebt und durchaus in gutem Stand erhalten. Außer einigen Häuſern und Kirchen zog mich am meiſten gleich am Thor ein Palaſt und vor dieſem ein Springbrunnen an. Auf dem Rückweg gingen wir in ein Café, wo wir zu unſerer großen Ueberraſchung zugleich

ein Museum (und zwar ein sehr schönes, reiches) ausgegrabener antiker Sachen fanden, namentlich etrurischer Vasen, Rüstungsstücke ꝛc. Hier hielten wir uns etwas lange auf und fuhren dann direct auf Ronciglione. Die Gegend war hübsch, aber sehr deutsch: rundliche Hügel, völlig bewaldet, dahinter unbestimmte weite Fernen u. s. w. Wir kamen am Lago di Bracciano vorbei und waren eben vor Sonnenuntergang in Ronciglione. Hier gingen wir noch durch die Stadt, wo wir zuerst wieder römisch schöne, stumme Gesichter sahen, liebäugelten ein wenig mit diesen, was ihnen nicht übel zu gefallen schien, und freuten uns dann über eine schöne Piniengruppe, die unserm Wirthshaus gegenüber in einer Villa stand und hinter deren dunkelgrüner Nacht die Sonne flammend unterging. Kleine Vögel suchten zwitschernd im Dickicht ihr Nachtlager und wir wurden zu Tisch gerufen.

Der vierte Mann in unserm Wagen war ein Pfaffe aus Orvieto, der aber, trotzdem, daß Milde in Montefiascone uns schon verließ, nicht in den Wagen sich setzte, sondern draußen in der Serre blieb, wahrscheinlich weil wir rauchten, was mir sehr lieb war, da die Pfaffen mich doch fast immer genirt haben. Abends bei Tisch ließen wir uns mit ihm in ein Gespräch ein und fanden zu unserm großen Erstaunen, daß es ein recht feiner, gebildeter und sehr belesener Mann war, der sogar viele unserer classischen Werke aus Uebersetzungen kannte. Dadurch angezogen sprach ich mehr und mehr mit ihm und über Dinge, die er als Geistlicher, so lange noch zwei andere Italiener aus einem andern Wagen zugegen waren, nicht beantworten wollte, nachher aber, als diese sich entfernten, so darauf einging, daß ich selbst da-

vor erſchrak; denn für einen katholiſchen Geiſtlichen waren das keine Studien und hätten eher für einen Sansculott gepaßt. Wir ſtritten lange mit einander herum, unterhielten uns aber ſehr gut, ſo daß wir erſt ſpät zu Bett kamen.

Am andern Morgen mußten wir vor Tagesanbruch ſchon wieder auf, da Neher und ich gern das alte Sutri ſehen wollten, das vier Miglien von Ronciglione entfernt iſt. Um fünf Uhr Morgens erwartete uns ſchon unſer Führer und mich noch ein Eſel. Es war ein trüber Morgen, der Himmel ganz bewölkt und eine ſchwüle, aber angenehme Luft. Der Weg nach Sutri führt anfänglich in eine Allee und durch einen Wald der größten älteſten Obſtbäume, die alle im zarten grünen Frühlingskleide mit dem ſchönſten Blütenſchmuck prangten; dann verliert ſich der Obſtwald endlich in einen wirklichen alten Wald und durch dieſen geht es Berg auf, Berg ab, durch Thal und Schluchten, durch Geſtrüpp, Haiden und alte hochſtämmige Waldungen bis faſt nach Sutri. In den ſchroffen, zerriſſenen, ſchön geformten Felswänden an den Wegen und in den Schluchten gibt es viele und oft große, tiefe Höhlen, mit Epheu überrankt, vielleicht Burgen von Wölfen und Füchſen; einige ſehen auch wie von Hirten bewohnt aus. Die Farbe der Felſen iſt ein brennendes Halbroth, vom hellſten bis zum dunkelſten, alle Nüancen durch; dabei ein kaltes Silbergrau, das oft faſt blau und weiß, oft grünlich und gelb ſich bricht. Ueber dieſe bunten Wände nun hängt der dunkle Epheu in ungeheurer Fülle nieder; oben drauf ſtehen die höchſten, ſchönſten Erlen, Ipern und immergrüne Eichen, oft auch junge Lorberen, die ihre grünen

Wurzeln aus den grotesken Riſſen, Furchen und Ritzen der Felſen hervorſtecken. In den Schluchten rauſchte plätſchernd ein kalter, klarer Bach, der oft kleine Waſſerfälle bildet und von der üppigſten Vegetation faſt überwuchert wird, ſo daß man unter dem grünen, blühenden Laube wol ſeinen Nymphengeſang hört, aber nur ſelten ſeine hellen Augen vorblitzen und nach den Vöglein neugierig und liebend blicken ſieht. Merkwürdig iſt die Formation des Erdreichs hier und anders kann ich es nicht beſchreiben, als ſo: Denkt Euch eine Fläche, die plötzlich auseinander berſtet in viele tauſend Sprünge; die Oberfläche wird uns immer gleich und eben erſcheinen und dennoch liegen dieſe tiefen Thäler und Schluchten dazwiſchen. So iſt es bei Tuscanella ſchon, ſo bei Ronciglione, das eben ſehr ſchön liegt. Die Stadt nämlich, getrennt durch eine ſolche Schlucht, liegt zur Hälfte auf einer ſolchen Felſenhalbinſel, die von zwei Schluchten begrenzt iſt, wovon die eine zwiſchen ihr und der Stadt, die andere zwiſchen ihr und einem Obſtwald ſich befindet; über dieſe eine Schlucht nun führt hoch eine kühne Brücke, die beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Ungemein maleriſch gruppiren ſich von beiden Seiten Kirchen und Häuſer, bis hinunter in dieſe Thalſchlucht, durch die rauſchend und ſchäumend ein Bach, der mehrere Mühlen treibt, brauſet. Zu Ende der Schlucht ſcheint die Stadt wieder ganz zuſammen zu wachſen und eben dort ſtehen die ſchönen Pinien. Am Bache nun ſind eine Menge Waſchplätze, wo halb nackte, ſchöne Weiber lärmend und lachend ſich bei ihrer Arbeit des Lebens freuen; dazu ſieht zwiſchen den grauen Häuſern die rothe, nackte, ſchroffe Felswand hervor, von dunkelglühendem Grün bewachſen.

Auf der andern Seite nun prangt der blühende Obſtwald als ewig junger Kranz dieſer gefurchten, alten Felſenhäupter und zwiſchen dieſen Blüten durch leuchtet die ferne Ebene und das ganz ferne Gebirge. So iſt dieſe Gegend bis Sutri; der Himmel mag wiſſen, welch' mächtige Seufzer und Schmerzen einſt ſo die Mutterbruſt der Erde zerriſſen!

Zunächſt an Sutri hört der Wald auf und es fangen Weinberge an, die bis an die Mauern von Sutri reichen. Da es die letzte Hälfte des Weges ein wenig geregnet hatte, ſo gingen wir erſt einen Augenblick in ein ſutrianer Kaffeehaus. Lange ſuchten wir es trotz der erhaltenen Beſchreibung, ehe wir es fanden; endlich entdeckten wir es in einer Apotheke, die beides vereinte, und ich glaube noch viele andere Sachen. Wir fanden hier leider keine Schönheiten, aber ſehr nette gefällige und freundliche, dabei doch ſchon römiſch ernſte Menſchen. Sutri iſt ein kleines aber maleriſches Neſt. Obgleich ſeine Architektur nur mittelalterlich und uns nichts Schönes aufgefallen iſt, ſo ſieht man doch an vielen Stellen noch die Spuren der alten majeſtätiſchen Mauern, die ſehr ausgedehnt geweſen ſein mögen, und dieſe Ueberreſte liegen ſehr maleriſch, wie überhaupt das ganze Oertchen, das förmlich an einer ähnlichen Felſenhalbinſel, wie die in Ronciglione bezeichnete, zu hängen oder hinauf zu klettern ſcheint. Die phantaſtiſchen Häuſer wachſen eins aus dem andern, auf und neben dem andern hervor; oft auch ſind wieder in den nackten, rothen Felſen, auf dem eine ſolche Häuſerfamilie ſteht, Häuſer als Höhlen hineingebaut oder gewühlt. Zwiſchen dieſem Bild der Vergänglichkeit und Veränderlichkeit ſchießt hie und da ein einzelner junger

Lorber, oder quält ſich ein blühender Mandel- oder Pfirſichbaum oder ein breitblättriger Feigenbaum aus dem Geſtein vor. Fahrbar, oder auch gangbar, ſind nur zwei Straßen in Sutri, die andern ſind halb Ziegenwege, halb Treppen von ungeheuern Felsblöcken, die man oft beinahe genöthigt iſt auf allen Vieren zu erklimmen. Dann ſperrt wol noch ein Eſel, eine Ziegenherde, eine ſäugende Mutter, ſpielende Kinder, oder ſolche, die ſich balgen, oder eine Familie, die ihre Wirthſchaft auf der Straße betreibt, den Weg, ſo daß man, wenn man nicht die Häuſer einrennen oder den Abgrund hinunter kollern will, wirklich nicht durchzukommen weiß und oft unwillkürlich mitten in einer Familie ſich befindet. Trotz dieſer poetiſchen Armſeligkeit nun aber und um dieſe noch fühlbarer und pikanter zu machen, ſind an mehreren Ecken der Stadt feſtungsartige Thore aus dem Mittelalter. Rund um dieſe Felſeninſel iſt wieder in den Schluchten ein wogender See üppigen Graſes, junger grüner Kräuter in den ſchönſten Geſtaltungen und blühender, duftender Blumen, und in dieſem Bette fließt ein klarer, dunkler Bach dahin. Die einzelnen Felſen ſind alle mit den ſchönſten Waldungen bekränzt und unter dieſen einer, gerade Sutri gegenüber, ausgezeichnet ſchön. Seine Wände, beſonders großartig geformt, ſteigen ſenkrecht in das grüne Thal, ſo daß ſie nicht, wie aus dieſem aufgewachſen, ſondern wie ſpäter hineingeſchleudert erſcheinen. Plötzlich ſteigt aus dem duftig ſaftigen Grün dieſe harte rothe Maſſe auf, wovon mir nicht blos die Form als ſehr entſchieden und ſchön, ſondern auch die Farbe als beſonders voll und kräftig auffiel. An der einen Ecke iſt ein ganz in ihn hinein oder aus ihm heraus gehauenes altes Amphitheater,

wol das älteſte in Italien, das noch ſehr gut erhalten und höchſt intereſſant iſt, weil man nur wenig daran gebaut und es ganz aus dem Felſen gehauen hat; eine Rieſenarbeit! aber wol auch von Geiſtesrieſen gemacht. Wäre aber auch dies Theater ſonſt nicht intereſſant, ſo würde es doch immer eine der romantiſchſten, maleriſchſten Ruinen ſein. Unten in ſeiner Arena eine blühende Wieſe, auf der in tauſend thaugeſchmückten duftigen Blumenkelchen ſummende Bienen jetzt den Chorus aufführen; über die ſtufenförmigen Sitze, über die dunkeln Fenſterhöhlen der innern Gänge weg ragt auf der einen Seite ein wunderbar ſchöner immergrüner Eichenwald, deſſen Bäume ſo alt, ſo groß und dabei ſo geſund und prangend ſchön ſind, wie ich noch nie geſehen. Die Farbe des dunkeln Grüns, das Rauſchen und Bewegen, das Gebebe und Zittern in den Blättern, die purpurne Nacht in dieſem Dunkel, der kühle, durſtſtillende Duft, der von oben niederweht, ſind ſo zauberiſch, daß ich anders keinen Wunſch empfand, als ein Vogel zu ſein, um in dieſem ſeligen Schattenreich mein Leben hinzubringen. Ja gewiß, da wandern ſie nächtlich die Heldengeiſter der alten Pelasger, da führen ſie noch den Geiſterchor auf. O welche Welt muß das ſein! Welcher erhabene Genuß, da, mit den Vögeln in dem dunkeln Grün verborgen, dieſem Geiſterheldenliede der alten Bäume zu lauſchen! — Aber das kleine Völkchen hat keinen Sinn dafür, es ſpielt nur mit den Elfen der Blätter, trinkt den diamantnen Thau und die Regentropfenperlen, freut ſich des Lebens, ſingt ſeine dunkelgrünen Schattenlieder und ſeine hellwirbelnden Sonnentriller, fliegt höchſtens einmal hinunter in die kühle Nacht, raubt einer verliebt duftenden Blume ſcherzend die Un-

schuld und fängt eine Biene oder eine schwirrende Libelle. Nur die Nachtigall klagt und seufzt, und gewiß zu ihren Tönen wäre dieser Wald die herrlichste Bühne, um die Liebe zwischen Diana und Endymion oder den Tod des Adonis aufzuführen. Doch dazu ist die Gegend zu feierlich ernst.

Ich kletterte die Stufen hinauf, theils außerhalb, wo sie etwas bröckelig sind, theils ging ich immer die in den Felsen gehauenen dunkeln Gänge hinauf zu dem Walde, wo ich auf der andern Hälfte durch hellgrüne, leicht belaubte, junge Lorberbäume hindurch die weite, bläulichgrüne, träumende Ferne und meinen geliebten Soracte sah. Ich jauchzte fast, als ich ihn wieder sah. Durch diesen Wald, der oben aus lauter Alleen besteht, gingen wir auch wieder zurück. Auf der andern Seite sahen wir, tief in den Felsen hineingehauen, eine uralte christliche Kirche noch, die, wie sie sagen, einst ein Tempel war, was ich aber ihrer gänzlichen Schmucklosigkeit und Roheit, wie auch ihrer durchaus nicht tempelartigen Construction wegen bezweifle. Unbestritten aber ward sie sehr früh schon eine christliche Kirche, das beweisen die verloschenen Spuren alter Malereien unmittelbar an der Felswand, die ältesten, die ich sah. Von hier kehrten wir wieder nach der Stadt zurück und zwar denselben Weg, den wir gekommen waren. Der Himmel fing an sich zu theilen, hin und wieder trat ein duftiges Blau hervor, feucht und matt; gleich einem schönen Auge nach durchschwärmter Nacht glänzte die Sonne in den Regentropfen auf Blättern und Blüten, und die fernen Berge, obgleich farblos und ganz graufuchern und auch wieder so hell, daß man sie kaum von der Luft unterscheiden konnte,

stralten und glühten stellenweise im Widerschein des Lichts. Das ernste Angesicht der alten Berge leuchtete im Schlaf, wie es vielleicht an jenem schönen Morgen geglüht, da das Meer noch über die Berge flutend erst seine Ruhestätte sich suchte und Mond und Sonne noch liebend neben einander kreisten. — In Ronciglione riefen wir Meier, der inzwischen doch etwas gezeichnet hatte, frühstückten ein wenig, stiegen dann in den Wagen und fuhren bei einem greulich schwülen und regnerischen Himmel bis Boccano. Unterwegs begegnete uns noch ein Däne Namens Bissen, ein Bildhauer, der von Rom nach Carrara ging; wir unterhielten uns kurze Zeit mit ihm und trennten uns dann wieder. Kurz vor Boccano, ungefähr vier Miglien, brach unser Wagen und wir mußten also bis Boccano zu Fuß. Ich hielt unterwegs mich etwas mit Zeichnen auf, da mein geliebter Sorracte gar zu verführerisch schön sich aus der Ebene hervorhob; die Andern gingen voran, und so verfehlten wir uns in Boccano und kamen in zwei verschiedene Wirthshäuser. Mich hatte mein glücklicher Instinkt dahin geführet, wo ein Römer mit drei schönen Töchtern war, welche letztere sich für mich, wahrscheinlich weil sie mich in dieser öden Campagne für einen einsamen Wanderer hielten und unten in der Kutscherstube sitzen sahen, so interessirten, daß sie bald alle Drei aus der Gaststube zu mir kamen und durch allerhand Kniffe und Schliche, die ich übrigens sehr bald verstand und erwiderte, mich ins Gespräch zogen, auch bald mit mir so mitten im Lachen und Tollen waren, daß, als der Vater kam und uns in so vertraulicher Unterhaltung begriffen fand, er nicht anders konnte, als mich zu sich in Rom einzuladen. Da ich der Töchter Schönheit

immer so unendlich pries, so wollten sie nachher durchaus von mir wissen, welche von ihnen eigentlich die Schönste? Schön waren sie eigentlich alle nicht, sondern nur üppige, schlanke Gestalten, voll Leben und Blut, mit rabenschwarzen Haaren und eben solchen Feueraugen. Ich sagte ihnen, daß ich mich auf eine solche Entscheidung nicht einlassen konnte, wol aber alle Drei heirathen würde, über welche Aeußerung sie sich entsetzten und meinten, ich sei wol ein Heide, in welchem Glauben ich sie bestätigte. Beim Einsteigen in den Wagen, wo ich ihnen behülflich war, was sie nur zu nach- und hingiebig sich gefallen ließen, drückte die eine mir die Hand, mich flehentlich bittend, daß ich doch Christ werden möchte. Sie fuhren ab, ich aß und lachte und ließ mich dann mit der sehr hübschen und wirklich interessanten Schwester der Wirthin ein, die freilich viel stummer, ernster, majestätisch strenger und stiller war; daher durfte ich bei Dieser nicht so viel wagen, hätte es auch nicht gekonnt und zwar ihrer Ehrfurcht gebietenden, leidend ernsten Züge wegen. Ihre dunkelbraunen Augen glühten aus bläulichem Weiß, von schwarzen Wimpern und Brauen beschattet, hervor, wie ein Feuer, das sich in seiner eigenen Glut verzehrt. Die Gesichtsfarbe war bleichgelb, die Stirn kurz, die feingebogene Nase echt römisch, ganz den altrn Kaiserinnenbüsten ähnlich; krausverworren, quellend und dick setzte tief auf der Stirn das schwarzbraune, volle Haar an; der Mund war dunkelroth, die Lippen voll und üppig, aber verächtlich stolz sich niederziehend und mehr zum Gebieten als zum Küssen gemacht; aber von Zeit zu Zeit ging über diese Lippen ein so wehmüthiges, halb schmerzliches und halb spottisches Lächeln, daß es ein Blüten-

ſtrom ſchien, auf dem ein ganzes Heer von Amorinen dahin ſchwamm. Ihre Wange war ganz wenig geröthet, was von Zeit zu Zeit höher aufloderte. Ihre Geſtalt war ſchlank, aber großartig, voll und ſchön, beſonders der ſtarke runde Hals und die ſchön vorſtrebende Bruſt; ein wenig gebeugt trug ſie ſich und das erhöhte eben das leidende Anſehen dieſer Königin der Wüſte. Vielleicht, daß nur die furchtbar giftige Fieberluft hier dieſen Einfluß auf ſie ausübt; vielleicht, daß in den Haiden und Mooren dieſer Wüſte verborgen ihr Geliebter ein kühnes Räuberhandwerk treibt und nur nächtlich beim Geſang der Unken und Eulen mit ihr koſen darf; vielleicht auch, daß ſie die finſtere Zauberkönigin dieſes düſtern, grauen Wüſtenreichs iſt. Kurz, mich zog ſie ſehr an, und ich drückte ihr das offen aus, trank dabei tapfer, ſo daß, als die Andern unwillig über mich und unſere Verfehlung hereintraten, ſie mich ſelig und hart an der Seite meiner Dulcinea fanden, im Geſpräch mit ihrem Schwager und Schweſter, die gerade aßen und mich eingeladen hatten mitzueſſen, was ich freilich ausſchlug. Die Schönheit des Mädchens verſöhnte aber auch bald die Andern, ſie konnten mir nicht länger Unrecht geben, daß ich in dem Wirthshaus geblieben, und bedauerten ſich ſelbſt nur, daß ihr Herz nicht auch einen ſolch feinen Zug gehabt. Unſers Fuhrmanns Wagenreparatur erwartend tranken und ſchwatzten wir fort; da der Wagen aber ſich als irreparabel gezeigt, mußten wir endlich in einem andern kleinen Jagdwagen nach Rom fahren. Ehe wir fortfuhren, winkte unſere Schöne mir noch heimlich aus einem verborgenen Winkel der Küche. Ich ging ſo unbemerkt als möglich zu ihr; ſie ging voraus in einen dunkeln Gang

und als ich sie da erreicht hatte und, wenigstens einen Abschiedskuß erhoffend, sie umfaßte, wand sie sich von mir los und befahl zwar leise, aber in einem so grimmig ernsten Ton: „state ferma!“ daß ich wirklich wie ein zitternder Sklave vor seiner Herrin regungslos stehen blieb. Dann wandte sie sich wieder zu mir und raunte mir heimlich zu, daß sie gleich nach Ostern nach Rom komme, wo sie dann wohne, daß ich am Sonntag nach Ostern sie in St. Peter treffen würde und mit ihr das Nähere wegen des Zeichnens verabreden könnte. Ich hatte nämlich erst bei Tisch sie darum gebeten, wo sie es mir bestimmt abgeschlagen hatte, wie sie später sagte, der Andern und hauptsächlich ihres Schwagers wegen, der es gleich dem Beichtvater erzählen würde. Schon wollte ich wieder gehen, nicht begreifend, wie sie solche Kleinigkeit so wichtig aufgenommen, was sonst gar nicht römisch ist, da aber kam erst die Pointe: sie faßte meine Hand nämlich, drückte sie und fragte mich wahrhaft zärtlich, ob ich ihr nicht einen Brief nach Rom bestellen wolle. Da ich mich sogleich bereit zeigte, zog sie ihn schnell und wie erschrocken aus ihrem Busen, gab mir auf einem Zettel dabei die Adresse, wo ich ihn abgeben sollte, bat mich aber per l'amore di Dio verschwiegen zu sein. Als ich Alles versprochen, wollte sie mir die Hand dafür küssen, was ich natürlich nicht zugab, aber dennoch den statt dessen verlangten Kuß nicht erhielt; doch wurde ich, als ich sie wieder umschlang, nicht ganz so streng und schnell wie vorher zurückgestoßen. Dann aber lief sie schnell hinaus. Ich folgte bald, ging aber durch eine andere Thür wieder in das Zimmer hinein, wo ich die Andern noch trinkend und die Schöne, welche gerade von ihrer Schwester

aufgeräumt wurde, ganz satt gegessen fand. Wir stiegen in den Wagen und beim Fortfahren erhielt ich vom Neffen der Andern einen so freundlichen Abschiedsgruß, daß ich mich dessen noch heute mit Vergnügen erinnere. — Das war ein Abenteuer, welches ich Euch wol erzählen kann, da von Hamburg bis Rom es hoffentlich nicht aufgeräumt wird. Neugierig war ich, die Adresse zu lesen und sobald ichs ungesehen thun konnte, las ich sie. Sie war ziemlich gut geschrieben und lautete: „An Fra Filippo." Nun blieb mir also genug zu rathen übrig. Verschlossen war der Brief, schien aber nur wenige Zeilen zu enthalten. War Fra Filippo ihr Bruder, oder ihr Geliebter, oder ein frommer Priester, der mich, da sie nach meiner früheren Aeußerung mich für einen Heiden nehmen mußte, zum Christen bekehren sollte? Ich rieth und rieth und erfuhr nichts, denn der Ort, wo ich ihn in Rom abgeben sollte, war eine Perlenfabrik und die Vermittlerin daselbst eine alte Signora Agata; auch wußte ich ja nicht einmal, ob sie ihn selbst geschrieben und ob sie überhaupt schreiben konnte.

Es war ein schwüler, aber heiterer Nachmittag; vom vielen Wein und dem Abenteuer müde, schlief ich ein und schlief, bis mich plötzlich der Ruf: da ist der Peter! weckte. Wir waren fast an derselben Stelle, von wo ich ihn zum ersten Mal in meinem Leben sah, und mir war fast, als sei es noch derselbe Moment. Die ganze schwere Leiden- und Freudenzeit schien verschwunden; mir schien Rom wieder dasselbe Räthsel, zu dem ich erst mit der Zeit nach Kampf, Mühe und Schmerzen die Auflösung finden sollte. Bald aber, je näher wir kamen, je klarer ward mir wieder zu Sinn. Nun lagen schon alle die

lichen, bekannten Berge vor mir und hatten so glänzend helle blaue Augen, als ob auch sie mich freundlich grüßen wollten. O süße Einbildung! Da lag der Vatican, die Villa Madama, all die schönen Paläste und Villen. So kurze Zeit ich auch nur fortgewesen, so schlug doch höher, wie vor Freude bang erbebend, mein Herz, als ich Rom wieder sah; es schien mir nach langer Mühe das plötzlich gefundene Ziel meiner Sehnsucht — der Hafen, wo alle Leiden enden sollen. Ich konnte es kaum erwarten, wieder in seine Thore einzukehren, und betrübte mich schmerzlich, wenn es seinerseits noch verschwand. Wenn nach so langer Zeit der Abwesenheit der Eindruck so groß ist, wie muß dann erst nach Jahren der Abwesenheit der Eindruck sein und vollends ganz das Gesicht, von Rom zu scheiden und zu wissen, das Aller sehe ich niemals wieder! O Gott, welchen Ersatz müßte man ermarten, um dies Gesicht ertragen zu können! Ich habe wol keinen solchen Ersatz zu hoffen. Doch wie Gott will! Rom ist ja auch nicht, wenigstens bis jetzt nicht, der Hafen, wo alles Leid und alle Mühe sich enden. Doch wer weiß, was wird?

Wir fuhren noch an dem Grabmal Nero's vorbei; so sah ich zum diesen verschiedenen Weg von Deutschland her, den ich schon einmal bei Regenwetter sah, in schöner Abendbeleuchtung, und ich muß sagen, ich finde diese Campagna so schön in ihren ernsten, vollendet abgeschlossenen Formen, Umrissen und Farben, daß ich nicht sagen kann, wie sehr alle Reisende: „da ist ein deutsches Kornfeld, ein Buchenwald und eine Wiese mir lieber." — Eine halbe Stunde vor Ave Maria fuhren wir in Porta Pepolo ein und, nachdem wir erst eine Menschenmenge am

Thor der Mauth wegen gehabt, wo man uns durchaus hinspediren wollte, über den von eleganten Wagen und Menschen wogenden Corso nach Hause.

Den Römer, der mich in Boccano eingeladen, besuchte ich bald und fand an ihm einen echt römischen Spießbürger, einen Advocaten, und die drei Töchter ganz ernst, gleich als ob sie sich der Art, wie wir bekannt geworden, schämten. Es waren übrigens abgeschmackte Gänse, die, vielleicht zum ersten Mal reisend und etwas von Orvietowein berauscht, sich freuten, in der einsamen Campagna, wo sie nichts als die Weiber des Hauses, den nasenlosen Wirth, ihren Vater und Chausséearbeiter sahen, in mir eine interessantere Gesellschaft zu finden und obendrein einen Forastiero. Da ich also nicht wie früher mit ihnen umgehen konnte und sie mir, um mich anders zu betragen, nicht schön, nicht adelig genug waren, ging ich bald wieder fort und nicht wieder hin; dann waren auch fünf Katzen und vier Hündchen, verzogene, unaufhörlich belfernde Möpse und Windspiele, in ihrem Zimmer, die den Damen immer auf Schoos und Busen saßen, so daß man ihnen gar nicht einmal nahen konnte. Auch kamen während der kurzen Zeit meines Besuchs, wenigstens drei bis vier Abbates und Pretes, lauter Verwandte des Hauses und lauter Widerlichkeiten für mich. Ich empfahl mich also sehr bald und kalt, und dankte Gott, als ich die dummen Schönen, die belfernden Hunde, den langweiligen faden Vater, die schleichenden Katzen und Pfaffen, sowie die Millionen Flöhe hinter mir hatte. Nie gehe ich wieder hin.

Meine andere Schöne sah ich im Peter und zwar schöner und ernster als je; sie trug über ihr gelbliches,

Gesicht einen großen, langen, weißen Schleier und schien wirklich wie ein Wesen aus einer andern Zeit oder Welt dieser entsagt zu haben. Da sie immer, von vielen Weibern und Pfaffen umgeben, auf den Knien im Gebet lag, wagte ich nicht zu ihr zu gehen, lauerte und lauerte und bewunderte, wie lange diese das Knieen aushalten konnte, fast länger als ich das Stehen. Endlich sah sie sich einige Male um; als ich das bemerkte, stellte ich mich in ihren Sehkreis. Kaum erblickte sie mich, so stand sie auf, machte das Kreuz und ging. Am Weihbecken, wo ich wartete, kam sie zu mir. Schon wollte ich mit ihr reden, als sie erst die Finger eintunkte, dann mit denselben die meinigen berührte und mit einem bittend lächelnden Blick mich einlud, auch mich zu besprengen und zu bekreuzen, was ich gern und aus vollem Herzen that. Dann gingen wir hinaus; in der Vorhalle dankte sie mir für die gewissenhafte Besorgung des Briefes und versprach mir Mitte der Woche sich zeichnen zu lassen, nur müßte ich es so einrichten, daß Keiner es erführe. Das war schwer, da ich bei Neher wohne, jedoch vermochte ich ihn, einen ganzen Tag nicht nach Hause zu kommen, sondern im Studium zu bleiben. An diesem Tage aber, vorgestern nämlich, war ich leider krank, so daß ich nicht zeichnen konnte. Sie kam aber; so wie sie sah, daß ich nicht zeichnen konnte und wollte, ging sie wieder, ohne sich auf meine Fragen über Fra Filippo u. s. w. einzulassen, sie versprach mir jedoch heute wieder zu kommen, wenn sie noch hier sei. — So eben war sie auch hier, aber nur auf wenige Minuten; das ganze Gesicht, Hals und Brust waren durchglüht, die Wangen dunkelroth, die Augen leuchteten wild und doch wieder

so feucht schimmernd, wie verklärt. Sie sprach ungeheuer lebendig und fast jauchzend, daß ihre Mutter da sei und sie mit ihr in einer Stunde nach Rieti reise, um ihren Schwager nie wieder zu sehen, diesen Bitbone. Dabei funkelten ihre Augen vor Freude; sie war sehr bewegt und weich und ließ mir auch eine kleine Zärtlichkeit zu, erzählte aber trotz alles Bittens und Fragens nichts vom Fra Filippo. Ich erfuhr nur, daß sie verheirathet gewesen sei, und ein Mädchen von zwei Jahren bei der Signora Agata habe; daß sie jetzt zu Hause und ins Kloster gehe, wo ihr Mädchen später auch erzogen werden und bleiben solle. Dann sagte sie mir, daß ich der beste Giovenetto noch sei, den sie kennen gelernt, daß aber überhaupt alle Männer nichts taugen. — Unter vielen Abschiedsküssen schieden wir; ich muß sagen, daß mir in meinem ganzen Leben kein so räthselhaftes und mich so anziehendes Abenteuer vorgekommen. Gern wüßte ich mehr davon!

. . . . . Nachdem am Charfreitag Alles aus war in dem immer allmächtiger werdenden St. Peter, der zuletzt wirklich jene Urnacht schien, in der der Geist geschwebt, um Licht und Finsterniß zu theilen, noch ganz matt vom rothlich verlöschenden Lichtschimmer in der bläulich spielenden Dämmerung erleuchtet, kam er mir wirklich als ein Sinnbild des unerfaßlichen Mysteriums der Kirche Christi hier auf Erden vor. — Jetzt schrien die Kirchendiener, daß man zu Hause gehen möchte, weil die Kirche geschlossen würde, und nun wälzte sich aus der Dunkelheit eine seltsame, stille, räthselhafte Masse hervor. An der Thür, wo noch die Lichter brannten, wartete ich mit einigen Freunden, um die Frauen vorbeipassiren zu lassen, die in ihrem schwarzen Feierkleide und keinem entstellen-

den Flitterstaat, nur ein Schleier im Haar, bei der magischen Beleuchtung fast alle wie schöne Räthsel erscheinen, mit deren Lösung man sich gern näher beschäftigt hätte. Stumm, sprachlos gingen sie vorüber, und Jeder konnte da erblicken, was seine Phantasie wollte und wonach sein Herz sich sehnte. Die lieblichen Gesichter, sie schienen alle wie barmherzige Erscheinungen aus dieser Schöpfungsnacht zu erstehen. Ach, das war wieder einer von den seligen Augenblicken, wo die Seele sich aus der Welt verliert, wo alle Gegenwart schwindet oder nur zu einem Zauberspiegel wird, in dem wir plötzlich die schönste Vergangenheit und die süßeste Zukunft uns entgegenlachen und mit einander spielend uns umarmen sehen. Da sind wir Kind und Greis zugleich, ohne zu wissen, was wir eigentlich sind. Ich ward aber bald daran gemahnt, als ich einige bekannte Hamburger Gesichter sah; es waren — vor denen ich mich schnell in eine dunkle Ecke zurückzog. Da war ich aus meinem Phantasiegarten heraus; jetzt sah kein Gesicht mir mehr bekannt aus, ich fühlte nur die Sehnsucht, die Lieben hier zu haben, sie diesen Genuß empfinden zu sehen, und fühlte schmerzlich nur den Mangel, indem ich immer dachte, warum sind — nun da und deine Geliebten nicht? Jetzt kamen auch die Engländer plappernd, lärmend und abgeschmackt an; wie anständig betragen sich dagegen die Franzosen, die sich an solchen Orten in der That ein gewisses feierliches, andächtiges Ansehen zu geben verstehen. Ich sah Bernet und seine schöne Tochter in der Kirche, die ich sonst nicht leiden kann, sie war aber so reizend, feierlich mystisch anzusehen, das Haar so schön gescheitelt, in zwei Flechten geflochten, daß ich mich heute doch recht sehr freute, sie

zu ſehen. Zum erſten Mal hatte ihr Geſicht Ausdruck und einen, wenn auch künſtlichen, aber ſchönen, ſchwärmeriſch frommen, ernſten Ausdruck.

Vom Peter ging ich noch mit einigen Freunden zu den Pellegrini; dies iſt eine alte Stiftung, wo alle Pilger, die nach Rom kommen, drei Tage lang bewirthet werden und wohnen. Die Stiftung ſoll viele hundert Scudi jeden Tag auszugeben haben; ſie ſtammt aus den älteſten Zeiten, wo noch ſo viele Pilger nach Rom kamen. Die Vornehmſten Roms, Cardinäle und ihre Familien, Principes und Principeſſen traten in Bruderſchaft und Schweſterſchaft zuſammen, ſtifteten das Inſtitut und verrichteten darin abwechſelnd die Dienſte; ſo geht es noch heute, nur daß das Inſtitut jetzt weniger nöthig erſcheint, da weniger Pilger nach Rom kommen und es eigentlich nur in der Oſterzeit noch recht beſucht iſt. Dann war es auch im heiligen Jahr ſehr voll, ſonſt iſt es ziemlich leer, weshalb jetzt auch Arme drei Tage lang im Jahr da wohnen und leben können. Als wir hineintraten, kamen wir gleich durch einen ungeheuern Saal, in dem hinter einer Barrière auf beiden Seiten lange Tiſche gedeckt waren, aber der Gäſte und Speiſen ermangelten; an den Wänden hingen viele Epitaphſteine aus Marmor und anderm Stein, die die Namen der Geber und ihre Gaben verkündeten. Es war zu dunkel, um ſie leſen zu können, und die alten Büſten ſchienen wie in grauen Seufzern ſich auflöſend zu wanken, als ob ſie weinend weg ſich wenden möchten von dieſen einſt ſo beſetzten und jetzt ſo leeren Tiſchen! Dann traten wir in ein ſehr helles, etwas kleineres Zimmer; hier waren rund herum an den Wänden erhöhte Sitze, vor denen in der

obersten Stufe ein Fußwaschbecken mit warmem und kaltem Wasser stand, das durch zwei verschiedene Hähne hineingelassen wird; auf diesen Sitzen saßen lauter Pilger, alte Männer, schöne Jünglinge, Kinder lächelnd, weinend und begehrend. Vor ihnen auf der untern Stufe kniete ein rothgekleideter Bruder, der ihnen die Füße wusch; an einem Tisch standen drei bis vier andere, die Salben bereiteten, um die Wunden zu heilen. Ein Bruder wäscht gewöhnlich vier bis sechs Pilgern die Füße. Als ich hineintrat, war gerade ein Cardinal, ein alter gemüthlicher Mann, ernst und würdig, aber freundlich, mit schneeweißem Haar, darauf sein rothes Cardinalskäppchen, sonst auch in rother Bruderkutte, beschäftigt, einem alten Pilger den Fuß zu verbinden. Da der Cardinal etwas beleibt ist, so mochte es ihm wol Mühe machen; das fühlte der Pilger und weinte ganz von Herzen vor Rührung. Der Cardinal ließ aber nicht ab, und ich hätte fast mit geweint, wenigstens mein Herz hüpfte vor Rührung; denn ist es auch nur noch der Nachhall früherer Zeit, so stellt es doch sehr anschaulich die christliche Liebe und das: „Ihr seid alle Brüder und Kinder eines Vaters" vor. Als alle gewaschen waren, ging es in einen zweiten großen Saal, wie der erste eingerichtet, aber größer und hell erleuchtet; hier setzten sich alle Pilger an die reinen, schön gedeckten Tische, jeder hatte ein gefülltes Wasser- und Weinkäpfchen vor sich und ein Brot, und nun trugen die Brüder jedem Essen auf, und zwar so delikates und gesundes, wenn auch einfaches Essen, daß ich, der ich sehr hungrig war, auch gern mitgegessen hätte. Doch ehe das Essen beginnt, tritt einer auf eine Art Altan oder Kanzel, oben an der einen Wand des

Saales und lieſt von dort das Evangelium; dann beten alle und hierauf eſſen ſie. Der alte Cardinal hatte heute viel zu thun, denn jetzt machte er Salat und, als ein deutſcher Pilger Waſſer forderte, ging er ſelbſt, es zu holen. Ganz anders ſahen die Büſten in dieſem Saale aus, im zitternden Lampenſchimmer ſchienen ſie zu lächeln über ihre Stiftung und über ſo viele glückliche, heitere Geſichter. Mancher alte weiße Herr ſchien den Eſſenden zuzurufen: „Eſſet, Kinder, eſſet, und geſegn' es euch Gott! Freut euch des Lebens, ſo lang ihr es habt und in Rom ſeid!“ — Als wir lang genug zugeſehen und nichts bekommen hatten, führte uns ein Principe, der deutſch ſprach, herum, zeigte uns die Küche, die Schlafſäle, wo freilich zu ſchlafen nicht die größte Wohlthat ſein mag, da zwölfhundert Menſchen in einem Saal bei einander liegen können. Im heiligen Jahr haben ſie in Allem im Hauſe ſelbſt ſiebentauſend und mit denen außer dem Hauſe zwölftauſend Pilger bewirthet.

Leider konnten wir die Weiber, die von Princeſſen, und vielleicht von mancher ſehr ſchönen, bedient wurden, nicht ſehen, denn da dürfen keine Männer hin. Wir gingen alſo wieder ſehr hungrig aus dieſem Speiſeſaal fort. In der Thür ſtand aber eine ſehr ſchöne Engländerin, eine Witwe, wie ich ſpäter erfuhr, ſchlank und voll, ernſt, kräftig ausgebildet und doch graziös und zierlich, mit ſo vollem, trotzig begehrendem Mund, wie der der ſchönſten Römerin. Dieſe hätte mich beinahe Hunger und Durſt vergeſſen gemacht; doch ſiegte die thieriſche Natur in mir, ich ging in die Kneipe, um recht tüchtig zu eſſen. — Dieſe Engländerin wird noch öfter in meinen Berichten vorkommen, denn ſie iſt es werth.

Am Samstag war in allen Kirchen Weihe des heiligen Oels, der heiligen Kerzen, des heiligen Wassers fürs ganze Jahr; dann Juden-, Heiden- und Türken-Taufe im Lateran, im Baptisterium des Constantin, sowie auch Priesterweihe, Auferstehungsfeier u. s. w. — alles wunderschöne Feierlichkeiten; doch davon ein anderes Mal und nur noch zum ersten Ostertag und dann nach Neapel. Also Ostersonntag, Morgens 9 Uhr, ging ich zum Peter. Es war ein schöner Morgen: die Luft rein und warm, zartes Himmelblau, jedoch mit einem leichten, silberduftigen Schleier und weißen Wölkchen, wie von der Charwoche her noch nicht getrocknete Thränen, überzogen; die Berge hoben hochjauchzend ihre frühlingspochende Brust; in der Luft schmetterten die Lerchen und nach der glockenlosen Charwoche klang mir das harmonische Geläut von allen Thürmen wie das Echo eines Engelchors aus hoher Luft herab. Nachdem ich erst etwas im Freien gewesen, ging ich durch die Stadt. Da sahen alle Straßen, die zum Peter führen, wie wogende Blumenbeete von bunt geputzten Menschen aus, oder wie das Spiel eines Kaleidoskops. Endlich kam ich zum Peter, der wirklich in so sanfter, silberduftiger Glorie stand, als ob sein altes ernstes Haupt jugendlich von sanfter Osterfreude glänze und als sei es noch der Glanz von jenem ersten Morgen, da er den auferstandenen Herrn gesehen. Frühling schien auch seine Steinmassen zu kleiden, denn bis zum Dach hinauf wimmelten aus den dunkeln Fensterhöhlen bunte Menschen wie Blütenknospen hervor und der ganze Platz war bedeckt mit Menschen, die die Stufen hinauf und herunter, in den Arcaden, an den Säulen, auf den Dächern der Arcaden saßen, lagen, standen oder

gingen. Buben kletterten an den Obelisken herum, Wagen voll geputzter Fremden und Römer fuhren dazwischen, dann wieder Pilger, Bauerjungen sowie Militair, das Ruhe und Platz erhalten sollte. Im Peter war es nun noch voller als davor von gallonirten Bedienten, Herrschaften, Mönchen, Cardinälen, Nobelgarden, Pilgern, Bauern, Bettlern, Griechen, Engländern, Franzosen, Römern und Römerinnen, Schweizergarden und Geistlichen; jeden Augenblick ein anderes Costüm und ein anderer Stand. Der Papst verrichtete die übliche Function, die sehr feierlich und schön wie immer, dann las ein griechischer Bischof das Evangelium griechisch und endlich begann der Zug, um den Papst hinauf zu tragen zur Ertheilung des Segens. Ich ging voraus und erwartete ihn in der Vorhalle, und wahrlich! feierlich schön war es, diese Halle gedrängt voll bunter Menschen zu sehen, die alle sehnlichst wie auf Erhörung zu harren schienen; dabei durch die Bögen durch vor sich den ungeheuern Platz mit allen Straßen und Häusern in seiner Nähe über und über wie besäet mit Menschen, die bis in die weiteste Ferne, so weit das Auge reichte, aus dem Duft hervorschimmerten, und darüber das blaue Albanesergebirge zu erblicken. Nach dem Segen stürzten aus allen Thüren der Kirche die Menschen im buntesten Gemisch und mit fürchterlichem Gedränge heraus. Dann kam zur Mittelthür heraus der Festzug, lauter in Gold und Weiß gekleidete Geistliche (zu den Seiten Schweizer in Harnischen, die Platz machten): Bischöfe, Cardinäle, die prachtvoll gekleideten griechischen Geistlichen, und endlich nach mehreren kleinern Kreuzen das große, strahlende, funkelnde Kreuz; dann die reiche prachtvolle Bahre von Purpursammet und

Gold, von jungen Geistlichen getragen, auf dieser der prächtige Stuhl und auf ihm, auch ganz in Weiß und Gold gekleidet, mit der stralenden dreifachen Krone auf dem Haupte, der Papst. Er saß etwas hintenüber gelehnt, wie ermattet, und gab langsam und feierlich, wenig die Hand bewegend, den Segen. Sein Gesicht war, trotz dem daß es nicht schön, durch den seligen, friedlich-freudigen Ausdruck anziehend. Er schien wirklich wie aufgelöst von süßer Osterfreude. Zu beiden Seiten hinter ihm gingen junge Geistliche mit den ungeheuern weißen Straußfederwedeln an goldenem Stiel; dann folgten, wie auch vorausgingen, noch viele räuchernde und singende Geistliche. Als der Zug bei mir vorbei war, begab ich mich langsam hinaus; langsam, weil ich zu viele schöne Frauen wieder zu sehen hatte. Als ich außerhalb ankam, war eben der Zug eben auf dem Altan angekommen. Ein Cardinal zerriß die zwei Bannbullen und warf sie herunter; da stürmte nun das Volk darnach, sie aufzufangen, und da ein solcher Haufen bei seinem n die Höhe Sehen die Stufen nicht bemerkte, so stürzten Alle, vielleicht hundert Menschen an-, auf- und durcheinander diese Stufen herunter. Es wirbelte eine große Staubwolke auf, die Kerle erhoben sich und blickten in die Höhe wieder. Jetzt erhob der Papst die Hand; in demselben Augenblicke schien die ganze Erde ein Glockengeläute, vom Donner der Kanonen unterbrochen. Dankbar jauchzend, fast heulend, stürzte die ganze Menschenmasse aufs Knie und, wol kann ichs sagen, ohne zu bedenken, warum; wie von einer magnetischen Kraft niedergezogen, oder vom Himmel selbst niedergedrückt, stürzte auch ich aus ganzem Herzen und mit voller gläubigster

Andacht hin, um ebenfalls den Segen zu empfangen. Dreimal segnete der Papst, und es machte an diesem schönen Tage, in dieser schönen Umgebung wirklich solchen Eindruck auf mich, daß mir der Papst nur der goldene Kelch schien mit himmlischer Osterfreude gefüllt, die sich über die bange, harrende Welt ergießt.

Außer andern vielen schönen Weibern sah ich auf dem Heimweg auch meine Engländerin wieder, der ich auf der Engelsbrücke einmal so nahe kam, daß ich fest an sie gepreßt wurde. Da plötzlich sah sie sich um und da wir von einer Größe fast, so berührten unsere Gesichter sich beinahe. Es wurde mir sehr schwer, ihren schönen Lippen so nahe zu sein ohne zuzulangen; dagegen war es aber nicht schwer, so nahe in ihre lebendig ernsten, klugen, rehbraunen Augen zu sehen, ohne verwirrt zu werden. Das Letztere riskirte ich. Da sie so fest mich ansah, sah ich sie wieder fest an (denn gewiß geziemte es mir als Mann nicht, zuerst feig das Feld zu räumen), bis endlich sie, dieses Augenspiels doch müde, spöttisch lächelnd wieder wegsah. Nun verlor ich sie auch bald aus dem Auge, indem sie in einen Wagen stieg und fortfuhr. So oft ich aber seitdem sie sehe, lacht sie. — Ich ging hierauf zu Tisch und damit ist Ostern vorbei.

Aber für mich dauert der Eindruck länger, da wenig Zeit nachher Overbeck über fünf Stunden daran gearbeitet hat, mich katholisch zu machen, und zwar so furchtbar eifernd und übermenschlich ernst, daß mir ganz unheimlich wurde, ich im ersten Augenblick minutenlang die Sprache verlor und fast besinnungslos, nur erstaunt zuhörend dastand. Hätte er den Augenblick gleich benutzt,

ich wäre Katholik. — Doch mit der Zeit kamen mir auch die Gedanken und mit ihnen die Sprache wieder, und zwar in solcher Weise, daß ich ihm tüchtig auf Alles einwendete. Doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, denn heilig ernst meint er es, aber so furchtbar einseitig und verblendet, daß ich das gar nicht mit seinem reichen Künstlertalent und seiner Bildung zusammenreimen kann, so sehr es für mich auch eine Ehre ist, daß er die Versuche macht, weil er mir selbst sagte, daß er das nur bei Menschen thue, die ihn interessiren, die er als Künstler schätze und denen er gerne näher stände; doch drückend ist die Ehre, denn er hat gelobt, mir bald nach meiner Rückkehr einige Pfaffen zuzuschicken, damit ich mich besser instruiren lassen und dann wählen könne. Nun, helfen wird es ihm nichts, obgleich ich ganz ehrlich sage, daß ich, wenn ich immer in einem katholischen Land leben sollte, wünschen würde, katholisch geboren zu sein, und namentlich hier in Rom, wo die ganze Schöpfung so mit der Farbe der Religion harmonirt, daß fast nach jener Gott selbst das Kleid der Religion eingerichtet zu haben scheint; daher hat auch wol überall der an Formen reichere, farbige Süden das prächtigere Gewand des Cultus, der einfachere Norden das einfachere Gewand des Protestantismus.

Von Rom nach Neapel.

Vedi Napoli e poi mori!
Fremdling, ſieh Neapel und ſtirb!

Ziemlich mit der Abſicht ging ich aus Rom, denn ſeit der Rückkehr von meiner letzten Reiſe fühlte ich mich todmüde und krank; von Tag zu Tage ward mir ſchlimmer und ohne gerade darnieder zu liegen, fühlte ich förmlich mein Leben dahinſchwinden. Ich war nicht mehr ich, Leid und Freude, wie Alles in der Welt, hatten für mich den Reiz verloren; ich dachte nicht mehr, ich arbeitete nicht mehr, oder was ich dachte und that, geſchah wie im Schlafe. Von Allem hatte ich mich losgeſagt, faß nur den ganzen Tag in der friſchen wunderbaren Gottesluft, in dem ſüßen glühenden Sonnenſchein, der mir kaum warm genug war; wenn es dunkel ward, ging ich ins Haus, zündete die Lampe an und zählte die Minuten meines ſchlaffen Lebens, bis ich einſchlief. Endlich unternahm ich trotz dem, daß Viele mir abriethen und Mancher wol glauben mochte, mich nie wieder zu ſehen, faſt vor Verzweiflung die Reiſe.

Am 12. Mai Morgens 6 Uhr ſtiegen wir in den Wagen — Neher, ein Landſchaftsmaler Meier (auch ein

Würtemberger) und ich. Ehe wir einstiegen, entspann sich zwischen Neher und dem Facchin, der unsere Sachen zum Wagen getragen hatte und, wie es solche Kerle gewöhnlich sind, mit seinem Trinkgelde nicht zufrieden war, ein Wortwechsel, der bald so arg ward, daß der Kerl mit wuthflammenden Augen und zähnefletschend ein ungeheueres Scheitholz ergriff, Neher drohend, daß, wenn es jetzt Nacht wäre und er ihn auf der Landstraße träfe, er ihm zeigen würde, daß er ein Römer sei! Unsere übrige Reisegesellschaft war, erstens, ein Römer, ein dicker, gesunder, gepolsterter Mann, von zweifelhaftem Stand, da er eigentlich ordinair, unfein und ungebildet in seinem Denken und Betragen war und doch wieder in Allem solch oberflächliche Politur hatte, wie ungefähr ein Platzbedienter, wofür ich ihn auch anfänglich hielt, später aber mehr für einen Spion nahm. Er selbst gab sich für einen Sprachlehrer aus und radebrechte ein wenig Englisch und Dänisch — war aber auf jeden Fall eine zweideutige Person. Unklar wie sein Stand war sein Alter, da er jung aussah und dennoch eine Perrücke und falsche Zähne zu tragen schien, oder die Natur hatte absichtlich bei ihm so den Schein des Unnatürlichen angenommen. Er ging schwarz angezogen und hatte nichts als einen eleganten Frack und ein Paar neue Nankinghosen, die ihm hernach an der Grenze Unannehmlichkeiten machten, in ein Schnupftuch gewickelt. Der zweite Reisegefährte war ein junger Mailänder. War Einem der Erstere zuwider, so war es dieser noch mehr; denn eher will ich mit zweideutigen Menschen, Spitzbuben und schlechten Kerlen umgehen, als mit solchen, deren ganzes geistiges Sein noch total im Embryonen-Zustand ist. Ein solcher

war dieser junge Mann; sein Körper ausgebildet genug, um alle materiellen Verrichtungen des Lebens auszuführen, wenn auch in seinen Formen (doch das findet man ja leider bei der Mehrzahl der Menschen) höchst unfertig, ja so unfertig wie sein Geist und Herz. Mir war in meiner reizbaren Stimmung dieses Nichtswesen wie warmes Wasser zuwider. Er sprach wenig und in Dem, was er sprach, war gewiß kein Sinn, oder ich verstand wenigstens nichts und hörte nur unartikulirte Töne oder Mistöne; es klang, als ob man einen Engländer Italienisch stottern hörte, und war untermischt mit französelnden und deutschelnden Worten. Der Dritte war ein Carmelitermönch, ein junger Calabrese, der zurück in seine Heimat reiste. Er war auch ein bornirter Kindskopf, aber auch ein eben solches Gemüth, mit dem er alle Heiligen und Wundergeschichten so gläubig aufgefaßt hatte, daß sie für ihn unantastbar dastanden, weshalb er denn auch den Römer, der ihn damit zum Besten hatte, nur belächelte und meinte, was in so vielen Büchern gedruckt stände, das müsse man doch glauben. Der Vierte endlich war ein Prälat aus der Romagna, am Hof des Papstes angestellt, aber deshalb nicht ein unbedingt guter Katholik, sondern ein ganz verständiger, schlichter, bürgerlicher Geist; was dies bei mir überbot und ihn mir vor allen Andern angenehm machte, war, daß er ein äußerst anspruchsloser, gutmüthiger Mann schien, der bei aller seiner Liberalität und Umsicht doch in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen eine Unbehülflichkeit zeigte, die seinem Stand und Alter rührend anstanden. Er reiste, wie wir, zum Vergnügen und war der Einzige, der sich uns zutraulich

anschloß, sich gefällig und nicht eigennützig und knickerig zeigte.

Schon in Rom hatte mich bei Allem, was ich sah und was mir begegnete, eine dunkle Ahnung erfüllt, als wäre Alles dies zum letzten Mal. Ernster ergriff dies Gefühl beim Hinausfahren aus dem Thor meine Seele. Ich schreckte zum ersten Mal aus meiner dumpfen, abgespannten Ruhe auf — da lag Rom hinter mir und weiter und weiter zog der Peter sich zurück. Der Vatican, der Monte Mario, der Lateran, das Pantheon, das Colosseum, die Ruinen der Tempel und Torri, immer tiefer hüllten sie sich in bleiche dünstige Sirocconebel, aber wie mit Banden festgeknüpft waren meine Blicke, ich wich nicht von den geliebten Gegenständen; je ferner sie rückten, desto lauter schlugen die Schmerzensaiten meiner Seele an, sie wieder zu rufen. Sonst, wenn ich eine Reise antrete, sind meine Gedanken anfänglich immer auf meine Lieben daheim gerichtet und ich wünsche sie bei mir zu haben; über diesen Schmerz aber vergaß ich Alles und dachte nur an Rom. Ich hätte weinen können. Doch diese Mühe übernahm der Himmel für mich, es regnete heftig; ich schloß die Augen und bemerkte von der ganzen Straße nichts, als daß die Staffage derselben, die das letzte Mal nur aus zwei todten Pferden, jetzt schon aus fünf dergleichen bestand (das ist eine der Hauptstraßen des päpstlichen Staates). Die zwei früheren Pferde waren fast von den Hunden verzehrt und boten nur noch ein blutendes Gerippe dem Regen dar, der daran spielte und wusch, um es aufzuputzen für mich zur letzten Lustreise. Auch die beneidenswerthen Vögel, meine lieben Freunde, zwei Adler kreisten hoch über dem Aase herum

und schienen zu harren auf mich, um meinem Triumphzuge voran zu schweben. Königlich und majestätisch schwebten sie in der grauen Regenluft, außer uns die einzigen lebenden Geschöpfe in der ganzen weiten Schöpfung, denn selbst Gras und Blumen schienen versteinert zu sein.

In Albano war Kirchenfest und Markt. Wir gingen durch die Stadt, um schöne Frauen zu sehen, allein leider vergebens. Ich suchte meine zu erstürmende Festung vom letzten Mal auf, ward aber, als ich um Einlaß bat, holdselig lächelnd abgewiesen. Als ich darüber mich sehr beschwerend und Rache schwörend ging, ward ich bald von der schönsten der Donnen eingeholt, die freilich that, als ob sie vorbeiginge, jedoch, da ich sie nicht gleich erkannte, zuerst freundlich grüßte. Genug Einladung für mich zum Gespräch, das sich denn auch bald unter uns entspann, wie es anständigen Leuten auf der Straße geziemt, nämlich daß ich nach Neapel ginge, von da bald zurückkehren, dann in Albano wohnen und sie hoffentlich öfterer sehen würde u. s. w. Da ich endlich scheiden mußte, drückte sie mir sehr herzlich die Hand und empfahl mich dem Schutz der Madonna, worauf ich sie bat, für mich ein Pater noster zu beten.

Von Albano ging's über Censano, aber nicht die Straße, die ich mit S. gemacht hatte, sondern einen andern, aber wunderschönen Weg, durch einen Kastanienwald an Felsenwänden hin, unter sich waldige Felsenthäler, darüber ferne Städtchen, größtentheils auf den Ruinen berühmter alter Städte erbauet und durch dunkle Felsenschluchten die Campagna und das Meer erblickend.

Ziemlich bei Zeiten noch kamen wir in Velletri an. Da die Aussicht von unserm Wirthshaus schön und

vor der Thür ein Markt mit einem Brunnen war, um die das Volk gewöhnlich sich sammelt, auch weil vor der Thür ein schönes Weib mit war, blieb ich zu Hause, doch hauptsächlich, weil ich mich sehr schlecht befand. Als ich allein war, öffnete ich weit die Thore meines Herzens und ließ alle Eindrücke und Gedanken, ohne zu fragen woher und wohin, frei ein- und auspassiren. Diese rasten nun in bunten, ungeregelten Zügen durcheinander, wie ein Heer, wenn es in einer Stadt auseinandercommandirt worden, in sein Quartier eilt. Da begrüßten sich Ideen mit verwandten Erscheinungen und in die neuesten bunten Bilder der Gegenwart mischten sich ergreifend ernste Klänge einer längst entschwundenen Vergangenheit; — wie ein blinder Greis in einem Kreise blühender Jugend Riesenmärchen erzählt, daß Allen das Herz in mächtigern Pulsen schlägt, so schien der trübrothe Abendhimmel mit seinem erloschenen Auge mitten unter diesem bunten Leben die majestätischen Erscheinungen eines fast zum Märchen gewordenen Zeitalters heraufzubeschwören. Es erschienen mir die alten Helden, aber auch gräßlich blutende Gespenster, vor denen die Natur selbst sich entsetzte; wie wenn die Inschriften auf einem Leichenacker plötzlich an zu tönen fingen und zu tiefen, geisterartig hallenden Worten würden, so tönten erhabene Namen durch die stille Natur. Velletri war die Hauptstadt der Volsker, die Vaterstadt des Augustus. Nero, Tiberius, Caligula und Otto hatten ihre Villen dort. Einige Miglien rings herum Ruinen alter Städte oder die Orte, wo sie standen, darunter Lavinium, das noch sogar vom Aeneas stammt, Cora, Norma, Setia, Solmona u. s. w. So gehen die Zeiten hin und von all' ihrer Herrlichkeit und

Größe bleibt wenig Anderes als die Namen zurück. Dennoch meinte ich einen lebendig-blühenden Athemzug und ein lebend-frisches Wort aus jener Heldenzeit zu verspüren, als mit Ave Maria die Weiber ihre Ziegen zur Stadt trieben und an dem Brunnen das müde Vieh tränkten. Einige waren zu Pferde oder Esel, auf denen sie wie triumphirende Amazonen saßen, mit einem melodischen, stolzen Befehlston die Thiere lenkend, andere waren zu Fuß, der nassen Straße wegen die Röcke aufgeschürzt, daß man die schönen, wohl geformten Beine sah; erhitzt vom Gehen hatten viele auch die Tücher abgenommen und die Aermel hoch aufgekrämpt, auf diese Weise ihre schönen Arme und goldgebräunten Nacken zeigend; manche trugen Reisig oder Grasbündel, die meisten aber hatten schöne, halbnackte Kinder, theils auf den Schultern, theils sie an der Hand führend — das war ihr Königsschmuck, ihr Adelstolz, mit dem sie hochentzückt zu prunken schienen. Einige von den Weibern zu Pferd hatten wol vier bis sechs Kinder um sich, theils hinter sich auf dem Pferd, theils vor sich sitzend, so daß sie an ihrem Nacken oder ihrer Brust hängend sich selbst hielten; ein noch ganz kleines oder zwei schliefen entweder an der noch entblößten Brust, oder sogen auch in durstigen Zügen. Die größten der Kinder liefen dann oft nebenher und trieben das Vieh. So wogte das über den Markt und die schönsten Gruppen, die man sich denken kann, sah ich; dazu hatte der Abend sich aufgeheitert und dunkelblau und ernst, wie das Grabmal einer großen Zeit, trat hinter dieser Volksgruppe das Volskergebirge hervor. Mit dem silbernen Geplätscher des Springbrunnens vermischten sich die melodischen Klänge der stolzen Weiberstimmen. Nun

läutete es Ave Maria und so königlich die Gestalten, so graziös, kindlich-demüthig schlugen alle das Kreuz und beteten leise murmelnd vor sich hin ein Ave. Es war ergreifend, eben noch diese stolzen Töne zu hören und plötzlich nur noch das Gemurmel des Wassers zu vernehmen, denn die ganze Menge war für einen Moment lautlos.

Nachher unterhielt ich mich noch, bis die Andern kamen, angenehm und zärtlich mit meiner Nachbarin, einem schönen Weibe. Sie sah es mir an, daß ich krank sei, und als ich ihre desfallsige Frage bestätigte, empfahl sie mir erst allerhand Mittel und endlich viele wunderthätige Bilder. Als ich ihr aber sagte, daß mir wol nichts helfen würde, so ward sie sehr ernst, empfahl mich dem Schutz der Madonna und aller Heiligen und versprach mit jeden Morgen für mich zu beten. Dann kopfschüttelnd und achselzuckend ging sie und sagte halblaut zu einer Nachbarin, die mich auch verwundert ansah: „é malato assai quel poveretto; mi pare un vivo moribondo.“

Einen sonderbaren Eindruck machte es, als ich den andern Morgen aufstand, noch ehe der Kutscher uns weckte; es war noch Nacht, ich ging vor die Thür, da lag der Markt ganz todt und still, den ich so bunt, so lebendig Tags vorher gesehen hatte; wie mit einem silbernen Leichentuch schien der leuchtende Mond all' dies Leben verdeckt zu haben. Die Fenster der Häuser, aus denen sonst bunte Menschen sahen, starrten jetzt wie die Augenhöhlen in Todtenschädeln mich an; wol schien der Mond hinein in die leere Höhle, konnte aber keinen Glanz erwecken. Nur hin und wieder aus einzelnen Häusern

flimmerte durch die Spalte des Ladens der matte nächtliche Schimmer eines Lämpchens — vielleicht für eine Wöchnerin, einen Kranken und Sterbenden angezündet, vielleicht vor einem Hausaltärchen brennend. An einigen Häusern brannten matt vor Heiligenbildern ewige Lampen. An einer Straßenecke übte sich der kühle, Morgen verkündende Wind, eine solche ewige Lampe auszulöschen.

Wie dunkel muß der Glaube sein, in welchem so viele trübe Lämpchen nöthig sind, um uns den Weg zu zeigen! Und dennoch, lieber diese trüben Wegweiser als gar keinen; wollen wir ohne sie den Weg finden, wie bald verlieren wir ihn und irren im Dunkeln! Nein, bis einst der wahre Morgen anbricht, möge Gott in unserm Herzen eine ewige Lampe des Glaubens anstecken und uns mit Oel versorgen, damit es uns nicht wie den thörichten Jungfrauen ergehe, um im Finstern Angst und Qualen zu tragen!

Kein Laut durchtönte die Stille; nur der Springbrunnen tönte melancholisch und schien mir der ferne, leise Marsch eines Gespensterzuges. Als ich nun gar hinüberging und in die offene Kirche trat, in der auch zwei ewige Lampen ihr röthliches Licht zitternd in die weite Dunkelheit verstreuten, da ward mir gar unheimlich, ich glaubte schon den Zug nicht blos nahen zu hören, sondern auch zu sehen. Ich selbst erschien mir als ein zu Mitternacht erwachter Geist, der nun die Plätze besucht, wo er mit lärmenden Genossen einst in heller Tageslust geweilt, spähend, ob er nicht noch einen dieser Freunde fände. Es ergriff mich endlich ein solches Grausen, daß ich zu den Andern, die noch schliefen, gehen und sie

wecken mußte. Sie standen auf, riefen den Kutscher und fuhren mit mir fort.

Nun ging es durch die Stadt, hinaus und hinein in die berüchtigten, berühmten pontinischen Sümpfe. Das Wetter war äußerst günstig, denn trübe, melancholische Wolken umschleierten den Himmel und ließen nur von Zeit zu Zeit die Sonne wie ein schönes Auge aus dunkeln Wimpern blicken. Ich habe immer solch Wetter lieber, als einen stets sonnenhellen, heitern Himmel; so schön derselbe ist, so scheint es mir mehr die Feiertagsmiene des Himmels. Ich mag nicht näher zu treten und es mir bequem zu machen, ich fühle mich ihrer so unwerth, als wie der ewigen Seligkeit, weshalb auch Beides gleich fremd vor mir dasteht; nie werde ich heimisch darin werden. Im Fegefeuer sehen eher, das mir auch interessanter vorkommt, eben wie ein solch wechselndes Wetter, wo Sonnenschein und Regen, heiterer und dunkler Himmel sich abließen, um sich gleichsam vorzubereiten zur Sabbathfeier. Wie auch eine Schöne, die ich immer freundlich sehe, mir kalt erscheint, da ich, voll Schmerz und Trauer, unmöglich denken kann, daß ihr noch nie des Lebens Nacht sich aufgethan. Lieber belausche ich eine Schöne im Bad und Negligée, als daß ich sie immer im höchsten Putz, alle Reize hervorhebend und alle Mängel verdeckend sehe. Gerade diese Mängel, diese Nachlässigkeiten sind oft so reizend in ihrer Art. An dieser Blässe des Gesichts, an dieser ungezwungenen Haltung, an diesem ungeordneten Haar, da hängen meine Blicke gern; ich suche mir die Schönheiten heraus oder ersetze die zu einer Schönheit noch fehlenden Reize in meiner Phantasie. Aber wird uns Alles so fertig entgegenge-

tragen, da wagen wir nichts anzurühren, aus Angſt etwas in Unordnung zu bringen; da ermüdet die Phantaſie bald, wo ſie für ſich nichts zu thun findet. Hingegen ein ſchönes Geſicht von Schmerz und Leid erfüllt, das iſt ein Anblick, ſo reizend, daß ich immer tiefer und tiefer mich hineinſenke. Das iſt eine Welt für meine Phantaſie, da wird ſie nie müde und fertig. In einem ſolchen Hohenliede des Erdenleids und der Himmelsſeligkeit finde ich Alles, was ich finden will: Troſt und Verzweiflung.

Eine kleine Strecke aus Velletri hinaus hatten wir die Sonne aufgehen ſehen; davon noch ein paar Worte, es war zu ſchön! Die Hälfte des Horizonts ihr gegenüber war die faſt unbegrenzte Fläche der Paluden, ganz in grauröthlichem, glimmerndem Duft liegend; auf der andern Seite ſchloß das Volskergebirge mit ſeinen ernſten, ſchönen Formen die Gegend. Faſt ſah man nichts als ſeine auf- und abſchwingenden und ſtürzenden Umriſſe ſich hinter und in einander verſchieben. Bläuliche Nebel, die zwiſchen den einzelnen Gebirgslagen wallten, trennten dieſe außerordentlich ſchön von einander, da ſonſt Alles von einem goldigen Morgenton räthſelhaft umhüllt war, der die einzelnen kleinen Formen dem Auge verbarg, ſo daß man kaum die Orte ſah, wo einſt die alten Städte lagen und ihre Ruinen und jungen Nachſchößlinge noch liegen. Der nächſte Mittel- und Vordergrund ſelbſt, die Paluden, eine ungeheure Ebene, die aber erſtlich hier noch etwas hügelig, eine ſchöne, geſchwungene Linie und dann faſt durchgehends unendlich üppig bewachſen, iſt theils mit kurzem Geſtrüpp, theils mit ſchönen Waldungen, Feldern, ungeheuern Wieſen, Schilf und Moorge-

wachsen aller Art bedeckt. Weiter hinten lag noch im bläulichen, goldurchflammten Nebelschimmer das Latinergebirge und vor ihm ein schöner ernster Wald, der sich gruppirt, auf mehrern Hügeln vertheilt, ausbreitete. Besonders schön war die Farbe der Bäume, die meisten Kork- und andere immergrüne Eichen, die in der tiefsten, gesättigsten Farbe sich abschatteten. Zwischen diesen Bäumen ragten dann auch Zypern, der saftig grüne, triumphirend schlanke Lorber, junge goldgrüne Kastanien und hin und wieder silbergraue Weiden hervor. Der Boden, der aus einer ganz unbeträchtlichen Masse, halb Stein, halb Erde, bestand, war von grauen und gelben Erdarten durchschnitten und bewachsen mit den herrlichsten, buntfarbigsten Haide- und Sumpfblumen.

Das war die Gegend. Ueber dieser Gegend trat nun an einem ernsten, milden Himmel, der nur wenige Blicke in die blaue Seligkeit erlaubte, die Sonne prachtvoll hinter dem Volskergebirge hervor. Weit über die dunkle Erde schossen ihre goldenen Strahlen, am Himmel gegen angehäufte Wolkengebilde, schwarze und weiße, wie in ernsten Traumbildern, daher, in ihrer Mitte die Sonne wie eine heilige Opferflamme tragend, den Scheiterhaufen der Erde zu entzünden und die königliche Leiche alles Schönen, Grossen und Gemeinen zu verbrennen. Bald schien auch an allen Ecken die Erde zu brennen, da aber sog sich die Sonne hinter Wolken und der Himmel verhüllte sich mehr und mehr; schon regnete es hier und leicht und nur noch in der Ferne schien auf Augenblicke hin und wieder die Sonne. So fuhren wir weiter und weiter in die Sümpfe hinein. Trotz dem aber konnte ich unmöglich die Sümpfe so finden, wie sie verschrien

sind. Die Luft mag wol schlecht sein, darüber konnten wir nicht urtheilen, da es überhaupt fürchterlich schlechtes Wetter wurde; aber gern will ich das den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte glauben, obgleich jetzt durch die vielen Canäle das Ungesunde der Gegend sehr verringert ist und sie vielleicht nicht ärger als die Aria-cattiva in den Niederungen Roms ist. Oede ist die Gegend allerdings, aber auf keinen Fall wüst und unfruchtbar, da man nichts als die üppigsten Wiesen und Fluren und auf ihnen die größten Herden des schönsten Viehs, Pferde, Büffel, Ochsen und Kühe, Schweine und Schafe sieht. Und was ihre poetische Schönheit betrifft, so gehört sie zu dem Ergreifendsten und Interessantesten, was ich je gesehen. Das schöne Volskergebirge zieht sich im Nordosten längs der ganzen Ausdehnung der Sümpfe hin, von Velletri bis Terracina. Gegen Südwesten bestimmt das Meer die Grenze, welches man aber nicht sieht, wie überhaupt nach der Seite hin, wenn man es so nennen will, die Gegend am wüstesten, wenigstens am meisten von Menschenspur verlassen aussieht und größtentheils mit niederem Gestrüpp bedeckt ist, aus dem nur hin und wieder einzelne große Eichen oder Pinien hervorragen.

Die Gebirge sind hoch, ihre Umrisse und Formen mannichfaltig, aber immer ernst und reizend. Welche Zeit liegt hier versenkt, welche Städte lagen einst noch vor der Gründung Roms da, wo nichts als Wald und Sumpf jetzt ist! Welch ein Volk trieb sich in dieser Fläche umher, welche Namen schwirren noch durch ihre Luft wie Grabgeläute! Hier lag Pometia, das sich noch von den Lacedämoniern zu stammen rühmt. Privernum, Antium, das Forum Appii und viele, viele andere; in

weniger Miglien Umkreis dreiundzwanzig blühende Städte, die von den größten Männern und mit den ausgezeichnetsten Kunstwerken geziert waren. Antium, von dem jetzt vielleicht nichts mehr als der Name existirt, machte einst Rom zittern und, nachdem es zerstört, bereicherte es seinen Sieger. Dort waren die berühmtesten Tempel, dort fand man den borghesischen Fechter, den berühmten belvederischen Apollo u. s. w. Gewiß das ist ein Grab zu nennen, und wol gerecht hat die Natur es eingerichtet, daß diese Gegend ewig dumpfer Grabesduft umweht, damit der heilige Boden nicht entweiht werde dadurch, daß eine spätere Pygmäenwelt auf dieser Heldenbühne das kleinlich bürgerliche Drama ihrer Geschichte spiele.

. . . . . Wir fuhren immer weiter und immer ärger fing es an zu regnen, so daß zuletzt die ganze Welt ringsum sich in Regen aufzulösen und Erde, Himmel und Meer zu verschwimmen schien in dieser ernsten, feuchten Umarmung. Wir kamen zuerst durch Cisterna, ein ziemlich anständiges Dörfchen mit einem mittelalterlichen Castell. Hier, erzählt die Legende, sei der Ort, bis wohin die Christen zu Rom dem heiligen Paulus entgegengekommen. Dann kommt Torre-de-tre-ponti und hier fangen die eigentlichen Sümpfe an. Einige Miglien von hier am Meere ist noch ein verhängnißvoller Ort, berühmt durch den traurigsten Verrath, der hier geschah: Torre d'Astura, wo ein Herr von Astura in seinem Hause den letzten Hohenstaufen, den liebenswürdigen Conradin fing und dem Könige von Neapel, dem blutdürstigen Karl von Anjou, auslieferte.

Die Gebirge werden, je weiter man kommt, immer

wilder und kahler und rücken der Straße immer näher, wodurch ihre Massen nicht mehr so reich und mannichfaltig erscheinen, wohl aber begreiflich machen, daß sie ein erwünschter Schlupfwinkel für Räuber sind. Die Straße selbst führt schnurgerade von Velletri fast ganz bis Terracina, mit den schönsten Eichen, Ulmen, Kastanien besetzt. Auf der Seite gegen das Meer, hart neben der Straße, folgt ihr immer ein Canal, in dem ich viele Büffel bis an die Ohren in Wasser stehen und nur den Kopf heraushalten sah. Diese müssen nämlich so arbeiten und die Canäle von Schlingpflanzen, Schlamm u. s. w. säubern, denn indem sie immer mit den Füßen hin und her stampfen, verwickelt sich dieses um dieselben; wenn sie nun lange genug getreten haben, werden sie herausgetrieben, von diesem Unrath befreit und dann wieder hineingetrieben zu neuer Arbeit.

Je ärger es anfing zu regnen, je mehr Muße hatte ich, mich mit diesen Bestien, die mich sehr interessirten, zu beschäftigen. Am sonderbarsten sieht es freilich aus, wenn sie so im Wasser stehen und nichts als dieser ungeheure Kopf herausragt, der von weitem ein Stein oder etwas Aehnliches zu sein scheint, bis man näher gekommen die teuflisch wilden, hellblauen, stieren Augen, die ungeheuern, niedergebogenen Hörner, die schwarzen Borstreihen und den struppigen Bart um das höhnisch rothe Maul sieht. Man trifft sie hier im Wasser, am Wege und auf den Feldern bei Heerden von hundert Stück und jedem Alter, ganz abgeschabt und grauhaarig, junge bis zu den kleinsten Kälbern, die an der Mutter saugen. Die Kühe sehen etwas civilisirter, kuhartiger aus; die Stiere hingegen ungeheuerer, halb ein colossales Schwein,

halb Kameel, halb Ochs. Sie haben fürchterlich breite und starke Beine und Füße, die eigentlich das Gefährlichste sind, indem sie, wenn sie einen Menschen attakiren, diesen nur mit den Hörnern niederwerfen, dann aber recht con amore, als ob sie den Kanal der Weltgeschichte von allem Unkraut säubern sollten, mit den Füßen zu Brei stampfen. Ich habe diese Thiere, obgleich sie eigentlich nicht schön sind, sehr gerne, sie machen auf mich einen merkwürdig fremden, morgenländischen Eindruck; namentlich in dieser Gegend, wo man rings umher weit und breit keinen Menschen oder Haus sieht, da versetzt mich ihr Anblick in Gedanken nach Asien. Die Hirten haben mit Ziegenfell die Lenden bewickelt (ihre Beine sind nackt), haben nur Sandalen an, einen Mantel um und einen Spitzhut auf, und die elenden pyramidenförmigen Strohhütten vollenden das Ganze. Uebrigens ist es doch merkwürdig, wie der Geist über die Materie herrscht; ein solcher Hirt mag wol oft so mit seinem Vieh sich emaillirt haben, daß er mehr diesem als einem Menschen gleicht; seine materielle Kraft verhält sich so gegen die des Thiers, daß es ihn wie einen Maulwurfshaufen zertreten kann, und dennoch gehorcht es ihm, obgleich er vielleicht nur ein Fünkchen Geist hat, blos weil es diese Uebergewalt empfindet. Ein wüthender Büffel würde vielleicht keinen Bären, keinen Löwen fliehen, aber er fügt sich dem Drohwort eines armen Hirtenbuben.

Nach Torre-tre-ponti kömmt man noch durch Bocca di Fiume, wo es eine neue Brücke von Marmor gibt, dann Mesa, Ponte-maggiore und endlich Terracina. Aber alle diese Orte bis Terracina sind fast nur einzelne schmuzige Posthäuser und daneben eine elende Osterie.

In einem solchen Neste passirte uns noch eine fatale Geschichte, d. h. sie hätte fatal auslaufen können; es regnete, nämlich unaufhörlich und da wir in diesem nassen Wetter von Morgens 3 Uhr bis 11 Uhr gefahren und noch nüchtern waren, verlangten wir sehr nach einem Imbisse. Unser Vetturin aber, ein malitiöser und sehr grober Kerl, der gegen den Contract nur in Terracina wenig Stunden bleiben, vorher aber nirgends halten wollte, wollte uns nicht aussteigen und etwas genießen lassen. Wir geriethen mit ihm deshalb in Streit, d. h. blos Meyer und ich, denn Meier konnte zu wenig Italienisch und die Pfaffen, die uns Recht gaben, mochten sich ihres Standes wegen nicht hineinmischen; der Römer und der Mailänder waren elende, zitternde Feiglinge. Der Streit ward aber endlich so arg, daß er uns Beiden auf das furchtbarste drohte und schimpfte, ja zuletzt thätlich gegen uns werden wollte. Jedoch wußten wir ihm noch zu imponiren und ihn davon abzuhalten. Ja in Ponte-maggiore, ohne bis dahin auf all' sein Sprechen, Fragen u. s. w. eine Sylbe zu erwidern, befahlen wir Beide anzuhalten, stiegen aus, um zu frühstücken, und forderten auch die Andern dazu auf. Der Römer und Mailänder folgten nicht, sondern blieben im Wagen, die Andern aber folgten alle.

Die Gegend war hier so reich, so wild und melancholisch dabei, als ich nie eine sah. Die ganz kahlen, nackten Berge in grotesken Formen schon ganz nahe der Straße, und zwischen ihnen und dieser nur noch finstere Eichengruppen und wild verschlungenes Gestrüpp, aus dem noch eine Ruine einer ehemaligen antiken Brücke blutig roth hervorschimmerte. Die Wiesen ringsum waren so mit gelben Blumen überwuchert (wahrscheinlich eine

Art Kuh- oder Butterblume), daß man kein Grün mehr sah und in dieser trüben Landschaft die gelbe Fläche wie vom Feuer erleuchtet glühte. Gelb ist überhaupt eine Farbe, auf die der Schatten und das Dunkel wenig wirkt, und je lichtleer die Umgebung, je mehr Alles in einander schwimmt, desto greller tritt das Gelbe hervor.

Das Posthaus war eigentlich nur ein Stall mitten in einem Misthaufen, kein Fenster, keine Thür, Alles nur mit Latten verschlossen. Die Kneipe daneben war noch schlechter, es gab nur eine Bank und einen Tisch, aber keinen Stuhl, und Alles war verräuchert und schmutzig. Im Hintergrunde war ein Herd mit fast verglimmenden Kohlen; dabei sah man kein Kind, kein weibliches Wesen, nur rauhe, wilde, verstört aussehende Kerle, die alle mit sonderbar messenden Blicken den Fremden musterten. Ihr Costüm war das bekannte Räubercostüm: ein spitzer Hut mit bunten Bändern umwickelt und Federn und Medaillen daran, eine sammtverbrämte Jacke, eine bunte Schärpe um den Leib, kurze Hosen von Ziegenfell und über die Unterbeine lederne, an den Seiten zugeschnürte Gamaschen. Die Brust war mit vielen Kreuzen, Ketten und Medaillen, unter denen die des heiligen Antonius besonders hervorragte, behängt. Das war das Costüm der Kerle, die alle groß, schlank und stark gebaut waren, alle gleich schwarz verbrannt von der Sonne und erhärtet in Sturm und Wetter. Der Eine hatte einen schönen Kopf, vollen schwarzen Bart, lange schwarze Locken, die wild über Nacken, Stirn und Augen hingen; in tiefen Höhlen, unter großen Augenlidern liegend, sahen flammend, stechend zwei schwarze Augen hervor. Die Nase war gebogen, aber fein; die Lippen, schmal und zusammen gebissen,

zogen höhnisch, aber tragisch ihre Winkel nieder. Der Zweite war ein dicker, lustig aussehender Mann. Der Dritte, ein Greis mit schneeweißen Haaren, der des Lebens müde nichts mehr sprach, nur melancholisch, tief bedeutsam mit seinen schönen, schwarzen, fast verloschenen Augen unter den weißen Brauen vorsah und von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Der Vierte war ein ganz junger, unbärtiger, aber häßlich verwachsener Mensch. Das war die Gesellschaft in der Kneipe. Der Wirth war ein junger, freundlicher, hübscher, aber ganz todtenbleicher Mann, mit rothen verweinten Augen, einem Munde, um dessen Lippen nie ein Freudenlächeln geschwebt zu haben schien und die mehr blau als roth gefärbt waren. Sein Koch, ein ganz zerlumpter, fürchterlich verwachsener Kerl, der aber in einem interessanten, originellen Kopf ein Paar unstäte Augen hatte und, wie wir gleich merkten, halb verrückt war, da er immer bei jedem Stück, das er bereitete, ein tiefes Compliment gegen das Feuer machte und „eccellenza, si" sagte. Ganz heimlich ward mir nicht in dieser Kneipe, obgleich der Wein, wozu wir nur ein einziges gemeinschaftliches Glas erhalten konnten, gut war. Das wenige Essen, das da war, nämlich Eier und Brot, war ebenfalls gut. Das Salz dazu sah schwarz wie Schieferstaub aus. Obgleich wir mit dem Wirth sowol als mit den Gästen uns in ein Gespräch einließen und sehr nette Leute gefunden hatten, so stieg doch unsere Aengstlichkeit, als der Vetturin wieder wuthflammend, Schaum vor dem Munde und fluchend und schimpfend gerade auf Neher und mich zuging, drohend, auf der Stelle fortzufahren, wenn wir ihm nicht sogleich folgten. Wir sagten ihm ruhig, das möge er

immerhin, worauf er wirklich Miene machte, es zu thun; jedoch wurde er von den Leuten, denen wir Alles erzählt hatten und die gleich unsere Partie nahmen, zurückgehalten. Jetzt befürchteten wir Mord und Todtschlag, da er ihnen und uns fürchterlich drohte und die Kerle sich das nicht gefallen lassen wollten und schon von Messern sprachen. Wir suchten sie übrigens zu beruhigen, was uns endlich auch gelang. Der Vetturin mußte, blos um ihm zu zeigen, daß wir die Padroni, noch eine Viertelstunde warten, dann stiegen wir ein, bezahlten eine unendlich billige Rechnung und nahmen Abschied von den maulfaulen, aber entschlossenen, thatfrischen Kerlen.

Wir fuhren also fort, der Kutscher grunzend wie ein Schwein und wir im Wagen italienisch über ihn schimpfend und drohend. Der Regen ließ nach und wir passirten noch das letzte leere Wachthaus, wo, wie bei allen, über der Thür geschrieben stand: „Corpo di Guardia", aber es ist keiner darin. Endlich, nachdem die Felsen ganz nah' an die Landstraße vorgerückt sind, weichen sie wiederum etwas zurück und bilden ein kleines, halb eingeschlossenes Thal; hier bietet sich nun plötzlich, wie durch einen Zauberschlag verwandelt, eine neue Welt und fremde Schöpfung dem Auge dar. Die üppigste, südlichste Vegetation bedeckt diese kleine Ebene und zieht sich fast bis zur Hälfte der Berge hinauf; das Ganze scheint ein Garten oder Gebüsch, von Maulbeer-, Feigen-, Oel-, Orangen- und Citronenbäumen zu sein, die bunt durch einander stehen und zwischen denen dann Lorbern, Pappeln, Cypressen, Kastanien, Platanen und viele Palmen hervorragen. Die meisten Palmen, die ich jemals sah. Dieser ganze Wald scheint hier durch eine ewig grüne

Kette eng verbunden zu sein, denn der Wein rankt in mächtigen Stämmen aus dem Boden bis hinauf in die höchsten Gipfel, von denen er herunterhängt und seine liebenden Arme von Baum zu Baum schlingt, und unter diesem Baldachin wächst Getreide aller Art. Der Mais hebt seine stolzen Aehren bis in das Rebendach. Welch glückliches Land und welch ein segensreicher, beneidenswerther Himmelsstrich! Bei uns ist ein Aehrenfeld ganz der Sonne preisgegeben und doch hat sie kaum Kraft genug, das Getreide zu reifen; der Boden, ganz allein zu seiner Nahrung gepflegt, hat kaum Saft genug, die Aehren zu nähren. Hier nährt derselbe Boden (an Flächeninhalt) Getreide, Wein, Baumfrüchte, er gibt Holz und Seide und drei- bis fünffach erntet man von einem Felde.

Der Regen ließ nach, der Himmel heiterte sich auf und die Sonne schien lächelnd auf die feuchte Welt, die mit ihren nassen, flimmernden Gräsern, Blumen und Früchten ihr entgegenlächelte, wie ein Kind die Thränen noch in den Augen hat, wenn mitten im heftigsten Weinen irgend etwas Ergötzliches plötzlich die Züge verklärt. Jetzt hatten wir nämlich die Sümpfe hinter uns und dies waren schon die Gärten und Vignen von Terracina, das wir auch sahen.

Wir kamen in Terracina an und machten hier kurzen Prozeß mit unserm Kutscher, um für die übrige Reise keine weitern unangenehmen Auftritte zu haben. Wir ließen nämlich alle unsere Sachen abpacken und ins Wirthshaus tragen, erklärten ihm dann vor der versammelten Postdienerschaft und zwei Gensdarmen, daß so und so unser Contract sei und wir demselben gemäß den Nachmittag

und die nächste Nacht dableiben würden; wenn er das nicht wolle, so möge er weiter fahren, bekomme aber keinen Bajoc Geld von uns. Er schwieg, bat endlich um Verzeihung und willigte in Alles. Jetzt erst gingen wir in eine kleine Osterie, aßen und tranken und strichen dann in der Gegend herum. Das eigentliche Städtchen Terracina liegt am Berge und zieht sich bis zu der halben Höhe hinauf; unten, wo die Ebene nur sehr schmal und an der äußersten Spitze nicht mehr Land ist, als die Breite der Landstraße bietet, liegt der neuere Theil, der am Hafen herum gebaut ist. Das Meer sieht man nicht eher, als bis man fast daran ist; dann aber, plötzlich um diese Felsecke hervor, breitet sich der ganze schöne Golf von Terracina aus. Dunkelblau war das Meer, einzelne ganz grüne und violette Streifen, so wie auch einzelne graugelbliche, als ob Silber und Gold sich mischten, zogen darüber und auf diesem schönen, Regenbogen spielenden Grunde streute die Sonne ihre Millionen funkelnder Diamanten aus, als ob sie damit locken wollte die Geister des Wassers und die Menschen ins Wasser. Duftig gehüllt in Nebel lagen die schönen fernen Gebirge, an deren äußerer Spitze Gaeta lag, das sie wie Riesenarme, die dem Meerkönig eine Krone bieten, in die Fluten hinausreichten. — Auf dieser Seite schloß zunächst, ganz hart im Vordergrund, der groteske Felsblock die Landschaft, der ganz nackt und rothgelb in kühnen schönen Formen plötzlich aus dem Meere hervor zu wachsen scheint, dann auf der Landseite wieder bis zu seiner halben Höhe schroff hinab sinkt, hier etwas rund ausgebogen sich fortziehe, dann in größeren Massen sich hoch erhebt, in einem weiten, bebüschten und begrasten Plateau sich

ausbreitet und durch dieſes mit dem übrigen Gebirge zuſammenhängt. Auf dieſem Plateau liegt eine große mächtige Ruine eines Schloſſes Theodorich's des Oſtgothenkönigs, des erſten Barbaren, der König von Italien war. Unten in dieſem Felsblock an der Straße ſind Grotten und Höhlen, die jetzt zu Magazinen gebraucht werden. Nach der andern öſtlichen Seite begrenzt die Ausſicht zu äußerſt das ſchöne Cap Felice. Die äußere Spitze der Sümpfe iſt gewiß auch ein in jeder Hinſicht ſehr merkwürdiger Punkt; aus der ganz ebenen Fläche der Sümpfe erhebt ſich plötzlich, einer Inſel gleich, ein kühn und großartig geformtes Gebirge, oder eigentlich nur Berg, denn die ganze Halbinſel oder das ganze Vorgebirge iſt ein reich ausgeladener Berg und welch ein Berg! der Monte Circello, auf dem die Circe gewohnt haben ſoll, zu der Ulyſſes gekommen. Es ſoll eine ſchöne, originell romantiſche, aber ernſte Gegend ſein, wo man noch den Tempel der Sonne, den Palaſt der Circe und viele Ueberbleibſel alter Städte zeigt. Sobald ich irgend einmal kann, muß ich hin, denn allein das Erwähnte würde mich ſchon locken, den Ort zu ſehen, über den einſt des blinden Greiſes Phantaſie mit ihren ſchützenden Adlerfittigen ſeinen Liebling begleitend ſchwebte, und da müſſen die Worte des Gedichtes aus Fels und Grotte, Wald und Mauer, Meer und Luft als lebende Bilder uns entgegentreten, unſere Seele aus dieſer Welt, Jahrtauſende zurück, in die Homer's verſetzen. Der nächſte Vorgrund, auf dem man ſich ſelbſt befindet, iſt die ſüdliche, fruchtbare Ebene, die zwiſchen den Bergen liegt, als ob ſie ein Füllhorn von Ueppigkeit und Ueberfluß hier ausſchüttete. Schön ſehen die Orangen aus in ihrem dunkeln

Laub, in dessen ernst gesättigtem Grün die goldenen Früchte und die blendend weißen Blüten schimmern. Aber in ihrer Art auch wunderschön die Palmen, sobald sie wirklich ein Baum und nicht mehr als Seltenheit gehegt, elend und kleinlich sind: ein schöner schlanker Stamm, wie mit silbernem Schuppenpanzer bekleidet, nach oben etwas dicker werdend als unten, scheint er fast nur aus der Erde wie eine Springbrunnensäule aufzusteigen und dann sich in seine Blätter zu vertheilen, die fächerartig durcheinander sich neigend und beugend, winkend und nickend sich wieder zur Erde niederzusehnen, aber wie durch einen Zauber zurückgehalten zu werden scheinen. Ihre Farbe ist hellgrün, bläulich, gelblich, durcheinander; ihre Stengel werden unten am Stamm zu gelber und endlich hochbraungelb, und sitzen so, wie in einem Kelch, in den obern Schuppen des Stammes. Die Früchte, die auch hier heraus, aber niederhängen, gleichen großen goldenen Quasten oder Troddeln, aus vielen, vielen einzelnen Perlen an einer Schnur gezogen. Ihre Stengel sind auch gelb, werden aber nach vorne immer röther und endlich hochgelbroth. Das scheint die goldene Paradiesesfrucht, die unter dem beschattenden Schutz der abwehrend schaukelnden Blätter sitzt, die auch bei dem unmerklichsten Luftzuge immer in zitternder Bewegung sind und in die hohe, blauglühende Luft mit ihren zarten Armen greifen, als ob sie die Sonnenstralen fangen wollten. Ein eigenes Rauschen oder Rascheln erzeugt es, wenn ihre Blätter so aneinander streifen; es klingt fast wie ein fernes Steingerölle oder das Klatschen einer Brandung. Sie heißen, wenn ich nicht irre, Federpalmen, ihr Blatt besteht aus vielen einzelnen schmalen, langen Blättern, die in regel-

mäßiger Vertheilung an einer langen Rippe an drei oder gar vier Seiten hinunter ſitzen.

In Terracina zeichneten wir Manches, gingen hinauf in die Stadt und ſahen die wunderſchönen Kinder, Weiber und Männer aus dem nahen Gebirge (es war Sonntag und alles Volk in der Kirche, Kneipe und auf der Straße). Wir beſahen Alles, was zu ſehen war. Die Cathedrale iſt eine alte Kirche im Baſilikenſtyl; ihre Façade hat der ganzen Breite nach eine Vorhalle, deren Dach von alten, zum Theil antiken Säulen getragen wird. Die Säulen ſtehen auf einem Treppenabſatz, indem eine Treppe aus vielen Stufen zur Kirche hinauf führt, halb innerhalb der Vorhalle, halb außerhalb. Die Thürme wie das Geſims der Vorhalle ſind mit ungeheuer alten Moſaiken verziert. Inwendig iſt die Kirche leider viel moderniſirt, jedoch Kanzel und Altar und manche andere Dinge ſind noch alt und ſchön erhalten; die Kanzel ganz mit Moſaik belegt, ruht auf fünf Säulen von Granit. Innerhalb der Vorhalle ſteht noch eine Urne von Granit, unter der eine lateiniſche Inſchrift beſagt, daß dieſelbe früher zum Quälen der Chriſten gebraucht worden wäre, ſpäter denſelben aber als Weihbecken (wol eher als Taufbecken) gedient habe. Die äußere Rückſeite dieſer Kirche iſt noch der Ueberreſt eines Tempels: vier ſchöne große Marmorſäulen tragen einen reichen, mit ſchönen Arabesken verzierten, außerordentlich graziös gearbeiteten und ernſt conſtruirten Sims (es ſoll die Façade des Tempels des alten Anxur geweſen ſein). Dann ſind noch einige antike Grotten in dem Felſen hier, wo man ſagt, daß der Kaiſer Galba einen Palaſt hatte; dann noch Spuren der antiken Mauer Anxur's, einige Gräber, worin noch Urnen

und Wasserbehälter, und endlich noch eine Spur des einstmaligen, vom Antoninus Pius gebauten Hafens, der ziemlich groß gewesen sein muß. Manche Päpste haben die Idee gehabt, ihn wieder herzustellen, aber kein Papst wird je das thun — treibt doch ihr eigenes Schiff, das Schifflein Petri, irre auf der hohen See umher und sie haben selber für dasselbe keinen Hafen mehr.

In einem Stall vor der Stadt sieht man noch ein vortrefflich erhaltenes Stück der alten Via Appia, die hier vorbeiging. An der kahlen Felswand, etwas weiter von Terracina, sieht man viele Stufen, vielleicht einst eine Treppe zu Gräbern, die dort oben in den Fels gehauen waren. Ich trieb mich größtentheils den Nachmittag oben unter dem Volk herum, oder unter unsern Palmen in einem Klostergarten. Nur gegen Sonnenuntergang ging ich auf der Straße einsam hinaus bis an den Fuß des schroffen Felsblocks. Es war ziemlich windig, der Himmel wieder bewölkt, die Berge mit blaugrauem Duft, das Meer aber, noch viel dunkelblauer als die in ihren purpurnen Sternenmantel gehüllte Nacht, mit weißen schäumenden Wogen bedeckt. Hinter gespenstisch hochgethürmten Wolkengebirgen ging ganz bleich gelbroth der Mond auf und auf der andern Seite hinter schwarzen goldgesäumten Wolken die Sonne unter. Das Meer brüllte und tobte so furchtbar, daß unter mir die Erde zu zittern schien und die steilen Felsen über meinem Kopf zu wanken und umzustürzen drohten, da an ihrem Fuß die Brandung wüthete und ihre weißen, nagenden Zähne wetzte, dann hoch empor sprang und sich bäumte, als wolle sie den unten mürbe genagten Felsen packen und zu sich niederreißen in den Grund. Vier bis fünf Manns-

höhen hoch warf die Brandung ihre ſchäumenden Wogen in die Höhe, die dann zum Theil ziſchend niederraſchelten oder in tauſend flammenden Waſſertropfen rings umher verſprühten. Auf dem Grunde flogen leicht und ſchattenlos einige weiße Möven, das einzige lebendige Weſen, das ich ſah. Lang ſaß ich und erbaute mich an dieſem erhabenen Bußpſalm der Schöpfung. Ja bei ſolcher Melodie wird mir ganz wohl, Troſt und Hoffnung, Lebensmuth und Gefahrenluſt kommt in meine Seele. Jauchzend, als wollte ich das Getobe des Meeres überſchreien mit theuern Namen, ging ich faſt ausgelaſſen heiter zu Hauſe und fühlte zum erſten Mal mich ſeit meiner letzten Reiſe aufgelebt und friſch. Wir aßen und zechten darauf tapfer bei Tiſch.

Am andern Morgen ſtanden wir ſehr früh auf, es graute eben. Das Meer war ruhig und ſeine Bewegung ſchien nur noch der Nachhall vom Abend, wie nach heftigem Weinen ſich noch lange die Bruſt immer ſchwächer und ſchwächer ſchluchzend hebt. Graudämmerig lag der Monte Circello da und über ihn hatte der bleiche Mond eben den ſonſt ganz bedeckten Wolkenhimmel getheilt und ſah wehmüthig ſcheidend auf die noch ruhende Welt.

Von Terracina einige Miglien weiter paſſirten wir die päſtliche Grenze und ungefähr eine Viertelſtunde darauf die neapolitaniſche. Von der Gegend kann ich nichts ſagen, da das Wetter zu ſchlecht war; es regnete immerwährend, ſo daß man faſt nichts ſah. Wie der Himmel, ſo meine Seele, mir war elend zu Muthe. Die Straße iſt ſchön mit Bäumen bepflanzt und von Zeit zu Zeit ſieht man Ruinen alter Grabmäler, da dieſelbe eine große Strecke weit die Richtung der alten Via Appia nahm.

Trotz des Regens sahen wir doch an einem Brunnen schöne, mit Waschen beschäftigte Mädchen, die in dem dunkeln klaren Wasser mit ihren wohlgeformten nackten Beinen standen, den Rock in schönen Falten so hoch aufgeschürzt, wie es nur möglich war; Arme, Nacken und Brust auch fast ganz entblößt, um nicht die Kleider naß zu machen. Es waren vollkommene Figuren von einem alten Basrelief. Auch eines schönen Effects muß ich noch erwähnen, den wir erblickten: Vor uns auf der rechten Seite der Straße nach Neapel hin liegen gegen das Meer zu wieder ungeheuere bewaldete Sümpfe und in diesen bildet ein kleiner Golf des Meeres eine Art Landsee. Dieser lag ganz silbern vor uns, eingeschlossen rings von tief dunkeln, schwarzen Waldungen, hinter denen sich auf der einen Seite die Gebirge von Fondi und Itri, schöne ernste Gebirge, hinziehen, die in dieser ganz farblosen Beleuchtung nur durch Hell und Dunkel sich von einander unterschieden und mit den Gipfeln in der Regenluft verschwanden, oder von Wolken bedeckt waren. Plötzlich theilte aber die Luft sich und einige Sonnenstralen schossen schräge herunter auf den See. Vor den dunkleren zogen kleinere Wolkenstreifen ganz golden hin, wie wenn um eines Ritters schwarz gepanzerten Nacken ein zarter, weißer Weiberarm sich schlingt. Der See, auf den die Stralen sich senkten und der eigentlich allein beschienen war, brannte wie geschmolzenes Gold in dunkelm, irdenem Tiegel. — An der Grenze, also fünf Miglien noch von Fondi, mußten wir declariren, was wir bei uns hatten, und diese Declaration eigenhändig unterschreiben, worüber in der größten Langenweile wol eine Stunde verstrich, während welcher Zeit ich nichts Anderes zur Unterhaltung fand, als an dem

Felſen, an den hier gleichſam die Dogana hingebaut iſt, einen wunderſchönen blühenden, wol ein bis anderthalb Stockwerk hohen Cactus.

In Fondi ſelbſt angekommen mußten wir gleich auf die Dogana und uns viſitiren und nachſehen laſſen, ob unſere Ausſage ſich richtig befände oder nicht. Die Leute waren übrigens für ein Trinkgeld hier ſehr gefällig, nur gar zu langſam, da die Procedur wieder eine Stunde dauerte, während welcher übrigens Neher und ich eine ſchöne Kirche beſahen. Fondi ſelbſt iſt überhaupt ſehr intereſſant; eine kleine Stadt nur, aber mit vielen ſchönen Denkmälern aus dem Mittelalter, berühmt durch manches Ereigniß. Barbaroſſa, der es einſt mit Sturm nahm, gab es ſeinen Soldaten zur Plünderung preis, und ſchon damals mag Manches zerſtört worden ſein, das noch ſo exiſtirt. Später im Jahr 1534 wurde es faſt ganz von einer türkiſchen Flotte zerſtört, die eine durch ihre Schönheit berühmte Gräfin von Fondi, Giulia Gonzaga, rauben wollte; und noch ſcheint von dieſer Giulia ein Abglanz hier über den Weibern zu ſtralen. Es ſind viele ſchöne Frauen hier, mit wunderſchönem Haar (aber faſt alle blond oder hellbraun und ins Rothe ſpielend), das ſie in Flechten mit bunten Bändern durchwunden und mit einer großen ſilbernen Spange feſtgehalten tragen. Die Cathedrale iſt ein altes gothiſches Gebäude, mit ſchönen Säulen und Nebenaltären, einer Thür mit Basreliefs, einem antiken päpſtlichen Seſſel, einer ganz mit Moſaik ausgelegten Kanzel (oder vielmehr einem Leſepult) und endlich in einem Nebenaltar mit einem Sarkophag von drei Karyatiden getragen (drei graziös bewegte, reich und edel gewandete weibliche Figuren), an dem

drei Medaillons, Heiligen-Brustbilder sind; an diesem Sarkophag steht auf jeder Seite ein Engel, der mit der einen Hand einen Vorhang zurückzieht, mit der andern ein Rauchfaß schwingt. Zwischen ihnen auf dem Sarkophag steht nun ein kleiner Sarg, oder ein Paradebett, in dem, hinter dem zurückgezogenen Vorhang, ausgestreckt ein geharnischter, schöner Ritter ist, auf dessen Zügen wirklich eine fast erschütternde Ruhe liegt. Das Ganze ist unter einem gothischen Bogen, der ein Kreuzgewölbe bildet, das blau ausgemalt und mit goldnen Sternen verziert ist. In derselben Capelle ist auch auf Goldgrund ein schönes altitalienisches Bild, eine Verkündigung und zwei Heilige. In einer andern Kirche ist eine Himmelfahrt Mariä, wahrscheinlich von Pinturicchio, ein großes Tempera- oder Oelbild und sonst manche alte, schöne Bilder und Sculpturen. Auch ist die Darstellung der Plünderung durch Barbarossa's Truppen in einer Kirche; es sind jedoch die meisten Sachen restaurirt und modernisirt und nur, was noch als Ruine steht, ist echt und schön. Die Dogana selbst liegt in Ruinen, wahrscheinlich eines Klosters, und der jetzige Hof war vielleicht einst Kirche oder Refectorium, denn man sieht noch Mauern mit schönen, reichen Fenstern und einzelnen Verzierungen. — Bei Fondi ist auch die Grotte, in der, wie Tacitus erzählt, Sejanus dem Tiberius das Leben fristete. Dann lebte und lehrte hier ein berühmter Heiliger der katholischen Kirche, der heilige Thomas von Aquin, der in einem Dominikanerkloster in der Nähe wohnte.

Nachdem wir im Café del Barbarossa gefrühstückt hatten, fuhren wir bei immer schlechter werdendem Wetter fort. Mich interessirten in diesem Wetter eigentlich

nur die Pferde, und ich fühlte, daß es doch noch viel elender sein müsse, ein Lohnkutschergaul zu sein, als der elendste Mensch. Mein Mitgefühl machte, daß ich mich ordentlich in ihr Leben hinein dachte und zuletzt alle die feinen Nuancen ihrer Seele verstand; wie sie trotzig sind und den quälenden Menschen verachten wollen, dann wieder klug ihm schmeicheln, sich einander trösten, zuletzt mit stolzem Gleichmuth ihre Bürde tragen und immer treu und edel sind.

Auch das Volk amüsirte mich, das ich so auf der Straße sah, da es schon ganz verschieden von dem römischen, weit grimassirter, carrikirter in Form, Bewegung und Ausdruck und weit unruhiger, kleinlich exaltirter in Geberden, Geschrei und Hantirung ist: dabei schmutzig und lumpig in der Kleidung erscheint und eine gräßlich mistönende, widerliche Sprache hat. — Durch Itri fuhren wir im Regen und kamen dann nach Mola. Wol ließ diese Gegend im schlechtesten Costum errathen, daß sie eine Zauberschöpfung sein müsse. Mola liegt ähnlich wie Terracina: auf der einen Seite von hohen, aber üppigen, bewaldeten Gebirgen umgeben, in denen viele kleine Villen, Dörfer und Klöster liegen; auf der andern Seite gegen Neapel zu, wohin sich der Meerbusen am weitesten ausdehnt, umkränzt diesen eine majestätische Bergkette, hinter der an ihrer äußersten Spitze ganz blaß schon der Vesuv hervordämmert. Weit geöffnet ist der Golf, so daß man einen weiten Meereshorizont vor sich hat, auf dem sich bei heiterm Wetter einige Inseln zeichnen. Auf der andern Seite, die der bei weitem kleinere Bogen des Golfs ist, begrenzt diesen ein ziemlich flach geschwungener Hügelrücken, der gegen seine Spitze hin sich senkt, so daß

er faſt mit der Meeresfläche gleich wird und das an ſeiner äuſſerſten Spitze liegende Gaeta wie eine kleine Inſel beinahe erſcheinen läſt. Denn dieſes liegt auf einem Felsblock, der plötzlich von allen Seiten ſchroff aus dem Meeresſpiegel aufſteigt, ganz aber von Mauern, Thürmen und Häuſern bedeckt iſt, die an ihm hängen, faſt wie auf einander geſchichtet, und endlich von der auf der höchſten Fläche liegenden Burg (oder Kloſter mit einer Kirche dabei), die eine ziemlich groſſe und ſchön contourirte Maſſe bildet, überragt werden.

Zwiſchen Mola di Gaeta und Gaeta ſelbſt iſt das ganze Ufer faſt wie eine einzige Straſſe mit kleinen, weiſſen Häuſern bedeckt, die weiter nach Mola zu ſich ſo mitten durch einen Orangenwald durchziehen, daſs es faſt ausſieht, wie eine weiſſe Perlenſchnur auf grünſammtnem, mit goldnen Sternen geſticktem Teppich. Wir fuhren ziemlich eben am Anfange des Orts in eine Villa hinein, durch eine lange, ſchöne, üppig grüne Lorbeerallee, die nach altfränkiſcher Sitte zu einer hohen, feſten Mauer geſchoren war, hin und wieder Niſchen und Durchſichten bildend, durch welche man erſt bunte Blumengärten ſah, von Roſenlauben und Hecken durchſchnitten, voller Jasmin, blühender Oleander und Acacien, und dann, wie einen Tempel der heiligen Nacht, die dunkelgrünen Gewölbe der Orangenbäume mit ihrem tauſend funkelnden goldenen Aepfeln und ſchimmernd weiſſen Blüten.

Endlich hielten wir mitten in dieſem Garten vor einem recht ſchönen Palaſt, der jetzt zum Wirthshaus erniedrigt iſt, worüber wir uns aber höchlich freuten; denn, da dies Alles ſo einladend war, das Wetter ſich aufheiterte und unſer Lacher, um ſich uns jetzt gefällig zu

erweisen, sich erbot, den übrigen halben Tag und die Nacht dort zu bleiben, so gingen wir das ein, aßen in einem prächtigen Zimmer mit der Aussicht auf Meer und Berge und gingen dann aus, um Alles zu besehen. Durch den Garten stiegen wir hinunter zum Meer. Der Garten, der terrassenformig vom Meer zum Hause hinaufsteigt, ist auf der untern Hälfte nur mit Citronen und Orangen bepflanzt; mitten durch führt ein Gang und eine Treppe, von einer Rosenlaube bedeckt, hinauf zu den obern Terrassen. Diese Terrasse erscheint ganz wie ein blühender Rosenteppich; auf derselben liegt das Haus, hinter dem die Gebirge hervorragen. In dieser obern Terrasse sind noch angeblich die Bäder Cicero's zu sehen, eine ganze Reihe wie Arcaden an oder in der Felswand gebauter Grotten, unter denen die größeste, das eigentliche Badezimmer, wie eine christliche Kirche von zwei Säulenreihen der Länge nach durchschnitten ist, die das Ganze in einen mittleren, größeren und zwei kleinere Seitenräume theilen. Durch einige Löcher in der Decke dieser Grotte hingen hin und wieder Wein- und Epheuranken herunter und schienen sich dort zu kühlen. Zwischen ihren grünen Blättern durch und über den dunkelgrünen, goldgesternten Vorgrund der Orangen sieht man das Meer, Gaeta, die Inseln und das Bergufer, und wunderschön wird diese Landschaft auf beiden Seiten durch einige sehr schwarz wirkende Cypressengruppen eingeschlossen; wie diese hier überhaupt auf verschiedenen Punkten gar schön aus dem niedern Walde hervorragen, gleich einzelnen Träumen, die aus dem bunten Leben heraus sich in einsamere, freiere Regionen drängen.

Auch an der Felswand der untern Terrasse sind noch

solche Grotten, von denen gegen Gaeta zu, einige Minuten von dieser Villa, noch eine Reihe von sechs bis acht sehr schön erhalten sind und auch für Bäder Cicero's galten. Mir gefiel es hier unten zu gut, ich ließ die Andern fortgehen, um Stadt und Kirche zu besehen, und blieb hier. Gern wäre ich hinübergefahren nach Gaeta, doch ging das Meer so wild und hoch, daß alle Andern keine Lust hatten und wir auch keinen Schiffer finden konnten, der die Fahrt unternehmen wollte. — Als die Andern fort waren, zog ich mich aus und watete in letzterwähnten Grotten; denn da das Meer ganz in diese hineintritt, kann man unmöglich trocknen Fußes hinein. Als ich zurückgewatet war, fand ich an der Stelle, wo ich meine Kleider gelassen, sechs schöne Weiber oder Mädchen, die auch, die Röcke hoch aufgeschürzt, im Wasser standen und an einem kleinen Brunnen, der hier aus dem Felsen kommt, wuschen; das war der nämliche Ort, wo meine Kleider lagen, und so fühlte ich mich anfänglich etwas genirt, in diesem Zustande hinzugehen. Da ich aber sah, daß die Weiber sich gar nicht genirten, so genirte ich mich auch nicht, ging hin, wie ich war, und fing mit ihnen, die auch halb nackt waren, gleich während des Anziehens ein Gespräch an, welches sich so baldich gestaltete, daß ich angezogen noch lange saß. Hier in dieser Gegend muß auch der durch Homer berühmte Brunnen sein, bei welchem Odysseus der Tochter des Königs der Lästrygonen begegnete, und so wandelte ich die gegenwärtige Scene in jene längst verschollene; wenn ich auch kein Odysseus sein konnte, die Weiber hätten allesammt aus königlichem Blute stammen können. — In Mola liegt auch die Ruine des alten Formiä, der Stadt

der Lästrygonen. — Endlich ging ich wieder hinauf in den Orangenhain und hier auf den Stufen der weinbelaubten Treppe, von dem Bad oder dem Orangenduft betäubt, schlief ich, nachdem ich lange geschrieben, Manches skizzirt und Vieles in Kopf und Herzen durchgearbeitet hatte, ein, bis mich endlich gegen Ave Maria ein paar Weiber, die jetzt mit der Arbeit fertig waren, weckten, indem sie mich vor der Fieberluft warnten, die Abends eintrete. Ich dankte ihnen und ging hinauf, wo ich die Andern fand, mit Reher auf den Altan stieg und mich noch an der selbst im regnichten Thränenschleier schönen Welt erbaute. Abends kamen noch viele vornehme Familien, die alle in dem einen großen Gastzimmer, durch eine spanische Wand getrennt, eingepfercht wurden. Uns empörte diese Manier höchlich, da bei der einen Familie ein reizend schönes Mädchen war; wir suchten indessen, bis wir ein Loch in der Wand fanden, und sahen dann der Reihe nach abwechselnd durch.

Am andern Morgen störte mich mein Unwohlbefinden, vielleicht durch das Bad Tags vorher verstärkt, aus dem Schlaf. Ich stand auf und ging in den Garten, wo ich unsern Kutscher eben bei der Toilette seiner Pferde traf; es war 2½ Uhr Morgens und noch ganz Nacht, der Himmel grau und wolkig, das Meer dunkel, aber vom Reflex des regnerisch mondbeschienenen Himmels wie mit einem röthlich grauen Schleier überzogen. Der Mond, der hin und wieder durchblickte, erhellte mit magischem Glanz die ernste Landschaft — wenn er erschien, schien silberne Musik die Welt zu durchtönen und sein Spiegelglanz auf der weichen, zitternden Fläche des Meeres der goldene Bogen zu sein, mit dem er, über silberne Saiten

streichend, wunderbar wehmüthige Töne aus jeder gleichgestimmten Brust hervorrief.

Nachdem ich eine gute Stunde im Garten zugebracht, waren endlich Alle zur Reise fertig und es ging fort durch das eben erwachende Mola, das lang am Golf hingebaut ist und größtentheils wol von Fischfang und Obstzucht lebt. Ehe wir noch aus Mola heraus waren, fing es stark zu regnen an, so daß ich nur nach vielen Kämpfen meine Wagengesellschaft überreden konnte, wenigstens ein Fenster aufzulassen; freilich sah ich nichts, aber ich mußte Luft schöpfen. So fuhren wir durch eine weite, wie es schien, fruchtbare Ebene, bis an den Garigliano, ein Fluß der bei den Alten Liris hieß und Latinum und Campanien trennte. Die Sümpfe des Garigliano scheinen noch zu beben von jener Zeit her, wo sie den steilesten Römer Schutz in ihren öden Ebenen suchen sahen. Hier mußte Marius, der Herren kühn entgegenging und seinen Nacken vor keinem Feinde bog, vor des rachsüchtigen Sulla's hinterlistigen Mördern sich verbergen. Hier fand man Den bis an den Hals in das sumpfige Wasser getaucht, dessen Haupt fast stets bis zu den höchsten Regionen hinauf gestrebt; ja noch scheinen die waldigen Hügel bewundernd zu zittern vor jenem Blick, der die Mörder fliehen machte und ihn befreite.

In der Gegend sind noch manche Ruinen des alten Minturnum, Amphitheater, Aquaducte u. s. w., die in ihrer melancholisch ernsten Trauer der Inhalt der Regenmelodie zu sein schienen. Ueber den Garigliano passirt man eine eiserne Brücke, die bei den Italienern (die in ihrer naiven Indolenz sich durchaus nicht mit neuen Erfindungen befassen mögen und alle diese, wo sie ausge-

führt ſind, als ein Wunder betrachten) großes Aufſehen macht. Im Gebirge, etwas zur Seite, liegt noch Sueſſo, einſt eine der vorzüglichſten Städte der Volsker, jetzt ein kleines Neſt, mit ſchönen Ruinen maleriſch gruppirt. Es war die Vaterſtadt des römiſchen Satyrikers Lucilius.

Von S. Agata bis Nocera fährt man faſt ununterbrochen in einem Walde, der anfänglich ſehr romantiſche Partien bietet, in der Ferne weitgeſtreckte Hügellagen mit kleinen Städtchen und ungeheuern Waldungen, näher ein ſchönes, oft ſehr auseinander geklüftetes Erdreich, das tiefe Schluchten bildet; durch dieſe Schluchten rauſchten Waldbäche, die von den üppigſten Schilfgewächſen und Farrenkräutern ſo umkränzt ſind, daß ſie oft dem Auge ganz verborgen werden. Von oben über den Felſen her hängen dann wild verworrene und verſchlungene Gebüſche herab, zwiſchen durch aus den Felſen ſchießen Feigen-, Myrthen- und Lorberbäume, und oben auf der Ebene ſtehen uralte, immergrüne Eichen, Oliven, Kaſtanien und Ulmen, um die der Wein ſich bis zu den Wipfeln hinauf geſchlungen hat, der dann, wie des Emporſtrebens müde, in vollen ſchweren Feſtons wieder matt niederhängt und ſchläfrig zu dem nächſten Baum ſeine Arme zu ſtrecken ſcheint, bis er auch dieſen mit ſeinen unwiderſtehlichen Ketten umſchlingt. So iſt die Gegend anfänglich, ungefähr bis Sparaniſi, eine einzeln ſtehende Locanda, wo wir vor gießendem Regen nicht weiter konnten, in einem elenden Loch mehrere Stunden verweilen und Mittag machen mußten. Es war eine Maſſe ſchon echt neapolitaniſchen Volkes da, das Zuflucht ſuchte wie wir, mit vielen von Mauleſeln gezogenen Carreten. Vorher trafen wir hart an der Landſtraße, auf einer ziemlich ebenen,

weitläuftig bewaldeten Fläche des Berges, die neapolitanische Armee, die hier ein großes Manoeuvre ausführte; die Regimenter manoeuvrirten schön trotz Regen und Wetter und wenn auch die langen Reihen der Infanterie etwas langweilig aussahen, machten die Schwenkungen der Cavallerie und das Blinken ihrer Säbel sich desto besser. Und als der Boden zitterte von dem Stampfen der galoppirenden Schwadronen und das Schmettern der Trompeten das Echo des Waldes weckte — als die Pferde wieherten und ihre Mähnen im Winde flatterten, als die Säbel klirrten und der muthige Angriff geschah, da wachte fast ein verklungenes Jugendgefühl in mir auf und so sehr mir sonst alles Militair zuwider, war ich doch in äußerster Spannung; ich streckte den Kopf weit aus dem Wagen heraus, um jede Bewegung verfolgen zu können, und fühlte fast Lust, dabei zu sein und mitspielen zu können.

Nach einigen Stunden, freilich immer im Regen, fuhren wir von unserer Kneipe fort und um 4 Uhr kamen wir in Capua an. Der ganze letzte Theil der Straße, und ebenso von hier weiter bis Neapel, ist, wenn auch in der Idee feenartig reizend, doch langweilig; man sieht nichts mehr, als, so weit das Auge reicht, eine unendliche Ebene von Wald und Feld. Es ist das grandioseste Bild einer unermeßlichen Ueppigkeit und Fülle des gesegnetesten Landes, das ich je gesehen; aber langweilig ist es eben, weil es, ohne das Ende abzusehen, immer dasselbe ist; ein Baum ganz gleich wie der andere, denn alles sind junge schlanke Ulmen, die dem Wein als Stab dienen und von welchen dieser in so vollen schweren Reben herniederhängt, daß er, was ihnen an Laubfülle ab-

geht, da ſie des Holzes wegen immer ſehr beſchnitten werden, erſetzt und förmlich einen undurchſichtigen Wald bildet, der aber leider nicht maleriſch ſchön erſcheinen kann, da er keine große Maſſen bietet, ſondern nur aus ganz vereinzelt kleinen, faſt, möchte ich ſagen, einzelnen Blättern beſteht. Unter dieſem Walddunkel ſind nun noch Felder von Früchten aller Art und zwiſchen dieſen führen ungeheure breite, weiße Straßen, die ſelbſt trotz Regen und Wetter von Frachtwagen, Vieh, Carreten, Kutſchen, Reitern zu Eſel und Pferde und Fußgängern, Ziegen-, Schwein- und Schafherden wimmelten. Ich freilich, da der Regen mir den Blick in die Ferne verſchloſſen, befaßte mich mit der nächſten Nähe und fand da, trotz der Monotonie des Ganzen, Intereſſantes genug für mich, wie ich mich überhaupt immer, wo die Ferne und das Ganze der Schöpfung nicht zu mir in feſſelnden Tönen ſpricht, mit ihren einzelnen Lauten beſchäftige und dann bisweilen eine ganz neue und eben ſo reiche, nur in ihrem Maßſtabe kleinere Welt aufgehen ſehe. So z. B. intereſſirten mich damals die mannichfachen Schönheiten der Weinreben, ihre wunderſchön gezeichneten und gefärbten Blätter, ihre duftenden Blüten, ihre oft zu dicken knorrigen Stämmen gewordenen Ranken, ſo wie die üppigen Blumen und Kräuter auf den nackten, ſchön gezeichneten und gefärbten Felswänden am Wege, die ſchlanken, zierlich geblätterten Pappeln, Ulmen u. ſ. w. Ich belauſchte auf dieſem Wege die kleinere Natur und lernte auch in ihr den Schöpfer der großen erkennen. Ein Buch mit ſieben Spiegeln that ſich mir auf, aus dem ich manche weiſe Sprüche mir fürs Leben ins Herz prägte.

In Capua nun, wo wir im Regen lange Zeit auf

unſere Päſſe am Thor warten mußten, ſtieß ein Wagen voll betrunkener Soldaten von der Schweizergarde in Neapel zu uns; es waren acht Kerle, gemiſcht aus allen deutſchen Stämmen: ein Baier, ein Würtemberger, zwei Schweizer, ein Sachſe, ein Hannoveraner, ein Oeſterreicher und ſogar ein Berliner. Mit lallender Zunge erzählten ſie uns ihre Heldenthaten von dieſem Tage, wobei freilich der Berliner als der redſeligſte ſich auszeichnete, ſchimpften über Neapel, die Garde und den König, fluchten, daß ſie, nachdem ſie den ganzen Tag auf dem Weg von Neapel zugebracht und, da ſie 80 Bouteillen Wein ausgetrunken, Einer ſich ſogar ein Loch in den Kopf geſchlagen hätte (der wirklich fürchterlich blutete und ganz bleich vom Blutverluſt ausſah), nun nicht einmal wüßten, wo ſie Quartier fänden. Wir amüſirten uns, obgleich die Kerle wirklich unausſtehlich waren. Mich ergötzte beſonders Das, daß trotz dem langen Leben unter andern Nationen der Berliner ſeine berliner Renommage und Witze nicht verloren hatte. — Endlich kamen unſere Päſſe, wir nahmen von unſern Freunden Abſchied und fuhren weiter. Die Gegend bleibt immer dieſelbe und der Regen blieb es auch. Wir paſſirten Averſa; hier ungefähr lag früher Atella, bei den Römern durch ſeine Späße und ſeine witzigen Mottos, ſo wie durch ſeine unanſtändigen Schauſpiele berühmt und berüchtigt. Es wurde von den Barbaren zerſtört. Als die Normannen Neapel und Capua erobert hatten, erbauten ſie 1030, um beide in Reſpect zu halten, Averſa in dieſer Gegend. Karl von Anjou zerſtörte aber daſſelbe, weil es ſich gegen ihn, unterſtützt von dem Hauſe Reburſa, das er ausrottete, empört hatte. Lange Zeit blieb es zerſtört und unbewohnt, bis

auf und in den Ruinen späterhin wieder diese jetzige kleine Stadt erbaut wurde. Endlich, nachdem wir lange noch in Regen und Nacht gefahren und, ohne es zu bemerken, aus der waldigen Gartengegend immer zwischen mehr und mehr Häuser gerathen waren, kamen wir allmälig in Neapel an. Die Straßen waren nun breiter und gepflastert und die Häuser größer; es war mehr Licht darin und es gab auch Lampen auf den Straßen, wo es von Menschen lebte und webte und wo uns ein dumpf tönendes Gesumse und Gesurre von Gesprächen und Fußtritten umgab. Es fuhren mehr Wagen und Kaleschen und je weiter wir kamen, desto mehr nahm dies Alles zu. Endlich kamen wir bei einem ungeheuer großen Haus vorbei, wol länger als unser Krankenhaus, nur etwas weniger langweilig, so viel ich bei Nacht aus den Hauptmassen erkennen konnte. Ich glaube, es ist ein Waisenhaus oder Hospital. Merkwürdig war unsere Einfahrt noch dadurch, daß wir innerhalb der Stadt in einer und derselben Straße von vier Doganen visitirt werden sollten, dem wir jedoch theils durch Geldspenden, theils durch sehr schnelles Vorüberfahren, theils durch allerlei Ausflüchte entgingen. Dieser Unfug kommt daher, daß die Regierung die Doganen verpachtet hat und sich deshalb nicht darum kümmert. Dann wurden wir von Facchinen wie von Straßenräubern angefallen, die sich auf allen Seiten an unsern Wagen hängten. Wir geriethen mit denselben in den fürchterlichsten Streit, so daß wir mit unsern Stöcken dreinschlagen mußten; endlich, nachdem wir einige derbe Hiebe ausgetheilt, kamen wir langsam durch die Stadt und in der uns anempfohlenen Locanda an. Wir fanden, Gott Lob! Platz dort, ließen unsere

Sachen hineintragen, bezahlten den Vetturin, warfen die mit ihrem Trinkgeld unzufriedenen Facchinen unter Androhung von Ohrfeigen zum Hause hinaus und machten's uns dann bequem. Ich dankte wirklich Gott, daß wir angelangt waren, denn in einem solchen Wetter bei meinem elenden Zustande den ganzen Tag zu fahren, war eine Höllenaufgabe, und ich fühlte mich todtkrank, dachte an Arzt und Apotheke, sogar an Sterben und an einen kürzlich in Rom verstorbenen Bekannten. Auch dachte ich an Euch und an alle meine Lieben; da ward mir recht wehe, noch weher als mir war! Ich dachte an meine Arbeit und daß ich so ganz umsonst in der Welt gewesen, der ich doch so Vieles gewollt. Kurz, ich verbrachte, nachdem ich mit den Andern ein wenig Wein getrunken hatte und zu Bett gegangen war, eine schreckliche Nacht, bis ich endlich einschlief, aber gräßliche Träume hatte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.

Zweiter Theil.

Briefe
eines
deutschen Künstlers
aus
Italien.

Aus den nachgelassenen Papieren
von
Erwin Speckter,
aus Hamburg.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Ue/63/2172.

Inhalt zum zweiten Theile.

Seite

Neapel.

Das Leben auf der Straße ... 1
Der Menſchenſchlag ... 9
Das Muſeum ... 13
Der Molo ... 22
Ein Panorama ... 29
Fahrt auf dem Meere ... 34
Der Molo bei Nacht ... 42
Muſeum ... 44
Architektoniſcher Eindruck der Stadt ... 115
Piazza di S. Lucia ... 119
Villa reale ... 121
Der Pauſilipp ... 123
Calmaldoli ... 132
Jericho ... 145

Neapel, den 21. Mai 1831.

Portici ... 146
Herculanum ... 149
Reſina ... 151
Auf dem Veſuv ... 153
Rückzug vom Veſuv ... 163
Gire von Neapel aus ... 180
Torrent ... 184
Capri ... 208

Neapel, den 6. Juni.

Eine Feier auf dem Pauſilipp ... 224

Rom, den 6. Juli ... 240

Seite

Rom, den 27. Juli.
Abreise zweier Freunde ... 241
Persönliche Mittheilungen ... 242
Rom, den 8. October.
Persönliche Mittheilungen ... 245
Rom, den 30. October.
An A. de Chateauneuf ... 247
Rom, Ende December 1832.
Weihnacht ... 262
Weihnacht in S. Maria maggiore ... 266
Rom, den 11. April 1833.
Carneval ... 273
Ostern ... 280
Rom, den 21. Mai.
Persönliche Mittheilungen ... 286
Manier der alten Meister ... 290
Erfindung der Syrinx ... 293
Rom, den 18. Juli.
Ausflug ins Albanergebirge ... 298
Rom, den 22. August.
Dräger's Tod ... 304
Rom, den 15. October.
An A. de Chateauneuf ... 314
Rom, den 22. November.
Aufträge ... 319
Die Syrinx in ihrer Wirkung ... 321
Rom, den 16. December.
Persönliche Mittheilung ... 323
Im Albanergebirge ... 328
Rom, den 23. December.
Weihnacht ... 335
Aufträge ... 336
Die Nemesis ... 339
Rom, den 16. Januar 1834.
Die Nemesis ... 340

Seite

Rom, den 3. Februar.
An A. de Chateauneuf 346
Rom, den 8. März.
Persönliche Mittheilungen 357
Rom, den 14. März.
An A. de Chateauneuf 364
Rom, den 15. Mai.
Riano 372
Rom, den 14. Juni.
An A. de Chateauneuf 401
Rom, den 7. Juli.
An denselben 404
Erwin Speckter's letzte Arbeiten 407

Neapel.

Alſo um 11 Uhr Abends, den 15. Mai 1832, kam ich in Neapel in der Villa di Roma, deren Wirth ein alter 70jähriger Oeſterreicher iſt, an. Am andern Morgen, wo ich vielleicht ſehr krank zu ſein fürchtete, fühlte ich mich ſchon etwas beſſer. Der Regen hatte aufgehört und es war der ſchönſte Sonnenſchein. Nachdem wir gefrühſtückt und lange Toilette gemacht, ich auch lange geſchlafen hatte, obgleich ſchon, wie mir ſchien, vor Tagesanbruch das furchtbarſte Getöſe, Geſchrei und Ausrufen auf der Straße war, gingen wir in das Muſeum, das hier „die Studien" genannt wird. Wir kamen durch einige nicht ſehr breite Straßen, die, wie in Venedig, mit großen viereckigen Flieſen gepflaſtert ſind; es war Laden an Laden, einer bunter und ſchöner aufgeputzt als der andere, überall ſtanden die Verkäufer in den Thüren und riefen die vorbei wogende Menge an. Das Gewühl war ſchwindelerregend. Jeder faſt ſchien zu ſchreien und vor Geſchrei und Hantiren merkte man Die, deretwegen dieſes Schreien und dieſer Lärm ſtattfand, gar nicht.

Da waren Kerle, die nur einen einzigen kleinen Fiſch, oder ein ganz kleines Körbchen mit Früchten auf dem Kopf oder in der Hand trugen und nichts deſto weniger ſchrien, als wenn ſie die Welt auf das größte Wunder aufmerkſam machen müßten. Dabei laufen ſie alle faſt, gehen wenigſtens fürchterlich ſchnell, und in eben ſo ſchnellem Tact ſchreien ſie auch, ſo daß ſich zuletzt Einem vor Augen und Ohren Alles dreht. Dazu kommt noch der blendende Sonnenſchein, das viele Wagengeraſſel, und mitten unter dieſem Lärmen ſitzen an allen Straßenecken, ſogar in den engſten und belebteſten Gaſſen, in der größten Ruhe, die Wechsler und Wechslerinnen mit ihrem Haufen Kupfer und Silber, ſogar oft Gold vor ſich, als ob es eine Unmöglichkeit wäre, daß je Einer im Gewühl einmal zulangen könnte. Endlich, nachdem wir noch eine enge Straße, die voll arbeitender Schuſter war, paſſirt hatten, gelangten wir auf den Toledo.

Der Toledo iſt eine der breiteſten und längſten Straßen in Neapel, und wol ſo breit, als unſere Mühlenſtraße, an einigen Stellen noch viel breiter; ſeine Länge iſt aber wol die einer Durchſchnittslinie vom Steinthor bis zum Altonaerthor in Hamburg. Er geht nicht ganz gerade, ſondern etwas gebogen, und das läßt ihn nicht völlig ſo langweilig erſcheinen; er iſt wie ganz Neapel mit Flieſen gepflaſtert.

War nun der Lärm und das Gedränge ſchon arg vorher geweſen, ſo ward es jetzt erſt recht arg, und trotzdem, daß die Straße ſo viel breiter war, ſchien ſie doch noch unendlich viel voller. Sie hat eigentlich kein Trottoir und den Wagen iſt alſo kein beſtimmter Raum zum Fahren angewieſen, deſſenungeachtet aber breiten auf

beiden Seiten die Menschen sich und ihre Waare in die Straße aus, in größtem Frieden, während in der Mitte, in den belebtesten Stunden, beinahe ununterbrochen zwei Reihen Wagen (eine hinauf, die andere herunter) fahren, gar nicht langsam und vorsichtig, sondern so schnell nur das Gedränge es erlaubt. Dazwischen durch jagen oft noch Cabriolette, die sie Aleſſen hier nennen, und Reiter jeder Art, zu Esel und zu Pferd. Das wäre denn freilich schon genug, um Einen während des Gehens in steter Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten. Nun aber sind die Seitenwege, wo das Fußvolk sich bewegt, dermaßen voll, daß man immer sich durchwinden muß. Hier, mitten im Wege, liegt Einer und schläft, dort rutscht ein Krüppel; hier sitzt ein Bettler, dort ein Gärtner, der die wunderschönsten Blumen auf der Straße vor sich ausgestellt hat, farbeglühend und duftend, daß es eine Lust ist; hier ein Fischhändler, der seine stinkenden Fische eben zerschneidet und ausschreiend verkauft, dort ein Limonadenhändler, der wieder weit um sich den erfrischenden Citronenduft verbreitet, welcher aber bald unterbrochen wird durch einen Kerl, der mit in Oel bereiteten, stinkenden Fastenspeisen herumläuft. Nun kommt Einer mit Eiswasser, ein Anderer mit Austern, Muscheln und dergl. Dingen, was sie hier Alles unter dem Namen „frutti di mare“ ausschreien. Dann ein Schlächter, ein Bäcker, ein Glaswaarenhändler; dann eine Frau mit thönernem und Porzellangeschirr, daneben in einer Mulde ihr Kind, das fürchterlich schreit und die Mutter beim Ausrufen der Waaren accompagnirt. Dann ein Wechsler; Linnen- und Zeughändlerinnen; dann Kirschen, Fei-

gen, Apfelsinen, Citronen, Pfirsichen und Arrikosen; dann wieder ein Bettler und, wo die Querstraßen hinunterführen, Fuhrleute mit ihren Alessen. Dann einige wandernde Garköche, Bücher und Bilderhändler u. s. w. u. s. w. Ich kann nicht Alles aufzählen; das ist aber eine kleine Aufzeichnung von Denen, die außerhalb der Häuser, also auf der Straße, ihr Gewerbe treiben und, einige wandernde Industrielle ausgenommen, an bestimmten Orten feststehend geworden sind. Dazu gehören noch die unzähligen Facchinen und Stiefelputzer. So geht das bunte Gemisch von Gewerbtreibenden den ganzen Toledo und fast ganz Neapel durch. Unter andern habe ich allein auf dem Toledo zwölf Blumenverkäufer einmal gezählt, die übrigens alle ihre Blumen mit ungemeinem Geschmack aufgestellt hatten. Besonders haben sie hier eine wunderschöne Art Nelken, die viel größer als bei uns und deren innere Blätter hell und die äußeren dunkel sind, so daß sie aussehen, wie z. B. dunkelroth purpurn mit weißgelblichem Kelch. Dann noch eine prachtvolle Blume, die ich nie bei uns sah, der Form und Farbe nach eine Camellia, aber größer als die größte Calla. — Die Limonadenhändler und Eiswasserschenker haben fast immer eine Art hoher, barock verzierter, mit den grellsten Farben ausgemalter Buffets, eine Art Altartisch, indem von seiner Platte an sich vier Säulen erheben, die einen Thronhimmel tragen, der, wie auch die Stäbe, furchtbar bunt, im Styl des vorigen Jahrhunderts mit Schnitzwerk, Engeln, Karyatiden, Blumenguirlanden und tausend derlei Schnörkeln verziert, was dann Alles reich vergoldet und mit bäurisch grellen Farben angestrichen ist. An den Seitenwänden des Tisches, oder vielmehr Kastens,

wie auch oben in den Giebelfeldern des Thronhimmels, sind Bilder gemalt, die fast immer eine gewisse Beziehung haben. Die Idee wäre gar nicht so unpassend, wenn sie nur nicht so gar garstig ausgeführt wäre. So sah ich z. B. Christus und die Samariterin; Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, und Hagar in der Wüste: hübsche Symbole für die Erquickung mit der Anspielung auf die höhere, ewige Erquickung. Auf andern sah ich Anspielungen auf Geschichten, die sich neben der Labung des Trinkens ereignen können, als Jakob und Rahel am Brunnen; dann zur Beruhigung, daß nichts uns schädlich werden solle beim Trinken, sowie daß Alles von Gott kommt: Moses, der die Hirten vom Brunnen jagt, und die Schöpfung des Wassers; ebenso sah ich die Sündflut als Symbol, daß es auch zu unserm Verderben gereichen kann. Dann sieht man sehr viel Heilige abgebildet, die beim oder durch Wasser Wunder gethan, und die Madonna, die den Seelen im Fegfeuer zu trinken reicht. Der ganze Tisch nun liegt voll Citronen und Gläser, daneben stehen Behälter mit Eis und Eiswasser und unter dem Baldachin hängt ein Tönnchen, worin die Limonade bereitet wird; dieses bringt der Mann immer von Zeit zu Zeit in Schwung, um Alles recht durcheinander zu mischen. Abends sind die Buffets mit vielen Lampen illuminirt.

Die Häuser nun sind auch lauter Laden, Sorbetcrien, Kaffeehäuser; was es für Laden sind, das brauche ich Euch nicht zu erzählen, das wißt Ihr von Hamburg, nur daß hier Alles durcheinander, und alle diese sind, man könnte sagen, mehr auf der Straße als in den Häusern, da die Thüren immer weit offen stehen und ge-

möhnlich das ganze Vorderrevier einnehmen, die meisten Verkäufer auch in den Thüren sich aufstellen und die Vorübergehenden zum Kaufen einladen; nicht so laut wie die Ausschreier, aber doch ziemlich so. Nun kommt erst die Masse der Menschen, die nicht verkaufen, sondern zum Kaufen da sind, und die also doch wol noch zahlreicher sein muß als die der Erstern. Da wandeln denn hoch aufgeputzte Damen daher, Stutzer, Herren, Offiziere, Fremde im Reisecostüm, Matrosen, Schiffscapitaine, Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche; Mönche und Pfaffen aller Art; Lumpenkerle mit einem Esel oder Pferd, über dem ein korbartig geflochtener Quersack liegt, in dem sie den Mist auffammeln und dieses auch ausschreien; dann Bettler und Bettelweiber, mit halb nackten, oft ganz nackten Kindern, die Einen oft in gräßlichen Tönen, oft nur mit Pantominen, aber immer auf die unverschämteste Weise, anbetteln. Dann sieht man wieder mitten unter dem Gewoge halbnackte, schlafende Bettler, Krüppel und Kranke, spielende Kinder, nackte und bekleidete, säugende und wiegende Mütter, Gesindel in kleinen und größern Gruppen, von schrecklichem Aussehen; Soldaten aller Uniformen und Ranges, eine unzählige Menge Taugediebe, die mit Sonnenaufgang ihr schwieriges Geschäft anfangen und Abends es doch unvollendet gelassen haben. Dann Gendarmen und Polizei und, wie schon erwähnt, Fremde aller Nationen zu Pferde zu Wagen und zu Fuß. Engländerinnen hoch zu Roß, mit fliegenden langen Gewändern und Mohren hinter sich. Dann ein nackthalsiger Altdeutscher, die Brille auf der Nase und mit fliegenden goldnen Locken, in denen seine ganze Freiheitsliebe und, wie beim Simson, auch die Kraft sitzt. Dann kommen

die elegantesten Kutschen mit Bedienten in den verschiedensten Livreen gefahren, dazwischen elende Waarencarreten von jämmerlichen Pferden oder Ochsen, oft von Pferd, Ochs und Esel in einem Gespann gezogen. Dann wieder Mehl- und andere Waarenkarren mit schönen starken Pferden, die ein sonderbar bunt geschmücktes Geschirr und namentlich ein sehr reich verziertes Joch und Deichsel haben. Dann wieder die Alessen, die nur zu zwei Personen eingerichtet, oft aber mit acht Personen besetzet sind: nämlich drei auf dem einsitzigen Sitz, zwei auf dem Fußbret, dicht hinter dem Pferd. Hinter dem Stuhl, wo das Fußbret verlängert hervorragt, steht der Kutscher, der blos peitscht, da einer der darin Sitzenden leiten muß; neben ihm sitzen nach hinten, wie die Jungen auf unsern Kutschen, oft noch Einer, oder gar Zwei, und in dem Gurt, der unter dem Bret zwischen den Rädern hängt, sitzt oder liegt oft noch einer. Trotz dem muß das Pferd immer im starken Trabe gehen. Jeder Wagen bekommt seine freiwilligen Bedienten und davon sind die elegantesten nicht ausgenommen: irgend ein lumpiger Junge oder Kerl springt hinten auf und ist ein oder mehr als ein wirklicher Bediente schon darauf, so setzt er sich zwischen ihre Beine oder in den Tritt, auf welchem man hinten hinaufsteigt, und hält sich an ihren Waden fest, ohne daß sie es verwehren dürfen.

Zwischen all diesem Menschengewoge und Wagengerassel kommt dann auf einmal ein Bataillon Soldaten mit Musik, zu Fuß oder Pferd, oder ein Zug beladener Esel, oder eine Ziegenheerde; dann sieht man auch Leute beiderlei Geschlechts, die ganz gemüthlich an einer Straßenecke ihre Nothdurft verrichten. Da werden wieder

Mädchen auf offener Straße gekämmt und angezogen, und bei offenen Thüren steigt man aus dem Bette. Da nimmt ein Schuster, dort ein Schneider das Maß; hier flicht ein Pfaffe und spricht Weibern ins Gewissen, dort wird ins Lotto gesetzt; hier werden gar auf öffentlicher Straße Liebesbriefe dictirt, dort Cigarrenstümpfchen von der Straße aufgesammelt und wieder verkauft. Dann kommt wieder Einer, der sich vom Ungeziefer zu befreien sucht und daneben gehen ganz geputzte Damen vorbei; dann laufen die Makler mit ihren Glocken herum und klingeln und schreien Auctionen aus; dann verfolgen sich welche und raufen sich und schlagen sich Löcher in den Kopf (das habe ich elf Mal gesehen); dann kommt eine Nonnenprozession, die durch allen diesen Lärm durch, sehr schöne Litaneien singend, zu den Häusern, wo Kranke sind, zieht; ihnen folgt ein von vier Kerlen getragener Altar, prächtig verziert, auf dem der Kopf einer sterbenden Madonna sich befindet. — Eine Secunde sieht das Volk die Mützen ab und ist andächtig, läuft aber dann gleich weiter. Nun kommen noch Bauern und Bäuerinnen, die, zu Esel oder Pferde oder nebenher gehend, alle Arten von Gemüse zur Stadt bringen; man sieht sogar berittene Wäscherinnen. Es ist ein Chaos von allen nur möglichen menschlichen Beschäftigungen und Bedürfnissen, die durch die profane Art, wie sie der Oeffentlichkeit preisgegeben sind, fast eine Caricatur, eine Satyre auf das Leben und sein geschäftiges Thun und Treiben scheinen. — Mir wenigstens schien es so; ich konnte es nie anders nehmen, als eine Maskerade, wie den römischen Corso im Carneval; wie dieser von Menschen angefüllt ist vor seiner eigentlichen, rechtmäßigen Eröff-

nung, ſo voll iſt ungefähr der Toledo jeden Tag, und einige Masken führen ihre Rollen ſo gut durch, wie in Rom auf dem Carneval ſelten geſchieht. Die beliebteſte Maske iſt der „vor Hunger ſterbende“ Bettler, denn dieſen ſpielen ſie häufig und machen dann oft gräßliche Bewegungen; vor meinen Augen haben nicht allein Viele vor Hunger geſtöhnt, geheult, ſich krampfhaft verzogen und geſchrien, ſondern ein Weib iſt ſogar mit einem Kinde umgefallen und wie todt liegen geblieben, worüber ich furchtbar erſchrak und mich ärgerte, daß ſo wenig Menſchen Antheil daran nahmen, bis ich erfuhr, daß das Alles nur Verſtellung ſei. Ich ward über Den, der mir das ſagte, ſehr unwillig, indem ich es nicht glaubte, bis ich leider dadurch von der Wahrheit überzeugt wurde, daß ich dieſe Komödie von derſelben Frau in fünf Tagen drei Mal aufführen ſah, ſogar zwei Mal an einem Tage, einmal vor meinen Füßen und denſelben Abend vor andern Leuten in der Ferne. — Das iſt der Toledo in Neapel, durch deſſen Gewühl wir in die Straßen gelangten.

Doch ehe ich Euch von den Schönheiten der Kunſt hier erzähle, noch Einiges über die Curioſitäten des Lebens. Es iſt nämlich auffallend, daß, ſo viel ſchöne Weiber von Geſtalt ich in Rom und der römiſchen Umgegend gefunden habe, ſo wenig mir hier begegnet ſind; ich kann wol ſagen, in Neapel ſelbſt ſind Tage hingegangen, wo ich trotz der ungeheuren Menſchenmaſſe, die ich den Tag über ſah, auch nicht ein ſchönes Weib geſehen habe, ſo daß Weiber, die ich ſonſt überſehen hätte, mir hier ſchon genügten, wenn ſie nur einen intereſſanten Ausdruck, oder eine ſchöne Farbe, oder eine originelle, nur nicht häßliche, Form hatten, oder nur beſſer gewachſen

waren, als die andern. Denn das fällt hier dem Auge besonders so beleidigend auf, daß der Knochenbau der Weiber auf einmal so ganz anders, d. h. so viel unvollkommener und kümmerlicher, als bei den Römerinnen ist. So z. B. wölbt bei den Römerinnen sich gleich unmittelbar unter dem Hals, vom Schlüsselbein an, der Brustkasten und bildet eine reiche, schön gebogene Wölbung von einer Schulter zur andern; so strebt er allmälig tiefer sinkend vor, bis aus dieser schön gewölbten Fläche, die mit eben so vollen, fast dem Knochen sich nachbildenden und anschmiegenden Muskeln bekleidet ist, die Brüste fast unbemerkbar hervorwachsen und sich endlich schön und bestimmt, stolz und zärtlich erheben. So sind die Römerinnen, so die Antiken, so Rafael's und Michel Angelo's Weiber, und das gibt ihnen eben bei allem Liebreiz, aller Ueppigkeit und weiblicher Fülle die kräftige, gesunde Majestät und Großartigkeit der Formen. Bei den Neapolitanerinnen treten die Schlüsselbeine wie zwei Grenzbarrièren vor, bis dahin schön und voll, aber unter diesen beginnt dann das flache, magere Land; der Brustkasten geht ganz perpendiculair herunter und aus diesem erhebt sich, isolirt wie in Arabiens Sandwüsten, denn mit viel Fleisch ist er gewöhnlich auch nicht bekleidet, zwei blühende Oasen, der Busen. Auch sind die Neapolitanerinnen fast alle etwas schief. Was nun die Männer anbetrifft, die hier so sehr gerühmt werden, so habe ich in Neapel selbst auch mehr verkrüppelte als schöne Gestalten gesehen, und diese nur meistens unter den Marinari, deren Mehrzahl wirklich schön, goldbraun, glühend gefärbt ist und volle, sehnig kräftige und dessenungeachtet schlanke Beine und Füße hat, weil sie dieselben immer

nackend üben und brauchen. In der Umgegend von Neapel sieht man schönere Leute, aber auch nur Männer, Jünglinge und Kinder — Kinder so reizend, daß ich oft in der größten Eile diese und Alles vergessen und wie von einem rafaelischen Madonnenbilde, oder einem plötzlichen Zauber und Wunder gebannt, minutenlang gestanden, ja oft darüber Zank und Streit bekommen habe, einmal sogar nicht eher aus meinem unwillkürlichen Entzücken aufwachte, als bis man mit Steinen nach mir warf; denn das Volk meint hier gleich, man wolle dem Kinde etwas anthun, oder mache sich lustig über sie oder das Kind. Oft schreien die Kinder auch und so gibt es immer Mordspectakel.

Die Farbe der Männer und der Marinari, namentlich ihrer schön geformten Beine, ist eigentlich das Einzige, was mich am Menschenschlag in Neapel interessirt hat, denn diese gesättigte, glühende, röthlich braune Fleischfarbe auf dem dunkel krystallklaren, grünblauen Meeresgrunde, von der Sonne beschienen, zu sehen, das ist ein Reiz, von dem ich nur in Venedig und vor venetianischen Bildern einen Vorschmack empfand. An Gruppen könnte Neapel eine viel reichere Ausbeute gewähren als Rom, denn man sieht unendlich viel mehr und zwar die allerorigincllsten Bewegungen und Situationen. Jedoch, so sehr mich dieser Blick in das Leben entzückte, so machte er mir eigentlich Neapel doch fast zum Ekel. Eben weil in Rom die Menschen größtentheils so adelig schön gebaut und reinlich und einfach gekleidet sind, schöne ausdrucksvolle Gesichter und mit Einem Wort die Gestalten Styl haben, so macht sich die unbedeutendste Gruppe imponirend und schön. Hier dagegen sind häufig die Gestalten

stilles und modern carikirt, häßlich, kümmerlich und verzerrt in der Form, widerlich gemein im Ausdruck, dabei schmutzig und zerlumpt. Das ist durchgängig für mich der Charakter des neapolitanischen Volkes gewesen. — Es ist ein gutes, lebenslustiges Volk, das selbst das Faullenzen und Nichtsthun mit ungeheuerer Geschäftigkeit betreibt: die Art von dolce far niente, die der Römer übt, und wie ich mir den Spanier denke, die fand ich nicht; denn diese großartige, vollkommenste Ruhe kennt der Neapolitaner gar nicht, er ist immer so bewegt, daß man ihn für äußerst betriebsam, erwerb- und gewinnsüchtig halten müßte (wie etwa der Charakter gemeiner Juden, die überhaupt am meisten an Neapolitaner erinnern), wenn man ihn nicht den ganzen Tag nur essen, trinken und Vergnügungen nachgehen sähe. — Denn nur das ist eigentlich sein Geschäft, das ihn so sehr preßsirt und mit Sorgen erfüllt. Der Römer bis zum geringsten Facchin betreibt sein Geschäft mit einer gewissen Art von Verachtung; der Neapolitaner mit ungeheuerem Eifer, aber nur der baldigen Beendigung wegen, um dann sich auslassen zu können. Dadurch ist ihm aber endlich das so zur Gewohnheit geworden, daß ihm dieser Eifer selbst fast die Lust eines Carnevalsspaßes gewährt. Jungen laufen lange hinter einem Wagen um eine Kleinigkeit her und mühen sich ab fast um nichts, aber sie betreiben es komisch und so macht es ihnen selbst Spaß. Wie ich das neapolitanische Volk ansehe, glaube ich wirklich, daß es unmöglich ist, es für irgend etwas Großes zu entflammen, wie die Juden, die trotz aller Unterdrückung und Verachtung doch schon zufrieden sind, wenn sie nur leben können; aber sie zu entflammen für etwas Großes und

Erhabenes iſt wol nicht mehr möglich. Was übrigens mir das Volk, nächſt ſeiner grimaſſirten, ſchmuzigen Erſcheinung am meiſten zuwider machte, war ſeine durchgängige Lüge und Maske. Lüge iſt ihre Rede und ihr Thun. Sobald ſie den Mund aufthun, lügen ſie, und ich glaube wirklich, ſolchem Volk kann das gar nicht mehr als Laſter von Gott angerechnet werden, ſondern es iſt ihre Individualität, ihr Inſtinkt, wie z. B. einige Thiere andere freſſen u. ſ. w. Dann iſt Lumpigkeit und Schmuz eine ihrer Hauptuntugenden.

. . . . . Doch nun genug von dieſem guten, häßlichen, lügen- und fratzenhaften, lumpigen und lebensluſtigen Volk und zu den Studien. Das Gebäude äuſerlich wie innerlich iſt ein charakterloſes, unanſehnliches Gebäude, worin die Sachen eigentlich alle ſchlecht aufgeſtellt ſind. Pompös iſt die Einfahrt und die von der Diele in die Höhe führende Treppe, d. h. beides könnte dem Raum nach pompös ſein, macht aber ſo, wie es ausgeführt iſt, gar keinen, oder einen höchſt bürgerlichen Eindruck. Man glaubt, daß es ehemals ein anderes Gebäude war und nur interimiſtiſch zu dieſem Zweck eingerichtet ſei, ſo durchaus nicht entſprechend iſt es, und doch iſt es eigens dazu gebaut. Auf einem Abſaz in der Mitte der Treppe zu dem obern Local, wo dieſe ſich in zwei Arme theilt, ſteht eine coloſſale Statue des verſtorbenen Königs Ferdinand (von Canova), die, wenn man ins Gebäude hereintritt, das point de vue macht und von fern eine Minerva mit nackten Armen ſcheint. Es iſt das elendſte Werk, was ich je von Canova, und das ſtilloſeſte, fadeſte, das ich überhaupt von ſo groſſen Sachen in der Sculptur ſah. Unten ſind nun alſo rechts und links an

der Flur erſtlich die Zimmer der antiken Malereien und Moſaiken; dann links ſämmtliche griechiſche und römiſche Marmorſachen in einem Flügel, der inmitten ſeiner Zimmer einen Hof umſchließt, welcher ebenfalls dergleichen Bruchſtücke, Sarkophage und architektoniſche Verzierungen enthält. Rechts ſind erſtlich die ägyptiſchen Zimmer, neben dieſen die mit Bronzeſtatuen und Büſten und dann kommt endlich wieder ein Flügel (auch mit einem Hof), welcher noch viele Bruchſtücke antiker Sculptur und Architektur enthält, worunter die berühmte ſchöne Gruppe des Farneſiſchen Stieres und die Statue des Farneſiſchen Hercules. In dieſen Zimmern gibt es zugleich viele Inſchriften. Oben ſind in den beiden Flügeln in der äußern Zimmerreihe die zwei Abtheilungen der Galerie, in der innern, deren Fenſter hinunter auf beſagten Hof ſehen, die Bronzegefäße, die Vaſen, die Rüſtungen, die herculaniſchen Papiere, Glasſachen ꝛc., und endlich ein obſcönes Cabinet. Eine Treppe tiefer ſind auch noch Terracotten und mittelalterliche Kunſtwerke.

Doch nun kennt Ihr die Einrichtung, mehr als ich ſie kannte, denn mich feſſelten gleich die antiken Malereien ſo, daß ich für einige Tage nicht weiter konnte. Unglaublich widerſinnig ſind dieſe Bruchſtücke antiker Malereien angeordnet und aufgehängt; die ſchönſten ſind mitten unter einem Wuſt elenden Zeugs, ſo daß es ſchwer wird, ſie herauszufinden. Kein ehrenvolles Andenken haben ſich die Herren, denen das Anordnen und Auswählen oblag, hinterlaſſen; ſpätere Zeiten, wenn vielleicht erſt der Geſchmack ſich einmal wieder aus conventionellen Feſſeln losgemacht und eine geſunde Selbſtändigkeit erlangt hat, mögen wol über dieſe Herren den Stab brechen, die ſo

sinnlos dabei zu Werke gingen. Jetzt sieht man diese Sachen noch größtentheils blos als Rarität an, als merkwürdige Antiquitäten, ohne eigentlich den wahren, unvergänglichen, tiefen Werth derselben zu ahnen. Mir war es, nachdem ich erstlich meinem Aerger über die abscheuliche Anordnung sein Recht gelassen, eine der frappirendsten, äußerst angenehm anregenden Erscheinungen in meinem Leben. Ich hatte bis dahin eigentlich, ausgenommen die Vasenzeichnungen und die wenigen Bruchstücke in Rom, sowie die etrurischen oder pelasgischen bei Cornete, nichts von antiker Malerei gesehen; und wenn auch in allen diesen Sachen ein ernster Sinn für Poesie und alles Schöne herrschte, so waren sie doch zu unbehülflich, zu wenig frei noch ausgesprochen, um den Anforderungen, die man neben solcher Sculptur, Dichtkunst u. s. w. auch an die Malerei machen könnte, zu genügen. Ich nehme jedoch hiervon aus, die sogenannten Bäder des Titus und die der Livia in Rom, die schon ahnen lassen, was einst bei den Alten die Malerei gewesen. Lange zuvor hatte ich mir also eine Vorstellung im Geist von ihrer Malerei gemacht und nach ihrer Sculptur geschlossen. Wie angenehm fand ich mich überrascht, das wirklich auch so zu finden!

Wenn je die Kunst ihr göttliches Recht wieder in der Welt erlangen soll, muß sie sich so gestalten, wie sie bei den Alten war, und worin deutlich dieser letzte Nachklang schon aus der Zeit des Verfalls uns noch einen Begriff gibt. Hervorgegangen aus dem schönen Lebensprincip einer großen blühenden Zeit, war sie deren treuer, reiner Spiegel. So stand sie da, eine Tochter Himmels und der Erde, selbständig wie jede Tugend einer großen

Zeit und dennoch nur dem Ganzen sich unbewußt opfernd, nur ihm angehörend, mit allen Künsten Eine ausmachend, wie schöne Glieder einen schönen Leib bilden und so in Liebe brüderlich verschlungen zur höchsten Blüte gelangen. Wenn die Weisheit, wie die Sonne des Himmels, den Menschen die Welt zu erleuchten und zu erforschen leitet, so ist die Poesie und Kunst das schmückende Princip, das die Nacktheiten der Erde mit zauberischem Blumenteppich bedeckt und in den Seen und Bächen das Spiegelbild des Himmels malt. Daher kann nach meiner Meinung eigentlich keine dieser Eigenschaften einzeln wahrhaft etwas gelten, sondern jede nur im Zusammenwirken aller, auch die höchste, ihren Platz ausfüllen. Nicht als ob nicht jede so selbständig wäre, daß sie ganz für sich allein stehend die höchste Vollkommenheit erlangen könnte — das wol, aber sie wird alsdann immer wie eine Treibhauspflanze sich nach den Schwestern und ihrer Heimat sehnen und endlich hinwelken. Aber wo die Pflanze den warmen Himmel, unter dem sie geboren, mit ihren Düften schwängert, wo der Bach sie tränkt und nährt, dem sie ihr Bild, ihre Frische und Heilkraft gibt, kurz wo Eins das Bedürfniß des Andern ist, da ist die Heimat der Blume, da ihr Klima. Aber dahin ist jene große, schöne Zeit des harmonischen Zusammenwirkens aller Künste! — Doch trat mir tröstlich in diesen Räumen auch wieder die Bemerkung entgegen, daß so Vieles in der Welt sich wiederholt; wie alle Jahre wieder Frühling, Sommer, Herbst kommt, so kehren auch so manche Perioden der Weltgeschichte wieder, und so steht z. B. die Kunst unter Rafael und seiner Zeit auf einer ähnlichen Stufe wie damals; eben diese Sachen und die Art, wie damals die

Kunst angewandt wurde, erinnern an die alte Zeit; nur daß die alte Kunst mehr wirkliches Gemeingut des Volkes war, die rafaelische leider dagegen nur den Vornehmern angehörte; als sie mehr allgemein und volksthümlich wurde, weihte sie sich allein der Kirche. Das war der Unterschied der beiden blühenden, reifen, höchsten Kunstperioden und der Unterschied lag in der politischen Existenz der Zeit. — Warum sollte nicht, da doch immer nach jedem Verfall die Kunst sich wieder hob, auch unsere Zeit sich wieder heben können und mit ihr die Kunst? Auf Gott vertrau' ich trotz aller Zweifel!

Die meisten Darstellungen sind aus den Mythen, oder aus der Geschichte, vornehmlich der Heroen, oder diese als Arabesken und als Beiwerk an einer Wand mit ihnen vereint. Mit der heitersten Laune und Lebenslust ist immer Alles dargestellt, was sich in ihrem Leben bewegt und was Diesen oder Jenen gerade besonders angezogen hat. Wie ihr Leben fern aller prosaischen Philisterei oder philiströsen Prosa auf den goldstralenden Fittigen der Poesie schwebte, so zog auch durch ihre Kunst sich ein hochpoetischer Geisterathem; was im Leben sie am höchsten begeisterte, beseelte, am tiefsten durchdrang, das war auch der Hauptgegenstand ihrer Kunst, und wie um diese stralende Sonnenaxe sich bunt und leicht wie ein fröhlich blitzender Sternenreigen die kleineren Erscheinungen des äußern Lebens drehten, so flochten sie auch diese in ihre Kunst. So war bei ihnen die Kunst nicht wie ein seltener Vogel, den man hingeht einmal zu hören und zu sehen, nein, sie war ein ewig tönendes Instrument, ein immer aufgeschlagenes Buch, in dem sie blättern

und finden konnten, was sie wollten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Irdisches und Himmlisches. Sie brauchten nicht aus tausend Büchern zu lernen, lebendig trat ihnen Alles hier entgegen, und was sie an einem Tag verschlafen hatten, das konnten sie am andern nachholen. So fanden sie auf das schönste verflochten ihre Götter mit den Menschen, den Himmel mit der Erde, die Vergangenheit mit der nächsten Gegenwart; so ward Der, der an materielle Dinge sich hielt, unmerklich durch ihr anlockendes, getreues Bild hinübergeführt zu höheren, geistigern — und der geistige Schwärmer herabgestimmt zu einer reellen, gesundern Lebensansicht. So mußte unwillkürlich von Jugend auf sich auch in ihr Leben diese schöne Harmonie ihrer Kunst einschmeicheln.

Bei ihnen gab es nur Eine Kunst und nicht feindselig, kastenartig standen die verschiedenen Zweige getrennt, wie bei uns, namentlich in der Malerei nicht. Dadurch eben verliert jeder Zweig eigentlich seine Bedeutung und Würde. Denn unmöglich kann sich doch z. B. der wahre Künstler genügen, zeitlebens nur Portraits oder Thiere zu malen; wer das thut, hat gewiß, wenn er es auch vortrefflich macht, nicht die hohe Bedeutung der Kunst erkannt, und wer z. B. umgekehrt zeitlebens nur ernste, biblische Sachen malt, der muß doch durchaus einseitig werden und seinem eigenen Geiste die Flügel beschneiden. Wir sind doch Menschen und das Leben wird deshalb immer seine Ansprüche an uns machen (wenn wir nicht halbe oder ganze Heilige sind); und da nun der Künstler sein Inneres in Form und Farbe ausspricht, so muß wol Der, der nun davon durchaus nichts zeigt, sondern immer nur im Abendmahlsrock erscheint, entweder

blind geboren sein oder sich selbst blind kasteiet haben. So sehr ich eigentlich ein Feind der Genremalerei unserer Zeit ex professo, der Stilllebenmalerei des vorigen Jahrhunderts bin, so entzückt und ergötzt mich doch dies Alles bei den Alten. So findet man z. B. unter antiken Malereien Alles, was nur eine unserer Kunstperioden hervorgebracht hat: Blumen, Stilleben, Perspective, Portraits u. s. w., wovon das Meiste mit großer Virtuosität, aber durchaus ohne Prätension ausgeführt ist, so anspruchslos wie lustige Witze und launige Späße in den Shakspeare'schen Stükken, die uns, wenn wir aufgelegt sind, für einen Augenblick von unserm Ernst und unserer höheren Stimmung behaglich ableiten zu einer profanern, sonst aber, ohne uns zu stören, an uns vorüber gleiten. Und ebenso zwingen uns die ernstern Sachen, wenn wir in Scherz und Lust befangen, uns zu ihnen hinauf zu schrauben. Das Alles ist leider in unserer Zeit anders, die ernste Malerei wie die Genremalerei macht ungeheure Ansprüche; die eine will, daß man immer nur in ihrer Hoflivree erscheine, nur in der gewähltesten Hofsprache denke und rede, die andere, daß man sich nur in den untersten Regionen des gesellschaftlichen Lebens bewege. O, wie krank ist unsere Kunst!

Doch wieder zu den Alten! Landschaften habe ich wenig, wenigstens keine bemerkenswerthe und hübsche gefunden; dies lag vielleicht an ihrem Material, indem sie mit ihrer Farbe nicht die zarten Abstufungen der Luftperspective hervorbringen konnten. Ihre Genrebilder aber, fast immer äußerst naiv und launig, sind die Novelle, Lustspiele, Anekdoten dieser gemalten Literatur; auch scheinen viele Sachen oft wirklich die Biographie z. B.

des Hauseigenthümers oder irgend eines seiner Hausgenossen zu sein, wie Portraits, Thiere, wahrscheinlich Lieblingsthiere, Lieblingsessen. — Dann sind auch sehr viele Fabeln gemalt, und zwar höchst geistreich, poetisch und lebendig, als Parabeln für Kinder und Erwachsene. Viele Sachen deuten auch die häusliche Einrichtung und Beschäftigung an, so daß auch der Beschauende davon gefesselt wird und der Sache einen Reiz abzugewinnen weiß.

Dies Alles freilich wird Einem nicht so recht deutlich in Neapel in den Sälen dieser Malerei, aber was dort mir wie eine dunkle Ahnung aufdämmerte, das trat in Pompeji mir klar vor die Augen. In Neapel fand ich indessen schon sehr bald Gelegenheit, zu bemerken, daß wirklich die Kunst dadurch zu einem Handwerk und zwar dem allerschönsten wurde (was sie auf solche Weise gewiß auch sein soll), indem sogar die gewöhnlichsten Leute die schönsten Sachen machten. Technische Fertigkeit mußten diese Kerle haben, denn Geschmack und Schönheitssinn war so allgemein verbreitet, daß auch sie nichts Schlechtes machen konnten. Vermochte der Künstler etwas sinnvoll Schönes nicht aus sich hervor zu bringen, so nahm er seine Zuflucht zu den vorzüglichsten Meistern, und so mögen wol die meisten dieser Bilder nur Nachahmungen, schöne Nachahmungen der Meisteroriginale sein; aus demselben Grunde konnten, wie auch, weil gewissermaßen ein so schöner Typus sich der ganzen Art zu sehen und zu denken amalgamirte, die letzten kümmerlichen Schmierer eigentlich nichts Form-, Ausdruck- und Ideenloses machen, so daß uns in den schlechtesten Zügen, wenn auch oft carrikirt, doch immer noch ein Anklang des Schönen

entgegentritt. — Dann sieht man aber auch aus diesen Sachen, daß sie fast alle schon aus der Zeit des Verfalls waren, schon eine unschöne Mode anfing mächtig um sich zu greifen, wie z. B. diese Wuth, Perspective zu malen. Das war einmal Mode, ihr wollte Jeder fröhnen, der Arme wie der Reiche, und so mußten die geistreichsten, vorzüglichsten Künstler, eben weil sie mehr als Handwerker dienten, sich auch dazu hergeben. Selten nur vermochten sie das mit Raum und Gegenstand passend und schön zu vereinen; daher kommen auch die unbegreiflich grassen Contraste, daß das sinnvollste, schönste Bildchen, die schönste Arabeske in der barokſten Perspectivmalerei hängt. — Einige schöne kleine Gipsbasreliefs haben sie auch gefunden und hier aufgehängt, sonst aber eine Masse furchtbaren Schund, ganz aus der Zeit des Verfalls.

Doch nun genug von der antiken Malerei; wir hatten uns in ihr so verloren, daß man uns anzeigen und erinnern mußte, daß es schon 2½ Uhr sei und um 2 Uhr geschlossen würde. Wir traten kaum aus dieser kirchenfeierlichen Stille heraus, als uns auch wie das Toben und Lärmen einer fürchterlichen Brandung das Volksgedränge und Getreibe wieder empfing. Dabei war eine gräßliche Hize. Um den merklich werdenden Hunger zu stillen, suchten wir nun eine Trattoria, mußten aber fast den ganzen Toledo durchmessen, ehe wir eine solche fanden. Nachdem wir hier tüchtig gegessen, getrunken und dann etwas geschlafen hatten, ich mich so wohl wie ein Fisch im Wasser befand, so entschlossen wir uns die Gegend von Neapel zu besehen, denn noch hatten wir nichts gesehen als Straßen und Menschenmassen.

Es war ein wunderschöner Nachmittag, wir gingen über die Piazza-fontana-medina, so voll wie ein Jahrmarkt, in der Ferne das Castell-nuovo, ein mittelalterliches schönes Castell mit vier runden Thürmen. Mitten unter alle dem Gewoge von Menschen und Wagen kauerte wie eingewurzelt, den Hut in den gefalteten Händen, auf beiden Knien kniend, den Rücken sehr gerade, fast zurückgebogen, den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen, ein Bettler, der kein Wort spricht und sich nicht rührt, nur halblaut zwischen den Zähnen seinen Rosenkranz murmelt und die Perlen zwischen den Fingern durchgleiten läßt. Dann passirten wir einen ziemlich ansehnlichen Springbrunnen, von dem der Platz seinen Namen hat; dann eine Straße, wo in jedem Haus Schmiede oder Schlosser wohnten, die nichts machten als eiserne Bettstellen (nämlich von Eisenstäben), mit denen die ganze Straße zugesetzt war. Dann kamen wir bei der Post auf einmal am Molo heraus; war vorher schon ein tolles Getobe um uns, so ging es nun erst recht los!

Molo heißt ein Damm, oder ein Wehr. — Der Anfang dieses Molo nun ist noch eine bebaute Straße, zur Rechten die Seitenfaçade des Castell-nuovo, zur Linken Haus an Haus und Bude an Bude, worin für alle Erholungen und Bedürfnisse gesorgt ist. Die Straße ist hier breit, wie unsere großen Plätze, und wimmelt von Menschen, wovon die Meisten, mehr nackt als bekleidet, sich wie die echten Tagediebe von Profession entweder bettelnd herumtreiben und wie ganz entartet durch ihre Unanständigkeiten und unsaubern Späße das Gefühl des Gebildetern beleidigen, oder dicht gedrängt liegend, sitzend, stehend die Theaterthür besetzen und sich an den Späßen

des Buliazzo ergötzen, der in der Harlekinsmaske, wie bei uns, auf einem niederen Altan mit sämmtlichem Theaterpersonale seine Possen treibt. Dann sah ich unter einem Zelt einen Macaronikoch, um den rund herum seine Gäste standen, die, so wie die Macaroni aus dem Kessel kamen, sie aufaßen. Dann eine ganze Bettlerfamilie auf einer alten schmutzigen Decke; dann kamen zarte Damen und Matrosen, die an einem kleinen Tischchen den Liebesbriefschreibern (gewöhnlich alte, buckelige, altmodische Zorfherren) ihre Herzensangelegenheiten mittheilten, damit sie in hochtrabenden Worten sie niederschrieben. Nun fing der wirkliche Molo an, ein unbebauter Damm, der wie ein Wegweiserarm ins Meer hinausreicht. Im Anfange, links, eine Douanenbude, die es hier an allen Ecken gibt, rechts noch einige Kaffeehäuser, Matrosenkneipen, Aquavit- und Weinboutiken; dann gab es aber mit Ausnahme des an der äußersten Ecke befindlichen Wachthauses und Leuchtthurms kein Gebäude wieder. Rechts des Dammes ist das offene Meer, links der Hafen, der freilich nicht wie unserer so voll von Schiffen, aber voll genug für seine Größe und der größeste ist, den ich, unsern ausgenommen, noch sah. Dieser Theil des Molo wimmelte so von Menschen, daß Alles, was wir schon sahen, nichts dagegen war. Hier scheint sich das ganze Getreibe Neapels concentrirt zu haben und sich in den mannichfaltigsten Gestalten und Formen zu zeigen. Damit Ihr Euch eine ohngefähre Vorstellung davon machen könnt, will ich fünf Hauptgruppen beschreiben, wovon die erste folgende ist. Auf der steinernen Brüstung des Molo saß dem Ansehen nach ein alter Schiffer, einen Wachstuchhut auf, die Jacke über die Schulter gehängt; in den Händen hielt

er ein Manuscript, aus dem er vorlas. Neben ihm und hinter ihm auf der breiten Brüstung saßen erstlich allerlei Leute, Köche in Hemdeärmeln, die gewohnte weiße Mütze auf und Schürze um; Matrosen in weißen Hosen und bloßem Hemd, die Strohhüte genial aufgestülpt; auch einzelne Handwerker und kleine Bürgersleute aus der Stadt, Soldaten u. s. w., die alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten. Hinter diesen auf der Brüstung ist die Galerie, wo sich alles Lumpenvolk sitzend, kauernd und liegend, Einer auf dem Andern, placirte. Vor ihnen in einem Halbkreis befand sich noch eine Reihe ganz niedriger Böcke; das ist das Parterre, das fast aus lauter halberwachsenen Jungen besteht, die dort in den schönsten Stellungen und Gruppen gelagert sind und während des geistigen Genusses auch den körperlichen nicht vergessen. Dies war der erste Vorleser, den ich hier hörte und sah, freilich bei weitem malerischer, als in Venedig, denn die Decorationen seiner Vorstellung waren doch noch romantischer als das Meer bei Venedig, so schön das ist. Trotz der Gefahr, Ungeziefer zu bekommen, das ich denn auch bekam, drängte ich mich dazwischen, besonders durch einige schöne Jungen zu seinen Füßen angezogen. Er las gerade den Ariost vor, wie mir aber schien und so viel ich verstand, in einem andern Versmaß und etwas profanern Sprache, doch es war der Ariost. Der Vorleser selbst war eine lange, magere Figur, sehr vorgebückt, wodurch die Jacke auf seinen Schultern wie aufgehängt ruhte; sein Gesicht war gelb, hatte ungeheuere Backenknochen und eine etwas gebogene, echt neapolitanische Nase, auf deren äußerster Spitze eine Brille aus dem vorigen Jahrhundert mit ungeheuer großen runden Gläsern

klammerte; ſeine Lippen ſind breit und wie höhniſch aufgeworfen; unter buſchigen, rothblonden Augenbrauen liegen in ungeheuer großen faltigen Lidern zwei kleine halbmüde, aber dennoch wie gewaltſam aufgeriſſene, ſtechende, graue Augen; ein rothblonder, krauſer, aber etwas dünner Backenbart umſchließt von einem Ohr zum andern unter dem Kinn weg das Geſicht; um den faltig nackten Hals trägt er à la Lord Byron leicht umgeſchürzt ein blaucarrirtes Halstuch; auf der Bruſt iſt das Hemd offen und läßt dieſe mit rothen Haaren dicht bedeckt ſehen. Er lieſt ſehr langſam und hält hinter jeder Zeile einige Secunden inne, betont dabei ſehr ſingend und klappt das Versmaß. Seine Stimme iſt ſchnarrend und näſelnd, aber der eigentliche Grundton vollklingend und melodiſch. Von Zeit zu Zeit hält er etwas inne und macht eine kurze proſaiſche Erklärung des Vorgeleſenen, die er dann ganz unpathetiſch und viel ſchneller und leiſer vorträgt. Bei beſonders effectvollen Stellen ſtand er auch auf und agirte ſehr heftig mit der einen Hand (die er ſonſt nur wenig, faſt immer in demſelben Tact und abwechſelnd nach der Reihe in drei verſchiedenen Bogen bewegte); dann ſprang er im ſteigenden Affect mitten in das Parterre und ſtreckte die eine Hand in die Lüfte, warf die blaugrauen Lippen zurück, daß alle ſeine großen weißen Zähne (deren er den ganzen Mund voll hatte) wie eine Reihe blendender Gerippe hinter dieſem Vorhang plötzlich hervorſchimmerten. Sein Geſicht ward dann, ſo todt, ſo fahl es ſonſt iſt, von einer violettbläulichen Röthe überflogen und ſeine Augen ſchienen durch das ſchnelle Umherwerfen an den großen Lidern Funken zu ſchlagen. Ueber die Brille weg ſtarrte er in die zärtlich blaue

Luft wild hinaus und musterte die ganze Gesellschaft seiner Zuhörer so mit den Augen, als ob er jeden Einzelnen damit durchbohren wollte. Seine Stimme ward schreiend und gellend und abstoßend betonte er das Versmaß. Plötzlich setzte er sich dann wieder, wischte mit der Hand sich den Schweiß ab, rückte seine Jacke, die durch die Extase etwas verschoben worden, wieder zurecht und las ganz in seiner alten Weise fort, indem er immer den einen und den andern seiner Zuhörer ansah, als ob er die Worte an Jeden besonders richtete. Als er nun im höchsten Affect war, herrschte unter seinen Zuhörern eine wahrhaft feierliche Stille, Alles hörte auf: Essen, Spielen, Zischeln, ja sogar das Nekeln, was sehr viel sagen will, denn mehr oder weniger richteten sie sich in ihrer faulen, behaglichen Ruhe doch immer, gleich einem plötzlich angespannten Bogen, auf; er aber glich einem Clavierspieler, der alle Tasten zugleich anschlägt, so daß inwendig das ganze Register auf einmal in die Höhe hüpft. Die Liegenden stämmten mit einem Arm sich auf die Erde, zogen die Beine an und richteten den Oberkörper so in die Höhe, als ob sie im Begriff wären aufzuspringen; die Sitzenden hoben den Kopf höher, die Stehenden richteten sich auf und alle Blicke hingen an seinen Lippen und schienen ihn wirklich mit bebender, schaudernder Andacht wie eins jener höheren Wesen zu betrachten, die er vielleicht gerade in dem Momente vor die Seele rief. Mich interessirte jedoch besonders eine hübsche Jungengruppe und vor Allem ein Melancholischer. Er riß seine schönen schwarzen Augen, die fast ganz von den ungeheuer reichen, glänzend schwarzen Locken beschattet waren, weit auf und sah wie verzückt den Vorleser an. Wie

das Mondlicht im Meere, so verschwamm das tiefe, seelenvolle Schwarz seines Augensternes in dem schönen bläulichen Weiß, von Thränen erglänzend. Ueber sein eintöniges, braunes Gesicht verbreitete sich auf den Backenhöhen ein glühendes Roth, seine schönen, vollen, dunkelrothen Lippen öffneten sich halb und ließen blendend weiße Zähne durchsehen. Ein Anderer neben ihm, ein Blonder, der erst mit seinem Kopf in seinem Schooße lag, ward ganz bleich und stierte lang den Vorleser an; um seine niedergezogenen Lippen spielte ein gezwungenes, irres Lächeln, wie sich Kinder zu lachen und Spaß zu machen anstrengen, wenn sie von grauenhaften Gespenstergeschichten erzählen hören und innerlich davor beben, daß ihnen die Haare zu Berge sträuben und sie zittern und gerne weinen und schreien möchten.

Nachdem ich also bei diesem Vorleser eine Zeitlang zugehört, mehr aber zugesehen hatte, ging ich zu dem Zweiten, der ein Declamator war und komische Sachen oder nur romantische Kriegs-, Matrosen-, Wunder-, Unglücks- und Mordgedichte zu declamiren schien. Sein Kreis Zuhörer war größer und es wurde oft im Chorus gelacht. Er selbst war ein dicker, ganz weiß gekleideter Mann mit einem gemüthlichen, farblos blonden Gesicht. Er stand und bewegte sich auf zwei Krücken, da er lahm war. Der Dritte war wieder ein Vorleser, ähnlich dem ersten, aber noch ein junger Mann, der, wenn auch mit wunderschönem Organ, so daß seine Sprache melodisch wie Musik in die blaue Luft hinauf zu wirbeln schien, doch die Sache nicht so interessant vortrug. Jedoch hatte seine Art die Schönen angezogen, denn es waren auch einige Weiber und Mädchen unter den Zuhörern. Der

vierte Vorleser war wieder ein Declamator, ein renommirender, affectirter junger Kerl, der sprach und agirte wie ein Erklärer bei einer wilden Thierwude, auch hatte er ein solches Stöckchen, mit dem er immer in der Luft focht und auch oft vor seinen Zuhörern gleichsam tanzte. Der fünfte Vorleser endlich, der das größte Publikum, und zwar fast lauter Standespersonen hatte (weil keine Böcke zum Sitzen da waren und man stehen mußte), war Pulcinello, der denn freilich auch ungemein ergötzend sich benahm, die derbsten, aber pikantesten Witze machte, höchst komisch agirte und immer von gellendem Gelächter accompagnirt wurde. Beim Pulcinello standen auch viele Pfaffen, vornehme Leute, dickbäuchige Kapuziner und andere Mönche, Mädchen und Weiber, ja sogar mitunter barmherzige Schwestern in ihrer braunen Franziskanerinnentracht, oft mit ganz hübschen, jungen Gesichtern, einladenden Lippen und funkelnden schwarzen Augen, aber wie in Eis gefaßt und von dem das Gesicht eng umschließenden weißen Keuschheitsschleier umgeben. Das waren nun die handelnden Personen dieses schönen Schauspiels.

Nun aber die Decoration dieser Bühne, die, als ich hinauftrat, plötzlich wie mit einem Zauberschlag hervorgerufen dalag. Ich glaubte zu träumen, Nebelgebilde zu sehen, so schön, so wunderbar war Das, was ich sah, so über alles Fassungs- und Vorstellungsvermögen schön. Dafür fehlten meinem Herzen nicht blos die Begriffe, nein, auch noch die Gefühle, und es stand förmlich secundenlang still von diesem innern, ungewohnten, ungeahneten Andrang; der Athem stockte mir und ich wagte kaum Luft zu schöpfen, weil ich fürchtete, dies süße Zauberbild

zu verscheuchen, gleich wie wir bei einem schönen Traume die Angst haben aufzuwachen. Ich hörte, sah und fühlte nichts als dies Wunder — und ein Wunder ist diese Gegend!

Gott gebe, daß Ihr von mir kein zu lebendiges Bild hiervon verlangt; denn ich schäme mich wirklich des Versuches, Euch eine Schilderung zu liefern. Auf der einen Seite lag der Hafen, hinter welchem noch ein Theil der Stadt hervorsah und über die Masten, Segel und Wimpel weg in stiller Würde und Majestät sich der Vesuv hoch in die Luft erhob. O könnte ich Euch den Eindruck schildern, den er auf mich zuerst gemacht! ich glaubte wirklich jetzt zum ersten Mal einen Berg zu sehen. Wahrhaft idealisch könnte man diesen Berg nennen; in einfachen, großen, mächtigen Formen, wie eine schöne, kühne Phantasie sich einen Berg erschaffen würde, wo alle Zufälligkeiten, die der Zeitenwechsel hervorgebracht, wegfallen, so steht dieser ewig dampfende Altar da. Der von Westen aufsteigende Contour bricht plötzlich ab und steigt als ein steiler Abhang mit mehreren zackigen Spitzen viel in ein Dreißigstel des Berges nieder. Hier bildet sich eine ziemlich weite Thalschlucht, aus der dann eben so einfach schön sich die höhere Spitze erhebt (der sogenannte Aschenkegel, indem diese Thalschlucht der ursprünglich alte Krater und erstbenannter Absturz des alten Kraters Rand war, aus dem dann diese zweite Spitze bei der pompejischen Eruption sich als Aschenkegel erhob) und oben eine horizontale Fläche bildet, die nach Osten und Westen von einem etwas höheren Rand geschlossen ist. Aus dieser Fläche erhebt sich wieder eine viel kleinere Spitze, der neue Aschenkegel; gegen Osten senkt sich dann.

der Umriß in eben ſo ſanften ſchönen Wellungen wieder bis zum Meer hinab und an ſeiner äußerſten Spitze liegt noch auf einem kleinen Vorgebirge ein Kloſter und unter dieſem die Stadt Torre del Greco. Die Farbe des Berges war wunderſchön, er iſt auf der Weſtſeite faſt bis zum Gipfel der niedern Spitze mit kleinen Bäumen und Wein bewachſen; auf der Oſtſeite endet dieſes, je weiter nach Oſten, deſto eher nach unten, ſo daß ganz am äußern öſtlichen Contour er unbebaut bis zur Meeresfläche hinabſinkt. Dieſes Grün nun glühte in der Abendſonne wie ein ſmaragdner Harniſch, aus dem dunkel violettblau ſich der übrige nackte Berg erhob. An vielen Stellen ſpielte das Violett faſt ins Purpurne; dabei glühten die Lichter der Sonne durch alle Farben durch und ein Goldglanz zitterte über das Ganze. Nur das eigentliche Aſchenhaupt, noch von friſcher Aſche bedeckt, erhob ſich wie ein greiſer Scheitel, aber zärtlich wehte die ſchon abendliche Sonne ihre Roſen ewiger Jugend dem greiſen Helden ums Haupt; dabei zog faſt bewegungslos langſam eine hohe Säule weißen Rauchs heraus und erſt, nachdem ſie faſt ein Drittel der Berghöhe über denſelben ſich erhoben, fing ſie an in abenteuerliche Gebilde ſich zu geſtalten, die im goldenen Sonnenſchein ſich drehten und durchglüht von dieſen goldenen Lichtern einen Baldachin zu weben ſchienen über des ruhenden Titanen Haupt. Wie den blauen Himmel die Wolken kränzten, ſo, freilich im Kleinen, ſäumte das dunkle, blaugrüne Meer und den Fuß der ganzen Bergkette eine Reihe kleiner, im Sonnenlicht ſchimmernder, blendend weißer Städtchen, Dörfer, Villen und Klöſter, eins ums andere, und die Fenſter funkelten und zitterten wie Feuerkäfer im Sonnenlicht und wirrten

die kleinen weißen Häuser und Kirchen so durcheinander, daß sie zu tanzen und zu hüpfen schienen zu der lustigen Melodie der Meeresbrandung.

Wo sich nun der Vesuv östlich ins Meer senkt, scheint hinter dieser Landspitze eine Meerbucht zu sein oder ein weiteres Thal, so träumerisch blau schließt sich hinter dieser die Bergreihe an; man sieht, daß viel Raum zwischen diesen Bergen und dem Vesuv sein muß. Von weiter Ferne dämmern sie her und lassen nichts erkennen als ihren ganz kraus zackigen Umriß, der gegen die einfach große Linie des Vesuvs wieder reizend absticht und dem Auge eine pikante Abwechselung bietet. Je weiter östlich, desto näher rückt die Bergkette hervor und läßt immer mehr ihre schönen Einzelheiten erkennen, so daß der Monte St. Angelo, der höchste Berg in dieser ganzen Kette, mit allen seinen imposanten Schluchten, seinen gewaltigen Abhängen und Spitzen, seinen Thälern und Zinken, Schlössern und Kirchen, fast so kenntlich wie der Vesuv, nur weil er noch einmal so weit entfernt ist, um so viel kleiner daliegt. Von hier aus zieht sich dann die ganze Bergkette in wunderschönen Contouren, nur wenig sich entfernend, nach Osten bis zum Cap Campanella, wo sie dann plötzlich schroff ins Meer sinkt und verschwindet. Aber da steigt aus diesem einfach unbegrenzten Horizonte in kühnen Formen die Insel Capri auf, wie ein Held, der sein riesiges Heldenhaupt erhebt und hin in die Reihen der gerüsteten Kampfgenossen strebt, wenn ihn deren Schlachtruf geweckt, aber von der Geliebten, in deren Armen er geschlummert, zurückgehalten wird durch das blaue, goldurchwirkte Zauberney, das sie unsichtbar um seinen widerstrebenden Nacken geschlungen.

Auf der andern Seite von Capri ſchließt ſich wieder der Meerhorizont an den kahlen Felſen, bis dieſer vom Pauſilipp begrenzt wird, der ſich dann in weitgeſtreckter, wenig abwechſelnder Linie, wol tauſend Villen, Kirchen und Häuſer, wie einzelne glänzende Blumen, in ſeinen von Wald und Gärten grünem Kranze zählend, bis Neapel hinzieht und mitten über der Stadt, auf ſeiner höchſten Spitze, das ſchöne alte Caſtell St. Elmo trägt. Neben dieſem ſieht man etwas ferner das friedlich ſchöne Kloſter Camaldoli; auf der andern Seite des Caſtells St. Elmo zieht ſich in eben ſo weiten Umriſſen dieſelbe Hügelkette wieder hinab bis faſt an den Fuß des Veſuvs und durch das Thal zwiſchen beiden ſieht man noch eine ferne mannigfaltig, kraus gezackte Bergkette. An dieſem langen grünen Hügelrücken, der als Pauſilipp aus dem Meer ſich erhebt und faſt bis zu dem Fuß des Veſuvs ſich ſtreckt, liegt unten an ſeinem Fuß größtentheils die lang ausgedehnte Stadt, die nur in der Mitte, ungefähr an der Stelle, wo er am höchſten iſt, bis faſt zu ſeinem Gipfel ſich hinaufſteigt, dann aber auf der Seite des Veſuvs ſo unmittelbar mit allen den kleinen Orten: Portici, Torre del Greco, dell' Annunziata, Caſtellamare, Sorrent u. ſ. w. dem Scheine nach zuſammenhängt, daß ſie faſt nur eine unendliche Straße ſcheint, die den ganzen Golf umſchließt.

Das iſt nun die Aufzeichnung dieſes Panoramas. Jetzt aber denkt Euch die wunderbarſte Farbe dazu. Der Himmel glühend, ſtrahlendes Blau, vom weichen, reichlich goldnen Abendlicht durchfloſſen, ein Schimmer ſo geiſtig ätheriſch, daß ich nie wußte, ob das Auge ihn ſah oder das Ohr ihn hörte, wenn auch die Seele ſeinen wunder-

daren Zauber tief empfand. Oft habe ich Stunden lang hinaufgestarrt und endlich geglaubt, in den weiten Räumen gar nichts zu sehen, sondern nur wunderbar goldne Harmonie schwellen und wallen zu hören aus dieser unendlichen Ferne. Und gewiß in diesem unaussprechlichen, schimmernden Aetherden, da liegt der innere geistige Zusammenhang der Töne des Lichts und der Töne des Klanges! An diesem Himmel nun die schimmernd weißen Wolken und unter diesem Himmel die Bergkette: eine unendlich weite Reihe blauer edelsteinener Stühle, auf denen die goldenen Abendsonnenlichter mit melodischem Flügelschlag niederschweben und wie buntfarbige, goldbeschwingte Engel sitzen, die den himmlischen Choral anstimmen; die Tonne ist das Allerheiligste, das auf dem Altar des purpurrothen Abendberizontes flammt, und das plätschernde, rauschende Meer ist die wogende, betende Menge, die in das wunderbare Amen einstimmt. Etwas Reizenderes, als auf den blauen Bergen diese rothen goldenen Abendlichter, die je ferner desto bleicher erschienen und bei den fernsten Bergen nur kaum sich ahnen ließen, sah ich nie. Wie über ein Kindesangesicht, wenn es im Traum die Engel sieht, ein selig verklärtes Lächeln, die sanfte Ruhe kaum merklich unterbrechend, spielt, so zitterten diese Sonnenstralen über die duftig blauen Berge. Je näher desto flammender wurden sie, gold purpurroth, oft rosa silbern, und auch grünlich gelb, und so hingen sie da an den Klippen, den Wäldern und Wiesen, als ob sie fest in Kissen sich gefangen hätten. Noch dunkler aber als diese Berge, und zwar nächtlich tief blaugrün, ist die weite Meeresfläche, gegen deren tiefe Bläue, je näher es dem Auge, selbst das tiefste Blau der Berge

erblaßt und nur zum bläulich sanften Schimmer wird und alle Schatten der ganzen Landschaft hell und licht erscheinen. Ganz nah dem Auge ist eine dunkelgrüne, klare, tiefe, tiefe Nacht.

Der Bergrücken über Neapel schien schon ganz zwielichtdämmerig, aber noch spielte in Neapels vielen Straßen, in die man fast alle hineinsieht, theils weil sie am Meere sich hinziehen, theils weil in gerader Linie viele den Berg zum Castel St. Elmo hinaufsteigen, der Abendschimmer vom Widerglanz des erleuchteten Himmels. Wir nahmen einen Schiffer und fuhren hinaus, um immer weiter von dem Getöse zu kommen und ungestörter den Abendchor der seligen Naturgeister belauschen zu können. Je weiter man von Neapel kommt, desto besser sieht die Stadt aus, weil sie dann durch ihre ungeheure Ausdehnung imponirt, in der Nähe aber, da kein einziges hervorstechendes schönes Gebäude oder Kirche da ist, wie eine Stadt von bunten Schachteln erscheint. So ruhig das Meer vom Molo aus schien, so hoch ging es doch, als wir ein paar Stunden weit in den Golf hinausgefahren waren. Wir fuhren so weit, bis wir hinter dem Vorgebirge des Pausilipp die schöne Insel Ischia mit ihrem majestätisch aufsteigenden Epomeo aus der goldenen Glut des Abendhimmels und des feuchtflimmernden, flutend entzündeten Meeres hervortreten sahen. Auch sahen wir Procida und das Cap Misenä, den Golf von Baja ꝛc., welche ganze Gegend der Schauplatz der Geschichte Neapels war. Die Beleuchtung war immer schöner geworden, die Sonne selbst stand jetzt an dem Horizont des Meeres und war im Begriff in seine feuchten Arme zu sinken, die sich liebend schoben die müde Geliebte zu em-

rfangen. Es schwebte rings durch die weite Welt der höchste Moment der Entzückung! Noch lange sah die verlassene Braut sich um und wollte es nicht glauben, daß ihr stralender Freund sie verlassen könnte auf dem Lager der Liebe — aber nach und nach nahm sie endlich alle Rosen und Blüten, mit denen sie sich geschmückt hatte, aus ihrem schönen Haar, zerrupfte sie und streute ihre Blätter in die Lüfte, die sie dem fliehenden Freunde nachtrugen. Dann schütteite sie ihre dunkeln Locken, daß sie nächtlich über den schönen stralenden Leib fielen und ihn verhüllten wie mit dunklem Trauerschleier.

Der letzte Sonnenglanz, sein letztes Echo war aus der Welt verschwunden; die Berge lagen dunkel, aber duftig da, nur hin und wieder irrte noch, kaum zu ahnen, der matte Abendschimmer auf ihren höchsten Spitzen hin, wie oft in Leid und Schmerz noch einzelne Erinnerungen früheren Glückes hängen bleiben und mühsam zu verlöschen sind, oder wie, wenn der Frühling längst vorüber, noch einzelne verlassene Blüten an den Bäumen hängen, oder wie wenn von einem Flug wilder Tauben einzelne sich auf den Feldern und Bäumen verspätet haben und dann lange umher irrend den andern nachflattern, so hüpften diese Lichter von Berg zu Berg, bis auch endlich sie in der Abendglorie sich verloren. Nun war Alles dunkel, aber um so heller jetzt das Meer, das wirklich ein dunkel krystallener Pokal zu sein schien, gefüllt mit dem goldnen Wein des Abendroths, das an tausend Stellen hindurch funkelte und wunderbar sich mischte mit dem tief dunkeln Grün, bis es nach und nach auch immer matter und matter wurde und die Fläche wie die ewige Nacht erschien, so daß die Nacht am Himmel Tag dagegen war.

Wir ruderten ſchon lange rückwärts, konnten aber wegen des Landwindes unſer Ziel nicht ſchnell erreichen. Den Blick nun auf die Stadt gerichtet, begann ein zweites wunderbares Schauſpiel. Bald war die ganze Stadt erleuchtet, in ihrer ungeheuern Ausdehnung, alle nächſten Umgebungen mitgerechnet, ſo weit das Auge noch die Nacht durchdringen konnte, ſo daß ein förmlich rothgolden ſchwirrender, zitternder Dunſtkreis, ein Glaſt von allen den Flämmchen, in der dunkeln Nacht ſich darüber breitete, aus dem dann funkelnd wieder die einzelnen Lichter vorblitzten und den Lauf der Straßen und der Plätze zeigten. Dabei waren noch unzählige wandernde Lichter, an Wagen, die durch die Straßen fuhren, und das Alles ſpiegelte ſich in der dunkeln Meerestiefe. Es ſah ſo feenartig aus, daß mir zu Muth ward, als ſei ich plötzlich in eine andere Welt verſetzt, in eine Welt von Glühwürmern, die ihr geſchäftiges Leben dort begingen, oder als habe irgend eine luſtige Fee die Menſchen und ihr Getreibe plötzlich in tauſend und abertauſend Irrlichter verwandelt, die dort nun umher hüpften und agirten, als ſeien ſie Menſchen. Feuer und Waſſer, die ſonſt ewig ſich bekämpfenden Elemente, ſchienen in holder Liebe ſich hier vereinigt zu haben und ein glühender, feuriger Palaſt, von tauſend fixirten Raketen gebildet, ſtieg dieſe Feenſtadt aus dunklem Meeresgrunde auf; es ſchien ein feuriger Blumenſtrauß, am feuchten, kühlen Buſen des Meeres, geſchaukelt von ſeinen ſanft wogenden Liebesſeufzern. Immer neuer und ſchöner ward das Schauſpiel; jetzt breiteten ſich die Lichter vom Lande auch über das Meer aus. Rings über die weite Fläche, rund um den Rand des Golfs herum kamen Fiſchernachen mit großen

Fackeln zum Vorschein, die auf der dunkeln stillen Fläche hin und her ruderten. Man fängt hier nämlich fast alle Fische entweder in Netzen, oder sie werden mit einer Art Mistforke, einem von Neptun geerbten Dreizack, gestochen und Letzteres geschieht bei Nacht. Da hat der Fischer vorn an der Spitze seines Bootes auf einer Stange einen einfachen Korb von einigen weitläuftigen Reisern, in welchem Späne angezündet sind; über diesem Korb liegt er mit halbem Leib über den Bord des Bootes hinaus, einen solchen Dreizack mit beiden Händen gefaßt, und stierr in die Tiefe. Die Klarheit des Wassers läßt ihn bis in ziemliche Tiefe hinab den von der Flamme beleuchteten Fisch erkennen, der durch das Licht geblendet still stehen bleibt; jetzt stößt der Fischer zu, dadurch rückt das Boot etwas mit und durch diesen Ruck fallen aus dem Korbe glühende, flammende Späne zischend in die feuchte Flut. Der Fischer bringt an der Gabel seinen Fisch heraus, schürt das Feuer wieder besser an und das Manoeuvre geht von neuem los. So fangen sie viele und die größten Fische mit leichter Mühe. Auch die Leute, die Austern, Muscheln, Krebse u. s. w. fangen, treiben dies Geschäft größtentheils bei Nacht; diese rudern aber mehr an den Klippen und Vorsprüngen des Ufers umher und haben in der einen Hand eine Fackel, in der andern das Messer, mit dem sie abschneiden. Sie liegen auch ganz vornüber gebeugt und leuchten mit ihren Flammen immer dicht über die Wasserfläche hin. Dabei tönten über die stille, melodisch plätschernde Fläche weg die einzelnen Rufe dieser Fischer, ihre Worte und Gesänge, die, wenn auch in der Nähe und an und für sich vielleicht unschön, in dieser Stille und aus weiter Ferne von den

melodischen Wellen getragen, doch einen grosen Reiz haben.

Aber eine andere Flamme stieg ruhig und still, in ernster Majestät zum Himmel auf; der Vesuv, der lange schwarz und schweigend dagelegen und dessen Wolkenkranz die Nacht verschlungen hatte, zeigte sich jezt in anderer, neuer Majestät und Schöne. Es war eine Mondnacht, der Mond aber noch eine halbe Stunde hinter dem Horizont. Jedoch öffnete sich schon das noch halbgeschlossene, schlaftrunkene Auge des Himmels, um seine stille Nachtwache anzutreten. Noch wagte die keusche Luna nicht hervorzutauchen, fürchtend, daß der glühende Bruder noch nicht tief genug in Schlaf gesunken; aber schon war die Luft hinter dem Berge in Osten dämmrig goldschimmernd. Auf diesem matt erleuchteten Grunde, hob sich in seinen mächtig schönen Umrissen purpurnächtlich der ernste Berg. Wol schlief er einen eisernen Schlaf in dem Felsenkerker, der mächtige Titan, aber die Träume waren wach! Wie der Greis im Alter seine Jugend, der Verlassene seine Liebe, der Gefangene seine Freiheit, der Besiegte seinen Ruhm und seine Siege träumt — so träumte auch der schlafende, gefangene Bergriese seine Götterjugend, seine Kraft und Freiheit; da schien sich seine Brust zu heben, durch die stille Nacht ertönten, wie ferne, kaum vernehmbar rollende Donner, hohl und schaurig, einzelne schlaftrunkene Worte und Seufzer und aus seinen geschlossenen Augen flammte dann jenes Helden- und Götterfeuer wieder, das so oft vergeblich die Fesseln zu sprengen sich mühte. — Herrlich sah es aus, wenn so von Zeit zu Zeit aus dem schwarzen Berge plözlich eine hohe Glut lautlos aufloderte, die sich hoch über den Aschenkegel er-

hob. Eine Flamme war es eigentlich nicht, oder diese wenigstens nur ganz unten, hart auf dem Umriß der Bergfirste sichtbar; jedoch hoch hinauf stieg der Glutstral und weilte oft minutenlang bewegungslos, was um so wunderbarer aussah, da er so plötzlich erschien und verschwand. Die Farbe war, weil die Luft hinter dem Berge schon eigentlich hell, nicht ganz so glühend, wie sonst die Flammen, sondern mehr matt ins Rosa spielend. Es schien die flackernde Röthe, die auf dem Gesicht eines Schlafenden seine tief verborgenen Träume malt.

Ich konnte mich nicht satt sehen und war obendrein in der höchsten Spannung, weil ich bei jedem neuen Schauspiel hoffte, daß es stärker und zur förmlichen Eruption sich gestalten sollte. Sah ich dann wieder auf die funkelnde Stadt und den Lichterkranz, der am Ufer sich hinzog, da schienen die vielen wimmelnden Lichter mir ein geschäftiges Völklein, das zu den Füßen dieses Zauberkönigs sich bewegte, der hoch und hehr in schweigender Majestät über ihnen thronte. Es schienen Fünkchen, von der Liebesfackel auf der Erde ausgestreut; sie blitzten und funkelten lustig zufrieden mit ihrem kleinen Licht, während der schwarze Berg die Fackel unglücklicher Liebe schien, verborgen der Welt. Tief innen im Busen da glühet allmächtig die Liebesglut und greift, je mehr sie sich müht, vor der Welt erloschen und kalt zu scheinen, desto mehr um sich und verzehrt Alles, was sonst das Herz erfüllt; plötzlich dann strömt es über und bricht hervor, so daß alle stillen Flämmchen häuslich zufriedener, bürgerlicher Liebe vor Schreck erblassen — aber schnell erlöscht sie vor den Augen der Welt wieder und glüht nur tief im Verborgenen fort. Wenn die

mächtige Flamme blitzschnell hervorbrach, schienen alle Lichtlein schüchtern zu verlöschen, aber blitzschnell löschte die Nacht sie wieder und die Lichter glimmerten von neuem. Noch mehr sollte der Geist gespannt werden, indem immer ein neues Schauspiel, noch ehe er sich am Vorhergegangenen satt gesehen, dieses verdrängte. Etwas Anderes bemerkten wir zufällig jetzt, von dem ich auch niemals gehört, oder, wenn auch gehört, es wenigstens nicht so verstanden hatte; nämlich das sogenannte Meerglühen. Ich sah ins Meer um zu sehen, ob die Glut des Vesurs sich spiegele; da sah ich plötzlich aus der ungeheuern Purpurtiefe, gegen die Schwarz wirklich kraft- und glanzlos aussieht, rund um unser Boot herum, viele blendend weiße, leicht: Funken aufwirbeln und, mit dem Zug des Wassers sich in den Strudel hinter unserm Schiffe mischend, so in die dunkle Nachtferne hinschwimmend verschwinden. Lange sah ich hin und wollte meinen Augen nicht trauen. Ich rieb und rieb und sah in den Himmel hinauf, weil ich die Meeresfläche für den Spiegel des Sternenhimmels hielt. Aber diese Funken des Meeres, das war ein Licht so blendend blau weißlich, wie das des Blitzes oder das von Leuchtkugeln, auch sind die Sterne körperloser, möcht' ich sagen, anzusehen. Es schienen vielmehr Flocken einer weißen Flamme zu sein, denn sie haben eine wirklich leuchtende Farbe, aber nicht dem Monde ähnlich, weil der nicht so blendend aussieht, sondern weicher; jene Funken waren wie weißglühendes, in einander wirbelndes Metall, oft so groß wie eine Erbse und dann wieder ganz klein. Ich sah lange, lange hin, dann machte ich die Andern aufmerksam und nun hörten wir von dem Schiffer, daß es immer im

Sommer ſo ſei und man es das Leuchten des Meeres heiße. Wie ſchon bemerkt, griff ich nach dieſen Funken, fing ſie und konnte ſie einige Secunden lang leuchtend in der Hand über dem Waſſer halten; da ſchienen ſie wie Glühwürmer, waren aber nichts als Waſſertropfen, die als ſolche zerrannen. — Mich hat nie etwas ſo wunderbar und zauberhaft angezogen, obgleich es kein ſo frappirender Anblick war, da dieſe Funken nur in dem nächſten Umkreis unſeres Schiffes ſichtbar wurden. Aber die nächtlich grüne Tiefe lockt an ſich uns ſchon ſo wunderbarlich, daß von Sehnſucht das ganze Herz erfüllt wird. Ach, wir können nicht durchſchauen den kryſtallenen Schleier der fernen, ſchweigenden Tiefe; aber der Schimmer, der durch ſeine Dämmerung uns zuſtralt, läßt uns Zauberwelten ahnen. Wir möchten, ach ſo oft, den Menſchen entfliehen und in dem Schoos der Natur uns verbergen, aber wohin wir fliehen auf der Erde, wir finden ſie. Zum Himmel vermögen wir nicht — ſo zieht es uns hinab. Wir ſehen die Sonne hinuntertauchen in die Flut, den Mond, die Sterne, und was ihre Fläche berührt, ſtralt Alles ſchöner wider, wie das Bild des Liebenden aus dem Auge ſeiner Geliebten. So träumen wir dort unten uns eine verklärte Welt, deren friſche Kühle den Brand des irdiſchen Lebens löſcht. Nun aber ſchien in ſtiller, dunkelnächtlicher Stunde der Schleier dieſer Wunderwelt gelüftet und uns ein flüchtiger Blick in die unendliche Tiefe erlaubt, und da war es, als ob wirklich ein glühender Sternenhimmel von jenſeits hervorſchimmerte und Blumen von Sternen blühten und Lilien von Perlen. Dann ſchien es wieder, als ob ein funkelndes Zauberſchloß erſtände, in dem der alte Nereus mit

seinen wilden Söhnen und seinen silbersüßigen, feuchtlächelnden, schönen Töchtern logirte, von deren diamantenen Zithern die zauberischsten Accorde ertönten, welche selbst die wilden Wassersöhne in süßen Schlummer wiegten. Ja, diese Töne schienen der honigsüße Duft zu sein, der den feuchten Kelchen jener wunderbar funkelnden Blumen entströmte, oder ihre zärtliche Liebessprache; dann schienen sie auch wieder das harmonische Summen sie umschwirrender, kosender Bienen zu sein, oder der Gesang verzauberter Nachtigallen, die in dieser feuchten Tiefe ihre Liebeslieder sangen. Dann glaubte ich wieder singende, geschäftige Nymphen zu ahnen, die hier mit Sternen den Mantel der Nacht stickten.

. . . . . Doch ehe ich mich satt gesehen und über meine Gefühle und alle die wechselnden zauberischen Eindrücke mir selbst klar geworden war, schallte mir schon wieder das Getose der Stadt in die Ohren; wir waren am Molo. — Wir stiegen aus und waren also wieder mitten in dem alten Gewirre und Getreibe, das bei Nacht und Fackelschein noch betäubender war als am Tage und wirklich nach dieser Ruhe, diesen erhabenen, feierlichen Genüssen in der Natur etwas Hölliſches an sich hatte. Ich glaubte auf einmal in der Teufelsküche angekommen zu sein, als ich so auf offener Straße, ihren tausendfachen Hocuspocus um sich herum, die halbnackten, dunkelbraunen Garköche an ihren auf Flammen stehenden Töpfen und rund um mit Fackeln bepflanzten Tischen sah. Dabei denke man sich die wilden Kerle, die herumstanden, mit ihren dunkeln schwarzen Schlangenlocken und ihren heller als die Fackeln funkelnden Augen, die gierig ihre Schüssel Macaroni verschlangen! Dabei Geschrei, die

winselnden Bettler, die rasselnden Wagen, die lispelnden Kuppler, die rauschenden Damen in seidenen Kleidern! Dann lärmte eine singende Bande Lazzaroni vorbei, mehr nackend als bekleidet, doch aus den Boutiken und Häusern lärmte es noch ärger als auf der Straße, denn ein Lärm schien mit dem andern zu wetteifern, ihn überbieten zu wollen. Aber keine Dante'sche Hölle war es, sondern eine, wo der lustige Teufel regierte. Und das muß ich sagen, bei Nacht gefiel es mir noch besser als bei Tage, eben weil die Nacht manches Kleine verbirgt und die ungewisse Feuerbeleuchtung manches Fade pikanter erscheinen läßt. So nächtlich hatte dies Leben eine Art Beigeschmack von Schauerlichem, Originellem, was mir wohl behagte. Besonders gefielen mir bei den Garköchen die ungeheuern Bäuche und Nasen der Gäste, wie der Köche. Ferner die vielen hübschen, geputzten, zwitschernden Dämchen, die in der zweideutigen Beleuchtung des mit der Nacht streitenden Lichtes auch reizender und zweideutiger aussahen, als am Tage. Dann sprach mich auch, wie ein Geist aus Gräbern, die furchtbarsten Beschwörungen ausstoßend, ein gräßlich nackter, verkrüppelter Bettler an und verfolgte mich, als ich fast wie vor einem Gespenst vor ihm floh.

So wie der erste Tag, so ging der zweite, der dritte und vierte, ja jeder Tag hin, fast erdrückend durch die Ueberfülle von neuen Eindrücken und Erscheinungen. Den Vormittag bis Nachmittag 2 Uhr brachten wir immer in den Studien zu; dann ging es durch diese wie vom Veitstanz ergriffene Stadt, wo jeden Augenblick irgend eine Absurdität, irgend eine komische Scene, irgend ein unerhörter Schurkenstreich entweder zum Lachen oder Zorne

Einen reizte und das Gemüth in einer gewissen Spannung erhielt. Nach Tisch machten wir jedes Mal einen Spaziergang oder eine Fahrt in die Umgebungen Neapels, um seine Naturschönheiten zu sehen.

Doch erst wieder zum Museum! Am zweiten Tage besahen wir noch einmal die pompejischen Malereien, ließen uns Erlaubniß zum Zeichnen auswirken und gingen dann zu den Mosaiken, die freilich ganz in die Malereien übergehen, aber interessant durch ihre Mannigfaltigkeit und große Vollkommenheit sind. Man sieht z. B. Sachen, die so vollkommen, so unendlich vollendet ausgeführt sind, als man nur in neuerer Zeit etwas sehen kann, mit dem einzigen Unterschied, daß die Alten bessern Tact hatten, um zu fühlen, wie weit und in welcher Art eine Mosaik ausgeführt sein müßte, oder vielmehr in welchem Grade und auf welche Weise sie eine Malerei täuschend nachzubilden streben sollte. Die schönsten unter den Mosaiken sind die neuesten, worunter ein Knabe auf einem Löwen die vorzüglichste. Ungemein schöne Arabesken (Malereien) sind auch noch in diesen Sälen, der Angabe nach aus einem Isistempel. Alsdann einige äußerst naive und rührende Thierfabeln, z. B. ein Leopard, der mit einer Schlange kämpft, die so meisterhaft ausgeführt ist, wie nur ein Potter oder Rubens es zu machen vermocht hätte. Auch sind ein paar Tafeln da mit tanzenden Faunen und Bachantinnen, die freilich sehr ruinirt sind, aus denen aber noch immer sich errathen läßt, daß sie gewiß zu den schönsten Sachen gehörten. Eben so sind ein Paar, fast noch mehr ruinirte Bilderchen da mit Kindern, die mit einem Ziegenbock spielen, äußerst naiv graziös. Dann wieder eine schöne

Tafel, einen von der Sonne rothbraun gebrannten Heros oder Gott darſtellend, der bei ſeiner Geliebten ruht, von der man nur den halben Rücken ſieht; der eine Arm ſtützt ſich auf die Kiſſen, der andere iſt um ſeinen Nacken geſchlungen. Ihre Stellung iſt wunderbar, das Fleiſch leuchtend in Farbe und weich und ſchön gemalt. Und auf dieſem weißen Fleiſch ein Kopf mit rabenſchwarzen, faſt ins Purpurne ſchimmernden Flechten, von deſſen Geſicht man nur den kleinſten Schnitt der Wange ſieht, ſo daß ſich das reizendſte Weib darunter verſteckt denken läßt. Von dem Mann ſieht man den ganzen Körper; er ſcheint ſeiner Geliebten etwas zu erzählen oder die Götter anzurufen, wenigſtens hat er den Oberleib halb erhoben und den Arm ausgeſtreckt. Sein Haar iſt roth und mit einem Lorberkranz geziert. Die ganze Gruppe iſt in einem weißen Bett auf bläulich grünem Grunde. — Ich habe hier viel ſtudirt und hoffentlich mit Nutzen für meinen Simſon und Delila; faſt alle Tage, ehe ich etwas Anderes ſah, ſah ich immer dieſes Bild an.

Doch nun mit einem Male weiter und nicht wie wir es Tag für Tag geſehen! Alſo zuerſt zu dem ägyptiſchen Cabinet, das freilich ſehr reich und gewiß auch intereſſant iſt, von künſtleriſchem Werth aber wenig aufzuweiſen hat, eine ägyptiſch-griechiſche Prieſterin des Apollo ausgenommen; dieſe iſt wirklich ſchön und zeigt in ihrer ſtreng bewegungslos gehaltenen Stellung, ihren enganliegenden Gewanden, dem typusartig ſtrengen Kopf doch einen griechiſchen Schönheitsſinn, der um ſo mehr reizt, da man es nur unter dem Schleier ägyptiſcher, märchenartig grauenhafter Abgeſchloſſenheit hervorſchimmern ſieht. Dann ſind eine Menge Götzen u. ſ. w. da, die alle durch ihre ſonderbaren,

wunderlichen Gestalten lebendig an die unserm Vorstellungsvermögen fremde, räthselhafte Zeit erinnern. Viele sind äußerst komisch und launig: Frösche, Hunde, Papageien und Bestien in menschlichen Actionen und Ausdruck; sie scheinen Personen aus Hoffmann'schen Romanen und Novellen, nur daß die letzteren etwas unreiner, leichtfertiger sind und jene denn doch mehr Styl, Form und Rundung haben. Schade, daß er sie nicht sah, es wäre ein Studium für ihn gewesen; doch das ist in Rom noch mehr und schöner. Dann sind auch in dem ägyptischen Cabinet drei Mumien, die ich aber keine Lust habe zu beschreiben, denn wenn sie mein wären, würde ich die Leute begraben, die durch ihre Häßlichkeit nur Ekel erregen können und sonst gar kein geschichtliches Interesse haben; man weiß nicht einmal, ob es Männer oder Weiber gewesen sind.

Von dem ägyptischen Cabinet gingen wir zu den bronzenen Kunstwerken, die sie hier in großer Menge haben und welche für mich mit den Mosaiken und Malereien dem neapolitanischen Museum eigentlich den seltsamsten Reiz verleihen, so daß mir plötzlich ein bis dahin nur aus abgerissenen Daten geahnter Abschnitt der alten Kunstgeschichte klar und anschaulich in allen seinen feinsten Nüancen vor Augen trat. Mir war wirklich dieser Anblick so reizend neu, wie Einem sein muß, der die Kunstgeschichte gelesen, aber nie, oder nur einzelne wenige Bilder gesehen hat und nun plötzlich eine Galerie sieht. Jedes unbedeutendste Stück dieses Kunstschatzes hatte Werth für mich, denn wie in einem guten Schriftsatz ein Wort durchaus das andere bedingt, erklärt oder ihm seine Stellung gibt, so hier; das Ganze war für mich nur Eins und

um mir den ganzen schönen Sinn anschaulich zu machen, durfte ich nicht das geringste Theilchen übersehen.

Doch nun zu den einzelnen Sachen und zwar zuerst zu den Kunstwerken, unter denen viele schöne, in der Welt sehr berühmte, manche aber, die noch nicht berühmt und doch vielleicht die schönsten sind. Unter diese gehören für mich einige Büsten und namentlich die des Plato, die äußerst schön gearbeitet ist. Der Kopf ist von der Linken zur Rechten hingewandt, etwas niedergebeugt, und schaut so sinnend, aber zugleich wie redend, und zwar hoch begeistert redend, vor sich hin. Der Ausdruck ist ungemein ernst und geistvoll, wie von einem höheren Genius erfüllt; die Formen sind männlich, voll und kräftig und zugleich jugendlich anmuthig und üppig, besonders der etwas wollüstig geöffnete Mund mit seinen vollen Lippen, über den ein zierlich geordneter voller Bart sich herabkräuselt und mit dem des Kinns und der Backen zusammenfließt. Seine Augenbrauen sind bei aller glänzenden Klarheit und Offenheit des Blicks, der wirklich etwas selig Heiteres hat, doch ernst zusammengezogen und fast scheint eine leise Schwermuth, eine sehnsüchtige Schwärmerei über den ernsten Formen zu schweben. Sein Haar ist sehr sorgfältig und geschmackvoll geordnet, ganz glatt gescheitelt und mit einem Stirnband gehalten, unter diesem an den Schläfen in zwei große volle Locken vereinigt, die bis auf die halbe Backe herabfallen, im Nacken aber in einen Wulst, eine Art von Flechte, verschlungen, so daß man den schönen vollen Hals und Nacken sieht.

Die zweite Büste ist die der Berenice, wahrscheinlich der Königin, die nach dem Theokrit einmal sehr geehrt

worden zu sein scheint. Ist dies ihr Kopf, so hat sie es gewiß verdient, und zwar schon ihrer wunderbaren Anmuth und eigenthümlichen Reize wegen. Auch dieser Kopf sieht etwas nieder und ist von der Seite am schönsten; es mischt sich in die graziösen, aber üppigen Formen eine majestätische Strenge des Blickes und des Mundausdrucks mit einer äußerst weiblichen Nachgiebigkeit und gütigen Schwäche. So scheint der Blick und der ganze Ausdruck des Gesichts zuerst fast männlich ernst, sogar etwas wild, bis man um den Mund (der an und für sich, seiner Form nach, schon der schönste, aber begehrendste ist, den man sehen kann) so feine, weiche, liebliche Züge, ein so liebreizendes Lächeln sieht, das wie ein Bienenschwarm den süßen Kelch einer schönen Blume umkreist und sich über das ganze Gesicht, um das feine vorschwellende Kinn, über die schönen, einfach großen Wangen ausbreitet und sich in den etwas geschwollenen Augenlidern gar üppig zart ausspricht, über den Augenbrauen aber und auf der Stirn als eine leise Sehnsucht schwebt. So sieht man also zuletzt nur dieses schöne, edle, ernste, strenge Weib, das aber in seinem prangenden Jugendreize, seiner Lebensfülle und natürlichem Liebesdrang die eigene Strenge mit seinem weiblichen Wesen, seiner unbefangenen, jugendlichen Sinnlichkeit in Streit bringt und dadurch von einer leisen Schwermuth, die seine Reize noch erhöht, umwoben wird.

Das wären die zwei für mich schönsten Portraits, jedoch sind noch vier oder fünf beachtenswerthe da, unter denen besonders ein Jüngling sich auszeichnet, mit langen, in einzelnen freien Locken herabhängenden Haaren, die unter einem Stirnband hervorquellen und wie aus auf-

gewundenen Bändern gemacht sind. Dies ist ein eigener, interessanter Kopf, es liegt ein tragisch ernster Ausdruck in den begeistert jugendlichen Zügen und kräftig schönen Formen. Ein anderer Kopf ist in den Formen weniger schön, aber doch auch sehr individuell und originell im Ausdruck, in der Auffassung und Darstellung. Seine Haare, die in kürzeren Locken sich um den Kopf ringeln, sind (ihre äußeren Enden) aus metallenen, kettenartig gewundenen Stäbchen gemacht; sie sind etwas roher als die anderen, geben aber doch auch sehr klar und stylisirt den Charakter des Haares an. Dann ist noch ein herrlich gearbeiteter Kopf da, ein eiserner Mann, so abgeschlossen in seinen Blicken, wie in seinen Formen, und schaurig trübe lagert sich eine ernste Strenge über seine Züge; den Mund umspielt ein verächtliches Lächeln, aber dennoch liegt in dem ganzen Charakter ein eigenthümlicher Adel. Dieser Kopf ist mit ungeheuerer Natur gearbeitet, wundervoll aufgefaßt und wiedergegeben, aber auch mit großer Kenntniß und weiser Berechnung der Mittel und Kräfte. — Das wären die vorzüglichsten Köpfe. Jetzt zu den Figuren.

Die schönste oder meisterhafteste von allen, gewiß in jeder Hinsicht, ist ein ganz kürzlich aufgefundener kleiner Faun: er steht auf den Zehen (wodurch die Beine sehr angespannt werden) und scheint eben einen Fuß vor den andern gesetzt zu haben, wenigstens glaubt man noch die Bewegung zu sehen. Der Leib ist etwas zur Seite gedreht und ganz wenig hintenüber gebogen, weil er die Arme höher hält und mit dem Kopf auch in die Höhe blickt; die Bewegung ist lebendig aufgefaßt und schlagend

wiedergegeben. Dabei herrſcht trotz ihrer unbefangenen Natürlichkeit, trotz ihres trivialen Charakters doch die höchſte Grazie und der reinſte Geſchmack in der Stellung wie in der Ausführung. Wunderbar frappant wahr und richtig iſt die Zeichnung (ich weiß kein anderes Wort, um das ganze Verhältniß der Glieder zu einander auszudrücken). Die Modellirung iſt voller Individualität; ſie iſt faſt portraitartig natürlich, dabei in einem edeln Styl gehalten und, obgleich aufs feinſte vollendet, doch unbegreiflich einfach. Wie ein junger Bock nur entzücken kann, wenn er recht graziös ſeine bockiſch-ſchönen Glieder bewegt und recht ausdrucksvoll ſeine Bocksluſt und Freude zu erkennen gibt, ſo iſt dieſer Kerl zum Entzücken originell, echt faunisch. Nächſt dieſer Figur iſt die ſchönſte ein lebensgroßer, betrunkener Faun, der hintenüber gelehnt ſitzt, das eine Bein lang ausgeſtreckt, den Kopf vollkommen ſchlaff hintenübergeworfen und wirklich im Geſichte den treueſten Ausdruck der Betrunkenheit hat. So ſchön dieſer Faun und ſo berühmt er iſt (denn er iſt das berühmteſte Stück der Sammlung), ſo iſt mir der kleine doch lieber. Dann der berühmte junge Hercules, der die Schlangen erwürgt (aus der Farneſiſchen Sammlung). So kann Hercules als Kind ausgeſehen haben; es liegt in dem Jungen eine ungeheure Kraft, ſo weich, ſo rundlich die Kinderformen auch ſind. Auf ſeinem Schild ſind (Basrelief) klein die Thaten des Hercules dargeſtellt. — Dann iſt noch ein ſehr ſchöner kleiner Bacchus mit einem Faun da, ſo weich, ſo fleiſchig, wie es nur irgend möglich iſt, in dieſer dunkeln, glänzenden, harten Maſſe hervorzubringen; aber ſchöner faſt als alle dieſe letzten Sa-

chen ist für mich eine kleine Fortuna, ein Figürchen, vielleicht mit allem Zubehör zwei bis drei Fuß groß.

Sie steht auf einer Kugel, die auf einer viereckigen Bahn mit vier geflügelten Löwenklauen ruht. Einfacher, anspruchsloser und dabei graziöser als dieses Figürchen kann man nichts sehen. Auf den Zehen stehend, die Beine ganz gleich aneinander geschlossen, die Arme gleich am Leibe niederhängen lassend, hebt es mit der einen Hand ganz wenig sein Untergewand vom Leibe ab und zieht mit der andern das Brusttuch am Saum herunter, das von den Schultern über die Brust hängt, so daß der ganze schöne Hals und das Brustbein bloß sind, wie auch die vollen Arme, an denen es auf beiden Seiten gerade herunter hängt. Der Kopf ist ganz gerade nach vorn gerichtet, das gescheitelte Haar nach hinten wulstig um die Schläfe geschlungen und in einen dicken Zopf zusammengeknotet. Das Untergewand ist etwas angeweht, so daß es die Formen sehr deutlich durchscheinen läßt, übrigens in einfach geraden Falten herabhängend. Die Säume der Gewänder, die Arabesken auf der Kugel und das Halsband um ihren schönen Hals sind mit Silber ausgelegt. Das ist das ganze Wunderwerk, ohne alle besondere Attitüde, Action und Ausdruck — und dennoch ist es ein Wunder durch die Mannichfaltigkeit von Reiz, der in dieser Einfachheit liegt. Es ist in dieser Zierlichkeit ein Ernst und ein Adel, der erstaunenswürdig ist. Die Füße scheinen kaum die Kugel zu berühren, so leicht und luftig ist die Haltung des Figürchens, und dennoch liegt in dieser Luftigkeit eine großartige Fülle. Es ist mit so Wenigem gemacht, in den nackten Theilen fast nur die Hauptform angegeben, wie auch im Gesicht, aber dabei

ist die Andeutung der kleinern Formen, der individuellen feinen Züge des Ausdrucks, so unmerklich dieser ist, doch so vollkommen an der rechten Stelle, daß er den ganzen Reichthum der Natur wiedergibt. Die Falten, so einfach sie sind, eine fast wie die andere, nur ein wenig in ganz zarten Abwechselungen bewegt, sind doch so natürlich, so geschmackvoll, daß auch keine anders sein dürfte.

Dann sind zwei sehr schöne Reihe und unter den freilich in ihrer Vollendung nicht so meisterhaften Sachen für mich doch einige sehr ergreifende Figuren, lebensgroße Statuen von Schauspielerinnen und Tänzerinnen da. Erstlich gaben diese Figuren mir einen klaren Begriff von der Art der Alten, sich auf dem Theater zu bewegen, was ich mir zwar aus dem Lesen der alten Tragiker wol so gedacht, aber doch nie recht deutlich vorgestellt hatte. Sie scheinen sich taktmäßig in abgerissenen, gehaltvollen Bewegungen, mehr symbolisch möcht' ich sagen, bewegt zu haben, als daß sie, wie wir jetzt, durch ihre Action hätten täuschend die Natur nachmachen wollen; das wollten aber auch ihre Stücke nicht und es ist nicht die einzelne feine Charakteristik und Individualität, die darin hervortritt, sondern der gewaltige Genius, der durch das Ganze geht und aus verschiedenen Personen zu uns spricht. Wir sehen nicht sowol eine lebendige Handlung vor unsern Augen, Verwickelungen und Entwirrungen, sondern in majestätischen, Alles durchdringenden Worten und Reden werden uns gewaltige Begebenheiten vorgeführt. So auch diese Actricen; ihre Bewegung ist höchst einfach stylisirt und abgemessen, die Füße fast immer gleich, höchstens einer ganz wenig vorgesetzt, der Kopf gerade nach einer oder der andern Seite gewandt, die Arme irgend eine

etwas ausdrückende, einfache Stellung behauptend. Ueberhaupt scheinen sie nicht eigentlich lebendig, sondern mehr nur in Attitüden hingestellt. Gekleidet sind sie, mit wenig kleinen Abwechselungen, alle gleich: eine Tunica bis auf die Füße hängend und diese gewöhnlich bedeckend, über die Brust ein Peplum. Auch der Haarputz ist derselbe. Hals und Arme nackt, die dann, obgleich nur in den großen Hauptmassen angegeben, doch großartig und schön sind, wie auch der Styl der Falten, die, obgleich fast alle gleich und gerade niederhängen, doch, wo sie bewegt sein müssen, voll und richtig den Charakter dieser Bewegung angeben. Bei einigen sind die Säume der Gewänder mit goldenen Verzierungen geschmückt, oder von goldschimmernder Bronze. Der Ausdruck der Köpfe ist ungeheuer tragisch; die Augen sind fast immer mit Silber ausgelegt und geben dadurch den so schon sprechenden Formen noch etwas wunderbar Lebendiges. Die Köpfe sind meistens schön und mächtig in Form und Ausdruck, aber es ist nur auf das Große und auf keine weitere Individualität, kein weiteres Spiel des Ausdrucks in den Zügen gesehen; jedoch ist, obschon es mit so Wenigem gemacht worden, Das, was da ist, so ganz da und vollkommen hinreichend, um die Seele zu füllen. Sie stehen da, diese schwarzen ernsten Figuren, fast wie Geister, wie Erscheinungen aus einer andern Zeit, d. h. einer göttlichern. Von ihren vollen, tragisch gesenkten Lippen scheinen wirklich noch jene erhabenen Worte zu tönen, die einst einer gewaltigern Zeit ihre großen Begebenheiten verkündeten. Für mich waren diese Figuren von ungeheuerem Reiz und je länger ich sie ansah, desto lebendiger traten sie mir entgegen, aber geisterartig, denn ein feierlicher

Schauer überlief mich, wie in dem lebendigen Dunkel einer großen, mächtigen Kirche, wie überhaupt bei Allem, was uns recht lebhaft erfassend in, über diesem Leben schwebenden Formen und Gestalten uns entgegentritt. Wie es zum Beispiel uns sein würde, wenn einmal wirklich ein seliger Geist, oder sonst ein Abgeschiedener oder ein Engel uns erschiene und zu uns wirklich redete; wie es uns auch schon beim Anblick eines Todten ist, weil der auch schon dem Leben nicht mehr angehört, auch schon in andern, fremden Tönen zu uns redet. Doch nun genug davon und nun hinauf in den Saal der bronzenen Geräthe! Nur das will ich noch bemerken, daß ich bei jenen Figuren recht deutlich gesehen, was Styl ist, denn in dieser einfach großartigen Anlage liegt eigentlich nur die höchste Vollendung, ja, man vergißt ganz, daß es noch eine feinere Ausbildung geben könne.

Mit dem besagten bronzenen Chorus also, der uns schauerlich feierlich sein metallen tönendes Lied vom Untergange jener schönern Zeit noch singt, will ich schließen. Es ist unmöglich, Einzelnes aufzuzählen, denn es ist eine solche ungeheuere Menge da, daß ich, obgleich ich mich sehr viel dort aufgehalten, täglich etwas Neues und immer etwas Schöneres entdeckte. Es sind lauter Sachen, die nur in unserer jetzigen Küche, bei Tische, bei der Toilette u. s. w. nöthig sind; aber in den einfachsten Schüsseln, Kasserolen, Töpfen und Pfannen ist ein solcher Reiz in dem Verhältniß der Formen und den wenigen Verzierungen, daß mich wenigstens diese Sachen wie die größten Kunstwerke fesselten. Man sieht aus diesen Sachen ebenfalls recht klar, wie die Kunst, der Sinn für Schönheit und Zierde, wie die Grazie die ganzes

Leben durchdrang und nicht wie bei uns blos ein für sich abgeschlossenes Gebiet war. Ihrem schönen Geiste war es unmöglich, sich etwas ohne Schönheit zu denken; bei ihnen war der Schönheitssinn, die Grazie, förmlich eine Art Instinkt. So findet man kaum ein unbedeutendes Geräth, dem nicht entweder irgend eine phantastische Spielerei oder der Zauber der einfachen Form einen Geist anregende Bedeutung verliehe. Das Bedürfniß derselben liegt wol auch noch in uns, liegt wol mehr oder weniger in jedem Menschen, denn der rohe ste Bauer, der Wilde sogar, sucht auf irgend eine Weise Alles, was er bedarf, zu zieren und zu schmücken. Aber — der Schönheitssinn, der Formengeschmack fehlt uns, die Grazien haben uns verlassen und nie wird vielleicht eine solche schöne Zeit wiederkehren (obgleich immer der Boden empfänglich sein wird), wenn nicht die Künstler allesammt ihren Stolz lassen! Denn daß die Sachen jener Zeit alle so schön sind, lag darin, daß die Künstler sich nicht scheuten, Handwerksarbeit zu machen, und daß so die Handwerker Künstler wurden, indem sie diesen nachahmten und in deren Fußstapfen traten. Daß es so war, sieht man aus diesen Sachen und erfährt man aus der Geschichte, denn gar oft erzählt Pausanias von den ersten Künstlern, daß sie Dreifüße u. s. w. machten. Ein eigenes Gefühl ist es, unter diesen unendlich vielen schwarzen Sachen herum zu gehen, sie schienen mir alle schwarze geheimnißvolle Chiffern, die uns, wenn wir ihnen die Zunge zu lösen und ihre Sprache zu entziffern vermöchten, mehr erzählen könnten, als „Tausend und eine Nacht“. Hängt nicht an jedem dieser unbedeutenden Geräthe eine ganze Familiengeschichte mit allen ihren großen und tie-

nen Abenteuern und Schicksalen? Und welche Schicksale? Und welcher Menschen Schicksale haben diese stummen Zeugen wol mit angesehen? — Keine vergangene Zeit haben wir in ihren täglichen Bedürfnissen so ganz vollständig beisammen wie diese. Da sind noch alle die Krüge, aus denen wol manche schöne, alte Lippen getrunken; sie sind ganz dieselben noch, nicht entweiht durch spätere Zeiten, aber vergessen und verschollen ist, wem sie gehörten. Alle diese Candelaber, Dreifüße, Altärchen und Opfergeräthschaften, die einst gebraucht wurden mit dem festesten Glauben und der größten Andacht zum Dienst der Götter, durch die vielleicht so mancher seine Ernte mit Dank ergänzte, die dem Gläubigen vielleicht eben solche Wunder schufen, wie jetzt die tausend Bilder, Reliquien u. s. w., sie sind noch alle wie früher, aber die Gläubigen sind lange nicht mehr, und sogar ihre Götter, zu deren Dienst sie waren, sind dahin! O, könnten diese leblosen Dinge von jener Zeit, der sie angehören und deren stumme Zeugen sie sind, die so reich an geschichtlichem Leben, das sie gestalteten und dem sie dienten, das so reich an Schönheitsleben ist, sie ganz durchdringt, reden, wie fremd, wie verlassen würden sie sich in dieser Welt sehen! Wie würden sie suchen nach ihren göttlichen Menschen, ihren menschlichen Göttern! Würden sie es glauben, daß Alles nur Lug und Trug war? daß die tausend Gebete und Opfer, die von ihnen aufstiegen, die so gläubig, so andächtig dargebracht wurden, alle nur der Antheil einer sinnlichen Befangenheit waren und so erfolglos verklangen in der weiten Luft? daß aller Glaube nur Wahngebilde und Einbildung war? Daß die ganze Götterwelt — ein Nichts! — und Alles, was durch und in diesem Glauben

entstand, die ganze Zeit mit ihren großen Ereignissen verloren sei und höchstens nur dazu diente, um einer anderen Zeit vorzuarbeiten, aus der dann zuletzt unsere einzig rechte, einzig seligmachende Zeit und Glauben hervorgegangen? Lägen diese Ideen wirklich im Christenthum, wie es so Manche behaupten wollen, so manche fromme Christen, Katholiken und Lutheraner, die mit Jahrtausenden umspringen wie mit einer Handvoll Staub und sie wegwerfen, daß sie in der Luft zerstäuben — da möchte ich lieber noch ein Heide sein und die alten Götter verehren, die so leutselig menschlich waren und von so großen, adelig schönen Menschen verehrt wurden. — Und wer steht denn dafür, daß nicht nach tausend und abertausend Jahren es auch unserm Himmel so ergehen kann, an welchen wir jetzt doch so fest glauben, daß wir in unserm Glauben ebenfalls leben und sterben? Und war das bei den Alten etwa weniger der Fall, schufen ihre Götter weniger Wunder in der Natur und Weltgeschichte? War die Erde weniger schön und die Menschen weniger reich an Körper- und Geistesgröße und Schönheit? Nein, damit es nicht uns und unserer Zeit auch einst so ergehe, habe ich bei diesen Sachen, die so klar mich überführten von der Wahrhaftigkeit ihrer Zeit, ihren Lebens- und Bewegungselementen, geschworen, die alten Götter zu lassen in frommem Andenken und nicht, nachdem sie nun einmal gestürzt sind, frevelnd nachzuweisen, daß sie aus unechtem Blute waren. Nein, gern glaube ich, wie der Himmel sich eines Jeden nach seinen leiblichen individuellen Bedürfnissen erbarmt, daß er es auch geistig thut; daß es ihm einst gefiel, sich der Welt als Götter zu zeigen und sich ihrer in solcher Gestalt an-

[illegible], daß er sich später aber, als die Bedürfnisse der Menschen sich anders gestalteten, ihnen und anders offenbarte, sich ihnen auch anders annahm. Aber gewiß ist die Richtung jener Zeit so gültig vor dem Thron des einzigen und wahrhaftigen, über allem Glauben und allen geglaubten Göttern stehenden Gottes, als die unserer Zeit! Davon bin ich überzeugt und das erkenne ich immer mehr und mehr, je mehr ich durch Lesen und Sehen heimisch und vertraut in und mit jener alten göttlichen Heldenzeit werde; das erkannte ich auch dort. — Doch nun genug Salbaderei!

Mich hat besonders die Lampensammlung angezogen. Diese Lampen sind fast durchgängig schön, sowol in der Form, wie in der Idee, originell und phantastisch und doch immer geschmackvoll. Gearbeitet sind sie mit ungeheurer Präcision und doch einfach und anspruchslos; was von Figürchen oder sonstigem Bildwerk sich daran befindet, ist so schön gezeichnet und modellirt, mit solcher Kenntniß und Meisterhaftigkeit und solch reichem Stylgefühl ausgeführt, wie nur Meisterwerke es sein können. Die Ideen der Allegorien oder Vorstellungen darauf und daran sind immer äußerst launig und naiv; Spielereien eines tiefen und überschwenkenden Geistes, sind sie doch immer dem Ganzen harmonisch angepaßt. Besonders erinnern ich mich mit vielem Entzücken einer kleinen Nachtlampe, die, wer weiß, bei welchem geheimnißvollen Geschäft der heiligen Nacht leuchtete; auf ihrem Deckel hockt ein Amor oder ein Genius, der einer Gans mit beiden Armen den Hals umschlungen sie an sich drückt, damit ihr Ton erstickt; dabei guckt der Knabe so pfiffig und schelmisch hinaus, als ob er einen rechten Vo-

gel abgeschossen hätte. Die Bewegung der ganzen Gruppe und der Ausdruck sowol des Knaben als der Gans sind wunderlieblich und treffend natürlich; das Ganze dient zugleich als Griff des Deckels. An dem Henkel der Lampe hält ihn eine Kette, die an den Fuß der Gans befestigt ist, als ob diese angekettet wäre. Auf vielen Lampen sitzt auch eine Maus, wie ich glaube als Zeichen der nächtlichen Ungestörtheit; ähnliche Spielereien sind fast auf allen Nachtlampen und charakterisiren diese. Dann sind wieder andere da, die nur bestimmten Personen oder blos zu bestimmten Arbeiten und zwar zu sehr ernsten geleuchtet zu haben scheinen, mit höchst tragischen, düstern Allegorien, die aber nie (wie unserer Arabeskenkünstler düstre Phantasie so oft thut) über die Grenzen des Schönen in das Widerliche, Crasse hinüber schweifen und statt in den Pausen des Lebens das Gemüth wohlthätig anzuregen, es vielmehr sehr unangenehm berühren. Ueberhaupt finde ich, daß in unserer Zeit die meisten Künstler (nicht die Maler allein), wenn sie das Gemüth mit irgend einer tiefen, tragischen Empfindung ganz erfüllen wollen, sich solcher Bilder bedienen, die über alle Grenzen der Form und Schönheit hinausgehen, glaubend, indem sie auf solche Weise das Gemüth verwunden, es auch tiefer mit der Idee zu durchdringen, wodurch sie das Gegentheil bewirken, denn eben durch diese Fratzen wird das Gefühl abgewendet und die Idee macht keinen Eindruck. In der bildenden Kunst haben zuerst die älteren Deutschen, als Dürer, Cranach, diesen Ungeschmack aufgebracht; in den andern Künsten müssen denn, auf Hoffmann'sche Weise, Floh, Sandmann, Vampir und Wolfsschlucht das ihre thun. Bei den Alten war das ganz anders; das kommt

aber daher: uns fehlt die Kraft, die Gewalt der Idee, des Gedankens und Gefühls, daher nehmen wir zu barockem Ausdruck die Zuflucht und, wo unser Schmerz, unser Ernst nicht gewaltig genug ist, da brüllen, schreien und kreischen wir, daß das Trommelfell springt, um auf solche Weise die Menschen von der Bedeutung zu überzeugen. Bei den Alten war die Idee so gewaltig, so ergreifend und schlagend, daß das ganze Wesen sich ihr hingab und man kaum merkte, daß diese Idee in so schönen Formen erschien. Bei ihnen lag nicht das heiligen Schauer und Grauen Erweckende in Fieberphantasien, sondern darin, daß sie stets den Gedanken in der ganzen Fülle gaben, sowol in der gewaltigen und entschiedenen Bewegung, als in dem unendlich tiefen, vollen Ausdruck.

Doch zu den Lampen zurück! Es sind auch noch viele da, die Familienlampen, Gesellschaftslampen u. s. w. scheinen; auch ist Geräth vorhanden, um die Lampen außer Gebrauch daran aufzuhängen, nämlich Bäume, Pfeiler mit Armen u. s. w., an denen oft sechs bis sieben verschiedene Lampen hängen. Doch von denen besitzt Chateauneuf die schönsten in Umrissen, die er Euch vielleicht einmal zeigen wird, und so brauche ich nichts mehr davon zu sagen. Es sind aber gar schöne und liebliche, lustige und ernste darunter. So erinnere ich mich vieler, die eine Larve sind, eine komische Silenus- oder Faunslarve, oder eine tragische: eine Medusa, eine Furie. So ist z. B. eine Art Silenusmaske, die einen Kranz von Epheu ums Haupt hat; in der Mitte auf der Stirn bildet dieser eine große Blume, in deren Kelch zugleich das Oel hineingegossen wurde; die Stengel, vom Hinterkopf abgehend und zusammengewunden, bilden die Henkel; aus seinem offenen

Maul brennt ihm die Flamme, in ſeinen beiden Ohren, die auf beiden Seiten abſtehen, ſind die Ketten zum Aufhängen.

So ſind auch an mehreren Lampen ſehr ſchöne tragiſche Masken, hinten am Henkel zum Daumenaufſetzen beim Anfaſſen. Es iſt in ihrer Form, den Arabesken und Gebilden ſo vollkommen, ſo frappant der Charakter des nächtlichen Reichs, das noch kein Auge ergründet und durchdrungen hat, aus deſſen Dunkel uns die ſeltſamſten Andeutungen von ganz neuen und fremden Welten vorſchimmern und leiſe erklingen, ausgedrückt, daß mir, als ich dieſe ganze Sammlung ſo anſah, ganz ſommernachttraumartig, ganz märchenhaft dabei zu Muthe wurde. Ich ſah ſie förmlich leben, dieſe kleine, bronzene, ſchwarze Welt und alle lieben Märchen der alten wie der romantiſchen Zeit wachten auf in meiner Seele; ich ſah die Zauberlampe, den ſiebenarmigen und den zwölfarmigen Leuchter; ich hing die Lampen in die mythiſchen Paläſte: des Pluto, des Oceanus, in die Werkſtatt des Vulcan, ins zauberiſche Schlafgemach der Pſyche, in der Thetis Kryſtallpalaſt, ins einſame Gemach der Penelope. Die ganze Elfen-, Idyllen- und Traumwelt, auch die poſſirlich launigen kleinen Gnomen guckten überall vor; kurz, bei mir wenigſtens erfüllten dieſe verzierten Geräthe das ganz, was ſie gewiß ſollten, nämlich Wegweiſer durch das weite, purpurn dunkle Labyrinth der Nacht zu ſein und die weite Leere, wenn nicht Schlaf und Träume den Geiſt gefeſſelt halten, auszufüllen, Anhaltspunkte der Phantaſie zu bieten, um von hier aus weiter ihr Gewebe auszuſpinnen. Wie angenehm muß ſich bei ſolcher Lampe eine Nacht durchwachen und durchträumen laſſen! Wenn

man bald aus dem Schlafe erwacht, da greifen die Bilder der Lampe in die des Traumes ein.

Zunächst sind dann noch gar schöne Candelaber da, Altärchen und Dreifüße von allen Größen und Formen, reich verzierte und einfache, aber immer schön. Unter den Candelabern ist auch einer sehr reizend, derjenige nämlich, der aus einem kleinen dreifüßigen Untersatz in Form der kleinen Altärchen, aber wie aus einem Topf als eine Blume, herauswächst, mit langem, oft abgesetztem und verziertem Stamm, auf dem dann zuletzt der Blumenkelch der Feuerbehälter ist. Dann sind auch schön geformte Vasen, Töpfe und Schalen da, an denen mir besonders die äußerst originelle, aber zweckmäßige und doch zugleich schöne Andringung und Gestaltung der Henkel und Füße gefiel, wie auch die passende, allernächst liegende und doch reizende Art, sie zu verzieren; so habe ich unter andern in dieser Beziehung bemerkenswerthen Henkeln solche gesehen, die aus einem schönen Blatt, das sich an die Rundung des Kruges anlegt, als ein oder mehrere in einander verschlungene Stengel hervorwachsen, zu oberst auf dem Rand des Kruges sich als eine Blume auflegen und noch eine andere Blume als Stütze des Daumens abstehend tragen. Dann gehen oft auf dem Rand des Kruges selbst diese Blütenstengel noch als leichte, rankenartige Verzierung weiter fort. So sind die meisten; viele Henkel wachsen aber auch statt aus Blumen aus allerhand Köpfen von Thieren oder Menschen heraus, oder aus einer Blume oder einem Blatt hervor, zu oberst als Griff einen Kopf tragend, der lüstern und neugierig in den Krug schaut. Oft scheint der Henkel auch der halbe Leib einer

langgezogenen, sonderbaren, traumartigen Menschengestalt zu sein, mit einem sehr schönen Köpfchen, die beide Arme auf den Rand des Geschirrs ausbreitet. Oft bildet das Ganze seltsame, fabelhafte Thiergestalten, oft auch in einzelnen, sich einander bedingenden und harmonisch zusammenstimmenden Bruchstücken ganze Fabeln und Anspielungen auf Mythen, so z. B. wächst aus einer Lotosblume an der Mündung des Kruges ein Schwan hervor, der noch an der Rundung anliegend über seinen ausgebreiteten Flügeln die halbe Figur eines Apoll und einer Diana vorblicken läßt; von diesem aus erhebt sich der Henkel mit Lorberranken und Arabesken geziert und endet oben am Krug in Rehhälsen und Köpfen. Am Rand des Kruges nun sind weitere Anspielungen auf Mythen und Naturleben. Die Füße sind gewöhnlich geflügelte Klauen, aus denen halbe Genien und Faunen hervorgucken, oder Sphinxe, Löwenkörpe u. s. w.

Dann sind noch allerhand Opfergeräthe mit wunderlieblichen Verzierungen da, Eimer von Bronze und Blei, aber so fein und nobel in der Form und so geschmackvoll verziert, wie nur irgend möglich; dann sehr schöne Trinkgeschirre, Wagschalen, wo die Gewichte kleine Köpfe sind u. s. w., Stühle von Bronze, Teller, Schüsseln, kurz alles Mögliche, was in den Hausstand gehört und schon damals hineingehörte, denn so sind unter mehreren Oefen auch kleine da, um Wasser zu kochen, eigentlich Theemaschinen, worunter eine fast ganz so, wie man sie jetzt bei uns noch hat, nur schön und geschmackvoll, was unsern fehlt. Unter den vielen kleinen Hausgottern und Amulets habe ich auch ein wunderliebliches Figürchen gefunden, das wahrscheinlich dazu diente, um Ringe

und Schmuck aufzuhängen; es ist nämlich eine kleine bronzene, ganz nackte Venus, die auf einem Beine steht, sich bückt und um den Knöchel des andern Beines eine goldene Spange befestigt zu haben scheint, wenigstens ist die goldene Spange und die Hand noch daran; auch hat sie dergleichen Arm- und Halsbänder. Die Bewegung ist äußerst graziös, dabei ist, obgleich nur in den Hauptformen, die Zeichnung sehr richtig, voll und doch zierlich.

Ferner gibt es hier noch viele Waffenstücke zu sehen, die mich aber, wenigstens die meisten, nicht weiter interessirten. Dann ist auch noch ein ganzes Cabinet voll von Schmuck-, Gold- und Silberarbeiten, Ohrringen, Hals- und Armbändern u. s. w., unter denen einzelne schön, die meisten nur massiv und schwer sind, unserm nachgeahmten Antikenschmuck, der die Schönheit der Formen mit größerer Eleganz der Ausführung verbindet, nachstehend. Dann die berühmte Achatschale aus der Farnesischen Sammlung; eine Schale fast so groß als ein Teller, aus einem Agat geschnitten; auf der concaven Seite ist durch viele Figuren eine mythische Begebenheit (ich weiß nicht mehr welche) und auf der andern Seite ein Medusenhaupt dargestellt. Dann sind auch noch eine Menge Dinge da, die aber nur der Curiosität wegen oder etwa wenn man sie schmecken dürfte, statt sie nur anzusehen, interessant sind, nämlich Pasteten, Mehl, Brot, Oliven, Wein, Oel, eingemachte Früchte u. s. w. Dann mehrere Kisten, Stoffe, Holz u. s. w.

Endlich ein ganzes Sortiment von Farben und von Töpfen, mit denen die Alten gemalt haben und wol namentlich ihre Wandgemälde. Die Farben nun möchte

ich gern untersuchen, oder chemisch untersuchen lassen, ob man nicht vielleicht aus einer oder der andern Aufschluß über ihre Bereitung fände. Diese Sachen, wie auch die meisten bronzenen, sind aus Pompeji und Herculanum, wo man ja, d. h. in ersterem, fast noch das ganze damalige Leben mit allen seinen Bedürfnissen und Verhältnissen sich anschaulich machen kann.

Dann ist eine große Vasensammlung, die größte und schönste, die ich noch sah, die sogenannte etrurische, d. h. irdene Vasen mit in zwei oder drei Farben eingebrannten Darstellungen, da. Unter diesen sind nun sehr schöne, doch sie Euch zu beschreiben würde zu weit führen und Ihr kennt den Hauptcharakter ja auch größtentheils aus Abbildungen, denn in der Form weichen sie von fünf oder sechs Hauptgattungen - außer kleinen Nüancirungen nur wenig ab. Der Styl der Verzierung und Darstellung, wie ihrer Anordnung, ist, mit Unterschied der verschiedenen Zeiten, auch ziemlich derselbe. Die Gegenstände sind solche, die auf ihr Leben Bezug hatten, die ganze Mythe, Heldengeschichte, Thiere, Blumen, Arabesken. Eine der größten und schönsten dieser Vasen muß ich Euch jedoch anführen: es ist eine Vase, die wol beim Opfer des Bacchus gebraucht worden, wenigstens ist auf ihr mit ungemeinem Genius, äußerst lebendig eine Schar rasender Bachantinnen, um einen Altar versammelt, dargestellt, auf dem eine Vase steht, in welcher eine mit einem Löffel rührt. Denselben Löffel, der darauf abgebildet, fand man noch in der Vase und er liegt noch jetzt dabei. Mich hat besonders die wirklich übermenschlich rasende Verzückung der Weiber interessirt; grauenartig ergreift es Einen, Menschen und namentlich Weiber um nichts, blos aus

fanatischer Begeisterung in solchem hoch ernsten, fast tragischen Enthusiasmus zu sehen; dabei sind alle ihre Bewegungen doch im vollsten Sinne schön, ja sogar weiblich, wenn wir überhaupt noch im Stande sind uns solche Weiber zu denken. Denn was man vom Mysterium des Bachusdienstes angedeutet liest, hat etwas allen unsern Begriffen so Fremdes, daß es uns schwer wird zu glauben, wie Weiber ihr ganzes Wesen so verkehren, alle ihre Leidenschaften so gewaltsam anspannen und hinauf schrauben können, bis sie zu dieser krampfartigen Entzückung gebracht sind, in welcher sie einen Gott zu ehren und ihm zu dienen wähnen.

Am meisten hat es mich bei der Gesammtmasse eigentlich interessirt, die Mythe, oder die Geschichte, die sie vorstellen, zu entziffern und dadurch zu sehen, wie naiv, aber auch wie treffend schön und ihren Absichten gemäß die Alten solche Ideen ausbildeten und oft persönliche Beziehungen hineinmischten.

Nun wäre auch der Saal mit herculanischen Papieren zu beschreiben; doch das interessirt Euch nicht, denn Ihr versteht so wenig als ich davon. Dann der mit Terracotten, unter denen es schöne Bruchstücke und eine ungeheure Masse kleiner Lampen, aber nichts Ausgezeichnetes und nur eine Menge mittelalterlicher Sachen gibt. Nun zu den Statuen und dem Marmor und zwar zuerst nach der Seite, wo der Farnesische Hercules und Stier sind.

Man geht zu diesen über einen kleinen Hof, auf dem gar schöne Bruchstücke (architektonische) von Säulen, Capitälern, Friesen u. s. w. sind, auch einzelne interessante Sarkophage und Statuen, worunter leider eine Gruppe ganz ruinirt, zerschlagen und abgescheuert ist, entweder

vom Regen oder von sonst etwas, aber wie man noch sieht, einst wunderschön war. Da sie in einem Winkel verborgen stehend fast immer übersehen wird und nie herausgegeben werden wird in Kupferstich, so habe ich mich dadurch veranlaßt gefunden sie zu zeichnen und will sie daher auch etwas näher beschreiben.

Es ist ein sitzender Jüngling, vielleicht ein junger Faun, der ein gar liebliches Mädchen, es scheint eine Nymphe zu sein, wider ihren Willen festhält; mit einem Arm hat er sie umschlungen, dessen Hand ihre nackte jungfräuliche Brust berührt; sie scheint eben von seinem Schoos, auf den er sie vielleicht mit Gewalt niedergezogen, aufgesprungen zu sein und mit dem einen Arm, nach dem Rumpf zu urtheilen, ihm gedroht oder nach ihm geschlagen zu haben; mit der andern Hand ergreift sie ängstlich das schon bis zu dem Boden hinabgezerrte Gewand. Er hat, damit sie nicht entwische, seine Beine um eins der ihrigen verschränkt und hält sie so; das andere scheint sie kaum losgewunden zu haben, denn kaum berühren die Zehen die Erde und gegen sein gewaltsames Zurückhalten ankämpfend steht sie fast schwankend noch wie im Moment des Aufspringens. Es ist ein ungemein gesundes und reizendes Leben in dieser Gruppe, die Scene scheint wirklich vor unsern Augen sich zu ereignen und als ob man das mädchenhafte Schreien hörte, so originell und fein sind die Bewegungen aufgefaßt und der Natur in ihren zartesten Nüancen abgelauscht; dabei ist das Ganze so schön, so weise angeordnet, von solcher Grazie, daß es die Natur, die oft gar zu ungraziös sich zeigt, übertrifft. Auch ist es, so viel man noch sieht, meisterlich gezeichnet und wahrscheinlich eben so ausgeführt, doch

das läßt ſich nur noch ahnen, da alle Feinheiten abgeſchliffen. Man glaubt ſo ein leicht behendes ſchlüpfriges Mädchen zu ſehen, die, von ſprudelnder Luſt und Ueppigkeit getrieben, ſich ſchmeichelnd und leicht hingibt, bis es zum Aeußerſten kommt, dann aber ſchlangenartig und neckiſch ſich loswindet und empört ſich ſtellend aber innerlich ſchelmiſch kichernd, mädchenhaft ſchlau ihre Ehre gerettet zu haben glaubt. So etwas ſcheint mir dieſe Gruppe nach ihren Bewegungen vorgeſtellt zu haben, doch erkennt man dieſe nur noch aus den Körpern und Beinen, da die Arme, bis auf einen, nur Stümpfe ſind und die Köpfe, wenn auch noch vorhanden, doch beide keine Geſichter mehr haben. — Ich habe, wie geſagt, das Ding von mehreren Seiten ſkizzirt, da es mir ſo gar lieblich erſchien.

Weiter nun tritt man in die Säle, die voll von Inſchriften und unbedeutendern Bruchſtücken ſind, endlich aber rechts im Fond den Hercules und ihm gegenüber links den Stier zeigen. Der Hercules, ſo ſchön er gedacht, ſo groß und adelig, ſo treffend wahr die Stellung des ruhenden Heros iſt, ſo habe ich das doch eben ſo gut aus Copien und Abgüſſen ſchon empfunden und, was in dieſen mir nicht gefiel, behagte mir auch im Original nicht. Den Rücken nämlich ausgenommen, der ſehr ſchön iſt, finde ich die Musculatur und Ausführung auf eine furchtbare Weiſe manierirt; es bildet durchaus kein Ganzes. Die furchtbar angeſchwollenen, hervorgetriebenen Muskeln ſtehen da, nicht als ob eine mit der andern verwebt und verwachſen eine große Maſſe bildete, ſondern ſie ſind alle iſolirt, als ob einzelne Felsſtücke aufeinander gelegt wären, denen ſogar der verbindende Mörtel fehlt. Dieſer Hercules ſieht aus wie ein künſtlich tranchirter

Braten oder Kuchen, der noch des Ganzen Form habend aus lauter einzelnen Stückchen besteht. Wohl weiß ich, daß ein Hercules kräftiger und musculöser gebildet sein muß, als unsere Modelle, aber ein Hercules, bei dem in der ganzen Stellung so sehr die Ruhe sich ausspricht, darf auch nicht an seinem Leibe so krampfhaft angeschwollen sein, als ob er innerlich alle Nerven gewaltsam anspannte, um seine Kraft zu offenbaren. Der Kopf ist sehr schön, scheint aber seinem ganzen Motiv nach eher römischen als griechischen Ursprungs. So hat er eine starke, echt römisch gebogene Nase. Das Alles, sowie die mangelhafte Ausführung bei der schönen Composition u. s. w. läßt mich glauben, daß dieser Hercules vielleicht gar kein Original, sondern eine gute, aber spätere, etwas freie Copie eines berühmten schönen Originals ist, dessen alte einfache Größe der Copist auf diese Weise zu verfeinern, zu bereichern und auszubilden glaubte. Wenigstens sind z. B. der Torso des Hercules in Rom und die Pferdebändiger dort auf dem Monte Cavallo etwas ganz Anderes, etwas bei weitem Schöneres. Die Beine des Hercules, sagt man, seien von Michel Angelo, wenigstens, da man die alten nicht fand, machte er solche, oder ließ nach seiner Zeichnung solche machen, und als später die alten aufgefunden wurden, sah man, daß seine so schön, fast schöner als die alten waren, daher ließ man sie und stellte die alten dabei. Jetzt aber ist nur ein Paar da, das nämlich, worauf der Hercules steht, und so weiß ich nicht, ob es die alten oder die Michel Angelo'schen sind; so viel aber ist gewiß, unter ihm ward er restaurirt, wie auch die meisten schönen alten Sachen in Rom.

Nun zum Stier! Ob Ihr je in der Abbildung die

Gruppe dieses Stiers gesehen habt, oder ob Ihr Euch ihrer noch erinnert, weiß ich nicht; ich verweise Euch deshalb an Chateauneuf, der, glaube ich, sie sich im Umriß mitgenommen hat. Der Gegenstand ist folgender: Antiope, durch ihren Mann Dirce's wegen beschimpft, läßt sie, um sich an ihr zu rächen, von ihren Söhnen Amphion und Zethus an die Hörner eines wilden Stiers binden, um sie so schleifen zu lassen; in dem Moment aber, wo sie mit ihren Haaren festgebunden war und das wüthende Thier losgelassen werden soll, befiehlt Antiope sie zu befreien. Dies ist der dargestellte Moment, wo die beiden Söhne sich bemühen den Stier mit Kraft zurück zu halten von seinem beginnenden Lauf. Daß Dirce gerade dem Bacchus opfern wollte, als ihr dieses widerfuhr, sieht man aus mehreren Attributen, z. B. sitzt auch ein kleiner sogenannter Bacchus (Basrelief), aber ganz außer Verhältniß klein zu dem Uebrigen, an dem Marmorblock, auf dem die Vorstellung basirt ist und an welchem herum auch noch in Basrelief viele Thiere, und zwar sehr schöne, ruhend und laufend, jagend und spielend (kurz, ein ganzes Fabelleben) abgebildet sind. So wird der Gegenstand von den Gelehrten erklärt und ist allerdings möglich, doch, glaube ich, ist diese Erklärung etwas geschraubt, da sich nach meiner Meinung deutlich zeigt, daß nicht Alles, was man jetzt als Beweis für die Unfehlbarkeit derselben Erklärung ansieht, echt und aus derselben Zeit ist, sondern Vieles gewiß später, vielleicht um dadurch, wie man glaubte, die Idee zu vervollkommnen, zugesetzt ist. Doch das ist einerlei, ich verstehe mich nicht darauf und sage immer ohne Hehl auch meinen Verstand.

Gefunden wurde diese Gruppe zu Rom in den Thermen des Caracalla zur Zeit Paul's III., der sie in den Farnesischen Palast bringen ließ, von wo sie nachher ungerechter Weise nach Neapel gebracht worden, wie die meisten Schätze der Farnese. Man nennt als Meister zwei griechische Bildhauer, Apollonius und Tauriskus, die aus einem einzigen Marmorblock diese Gruppe gemacht haben sollen. Die Figuren sind über Lebensgröße; der Stier, auf den Hinterbeinen stehend und gerade im Ansprung zum Fortlaufen, wird von einer männlichen Figur von vorne mit der Rechten bei den Hörnern, mit der Linken in der Schnauze gepackt und dadurch ihm so der Kopf gegen diesen Mann hingebogen. Der Andere steht weiter hinten, auf der rechten Seite des Thieres, da der Erstere auf der linken steht, und müht sich, ihn an einem Seil, das an seine Hörner gebunden, zurück zu ziehen. — Vor dem Stier, als ob er darüber wegspringen wollte, liegt und sitzt halb eine weibliche Figur auf einem Felsblock, auf dem das eine Bein noch ausgestreckt ruht, während sie das andere Bein herunter setzt und sich nach der linken Seite hin, gegen den Stier wendet. Mit dem linken Arm umfaßt sie, bittend oder dankend, das rechte vorgesetzte Bein des ihr zunächst stehenden Jünglings; die Rechte ist wie beschwörend oder abwehrend nach dem Stier hin gewendet und ebenso auch der Kopf. Ihr in Flechten zusammengebundenes langes Haar ist an demselben Seil, mit welchem der entferntere Jüngling den Stier zurückhält, befestigt, aber fast so unsichtbar, daß man es suchen muß. Auf der linken Seite des Stiers, ganz hinter ihm, steht eine weibliche Figur in langem Gewande; in der Linken eine Lanze oder Stab

haltend und, das Haar mit einem Band um die Stirn gebunden, streckt sie die Rechte wie redend aus. Diese Figur ist viel kleiner als die colossalen andern Figuren, kaum lebensgroß, und schien mir daher nur symbolisch vielleicht die Stadt Theben vorstellen zu sollen; denn zur Handlung gehört sie durchaus nicht, das sieht man deutlich an der Bewegung, an der Größe, an Allem. Man gibt sie jedoch für die Königin Antiope aus, was möglich ist, aber überflüssig war sie gewiß. Denn stellt die Gruppe wirklich die oberwähnte Begebenheit dar, wie es aus dem Uebrigen hervorzugehen scheint, so war diese Figur nicht mehr nöthig, die durch ihre indifferente Bewegung wenigstens durchaus nichts deutlicher erklärt; denn ob sie befiehlt einzuhalten oder loszulassen, sieht man nicht, und dies war auch wol schwer auszudrücken. Hätte der Künstler geglaubt sie machen zu müssen, um die Ursache und den Grund dieser Handlung anzudeuten, so hätte er sie auch gewiß mehr mit der Handlung verflochten; da sie aber nicht dazu gehört, hat er sie absichtlich so nebensächlich gehalten. Dies ist wol recht, könnte aber alsdann auch eben so gut das Sinnbild der Stadt sein, in welcher diese Handlung geschah. Doch mir einerlei; vielleicht ist diese Figur erst in späterer Zeit so hinzugekommen, denn etwas mag wol da gewesen sein, weil es sonst in der Gruppe, wie sie jetzt aufgestellt ist, eine Lücke gäbe. Uebrigens ist die Figur recht schön, im Ganzen sowol, wie in den Einzelnheiten, nur hat sie mehr Conventionelles, als die übrigen Figuren dieser Gruppe.

Unstreitig am schönsten ist der Stier selbst, der wirklich in seiner Bewegung so charakteristisch lebendig, so riesig wild ist, daß ich ihn mir nicht vollendeter denken

kann; so ist der Kopf namentlich (sowol im Ausdruck der gewaltig schnaufenden Nüstern und der rollend wilden Augen, als des Drängens und der Widerspenstigkeit des starken Nackens und des in vollen gedrungenen Muskelfalten sich wendenden und schüttelnden Halses), sowie das Stoßenwollen der Hörner und Stirne, kurz der ganze Kopf und Obertheil im Ausdruck, Zeichnung und Modellirung unübertrefflich — dabei aber so unbefangen wahr, so schön stylisirt, daß wol nie ein Thiermaler diese Natur in solchem Affect besser dargestellt hat. Uebrigens gleicht die Race mehr unsern oder den Schweizerstieren mit den kurzen Hörnern und der krausgelockten Stirn, als den langgehörnten italienischen. Mit dem starken, wüthend geschwungenen Schweif schlägt er sich die Weichen. Nach diesem kommen die Jünglinge, die in so edlem Styl gehalten sind, wie aus der besten Zeit der griechischen Kunstperiode. Die Dirce ist voll Grazie und Geschmack, wie auch das Gewand, das über den Beinen liegt und von der linken Schulter über den sonst ganz entblößten Oberleib herabhängt; aber die Ausführung dieser Figur scheint mir sehr mittelmäßig zu sein, die Formen sind höchst conventionell behandelt und daher plump und schwülstig, wodurch die ganze Figur etwas sehr Schweres und Rohes bekömmt, ohne feine Nüancirung. Dieser großen, nicht ins Kleine und Feine ausgebildeten Masse fehlt überhaupt das ergreifend Mächtige älterer Sachen, wie auch die Zartheit, Weichheit und Fülle derselben. Das ist ein steinernes Weib und nicht ein Weib aus Stein geschaffen. Die Umrisse sind langweilig einförmig, die Abtheilung und Ansätze der großen Hauptmuskeln, als des Leibes, der Brüste, des Halses ꝛc., sind

höchst monoton und steif und da kein feines Spiel darin angedeutet ist, sind die Massen leer; wenn sonst die großen Massen durch die Andeutung kleiner bewegter Theile reizend, weich und wahr erscheinen, so bleiben diese, wo das Alles fehlt, immer steinern, ein architektonischer, symmetrisch langweiliger Aufbau, der nicht unbefangen der Natur abgelauscht, sondern nach Grundsätzen ohne Geist und Leben ausgeführt ist. So ist auch der Kopf.

Ich glaube, daß auch die Haare später erst mit dem Strick vereinigt worden sind und vielleicht das Ganze eine einfache Begebenheit vorstellt, wo zwei muthige tapfere Jünglinge bei irgend einer Gelegenheit eine gefallene oder ruhende Frau aus dem Bereiche eines wüthenden losgerissenen Stiers retteten, denen zu Ehren man die Handlung durch steinerne Denkmale verewigte. Denn unstreitig wäre es nicht im Geist der Alten, die so klar und schlagend den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten, componirt, eine Frau, die von einem Stier, an die Hörner gebunden, geschleift werden sollte, vor demselben zu placiren, so daß dieser erst über sie wegspringen müßte; das wäre in die Gruppirung gewaltsam hineingezwungen, gegen die Weise der Alten.

Doch darüber zu sprechen, kommt mir nicht zu, darum genug hiervon und nach der andern Seite, wo es wieder durch einen Hof geht und auch manche schöne Sachen gibt: zwei Sarkophage mit Bachuszügen, auf deren einem vorn der betrunkene Hercules von Faunen halb geführt halb getragen wird; andere tragen kichernd und außer sich vor alberner Lust seine Keule u. s. w. nach. Hercules legt verliebt seinen einen Arm einer vor ihm gehenden Nymphe um den Hals, diese sieht sich

ſchnippiſch nach ihm um und ſchlingt einen Arm um den Nacken eines Faunes, der ſich nicht wenig darüber im geheimen freut, daß der Held hinters Licht geführt wird. Vor ihm reitet, die Leier ſpielend, kindlich ſchelmiſch und doch tyranniſch triumphirend Amor auf einem Löwen, vom ebenfalls betrunkenen, lachenden und ſich freuenden Silen gehalten; ein Satyr zieht den Löwen am Zügel: alſo der Rauſch, der die Liebe als Herrn auf den Rücken der Kraft ſetzt. Den Anfang des Zugs, ehe Hercules kommt, macht, wie gewöhnlich bei dieſen Zügen, Bacchus in betrunkener Stellung in einem Wagen ſtehend, von einem Faun unterſtützt. Den Wagen zieht ein muſicirendes Centaurenpaar, von einer Nymphe angetrieben, unter deren Füßen Panther kollern.

Mir ſcheint dieſer Sarkophag vorzüglich, wie auch ein anderer, Aehnliches vorſtellend, nur ſtatt des Hercules eine beſonders ſchöne launige Epiſode mit dem Silen, dem vor ſeinem Wagen, in dem er liegt, die zwei Maulthiere vielleicht vor ſeiner Schwere zuſammenſtürzen, welche von Faunen aufgeprügelt werden, während Andere Opferthiere auf den Schultern tragen.

Um den Hof, in welchem dieſe ſtanden, fuhren an drei Seiten die Säle, und nun zu dieſen! Die Aufſtellung iſt höchſt ordinair, wie überhaupt die ganze Anordnung des Muſeums, im Aeußern wie im Innern, ſo daß es bei aller ſeiner Ausſchmückung nicht den edeln Charakter des Vaticans hat, ſondern im Gegentheil mehr wie ein Schuppen, ein Magazin oder eine Remiſe erſcheint, worin dieſe Sachen proviſoriſch placirt ſind. Jedoch an Ausſchmückung iſt hier nicht einmal zu denken, da die Säle nur einfach grau angeſtrichen ſind und die Kunſtſchätze

iſolirt daſtehen, wo hingegen ſie in Rom wirklich auch nur zum weitern Ausſchmuck des Locals zu dienen ſcheinen.

In der Mitte der Säle iſt immer eine Reihe von ſchönen marmornen Vaſen, Baſſins, Piedeſtalen, Dreifüßen, Altären u. ſ. w., unter denen ausgezeichnete Sachen ſind; zur Rechten und Linken ſtehen die Büſten und Statuen, aber oft in ſo ſchlechtem Licht und für die wenige Entfernung, in der man davon treten kann, ſo hoch und ungünſtig aufgeſtellt, daß man für viele der ſchönſten, wenn man ſich auch in die gegenüberſtehende Seite hineinklemmt, kaum einen Standpunkt finden kann. Uebrigens iſt, wie geſagt, Vieles ſehr Schöne da aus allen Zeiten, theils ausgegraben in Pompeji, Herculanum, Bajä, Capua u. ſ. w. im neapolitaniſchen Gebiet, theils aus der ehemaligen Farneſiſchen Sammlung; ſo gleich in dem erſten Saal, in dem viele Büſten und Portraitſtatuen von Kaiſern und ſonſt berühmten Perſonen ſind, iſt denn auch im Fond, der Thür gegenüber, die coloſſale, zum wenigſten lebensgroße Statue des Marcus Nonius Balbus, Proconſul von Herculanum, zu Pferde und ihr gegenüber, getrennt durch die Länge des dritten Corridors, im Fond des andern Armes der Antikenſäle, ſteht, ihm ganz ähnlich, Marcus Nonius Balbus der Sohn, auch zu Pferde, eben ſo groß, faſt ganz gleich gekleidet, die Beide um den Preis der Schönheit des Werkes ſtreiten. Der alte Balbus iſt eine ſchöne würdige Figur, nicht ſehr heldenmäßig gebaut, ſondern etwas dürr und, wie man ſieht, höchſt originell. Was übrigens der Form abgeht, erſetzt die Haltung und der Ausdruck und bei aller Strenge, aller altrömiſchen unbeweglichen Geiſteskraft und Größe ruht doch über den

Zügen des alten Mannes mit dem kahlen Kopfe eine edle, gereifte, sichere Güte und eine elterliche Behaglichkeit; kurz, er scheint ein gesunder, kräftiger, an Erfahrung reicher, guter Mann, Bürger und Vater zu sein. Sein Anzug ist höchst einfach, er hat eine kurze Tunica, nackte Beine, sandalenartige Schuhe, einen Brustharnisch, ganz einfach um diesen das Schwert gehängt, nackte Arme und auf der einen Schulter einen kurzen kleinen Mantel. Dabei aber liegt in seiner Haltung, seiner gebietenden Handbewegung die ganze Würde, die ganze eiserne Heldenkraft und Größe eines römischen Staatsmannes. Dem sieht man an, daß er Alles Roms Größe und Wohl opfern konnte. Und den Charakter des Herrn scheint auch das Pferd zu tragen, das mit der größten Ruhe, Sicherheit und Majestät fortzuschreiten scheint, als ob es fühle, daß es einen Römer trage.

Gearbeitet ist dabei Alles von oben bis unten mit einer solchen Vollendung und individuellen Natürlichkeit, daß es wirklich auf der äußersten Stufe in dieser Hinsicht steht und um kein Haar breit weiter gehen dürfte, ohne kleinlich nachäffend und genremäßig ordinair zu werden. So ist es aber gerade vollkommen; Pferd und Mann voll Leben, ein fast pulsirendes Leben bis in die kleinsten Theile. Es scheint der Kopf des Pferdes zu schnaufen und der des Mannes mit seinem durchbohrenden Blick zu athmen. Kurz es ist ein echtes Portrait, ganz im Charakter durchgeführt, aber ein stilisirtes, wie Portraits von Rafael oder in ihrer Art von alten guten Niederländern und Venetianern. Wirklich an Rubens haben mich diese beiden Statuen oft erinnert.

Der Sohn ist ganz ähnlich, in manchen Theilen

schöner, in manchen wieder schwächer, in letzterer Beziehung namentlich das Pferd, welches auch einen restaurirten Kopf hat, da den echten eine Kanonenkugel 1799 zerschmetterte. Der Kopf des Jünglings hat die größte Familienähnlichkeit und man sieht, daß ein solcher Sohn einen solchen Vater haben mußte; jedoch ist eben der junge Kopf fast noch schöner. Da spürt man weniger von Friede, Güte und Behaglichkeit und sieht dagegen mehr eisernen Trotz und Heldenstolz, Thatenlust und Lebensfeuer, was besonders in dem fest geschlossenen Mund mit den stolz aufgeworfenen, etwas höhnischen Lippen, in den tiefliegenden, finsterbrennenden Augen, deren Blick nichts, was sie einmal gefaßt, entgehen zu können scheint, endlich in den trotzig, fast wollig gekräuselten Haaren liegt.

Die Arbeit ist bei Beiden greco-romanisch; gefunden wurden sie 1759 in Herculanum und sind Beide sehr gut erhalten, nur, daß der Vater Balbus fast von der Hitze der Lava verkalkt ist. Außerdem sind in diesem ersten Saale noch die Statuen der ganzen übrigen Familie der Balbus, nicht so ausgezeichnet wie die beiden genannten Reiterstatuen, aber doch auch schön, voll Leben und Individualität; sie sind fast alle im Theater zu Herculanum gefunden worden und haben größtentheils Inschriften, die ihre Namen u. s. w. angeben.

Auch sind noch ein paar hübsche Figürchen da, als eine todte, liegende Amazone, die äußerst graziös und edel gedacht, aber oberflächlich gearbeitet ist. So auch ein hübscher todter Krieger und eine wunderschöne Gruppe aus der Farnesischen Sammlung, nämlich zwei Männer an einem großen Kessel, der auf einem Feuer steht, wo-

von der Eine beschäftigt ist, einem Schwein, das schon halb darin ist und nur mit dem Vordertheil noch überhängt, die Borsten abzuschaben oder zu begießen, was ich nicht entscheiden will, denn aus der Bewegung der Hand wird es nicht recht klar, ob das Ding, was er in der Hand hat, ein Schaber oder eine Muschel ist. Der Andere kauert davor, mit der einen Hand sich am Kesselrand haltend, und bläs't das Feuer an. Der eine Kerl ist vielleicht ein gewöhnlicher Metzgerbursche, wenigstens eine ordinaire, triviale Natur, die aber in ihrer Individualität meisterhaft aufgefaßt und wiedergegeben ist. Der Andere, eben so schön, reizt nicht so, weil er nicht so durchaus individuell ist. Es ist eine römische Arbeit und auf Vasen und Basreliefs kommt diese Gruppe öfter vor.

Dann stehen in diesem Saal noch drei schöne Bassins mit Piedestalen aus Pompeji, oder vielmehr Bassins mit Füßen. Zwei davon, deren Schalen flach und länglich viereckig, haben eine Art von Handhaben und stehen auf einem säulenartig gewundenen, wol eine Elle hohen Fuß: das dritte, reichere, steht auf einem dreiseitigen Sockel, dessen drei Kanten abgeflacht und cannellirt sind, oben und unten zieht ein mit Blättern verzierter Wulst herum. An den drei Seiten ist Basrelief, ein gar schöner Blumenarabeskenschnörkel. Oben auf der Platte wächst aus der Mitte ein Knauf von umkränzenden Blättern hervor und unterstützt in der Mitte die runde Schale, die auf drei massigen Löwenklauen ruht, aus denen ein halber geflügelter Weiberleib ohne Arme, aber mit zierlichem Kopf hervorragt, der sich an die Rundung der Schale anschließt, um diese mit den Füßen schön und reizend zu

verbinden. Dies iſt gewiß griechiſche Arbeit und zwar von der allerſchönſten, was man aus der durchgehenden Grazie erſieht.

Nun zu dem zweiten und mittlern verbindenden Corridor! In dieſer mittleren Flur ſind unter den Büſten beſonders ausgezeichnet, wenigſtens für mich, zwei Minervenköpfe und einige indiſche Bachushermen. Dann aber wunderſchöne Statuen, z. B. eine Venus als Siegerin. Ganz daſſelbe Motiv und, wie mir ſcheint, überhaupt eine Doublette von der berühmten Venus von Melos, die ich aus Abgüſſen in der franzöſiſchen Academie zu Rom kenne und mit den Bruchſtücken der Roſſebändiger auf dem Monte Cavallo, mit den Elginſchen Abgüſſen der großen runden Gruppe aus dem Frontiſpiz des Parthenon zu Athen, dem ſchönen Torſo im Vatican und noch ſo einigen Antiken über Alles ſchätze und bewundere; namentlich ſetze ich jene Venus über Alles, was ich von antiken weiblichen Figuren kenne. So ſchön freilich iſt nun dieſe in Neapel nicht. Sie iſt in der Ausbildung nicht ſo gediegen, wie mir in der Erinnerung die andere nach dem Abguß ſcheint. So ſcheint mir hier auch das Gewand, das die Beine bedeckt, nicht ganz ſo großartig ſtiliſirt zu ſein, doch iſt ſie immer noch ſo ſchön, daß ich Veranlaſſung genug habe ſie zu bewundern und anzuſtaunen. Dann iſt es auch intereſſant, daß dieſe, glaube ich, von Anfang an mehr erhalten war und man dadurch Aufſchluß über Handlung und Bewegung der andern bekommt, worüber ich mir früher viel den Kopf zerbrochen habe. Dieſe hier wurde gefunden in dem antiken Amphitheater zu Capua, das unter dem Kaiſer Adrian erbaut wurde, neben ihr ein Amor,

der wahrscheinlich zu ihr gehörte, den man aber unbesonnener Weise verkauft und jetzt nur durch eine elende Gipscopie ersetzt und neben ihr aufgestellt hat. Die Venus tritt mit dem linken Fuß triumphirend auf den Helm der Minerva, um die Stirn trägt sie das Diadem der Juno, um dadurch deutlich zu zeigen, daß sie in dem bekannten Streit um den Preis der Schönheit Beide besiegt; das stolze, selbstbewußte Gefühl ihres Uebergewichts liegt in der ganzen Haltung und Bewegung, wobei über diesen majestätischen, triumphirenden Leib sich wunderbar die unbefangene, hinreißend siegende Gewalt der Jugendschöne breitet. Und trotz dem, daß man faßt vor der Heldin erbebt, fesseln doch ihre verführerischen, schmeichelnd weichen Reize, ihre wallende Fülle von zarter Ueppigkeit und durchflutender Grazie, ihre fein empfundene weibliche Anmuth so sehr, daß man unwiderstehlich zu der Triumfatrice hingezogen wird. Ihr Kopf ist etwas zur linken Seite hinab gewandt, die linke Hand hält sie beschleunigend empor, mit der rechten zeigt sie nach der linken Seite hin; diese Bewegung erklärt sich aus dem Amor, der dort ficht und ihr fragend seinen Pfeil hinhält. Wahrscheinlich ist es der Moment, der sie ihres Sieges versichert und wo sie dem Amor befiehlt, dem Paris den versprochenen Lohn zu verschaffen. Der Amor aber ist, so wie er da ist, erbärmlich.

Dann ist eine andere Gruppe da, viel kleiner und viel älter, wie mir scheint; dem Styl nach hat sie viel von den Aegineten. Es ist Orest und Elektra, wunderbar schön, erhaben und weise gedacht und gruppirt. Orest auf dem linken Beine ruhend, das rechte ein wenig spielend gebogen, läßt den rechten Arm am Leibe niederhän-

gen, während er mit der linken Hand, die etwas nach vorn erhoben, Das auszusprechen scheint, was in seinem, ein ganz wenig nach der rechten Seite und vorwärts gebeugten, sinnenden Kopfe sich brütend gestaltet und eben anfängt bestimmt sich zu entscheiden. Elektra, die linke Hüfte herausgedrängt, weil auf dem Bein sie ruht und das rechte spielend nachsetzte, wendet den Oberleib nach dieser Seite zu dem Bruder hin, indem sie, den rechten Arm um seinen Hals schlingend und die rechte Hand auf seiner rechten Schulter ruhen lassend, auf ihn sich lehnend stützt. Der linke Arm ist in die Seite gestemmt und der Kopf zu dem Bruder bedeutungsvoll hingewandt. Es liegt in ihrer Stellung, ihrem etwas melancholisch ernst geneigten, sinnend horchenden Kopf, in der erzählenden oder zeigenden leisen Bewegung ihrer Hand auf seiner Schulter der ganze volle Ausdruck ihres Schmerzes, ihrer Leiden und der schweren Beleidigung, die sie erlitt und die nur Rache sühnen kann. Lange scheint sie gelitten zu haben, denn fast abgestumpft vom innern Kampf lehnt sie ihren von Kummer und Sorgen ermüdeten Leib an ihren Bruder, der ihr die einzige Stütze, der wahre Trost in ihren Leiden und der Helfer und Retter der Ehre ihres Hauses ist. Es liegt ein sicheres, unerschütterliches Vertrauen zu des Bruders männlicher Entschlossenheit in ihrer ganzen Stellung; halb scheint noch die zarte Rührung, die sichtende Erschütterung, daß sie den für todt schon beweinten Bruder wieder in den Armen halten kann, halb aber auch das Vorgefühl der nahen Befriedigung ihres heißen Rachedurstes ihr gewaltsam die vom Schmerz und Leid ermatteten Glieder und die jetzt vom Kampf aller Leidenschaften

übervolle, jungfräuliche, aber doch faſt männlich ſtark erhärtete Bruſt zu heben. Dieſer Ausdruck liegt auch in ihrem Kopf, in dem zarte, liebende Freude mit bitterer Luſt und brütend ſinnendem Schmerz ſich miſchen. Oreſt iſt ruhiger und männlicher, ſcheint blos von der nahenden That und ſeinen früheren Schickſalen zu ſprechen. Er iſt jünger als ſie und im Gefühl ſeiner Jugendkraft, ſeines Rechtes ſcheint er jugendlich unbefangen ſich für die Rache vorzubereiten. Daß er, obgleich der Mann, doch der Jüngere und ſie die gereifte Aeltere iſt, ſieht man deutlich. Es liegt in ihr faſt etwas matronenartig Mütterliches, wie ſie liebend zu ihm ſich wendet. Der wunderbare Reiz der Anmuth und Fülle der Formen, wie bei ſpäteren Sachen, iſt nicht darin; dieſes erſcheint ſtrenger und herber und wird die Sinne nicht ſo reizen, aber den Geiſt wol eben ſo beſchäftigen durch ſeinen mächtigen, herrlichen Eindruck — denn es iſt, obgleich auch äußerſt charakteriſtiſch und individuell, doch ſtyliſirter als die Aegineten.

Aehnlich iſt eine ſchöne Minerva dort, in vorſchreitender, kämpfender Bewegung, vielleicht gegen die Titanen. Wie intereſſant war mir ihre Aegide, die wie ein Vließ oder Fell, ganz mit Schuppen bedeckt, in dreieckiger Form, mit einer Spitze nach hinten gekehrt, am Rande rings herum mit Schlangen garnirt, über den linken Arm ihr hängt und ihn ganz bedeckt; an der linken Schulter iſt er um den Hals mit dem Meduſenhaupt als Schloß befeſtigt. Als man ſie fand, hatte ſie vergoldete Haare, wie überhaupt ſich deutlich zeigt, daß die Alten ihre Statuen anmalten, d. h. theilweiſe einige Sachen färbten, andere vergoldeten, die bronzenen

mit Silber auslegten oder Kupfer von verschiedenen Farben dazu verwendeten; auch Basreliefs ganz anmalten, wie man in Rom aus einigen Terracotten-Basreliefs noch sehen oder doch ahnen kann. So müssen sie auch viel in Metall gravirt und später mit Farben ausgefüllt, oder Metall mit Metall ausgelegt haben; wenigstens finden sich unter ihren Geräthschaften im Bronzecabinet wunderschöne gravirte Sachen, als Eimer u. s. w.

Doch das gehört anders wohin und darum wieder zu meinen Statuen, unter denen ich noch zu nennen habe eine ausgezeichnet schöne priesterliche, nämlich die Statue der Eumachia, der Aufseherin, glaube ich, über Die, welche die Priesterkleider wuschen und die, wie mich dünkt, die Tochter eines Priesters und sogar aus Pompeji war. Es ist eine Vestalinfigur, ausgezeichnet schön hinsichtlich der Anordnung und Ausführung der reichen Draperie im ernstesten und doch feinsten Styl, so daß sie gute griechische Arbeit sein kann.

Dann sind noch viele schöne Sachen hier, die ich nicht alle nennen kann, obgleich ich noch manche gezeichnet habe, und endlich in der Mitte ein schöner antiker Marmortisch und eine Vase aus Pompeji.

Jetzt zu dem dritten Flügel, wo größtentheils Kaiserstatuen und Büsten von deren Verwandten aufgestellt sind, ungefähr funfzig bis sechzig! Viele darunter sind sehr schön, wie überhaupt die römischen Portraitbüsten und Statuen mir sehr gefallen. Einige der vorzüglichsten muß ich Euch nennen und zwar zuerst die unübertrefflich schöne, colossale Büste des Titus. Dann die colossalen, sitzenden Statuen des Augustus und Claudius, wovon die eine besonders schön, doch weiß ich nicht

mehr welche, und die Statue der Livia; ferner die Büste des Julius Cäsar u. s. w. und endlich die Krone dieses Saales und fast aller Portraitfiguren, nämlich die Statue der Agrippina, der Frau des Germanicus. Sie sitzt auf einem antiken Stuhl, in die Lehne zurückgelehnt und etwas nachlässig, wie ermüdet, zusammengesunken; die Füße ruhen auf einem vor ihr stehenden Schemel, den einen nur ganz wenig über den andern geschlagen, die Hände gleich weit ausgestreckt im Schoos. So ist eigentlich in der ganzen Figur wenig oder gar keine Bewegung und ihre Stellung die allernatürlichste, die allergewöhnlichste; aber dennoch liegt in diesem Alltäglichen, ganz Einfachen ein so unbeschreiblicher Reiz, daß ich stundenlang davor sitzen könnte, ja tage- und wochenlang würde man sie ansehen können diese ernste, resignirende Frau und zwar mit immer neuem Interesse. So stumm sie dasitzt, zwingt sie doch Jeden, der nur flüchtig sie beschauet, staunend vor ihr stehen zu bleiben und aus ihrer versteinerten Sprache die ganze Leidensgeschichte nicht blos ihres Lebens, sondern ihrer ganzen Zeit zu lesen. Immer und immer wieder führte mich mein Weg hierher; gern hätte ich ihr geantwortet und zu ihr gesprochen, wie ich mit ihr fühlte und verstände ihren tiefen, großen Schmerz. Unmöglich schien es mir oft, daß sie nicht leben sollte und sprechen, und nur wenn ich immer und immer wieder sah, daß sie den Kopf nach der einen und derselben Seite etwas neigte, da fühlte ich, daß nur im Stein noch diese Zeit existire. Die Figur ist stattlich; wenn auch etwas matronenartig, doch schön und voll und individuell charakteristisch ganz und gar. Nur ist der Kopf nicht weiblich schön zu nennen: unter einer

breiten kräftigen Stirn ruhen tiefliegend die königlich blickenden, etwas finstern Augen, um die, namentlich in den Augenbrauen, ein Zug von Würde, Geistesgröße, Adel und Kraft sich mit einem scharf strengen, viel erfahrenen Blick vereint; aber viele Sorgen, Mühsal und Gefahr und tiefer, namenloser Kummer haben den Blick nachdenkend umflort. Die Nase ist ziemlich lang, sehr scharf und etwas gebogen, als Zeichen eines entschiedenen Charakters und festen Willens, was auch der etwas gekniffene Mund ausdrückt, den wol ein herber Kampf so eingezogen hat, als ob er alles Leid in sich verschlucken und den vorbrechenden Schmerzenslaut verbeißen wollte, daß nie die Welt erfahre, welches Maß von übermenschlichem Leid diese Lippen so fest verschließe. Das Kinn, das etwas groß und vorstehend, aber voll ist, zeigt wieder den fast männlich kräftigen Charakter, wie die großen vollen, aber nicht aufgeblasenen, sondern flachen Wangen dem sonst etwas scharfen Gesicht den Anstrich einer lebenskräftigen, gesunden Fülle geben, sodaß man begreift, wie ein solches Weib fruchtbar an kräftigen Söhnen sein kann. Ihr Haar ist über den ganzen Kopf gescheitelt, vorn in kleinen Löckchen gekräuselt und vom Ohr an in zwei Zöpfen geflochten, die im Nacken in Einem vereinigt herabhängen. Der Hals ist stark und voll, aber äußerst reizend und anmuthig gerundet. Die Schultern sind echt römisch, strotzend voll und gewölbt, aber in schönen, nobeln Formen, so auch die Brust, welche, wie bei einer echten Römerin, gleich von der Halsgrube an stolz begehrend sich vorwölbt. Sie hat ein langes, in feinen Falten eng anschließendes, dünnes Gewand an, so daß ziemlich die Formen durchscheinen; wirk-

lich nackt ist nur der Hals und der obere Ansatz der Schulter bis auf die Mitte des Brustbeins. Die Unterarme, die blos aus weiten, mit mehreren Knöpfen zusammengeknöpften, bis auf den Ellbogen reichenden Aermeln hervorsehen, sind auch sehr voll und reizend rund, wenn sie auch nicht sehr weich, sondern mehr in kräftigen, flacheren Formen erscheinen. Ueber die Lehne des Sessels hängt ein schwerer Mantel, den sie von beiden Seiten um die Beine geschlagen hat, so daß nur unten noch das leichtere Gewand vorsieht. Gearbeitet ist Alles für den Styl eines Portraits aus Stein auf das vollkommenste und nach meiner Meinung unübertrefflich.

Ihr sehr, von schöner, geistreicher Composition, von weiser Anordnung, frappanter und mächtiger Bewegung, von genialer Auffassung, von graziöser Stellung u. s. w. kann man hier nicht viel sprechen, denn es ist eine Stellung, eine Bewegung, wie man vielleicht am Tag tausend und mehr Mal sehen kann, und dennoch ergreift sie so gewaltig und erschütternd die Seele. Das eben scheint mir Genialität: nicht haschen nach neuen, außerordentlichen, extravaganten Bewegungen, sondern nur auf die aller anspruchloseste Weise sich aussprechen, in die ungesuchtesten Worte seine Gedanken kleiden, aber sie so ganz von dem Gedanken erfüllen und ihm anpassen, daß sie so Eins mit ihm sind, daß er nicht anders ausgesprochen werden könnte und Jedem augenblicklich klar und verständlich ist, der nicht einen beschränktern Verstand hat als recht ist. Die Statue der Agrippina ist so genial aufgefaßt und drückt so ganz und gar ihren Charakter aus. Sobald ich sie nur ansah, so umschwebten mich Germanicus, Britannicus, Nero u. s. w., und ich

fühlte mich nicht mehr in dieser, sondern in jener Zeit, denn näher standen die vergangenen Zeiten mir. Mich hat diese stumme Frau unendlich angesprochen, die so schmerzlich sinnend den schönen Kopf zu mir neigte, als ob sie mich zum Mitleid auffordere, und doch fühlte und sah ich, daß die keines Mitleids bedürftig, daß ihr es gleich ist, ob sie Interesse bei den Menschen erregt oder nicht — sie, die einst so viel von der Welt wollte und viel in ihr bedeutete, sie will nichts mehr von der Welt; diese ist untergegangen für sie, sie sieht und fühlt sie gar nicht mehr. Wenn Himmel und Erde einstürzten und sie in Qualenflammen verzehrten, sie würde es nicht fühlen, sie ist mit sich und ihrem Schmerz ganz allein, den sie als einzigen Genossen zur Ruhe gebracht und nun an seinem Ruhebette sitzend mit mütterlicher Sorgfalt bewacht. Er ist das einzige Kleinod, das ihr geblieben. So sitzt sie da, die Mutter Deß, der ihre Kinder mordete. Wie ich nicht aufhören konnte, diese steinerne Resignation zu betrachten, so kann ich, wie es scheint, auch nicht aufhören davon zu sprechen. Doch nun aber genug und zu dem an diesen Corridor stoßenden Zimmer, in dem auch manche hübsche Sachen sind, z. B. noch ein Leda- oder Psychentorso, sowie schöne Urnen auf Säulen aus Verde-antica; dann ein Basrelief, das aber in Rom in der Villa Albani noch schöner ist: Mercur, Orpheus und Eurydice. Einige andere, wenigstens in der Composition hübsche Basreliefs sind noch ein Faun, der einer Nymphe das Gewand herabziehen will, wogegen sie sich, ihn in dem Bart fassend, wehrt; dann Venus und Helena, die neben einander sitzen. Die Venus scheint der Helena zum Paris zuzureden, während Paris und Amor

ihnen gegenüberstehen und Letzterer den Ersteren damit zu ermuthigen scheint, daß seine Mutter schon ihr Werk gut ausrichten würde. Der eitle Paris macht eine Bewegung, den Mantel zurückschlagend, als ob er seine ganze Schöne zeigen wollte.

Dann im zweiten Zimmer wieder einige Säulen, schöne Vasen und Urnen und unter manchen andern auch schöne Sachen aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesetzt; auch eine solche schwarzgewandete Isis mit weißen Fleischtheilen, die sehr schön und ernst ist.

Nun kommt das Musenzimmer, wo ihrer nicht nur neun, sondern sogar ihrer dreizehn, weil einige in doppelten Exemplaren da sind. Sie sind größtentheils aus Herculanum, theils aus der Farnesischen Sammlung, keine einzige aber ist ausgezeichnet. Dann wiederum einige Säulen und sonst noch ein paar recht hübsche Figürchen in diesem Zimmer, darunter ein sehr weicher, üppiger Apollo. Dann ein kleines aber wunderbar reizendes Basrelief: es ist ein Bett, aus dem ein fast ganz nacktes, schönes, junges, ausgelassenes Weib herauszusteigen scheint, denn ein Fuß betastet schon die Erde, während der andere noch zurückgebogen, kniend, im Bette ist; sie wendet sich nach der linken Seite rückwärts gegen ein anderes Weib und scheint mit der linken Hand, die aber abgebrochen ist, etwas gegen diese ausgedrückt zu haben. Dies andere Weib, eben so reizend, edel und schlüpfrig schön, kniet mit beiden Beinen im Bett, stützt den linken Arm auf eine Lyra zu ihrer Seite, den rechten um die Schulter des vorherbeschriebenen Mädchens und faßt hinter dieser ein Gewand, das sie einem sehr schönen, aber wollüstig weichen, jungen Mann, der zur rechten

Seite der Ersteren neben dem Bette steht, von den Beinen zu zerren scheint, denn nur diese sind noch bewandet; sonst ist auch er ganz nackend, lehnt sich aufgelöst und hingebend nach der rechten Seite hin und mit dem rechten Arm über die Schulter eines auf dieser Seite neben ihm stehenden und ihn unterstützenden Mädchens, zu der er auch hinblickt, in der linken Hand eine Lyra gegen die Hüfte gestemmt haltend, die das zuerst genannte Weib ihm entweder zu geben oder abzunehmen scheint, während die zweite mit lüsternem Blick ihrer zerrenden Handbewegung folgt. Das dritte Mädchen nun ist ganz mit enganliegenden Gewändern bekleidet und zeigt nur den linken Schenkel und diese Schulter nackt. Sie steht Profil, dem Jüngling den Rücken und ihre Vorderseite gegen das rechte Ende des Reliefs zuwendend; den Kopf wendet sie fragend zu dem Jüngling zurück und schlägt die Becken, was er, der Bewegung seiner rechten Hand nach, ihr zu wehren scheint. Wer mit dieser Darstellung gemeint sei, darüber wird viel gestritten. Einige sagen Apoll und die Grazien: dafür scheint mir aber das Ganze nicht ernst und würdig genug gehalten zu sein; Andere Bacchus und die Musen: Bacchus könnte es sein, doch Musen sind diese Frauen nicht; Andere Alcibiades bei den Hetären: das möchte ich am ehesten glauben. Doch das ist einerlei! Das ganze Relief, wenn auch kein so ernster Styl darin herrscht als in anderer griechischer Arbeit, was vielleicht der Gegenstand mit sich brachte, athmet doch sowol in Composition, als Stellung, Ausdruck und Form den schönen griechischen Geist und meisterliche Vollendung; es spricht sich durch und durch das erhöhte, übersprudelnde mythische Genußleben aus, bei dem Liebe

Freude und Luſt jeder Art apotheoſirt waren und dadurch ſelbſt das Thieriſch-Materielle in der äußern Erſcheinung verſchönt erſchien. Das eben liegt in dieſem Basrelief, wo ſowol im Mann wie in den Weibern die Jugend, Luſt und Schönheit in der höchſten Fülle dargeſtellt ſind. So liegt in den drei Weibern wirklich die ganze Fülle weiblicher verführeriſcher Zauberreize und mit dieſen vereint doch eine weibliche, zarte Schüchternheit und bei neckiſch ſchelmiſcher Ausgelaſſenheit doch etwas Weiches. Das bekleidete Mädchen iſt am jungfräulichſten gehalten, daher liegt auch in ihrer ganzen Bewegung noch ſo eine Art unbewußte Dreiſtigkeit und nicht wie bei den Andern der Anflug weiblich ſchüchterner Ziererei. Der Jüngling iſt ſehr weich und wird wol mehr das Leben genießen wollen, als Thaten thun; Liebe und Wein wird er gewiß Kampf und Leiden vorziehen. Es iſt griechiſche Arbeit aus der Zeit der höchſten Vollendung, aber auf die äußerſte Spitze geſtellt; denn noch eine Linie weiter gegangen, um die Sinne zu reizen oder noch reizender die Wahrheit darzuſtellen, und das Ganze würde ohne Styl ſein.

Ferner iſt in dieſem Zimmer noch eine ſehr ſchöne Vaſe, die auf einem nicht dazu gehörenden Poſtament ſteht, auf dem in Basrelief viele Götter ſich befinden; die Vaſe aber, die ziemlich groß iſt, ſtellt die Scene vor, wo Mercur den jungen Bacchus der Nymphe Leucothea zur Erziehung bringt. Hinter der Leucothea ſcheint der Silen zu ſtehen und dann folgen noch viele tanzende und muſicirende Faunen und tambourinſchlagende Bachantinnen. Auch iſt in reizender Stellung eine halb nackte Nymphe da, die mit der einen Hand an einen Baum

sich lehnt, während sie die andere in die Seite stemmt. Das Ganze ist sehr flach gehalten, im eigentlichen Vasenstil, wo man der Rundung wegen größere Gruppen nicht übersehen könnte und deswegen suchen muß, so viel als möglich Alles in einzelne Figuren oder einzelne Gruppen abzutheilen. Die Ausführung ist sehr schön, die Fleischtheile bei den Männern sind sehr kräftig und nervig und sehr voll und zart bei den Weibern. Das Gewand ist einfach, aber schön angeordnet. Die Vase ist sehr gute griechische Arbeit, hat aber ungemein gelitten, da sie ein eigenes Schicksal gehabt. Man fand sie nämlich eingemauert in der Hafenmauer von Gaeta und zwar hatte sie den Schiffern gedient ihre Schiffstaue darum zu schlingen und so die Schiffe zu befestigen. Die Spur von diesen Tauen bemerkt man nun rings um die Vase und zwar so, daß man zwei bis drei Finger breite und an einigen Stellen wol ein bis anderthalb Finger tiefe Rinnen an der Vase sieht, wodurch denn manche Sachen, namentlich der Kopf des Silen, ganz vernichtet sind.

Dann folgt das Venuszimmer, wo es denn sehr viele gibt, aber keine, die eine Venus wäre und mich interessiren könnte. Es sind lauter gewöhnliche, wenn auch mitunter recht hübsche Damen von verschiedenem Genre; einige, recht wohl genährte, haben sich entkleidet und stehen da wie „Blaubart's alle zwanzig Weiber". Dann sind noch einige Bacchusse, Amore, Hermaphroditen, einige Säulen, Urnen u. s. w. da, doch kann ich nur noch einer graziös bewegten, jungen, weiblichen Figur erwähnen. Es scheint ein Mädchen zu sein, die ins Bad gehen will; der Oberleib ist entblößt, die Beine noch mit dem Gewand bedeckt, wovon das eine auf das andere ge-

legt; mit der einen Hand beschäftigt sie sich an diesem Fuß, während sie auf die andere sich stützt. Die weiblichen Formen sind jugendlich strotzend, aber zart und voll Anmuth und Schönheit, wenn auch etwas oberflächlich behandelt.

Nun zu dem Jupiterzimmer, wo man einige Porphyrsäulen, ein paar Bassins und Postamente und unter diesen ein sehr schönes mit einem Basrelief findet, auf dem eine ganze Gesellschaft Faunen die Weinlese besorgt! Einige tragen die Trauben, andere pressen den Wein; andere tragen die gefüllten Schläuche fort u. s. w. Die Bewegungen und Stellungen sind äußerst originell, wirklich mit einem offenen, freudigen Auge und einem sprudelnden Witz der Natur abgelauscht und mit sicherer Hand meisterhaft wiedergegeben. Die Zeichnung der Körper ist richtig und einfach schön, es sind nervige, starke Leute, aber etwas trivialer, bocksartiger Natur.

Ferner sind hier noch ein paar schöne Büsten, z. B. eine Herme des Homer ꝛc. Doch nun zu dem Zimmer berühmter Männer, in dem wieder einige Architekturstücke und dann eine Menge größtentheils schöner oder guter Büsten und Statuen berühmter Griechen und Römer, theils griechische, theils römische Arbeit, vorhanden, von denen die meisten mich aber mehr der Personen, die sie vorstellten, als des Kunstwerths wegen interessirten! Es machte mir Freude, so manches Mannes Leibesgestalt und Bewegung zu sehen, den ich in der Idee kannte, und in der äußern Erscheinung ihren Geist, ihre Poesie, ihre Weisheit, ihre Heldengröße, ihr Herrschertalent u. s. w. aufzusuchen, wovon ich sonst gelesen. So ist z. B. da: Homer, Aeschylus, Cicero, Sokrates, Euripides, Lykur-

gus, Solla, Solon, Seneca, Zenon und Anakreon, wovon die beiden Letzteren sich durch ihren hohen, ernsten Styl und große Vollendung besonders auszeichnen. Demosthenes, Sophokles, Plato, Herodot sind auch sehr schön, doch die Krone von Allem ist eine Statue des Aristides. Dieser steht, das rechte Bein ein wenig vorgesetzt, sehr gerade und fest, wie ein Mann in dem vollen, sichern Gefühl seiner moralischen Kraft und Ueberlegenheit, fast etwas stolz, wenigstens sieht man der Art, wie dieser Mann steht, es wol an, daß er durchaus das Gegentheil vom Themistokles und dessen Hauptgegner war beim Kampfe der Demokratie gegen die Aristokratie. Die linke Hand, ganz in den Mantel gewickelt, liegt auf dem Rücken, der rechte Arm auch in den Mantel gewickelt, die Hand aber auf der Brust in nachlässig spielender Bewegung und entblößt. Der Kopf sieht gerade aus. Aristides ist in seinen Mantel, den er über seine Tunica eng um sich geschlungen, so ganz eingehüllt, daß nur der Hals, die Füße und eine Hand bloß sind. In der Haltung, wie in den Formen seiner Figur und seines Kopfes liegt schon sein ganzer Charakter; auch braucht man nur das Gesicht zu sehen, um sogleich Den zu erkennen, der bei Platää die persische Armee schlug. Es liegt bei dem hohen Geistesadel auch ein glänzender, freier Adel in seinem Wesen. Durch den Mantel durch scheint er eine leise Spur von Bauch zu haben, wie überhaupt alle seine Glieder sehr voll sind; aber nicht jene weiche runde Fettgeschwollenheit, auch nicht jene gedrungene Muskelstärke, sondern edle, mäßige Fülle, die den Mann so gut charakterisirt, der bei äußerm Wohlstand und einem freien Leben mit der höchsten geistigen Gesundheit jene

sichere Gesundheit des Leibes verbindet, die aus einem verständigen Leben hervorgeht, die, wie das reine gute Gewissen der Seele, den Leib stets in junger, echter Lebenslust und froher, frischer Thätigkeit erhält und seinem ganzen Wesen eine feste, segensreiche Ruhe verleiht. Man sieht wohl, daß diesem Manne die edelsten Genüsse des Lebens nicht unbekannt waren, aber auch daß er sie mit weiser Mäßigung genoß. Seine Züge sind, trotz der gesunden Fülle der Formen, sehr bestimmt, wie sie bei einem so ganz unzweideutigen Charakter wol sein mußten; es ist eine Festigkeit darin wie Felsen, aber wie fühlender, nicht starrer, lebloser Felsen. Dabei, obgleich die Form eigentlich nicht ausgezeichnet schön, sondern ein wenig gedrungen, ist doch über das Ganze eine adelige Grazie ausgegossen. Sein Blick ist majestätisch ernst, sicher und bestimmt, dabei weit und viel umfassend, hell, ruhig und heiter. Man sieht es, daß dies Auge nichts Ungerechtes sehen und dulden konnte, weder außer noch in sich. Seine Stirn, edel und frei gewölbt, zeigt, daß nur um einen kostbaren, heilvollen Inhalt zu fassen ein so unzerbrechlich festes Gefäß erfordert wurde. Um die Augenbrauen spielt ein denkender und, wenn man will, etwas schmerzlich gekränkter, aber versöhnlicher Zug und wol mag es der leise Ausdruck eines tiefen Schmerzes über seine Verbannung von Athen sein. Sein Haar, stark, kraus und in den Schläfen noch sehr voll, ist auf der Scheitel schon etwas gelichtet, wie bei einem viel geprüften, thätigen Mann. Seine Nase ist gerade, breit und kurz und in ihr, wie in der Stirn und den Backenknochen, spricht sich hauptsächlich die vornehme, ausgebildete Kraft aus. Sein Mund ist voll und üppig, aber

rein und schön geformt. Dabei liegt in diesem Mund, wie in dem freundlichen Spiel seiner Wangen und Augen, bei aller ernsten Größe, eine so unendliche, hinreißende Güte und Wohlgewogenheit, eine so würdige Milde und Bescheidenheit! Ja, man sieht Den, der bei Platää zu siegen wußte, der, als man ihn verbannte, ohne Murren ging und, wie man seiner wieder bedurfte, versöhnt und willig zurückkehrte; der in der Anerkenntniß der Feldherrn-Verdienste des Themistokles sich ihm ungeheuchelt nachzustellen vermochte! Den Mund umkränzt ein weichgelockter Bart, der rund gewachsen das ganze Kinn und den Untertheil der Backen bis ans Ohr verhüllt, doch sind die vollen, schönen Lippen völlig frei. Wunderschön ist um diesen Korper der Mantel geschlagen, großartig und frei, aber doch mit solcher graziösen Sorgfalt und Geschmack, daß man daraus ganz den feinen Mann erkennt. Kurz, wer diese Figur ansieht, dem wird es klar, daß die Athener nicht unrecht hatten, wenn sie fürchteten, er würde vor allen Andern zu sehr hervorragen. Aber wol mag man neidisch sein auf einen solchen Mann. Ich betrachte sogar neidisch sein steinernes Bild.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch eines kleinen alkovenartigen Cabinets erwähnen, das in dem Flügel der Kaiserstatuen ist und in welchem eine Menge Basreliefs und Bruchstücke von solchen aufbewahrt sind. Ich fand viel Interessantes daselbst, z. B. zwei um einen Palmzweig kämpfende Amoretten, ein paar Faun- und Bachusgeschichten. Auch ein Mädchen, das auf der einen Hand einen Vogel trägt, mit der andern ihm zu fressen gibt; daneben steht ein anderes Mädchen, das zusieht. Dann ein paar schöne Karyatiden in Hautrelief und mehrere

dergleichen Tisch- oder Sesselfüsse, von denen einige aus der besten griechischen Zeit zu sein scheinen; durch eine Platte sind immer zwei Füße mit einander verbunden, wie wir es zuweilen bei Wirthshaustischen sehen und wie die antiken, die ich sah, meistens sind. An dieser Platte nun, an der innern wie äußern Seite, ist die schönste Blumenarabeske: aus der Unterlagsplatte wächst ein reich ausgeladenes, buntes Blatt, das aber durchgängig eine ungemein schöne Form hat; aus diesem kommen lange, graziös verschlungene Stengel, von denen dann auf jeder Seite einer, wie von schwerer Last gezogen, sich niedersenkt und in eine lilienartige Blume ausgeht. Die andern zwei ringeln und winden sich nach oben zu einer Kette durcheinander und stoßen an die obere Platte mit zwei Knospen an. Die Ausgänge dieses ganzen Fußes bilden eine kräftige, markige Löwenklaue, die nach oben geflügelt ihren eng und kurz geschwungenen Flügel an die Platte als Relief anlegt, während der übrige Fuß rund ist und über dem Knie, da, wo der Flügel ansetzt, sich zu einer Brust ausbauchend oben einen gehörnten, löwenartigen Korf trägt. Hier aber konnte ich recht bemerken, was ich auch schon bei allen andern antiken Arabeskengeschöpfen fühlte, wie diese mit solchem Schöpfungsverstand und Gefühl gemacht, daß man, von der innern Harmonie des ganzen Wesens klar durchdrungen, gar nicht fühlt, daß solche Geschöpfe nicht existiren. Dieses liegt, glaube ich, darin, daß die Alten unbefangener, kindlicher die Natur beobachteten und dadurch ihrem geheimen Wesen und Wirken näher standen. Wir können ja Aehnliches bei Kindern sehen, welche die sonderbarsten Bestien, das tollste Zeug hinkritzeln und doch ist immer

eine Art Naturcharakter, ein gewisses, wesenloses Leben darin, eine Art Wahrscheinlichkeit des Daseins. Bei den Alten aber war das freilich noch etwas ganz Anderes, die durch ihre sie kräftig durchdringende Philosophie, durch ihre scharfe und gesunde Logik die Kunst auch auf feste, sichere Regeln und Grundsätze zu basiren wußten, so daß eine fast unantastbare Ueberzeugung sie beseelte. Ihre Pflanzenarabesken, wie vollkommen, wie frappirend tragen diese den individuellen Pflanzencharakter, den sie ihnen geben wollten, obgleich oft kein einziges Blatt, weder Blume noch Stengel, treu und wahr die Pflanze wiedergibt, sondern ein freilebendiges, aber den architektonischen Linien, wozu sie stimmen sollten, anpassendes Phantasiegebilde sind. Ebenso verhält es sich mit ihren Thieren. Sollen diese z. B. den Wassercharakter haben, wie weise wissen sie an der rechten Stelle den Fisch und Schwimmapparat anzubringen! Da glaubt man wirklich aus demselben Torfe, woraus die beweglich lebendige Welt geschaffen, sei auch diese hervorgegangen, nur daß dieser im Moment der Erschaffung gleich der Stempel der Unbeweglichkeit gegeben wurde.

Nun noch zu einem Basrelief, das zu den schönsten gehört, die ich sah (in der französischen Academie in Rom ist ein Abguß, entweder von diesem selbst, oder einem ganz gleichen). Im Catalog ist es als Fest des Icarus angegeben. Es mag aber der Teufel wissen, was das für ein Fest ist, da nicht die bekannte Geschichte des Icarus vorgestellt wird. Im Pausanias glaube ich gelesen zu haben, daß Icarus zuerst den Dionysos in Griechenland einführte, und darauf mag wol dieses Basrelief Bezug haben.

Auf der rechten Seite ruhen auf einem Ruhebette zwei Figuren, wovon die eine, weibliche, auf dem Bauch lang ausgestreckt liegt und das Kinn auf die Hände stützt, die andere, ein Jüngling, halb empor gerichtet sitzt, den Kopf hinterwärts nach der linken Seite des Reliefs wendet und in der rechten erhobenen Hand eine Schale trägt. Diese Gruppe ist in einer auf leichten Säulen mit Teppichen verhängten Halle, über die ein Tempel oder Palastdach emporragt. Tische mit Candelabern, Gefässe u. s. w. stehen neben dem Bett. Der indische Bacchus, ein grosser, etwas beleibter, hoch ernster Mann, in sehr langen Gewändern, mit einem langen Bart, mit langem, erheuveriertem und geflochtenem Haar, wird von kleinen, bebenden Faunen trunken hereingeführt; das sieht man, weil er mehr hintenüber gelehnt ruht, als steht, und in einer träumerisch grossartigen Stellung aufgefasst ist, wie nur ein berauschter Gott sein konnte. Ein edler, ernster Rausch, während sich dieser Zustand in seiner Umgebung auf eine leichtere Weise kundgibt, z. B. bei einem ganz betrunkenen Bürschchen, das dem Gott die Sandalen auszieht, hinter ihm lärmende, musicirende und tanzende Faunen, während der Gott, eigentlich nur von seiner eigenen Würde und Allmacht ergriffen, in ernster, stummer Entzückung versunken ist. Von ihm geht alle Wirkung aus und in höchster Potenz wirkt sie ergreifend wieder auf ihn. In seinem Zuge sind hübsche Figuren, z. B. ein ausgelassener, junger, bürfender Faun, der auf zwei Flöten bläst und zurechtweisend oder aufmunternd sich zurückwendet zu einer possirlich launigen Figur. Dann ein kleiner Alter mit dickem Bauch, den kaum ein Tüchelchen bedeckt; er bläst, den Takt dazu tretend, auch

zwei Flöten und scheint in seinem Rausche nicht den rechten Ton treffen zu können, wenigstens strengt er sich sehr an. Dabei ist er in eine höchst freudige Gleichgültigkeit aufgelöst. Dann noch ein Faun, der ein ganz betrunkenes Nymphchen trägt, das, wie es scheint, noch sehr jung ist; von süßer Lust ganz aufgelöst, hängt sie über seinen Arm, Kopf und Arme vornüber, mit den Füßchen noch ungewiß und ohnmächtig auf dem Boden herumtappend. Die Figur ist besonders reizend, da in ihr so deutlich die Gewalt des süßen Gottes sich ausdrückt und man auf den ersten Blick sieht, daß sie nicht todt, sondern nur in süßer Ohnmacht aufgelöst ist.

Doch nun zu den Sälen, in denen sich die colossale, sehr berühmte Flora befindet, welche mir jedoch nicht zugesagt hat, und alsdann Antinous, der sehr schön ist, aber nach meiner Meinung lange den im Capitol zu Rom nicht erreicht! — In diesem Saale sind nun auch die zwei so oft copirten Candelabers, wo unten am Fuß auf drei Widderköpfen an der Kante des dreieckigen Untersatzes drei Störche stehen, angelehnt an den Blumenschaft des Candelabers. Schön sind sie, aber zu sehr überladen. Dann ist unter vielen andern, im Styl etrurischen Vasen mit bacchanalischen Basreliefs auch eine vorzüglich schöne, sowol der reizend schlanken Form, als auch ihrer Verzierungen wegen. Auch ist die Vorstellung darauf, trotz der graziösen Bewegung der Figuren und der zarten, üppigen Fleischmassen und geschmackvollen Gewandungen ungemein launig und lebendig: die drei Grazien nämlich (bekleidet) tändeln und schäkern mit dem ungelenken bocksfüßigen Pan und es scheint, als wollten sie ihn zum Tanze nöthigen, wenigstens reichen sie sich,

ihn in ihrer Mitte habend, die Hände und zerren ihn dabei am Gewande; auch ist ihre Bewegung so leicht und gelenkig, als ob sie sich eben auf den Zehen zum Aufspringen erhoben. Eine, die ihn am Zipfel des Gewandes gefaßt hat, macht mit der Hand eine Bewegung, als ob sie damit den Takt schlagend ihn ermuthigen wollte; er selbst wendet sich gar launig naiv von ihnen weg und dreht sich mit dem Kopf so wirklich komisch schüchtern und tölpisch beschämt herum, als ob er sich formlich fürchte, seine Ungelenkigkeit auf solche Probe stellen und in solcher Gesellschaft blicken zu lassen. An der Erde zwischen Denen, von welchen er sich abwendet, scheint ein Weinschlauch zu liegen, als ob der ihm zum Preis ausgesetzt wäre: komisch rührend und schmerzlich entsagend sieht er auf diesen hin, denn sein spitzig dicker Bauch zeigt wol, daß solch ein Preis eine Versuchung für ihn ist; aber bei aller Fröhlichkeit, bei aller Lust und Lebensfreude ist der reiche Schöpfer leichter, fröhlich blühender Poesie doch ein zu schlauer und ernster Mann, als daß er seine Würde preiszugeben sich fürchte. Bachus selbst freilich, der indische, scheint wohlbehaglich dem neckischen Spiele zuzusehen; auch einige Nymphen lassen sich nicht lange nothigen und möchten durch ihr Beispiel ihn ebenfalls verführen; die Eine tritt, zwei Flöten spielend, den Takt, eine Andere schlägt tanzend das Tambourin und eine Dritte, die von hinten ganz, von deren Kopf aber nur das Profil zu sehen, die blos ein leichtes Gewand über einen Arm geschlagen hat, das kaum die Beine bedeckt, sonst aber nackt ist, hebt sich wunderbar anmuthig auf den Zehen und scheints dem Pan vorzumachen; mit ihrem schlanken, geschmeidig vollen Rücken kokettirt sie so verführerisch, so

schelmisch schlau ihre Reize entfaltend, daß nicht Jeder ihren Lockungen widerstehen konnte. Ein Faun fängt auch schon, ganz von Entzücken berauscht, an ihrer Seite zu springen an.

Ueber diesem Relief kommt erst ein Wulst. Wo die Vase sich zum Hals hinein enget, liegen auf demselben flach erhaben die Ränder eingetieft und über diesen, an dem Hals, eine sehr schöne, symmetrisch stylisirte und doch freie Erbeuguirlande; drüber wieder ein wulstig vorspringender Rand, mit den übrigen Verzierungen harmonirend. Wunderschön sind dann die Henkel, sie hängen sich oben am Rande an, steigen ziemlich hoch über diesen in die Höhe und sind mit wenigen, ihrer Bewegung parallel nachlaufenden Linien verziert, was ihnen etwas Schilfstengelartiges gibt. In ihrer engen Biegung oben ist eine Art Blum[illegible] überhaupt haben sie hin und wieder auch knospenar[illegible]gewächse; von ihrer Umkränzung an theilt sich ein jed[illegible]rkel, denn bis dahin sind sie sehr breit und massig, [illegible]wei Arme, die zu Schwanenhälsen werdend parallel neben einander bis zur größten Dicke der Vase hinabgehen, nämlich da, wo sie sich zum Hals hinein enget. Hier machen dann diese Schwanenhälse eine sehr schlanke, volle Biegung nach beiden Seiten hinaus und so herum bis an den untern Ansatz des Vasenhalses zurück, immer sehr gefällig der enger werdenden Vase angeschmiegt; am Halse hier werden sie zu Schwanenköpfen, die sich ungemein graziös auf diesem letzten Theil ihres Halses biegen, so daß die Schnabelspitze den Hals berührt und fast in seinen weichen Federn zu wühlen scheint, wie man namentlich in der Ruhe so oft die Schwäne den Kopf fest und eng an den Hals drücken

sieht. Die Körpe sind, obgleich sehr stolisirt, doch so natürlich, so weich, rund und zierlich, so charakteristisch, daß man gar nicht fühlt, daß der übrige Schwan fehlt, in diesen Körpen liegt der ganze Schwan. Man sieht seine großen, bedeutungsvoll fragenden Augen, seinen scheuen und doch stolzen Blick und bei aller äußerer Eleganz das geisterartige, melancholische Wesen. Diese thierischen Ausladungen stimmen so harmonisch mit den übrigen Formen, daß man die Zusammensetzung gar nicht merkt, es wird förmlich ganz und gar ein Wesen. Die Vase ist aus griechischem Marmor, sehr flach, d. h. im alten, ernsteren, schicklichern Stol gehalten, dabei ist aber die Modellirung auch wie aus jener Zeit, nämlich sehr urrig und strotzend, sehr bestimmt und sicher concentrirt.

Dann sind in diesem Zimmer noch mehrere Säulen, einige hübsche Statuen und viele, mitunter schöne Büsten, unter andern eine griechische des Sardanapal, ein schöner lachender Faun, ein Tiberius, eine colossale Junobüste im strengsten griechischen Stol und donnerartig erschütternd. Ebenso eine sehr schöne griechische colossale Büste Alexander's und endlich der berühmte Farnesische Homer, der überall in Abgüssen und Copien existirt. Ihr kennt ihn alle zur Genüge und glaubt mir wol, wenn ich ihn schön finde und bewundere.

Und nun das Cabinet, wo die sogenannte Venus Kallipyge. In diesem Zimmer sind eine Menge Hermen von Bacchus, Venus, Jupiter, Faunen u. s. w., unter denen einige schöne (die aber alle sehr klein sind). Dann einige schöne Masken, eine Menge kleiner Kinder, schöner kleiner Vasen, Pilaster, eine Unzahl kleiner Büsten und einige kleine Statuen. Alles größtentheils in Pompeji

und Herculanum gefunden; endlich von letzter Stadt auch eine kleine Statue der Diana, ganz im altgriechischen, sogenannten etruskischen Styl, in einem langen Gewand mit höchst einfachen und bestimmten Falten, und wie das Gewand so das Ganze. Endlich die Venus Kallipyge, eine lebensgroße Figur, die man dem Praxiteles zuschreibt und die schön genug ist, um von ihm sein zu können; nur würde er sie wol schwerlich je eine Venus genannt haben, denn davon ist auch keine Spur darin, außer, daß sie so schön, wie die schönste Venus ist und man schöner sich wol keine denken kann.

Ich vermag es nicht, sie in ihrer Glorie zu schildern, und schweige daher lieber davon, um nicht zu langweilen; nur laßt mich sagen: Denkt Euch hier alles Schöne und Vollendete, was ich von den andern gesagt, zusammen in der höchsten Potenz, Blüte und Fülle, aber so, daß es harmonisch mit dieser liebenswürdigen Individualität zusammenstimmt; diese ist die eines körperlich und geistig gesunden, reifen und unbefangenen Mädchens. Am besten, glaube ich, wird sie charakterisirt, wenn ich Euch die Stellung beschreibe und dabei die Sage von der Entstehung dieser Statue (se non vero è ben trovato) erzähle. Als nämlich ein Künstler (sei es Praxiteles oder Phidias, der Anekdote ist jeder recht) seine berühmte Venus ausgestellt hatte und alle Welt sie anzustaunen, zu bewundern kam, kam auch ein Haufen junger Mädchen, alle recht schöne, verständige, aufgeschlossene Verehrerinnen der hohen Göttin, ganz empfänglich für deren süße Zauberlehre und begierig, von ihrer Schönheit entzündet, ihrem Dienste sich zu weihen. Während diese Mädchen nun die einzelnen Schönheiten der Venus bewundern und eine

vielleicht meinte, es gebe kein ſo ſchönes Weib, hebt unſere Dame, nachdem ſie vorher ſich umgeſehen, ob ſie allein ſeien, ihr langes reichgefaltetes Gewand in die Höhe und vergleicht ſich im vollen Gefühl ihrer eigenen Schöne mit der ſteinernen Göttin. Der Künſtler, der unbemerkt es ſieht und glücklich erfaßt, macht ſich ſogleich daran, das Geſchehene genau auszuführen. Das Ergebniß jener Arbeit iſt dieſe Venus! Auf dem linken Bein ſtehend, die Hüfte herausgedrängt, den Kopf nach hinten und rechts herum ſo viel als möglich gedreht, bemüht ſie ſich ihren Rücken zu ſehen; in dieſer Abſicht ſtreckt ſie das rechte Bein ein wenig ſeitwärts hinten aus und ſieht die ganze rechte Seite ſehr ein; mit dem einen Arm hebt ſie das auf der Schulter geknüpfte, an der Seite ausgeſchlagte, reichgefaltete Gewand zurück, mit dem andern nach vorn, ſo daß man, die eine Seite, wo das Gewand nicht geſchlagen, ausgenommen, faſt die ganze ſchöne Figur nackt ſieht. In der Stellung und der verführeriſchen Bewegung, in dem hinreißenden und verlockenden Biegen und Neigen, in dem ſchlangenartigen Drehen und Wenden liegt eine ſolche Grazie, eine ſolche anmuthige Naivität und weiche, gelenkige Fülle und Ueppigkeit, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Dabei liegt durchgängig in dem Kopf, dem ganzen Leib, der Art ſich zu bewegen, ſowie der ſittſamen Bekleidung der Ausdruck und Charakter eines wohlerzogenen, geiſtig und körperlich tadelloſen, unbefangenen Mädchens. Es ſollen keine beſonders hervorragenden Eigenſchaften durch dieſe Formen ausgedrückt werden, keine ausgezeichnete Tiefe oder Stärke der Seele, keine beſondere Weisheit oder Feſtigkeit, kein großes, verzehrendes Feuer, oder ernſte Strenge, ſondern es iſt nur

alle Dichter nur so viel da, als nöthig ist, um ein schönes, artiges Mädchen zu sein. Das Einzige, was bei ihr vielleicht hervorragend sich aussprechen, ist ihre liebenswürdige Keckheit, ihr entzückender Muthwille, den junge Mädchen äußern, wenn sie sich unbeachtet glauben; da wissen sie neckisch und schlau recht gut ihre Vorzüge auszusprechen und sie anziehend zu zeigen. Wer das belauschen kann, dem lacht die ganze Seele vor Freude; wenn Einem auch wirklich durch den Blick in diese sonst verborgene Welt sein ganzes Wesen vor Entzücken hingerissen ist, so muß er doch sich schämen, so etwas lüstern Komisches hat es, jene lieblichen Wesen, die sich unbeachtet glauben, ihre Reize von allen Seiten mustern und sich dabei in ihrer Weise geberden zu sehen. Diese Statue nun ist gerade Das, was ein solcher ungesehener Blick auf eine Gesellschaft sich allein glaubender Mädchen uns offenbart und daher wird uns dasselbe Gefühl erweckt. Man sieht deutlich, daß die Figur, wie sie da ist, aus einer solchen Gruppe genommen. In welchem Styl und wie vollkommen die Statue gearbeitet ist, kannst Ihr Euch denken, da sie für eine Schöpfung des Praxiteles ausgegeben wird.

Nun in die Galerie! Da muß ich mich aber vor allen Dingen über die infame Betrügerei mit den Trinkgeldern aussprechen, die übrigens in Neapel so durchgängig ist, daß sie vom Obersten bis zum Untersten sich nicht entblöden mit der größten Unverschämtheit für den geringsten Dienst, ja für ihre Pflicht, dem Fremden ein Trinkgeld abzufordern. Alles ist darauf eingerichtet, dem Fremden das Geld aus der Tasche zu ziehen; so z. B. kostet der Ritzpaß nach Rom, und zwar nur bis an die

pärſtliche Grenze, faſt einen Scudo (Spezieſthaler) und groſtentheils an Trinkgeldern. Ja blos aus dieſem Grunde iſt man gezwungen für die Rückreiſe einen eigenen Paß zu nehmen und darf nicht mit ſeinem gewöhnlichen, wie in andern Ländern, reiſen; Leute, gut dotirte, anſtändig gekleidete Beamte, denen man ſich ſcheut etwas anzubieten, fordern es mit der frechſten Stirn, und ſo iſt es denn auch bei der Galerie, die in Folge einer Unzahl elenden Zeugs in zwei Theile getheilt iſt, welche verſchiedene Cuſtoden haben. Zuerſt nach der Seite, wo die neapolitaniſche Schule iſt! Da iſt denn freilich nicht viel Erbauliches zu ſehen; viele Zimmer mit wenig Schenswerthem aus allen Zeiten, die meiſten Sachen, wol den Stempel der Unvollkommenheit und dürftigen Beholfenheit der Alten an ſich tragend, aber keinen ihrer Vorzüge habend, ſind im höchſten Grad gemein und geſchmiert, ohne Leben, ohne Ernſt auf die handwerkmäßigſte Weiſe hingeklekſt. Die Sachen aus ſpätern Zeiten ſind eben ſo ſchlecht und bei aller Fertigkeit und Gelenkigkeit des Vortrags doch leer und nichtsſagend durch und durch. Nur ein einziger Meiſter aus der neapolitaniſchen Schule ragt weit über Alle hervor und hat wirklich viel Einnehmendes; das iſt der alte Meiſter Andrea di Salerno. Er hat in der Compoſition etwas Strenges, wie z. B. Mantegna, an welchen er mich überhaupt erinnert hat, aber ſeine Art zu bewegen iſt einfach, großartig und ziemlich treffend; ſeine Zeichnung, bei etwas Magerkeit doch nach einem ernſten, ſichern Styl ſtrebend und ziemlich frei und furchtlos; ſeine Farbe etwas farblos, braungelb, hart und irden, doch liegt viel Innigkeit und Ausdruck in ſeinen Sachen und es ſind oft ſehr ausgezeichnete

Motive darin. Das wäre der Einzige, die Andern haben ihn fast alle copirt und für ihr einziges Vorbild gehalten, weshalb man die verschiedensten Sachen mit seinem Namen getauft, daß man, nachdem man sich freilich erst darüber geärgert, lachen muß.

In diesen Sälen gibt es nun noch zwei recht schöne Bilder, von Giottino, die gut erhalten und, wo sie ausgebessert, zum Glück so bäurisch restaurirt sind, daß man es drei Schritt davon sieht. Dann einen schönen Madonnenkopf, der wahrscheinlich aus einem größern Bilde herausgeschnitten worden; er soll von Giotto sein, hat aber keine Spur davon. Die Krone dieser Gemäldesäle sind zwei Temperazeichnungen, nach ihrer Angabe von Tenniers, die so großartig stylisirt, aufgefaßt und behandelt, dabei von solcher Strenge und Einfachheit in der Zeichnung und Farbe sind, daß sie fast an Michel Angelo erinnern, obschon man auch sehr deutlich sieht, daß es von dem nie sein konnte; ist es von Tenniers, so ist es das Schönste, was ich je von ihm sah. Die Figuren sind Niederländer, das sieht man; der eine, weniger bedeutende, ist ein Mann in einem schwarzen, langen Mantel mit Kapuze, wie ein Augustiner des Mittelalters; aus der Kapuze sieht nur kaum das sehr spitze, hagere, scharfe Profil hervor; er scheint den Rosenkranz zu beten. Die Landschaft ist ein echt nordisches Kornfeld mit wenigen Bäumen; hinter ihm in einer Glaskugel ist ein zwergartiges, buntes Männchen, das die Arme nach der rothen Geldtasche ausstreckt, die dem schwarzen Mann am Gürtel hängt, und, wie es scheint, eben im Begriff ist diese abzuschneiden. Die Kugel ist ein Reichsapfel (oder Weltkugel) mit goldenem Reif, oben dar-

auf ein Ring; darunter ſteht geſchrieben: dewil de verelt is so ungetru drumb ga ick arme slocker in de ru.

Das andere, das groſſer, viel freier und genialer, iſt eine echt holländiſche oder norddeutſche Marſchfläche, die ſich an niedere Hügel anlagert, wie z. B. bei uns Billwärder an die Reinbecker Sandhügel. Sie liegt auch hart an dieſen Hügeln hin, im Mittelgrund erhebt ſich über die flachen Felder weg ein Dorf, deſſen Kirche mit ihrem ſpitzen Thurm ungefähr die Mitte des Bildes ausmacht; von dieſer aus zieht ſich das Dorf nach dem rechten Rande des Bildes zu, und zwar perſpectiviſch immer weiter in den Vorgrund hinein, ſo daß die letzten Häuſer ſchon ziemlich nahe dem Beſchauer ſind. Hohe Linden umſchatten die Kirche oder den Kirchhof, wie auf dem Weg nach Lübeck, ich glaube in Holtzbaum oder Steinhorſt. Auf der rechten Seite des Bildes, hart am Rande hin, zieht ſich faſt ganz gerade, aus der weiteſten Ferne bis zum äuſerſten Vorgrund, ein von oft behauenen Erlen beſchatteter Marſchgraben, wie man macht, um das Waſſer aus den Feldern abzuleiten. Der Tag ſcheint ein regnichter Vorherbſttag zu ſein, an dem gegen Abend ſechs blinde Muſikanten nach Hauſe gehen, die ſich im Dorf ihr Brot verdient haben. Ueber den Graben führt ein Steg, den der Erſte, der den Zug anführt, verfehlte, in den Graben fiel und nun natürlich alle nachzieht. Dieſen Erſten nun, der noch ein junger Kerl zu ſein ſcheint und die Zither ſpielt, ſieht man im kühlen dunkeln Waſſer liegen, und zwar die Beine ausgeſpreizt nach oben, ſo daß man gerade zwiſchen dieſe hinein und im meiſterhaft ausgeführten verjüngten Maßſtab den übrigen Kör-

ver ganz sieht. Die Arme breitet er wie Hülfe rufend aus. Vom schilfigen Ufer des Flusses, das ganz voll blühender Iris steht, beugt sich eine solche über ihn. Der Zweite, ein alter, magerer Kerl, in kurzen Hosen und Strümpfen, einen grauen tiroler Kittel an, mit gelbem, magerem, ausgelebtem Gesicht und großen, tiefen, von scharfen Knochenrändern umgebenen Augenhöhlen, in denen glanz- und blicklos verloschene Augen sind, eine weiße Nachtmütze über sein gelbes Gesicht, von dem der Hut im Begriff ist herunter zu fliegen. Der Zweite also stolpert schon über ihn, indem er des Ersten Stock anfaßt, den dieser eben losgelassen, jedoch ist er schon im Hineinstürzen. Er wendet seinen Kopf zurück und reißt den zahnlosen Mund weit auf, um seinen Nachmann zu warnen, den er übrigens mit der Linken am Stock, den dieser angefaßt hat, nachzieht. Dieser, der halb italienisch costümirt ist, auch kurze Hosen und Strümpfe und einen gegürteten kurzen Rock anhat, an dem eine Tasche und darüber ein kurzer flatternder Mantel hängt, scheint südlichen Ursprungs zu sein, wenigstens deuten es die ungeheuer scharfen, großen, feineren Formen des Gesichtes an, wie auch die gelbere, verbranntere Farbe, das schwarze Haar und die dunkeln, großen, weit aufgerissenen, stieren Augen, mit denen er in den Tag blödsinnig und blind hinausstarrt. Er hat den Hut in der Hand und scheint bei seiner Blindheit, dem geschlossenen Munde und der ganz theilnahmlosen Bewegung nach, auch noch taubstumm zu sein. Durch den Fall des Vorderen heftig angezogen, da er den Stock nicht loslassen will, ist er in hastend stolpernder Bewegung; er springt auf beiden Zehen, den Kopf so vor, daß, wenn der Schwung des Ersteren nicht

stark genug war, ihn mit nachzuziehen, er wenigstens auf die ebene Erde fallen würde. Hinter ihm folgt noch einer, ähnlich costümirt; dieser hat einen großen Hut auf und legt seine linke Hand dem andern auf die Schulter; bei seiner blinden, tappenden Bewegung scheint er eine Ahnung von Dem zu haben, was den Ersteren passirt; er strengt sich gewaltig an, klar darüber zu werden, und scheint auch in dieser Absicht mit seiner Hand seinen Vormann entweder zurückhalten oder darauf aufmerksam machen zu wollen. Sein Gesicht ist ungeheuer Mitleid erweckend, worin sich ohne allen Nebenausdruck nur das Gefühl seines Leidens ausspricht. Er richtet die augenlosen Augenhöhlen zum Himmel, sein Mund ist schmerzlich geöffnet und auf magerm Halse reckt er weit seinen Kopf hervor. Er scheint von manchen blinden Pfiffigkeiten der Andern nichts zu merken, da er ganz allein und abgeschlossen mit sich und seinem Elende ist und weder Tod noch Leben, wol aber das Sterben zu fürchten scheint. Hinter diesem folgt eine echt Tenniers'sche Figur, von der man keine Bewegung, sondern nur Mantel und Hut sieht, der endlich den Sechsten an dem in der rechten Hand gehaltenen Stock nach sich zieht; dieser ist ein kurzer, kleiner Mann, wie ein Dorfnachtwächter bei uns aussehend, mit einem Stock in der Linken, einem grauen, kurzen, weiten Flausrock und mit einem ungeheuer dummen, dicken, versoffenen Gesicht, das er blödsinnig in den Tag hineinkehrt.

Das wäre der Gegenstand, der auf das unübertrefflichste ausgeführt ist. Er ist in der Bewegung der Momente so ergreifend behandelt, daß man erschreckt aufschreien würde, wenn man sich nicht durch die zugleich

launige und freundliche Auffassung abgewinnt, daß der Graben nicht tief ist und die armen, unglücklichen Schlukker mit einem kalten Bade davon kommen. Gezeichnet sind die Figuren, Falten u. s. w., die Köpfe und in diesen der Ausdruck mit einer so großartigen Einfachheit, Strenge und Ernst, einer solchen Liebe und frohen Naturanschauung, einem so treffenden Wahrheitssinn und feinen Witz, daß sie des ausgebildetsten Meisters würdig wären. Dabei ist die Farbe leicht, aber mit solcher Harmonie und zartem Farbensinn angegeben, daß ich nach seinen Bildern, die bei allem Genie und Talent doch immer etwas Unvollkommenes und Triviales haben, kaum glauben kann, daß es von Tenniers ist, obgleich sein Name groß darauf steht. Im Mittelgrund ist noch ein Mann und eine weidende Kuh, aber sehr verwaschen.

Außer diesem ist nichts weiter in diesem Zimmer als Copien alter berühmten antiken Ruinen in Holz und Kork, die sehr zierlich und hübsch gemacht und deshalb interessant sind. Endlich beim Hinausgehen kommt man noch in das sogenannte griechische Cabinet, weil seine Bilder aus der Zeit des größten Verfalls griechischer oder dem Anfange christlicher Kunst sind; unter diesen sind aber zwei Cartons von Rafael, ohne Zweifel echt, wenigstens der eine. Von dem einen, obgleich er auch sehr schön und eine der schönern Zeichnungen, die man sehen kann, ist, will ich doch nicht viel sagen, da wir gleich auf das ausgeführte Gemälde dieses Cartons zurückkommen und mir, einige ungemein geistvolle, lebendige Sachen abgerechnet, das Ganze doch nur eine ängstlich treue, talentvolle Nachbildung des Bilds erscheint. Das Bild stellt eine heilige Familie dar, worunter Jo-

hannes, dessen Kopf wunderbar geistreich, kindlich und ausdrucksvoll, aber wie der eines kräftigen, etwas wilden, schönen Jungen ist. Der andere Carton ist zu einem Deckengemälde in einer der Stanzen des Vaticans, wo Heliodor, Attila, das Wunder zu Bolsena und Petrus im Gefängniß und an der Decke das Opfer Abraham's, Noah und seine Familie (wie ihm Gott Vater erscheint), Jakob's Himmelsleiter und Moses vor dem feurigen Busch dargestellt sind. Dieser kniet auf dem linken Bein, das rechte, wie schnell hingestürzt und als ob er geblendet sich zurückwerfen wollte, etwas vorgestreckt. Sein Körper ist verzückt und demüthig ein wenig vorgeneigt; beide Arme erhoben, verhüllt er mit den Händen das des Anblicks des Herrn unwürdige Antlitz, so daß man nur den Mund, Kinn und Nasenspitze und ein wenig von der Stirn und den Augen sieht. Seine Kleidung ist ein einfacher, kurzer Rock; er hat eine Tasche um und im Arm einen Schäferstock. Die Zeichnung ist schöner als die freilich sehr verdorbene Freske in Rom; aber in dieser Zeichnung, so einfach sie auch gemacht ist, liegt Alles, was nur in diesem Moment liegen konnte. Man sieht, daß die Zeichnung nicht aus langem Nachdenken, Grübeln und Philosophiren, aus Mühseligkeit und Anstrengung hervorgegangen ist, sondern es leitete ihn, wie bei seinen meisten und besten Werken, wie ein selig liebendes, frohes Kind, ich möchte fast sagen instinktmäßig, sein glücklicher Genius, so daß er auf den ersten Griff den richtigen Treffer zog, um den Andere Jahre lang herumschweifen und den sie trotz aller Mühe und tausend Wegweisern doch nicht finden können. Dieser Moses ist der junge kräftige Naturmensch, der Hirt, der seines Vol-

kes Unterdruckung fühlt mit seinem unverdorbenen Sinn für Recht; der gewaltige, siegreiche Held, der gegen Pharao stand, der weise Mann, der der Aegypter Weisheit eingesogen, der gläubige, fromme, demüthige Knecht seines Herrn. Das Letztere, sowie der einfach kräftige, gesunde Hirtenverstand ist aber am klarsten ausgesprochen.

Dabei ist der Carton gezeichnet, wie alle Cartons gezeichnet sein sollten: die Hauptgedanken nämlich sind in großen, festen, sichern Zügen ausgesprochen, indem die feinen, spielenden Nuancirungen in einer Zeichnung nur mit Mühe deutlich zu machen sind und während der Ausführung der momentanen Stimmung des Geistes und Talentes anheimgegeben bleiben müssen. Gott, wenn ich so zeichnen könnte! Wer so zeichnen kann, von dem darf man alles Andere erwarten.

Das wäre nun auf dieser Seite der Galerie alles Erwähnenswerthe. Nun zu den sogenannten Capi d'opera, wo man gleich beim Eintritt von Correggios erdrückt wird, unter denen wol aber manche Copie von ihm und nur flüchtige Skizzen sein mögen; es war jedoch überhaupt kein Bild da, das mich besonders fesselte. Recht schon war ein Guido, zwei nackte weibliche Figuren und in dunkelblauer Luft ein Genius. Ich bin durch alle diese Zimmer schnell durchgegangen, da sie bei manchem Guten gar zu viel Schlechtes mit einer empörend renommirenden Unterschrift darbieten, und so bald zu den rechten Capi d'opera gekommen, wo wirklich ausgezeichnete Sachen sind. Zuerst ihr berühmtestes Bild: ein Dominichino, ein Kind mit einem Schutzengel, Schlange und Teufel; ein infames, scheußliches Bild, das aber immer von Copisten umlagert ist und in vielen kleinen und gro-

sen Copien (in Oel, Miniatur und auf Porzellan) zum Verkauf rings herum aufgestellt ist. Wer diese Arbeiten sieht, der möchte sie ihren Verfertigern ins Gesicht werfen, so geist- und talentlos sind sie fast alle. In Rom sind dergleichen Arbeiten eben so. Dabei halten sich die Herren für die größten Meister und maßen sich an, die Alten verbessern zu können, weil sie weiter vorgeschritten und aufgeklärter seien. Diese Copisten sind unerträgliches Gesindel. Wenn Ihr deren impertinente Nonchalance und verrückte Künstlerertase, deren eitle Emsigkeit und Wichtigthuerei, deren Hohn und Verächtlichkeit sähet, womit sie den Fremden, der nichts bei ihnen bestellen zu wollen scheint, behandeln, so würdet Ihr gewiß mit mir wünschen ein Simson zu sein, um sie wie brennende Füchse in die überreifen und unreifen, frucht- und segenslosen Kornfelder aller schlechten Bilder zu jagen, auf daß sie mit diesen in einem Auto-da-Fé alle sich verzehrten. Wenigstens sollten dann die Säle bald leer und darin Platz werden für kindlich unbefangene und lernbegierige Beschauer, um in diesen Zauberschätzen ungestört lauschen, beobachten und sammeln zu können, und damit Niemand mehr da wäre, der Artikel auf den Strich machte.

Jetzt aber, nachdem ich mit Euch das Museum, auf das ich die Zeit von 8 Uhr des Morgens bis 2 Uhr des Nachmittags während vier ganzer Wochen verwandte, so ziemlich durchgegangen, komme ich auf Neapel als Stadt und auf den Eindruck, den es in architektonischer Hinsicht auf mich gemacht. Neapel ist groß in seiner räumlichen Ausdehnung und seine Bedeutendheit zeigt das Leben in ihr. Sonst aber drückt seine äußere Erscheinung nichts aus, was sich über das Alleralltäglichste erhebe.

Da ist freilich Rom ganz anders; fast geht man da durch keine Straße, die allerengsten Gassen mitgerechnet, ohne irgend ein merkwürdiges Gebäude zu finden, entweder durch das Ebenmaß seiner Verhältnisse und Formen, oder durch geschmackvoll schöne Ausschmückung, durch ein gewaltiges und schönes Ganze, oder interessante Einzelheiten. Das geht in Rom durch alle Zeiten, von den ältesten bis zu den mittelalterlichen, der darauf folgenden und sogar bis in die sogenannte Perücken- oder barocke Zeit. Bei allem Barocken ist nämlich immer noch ein gewisser Ernst und Adel in der Intention, großartige Splendidität. Es spricht Alles sicher und entschieden einen großen, edeln Charakter aus, vom kleinsten Hause bis zum Palast; man wittert überall noch den königlichen schönen Geist der mächtig erhabenen, stolzen Weltbeherrscherin. Doch nicht blos Rom, die meisten andern italienischen Städte, sogar die kleinern, tragen dies Gepräge. Neapel ist in dieser Hinsicht nackt und arm; es gibt nur wenige antike Bruchstücke, nur wenige mittelalterliche Bauten, die in andern Städten Italiens gar nicht zu rechnen wären, und die obendrein noch so versteckt liegen, daß man sie suchen muß und dann vor Verbauung kaum sehen kann. Einige Kirchen endlich und ein paar ganz neue Häuser ausgenommen, findet man von Architektur Nichts, das des Ansehens werth wäre. Ein Haus ist sonst wie das andere, d. h. ein charakterloser, unbedeutender, unschöner Kasten mit vielen Löchern; selbst die königlichen Bauten, Schlösser und Paläste der Vornehmen sind nicht besser. Der königliche Residenzpalast z. B. würde trotz seiner ungeheuern weitläuftigen Ausdehnung in Rom kaum beachtet und höchstens für ein Magazin

oder Hospital gehalten werden. Vor dem Vatican muß man die Wachen suchen, denn nur wenige Schildwachen findet man in Rom, und doch weiß man von weitem schon, daß er die Behausung eines bedeutenden Herrschers ist. In Neapel aber würde man die Residenz nie dafür halten, wenn der König nicht vor den Thüren wenigstens immer einige Compagnien Soldaten zu Fuß und zu Pferde campiren ließe. Dasselbe gilt vom Museum, dem Regierungsgebäude, das fast ein ganzes Stadtviertel einnimmt. Alle sehen wie nur interimistisch aufgebaut aus, sie sind eben so armselig und leer in der Idee und der Vertheilung der Räume und Massen, wie in der äußern Gestaltung und Ausschmückung. Der Raum an und für sich ist unsichtbar und kann blos in der Abstraction imponiren; um ihn klar und gewaltig in der Erscheinung auszusprechen, muß dieses in die Massen und Formen, die seine Größe begrenzen und enthalten, gelegt werden. Das aber fehlt in Neapel ganz; daher kommt es denn auch, daß, wenn man auf die hohen Punkte steigt, als Capo di Monte, S. Elmo, den Pausilipp, Camaldoli u. s. w. und nun unter sich das weite Neapel liegen sieht, dieses trotz seines immensen Flächeninhalts gar keinen Eindruck macht. Auf S. Elmo war ich nicht, aber am Fuß des Castells, in S. Martino, wo man dasselbe sieht. An diesem majestätischen Meeresspiegel, umschlossen von den schönen Bergen in ihren einfach großen Formen, liegt Neapel wie eine Hand voll weißer Meereskiesel; aber so schön, so imponirend es ist, daß sich um den ganzen Golf wie eine Reihe weißer Perlen dieser Saum weißschimmernder Gebäude zieht, so thut dies doch dem Ansehen der Stadt noch mehr Schaden; denn da

die Stadt durch Nichts sich bedeutend auszeichnet und nicht viel anders erscheint, als die übrigen Häusergruppen, so könnte man das Ganze fast für eine sehr bebaute Straße rund um den ganzen Golf nehmen. Hört man die verschiedenen Stadttheile nennen und unter diesen vielen auch Neapel, so hält man dieses für keinen größern Theil der ganzen Schnur, als Sorrent und Castellamare u. s. w. Wie anders ist das bei Rom, wo eben die vielen großern Bauten vor den übrigen untergeordneten, mehr zu einer Masse verschmelzenden Häusern hervorragen und dem Auge einen Ruhe- und Anhaltspunkt bieten, von dem aus es dann weiter schweifen kann, ohne sich im Gewirre zu verlieren. Sie geben zugleich unbewußt und unwillkürlich den Maßstab an, um gleich beim ersten Blick die ganze Masse dieser einzelnen Abtheilungen würdigen zu können. Rom ist herrlich vertheilt, in schönen Gruppen über seine Hügel und durch seine Thäler hingelagert und zwischen seinen Hauptmassen wirkt es von kleinen Häusern in Menge bis in die weiteste Ferne hinaus. Nichts weiter sieht man unter sich als nur Rom, ringsum von der nackten, goldroth scheinenden Campagna mit ihren grünen Vignen und Baumgruppen eingefaßt, wie von einem goldenen Rahmen mit Edelsteinen geziert. So hatte denn die Stadt Neapel als solche für mich von Anfang an gar keinen Reiz und bald würde ich es satt geworden sein, durch seine langweiligen Straßen zu gehen, hätte mir nicht in ihnen das Leben reichlichen Ersatz gegeben. Der Molo, der für mich das Interessanteste war und auch die schönste architektonische Ansicht der Stadt bietet, da man von hier aus neben, über und um ihn ihre einzigen schönen und charakteristischen Gebäude sieht:

das Caſtel S. Elmo auf dem Vomero über der Stadt, Pizzo falcone, auch ziemlich hoch über Santa Lucia (ein Stadtviertel), dann im blauen Meer das Caſtel d'Uovo, von der Sonne beſchienen einem goldenen Zauberring gleichend, der ſo oft in Märchen eine Rolle ſpielt, und das ſchöne mittelalterliche Caſtel nuovo hart am Mole, rechts noch die Mauern vom Caſtel del Carmine, die ſich auch maleriſch am Meer gruppiren. Nächſt dem Mole waren mir die übrigen Waſſergegenden intereſſant und deshalb will ich von dieſen jetzt reden. Zuerſt nun zu der Villa reale über den Toledo an der Reſidenz vorbei, der eine elende, neue Kirche, ein unverſtandenes, ſinn- und geſchmackloſes Gemiſch vom Pantheon und St. Peter zu Rom, gegenüber ſich befindet. Vor der Kirche machen die Parade zwei gemeine, miſerable, bronzene Königsreiter, wo es ſehr zweckmäßig war eine Schildwache zu poſtiren, ſonſt wußte ich nicht, was ich dieſen Kerlen für einen Schimpf angethan hätte, dieſen Misgeburten in einer Stadt, wo ſie das Muſter aller Reiterſtatuen haben. Dann kommt man nach Piazza di S. Lucia, am Meer, wo alle Fremden wohnen. Hier iſt wirklich Wirthshaus an Wirthshaus, ihrem Rauminhalt nach alle ungeheure Paläſte, aber unanſehnlich in der Erſcheinung. Amüſant iſt auch hier das Leben, denn wie alle Gegenden am Meer, ſo iſt auch und zwar vorzugsweiſe dieſe Straße der Markt für alle Meereserzeugniſſe; da iſt am Meer Zelt an Zelt, Bude an Bude, Tiſch an Tiſch und Bank an Bank, und wer nichts von allem Dieſen hat, der hält ſeine Sachen in Eimern oder Körben an der Erde feil.

Mitten unter den Fiſchhändlern ſind Frucht- und Limonadenhändler mit ihren Waaren, Kaſtanienröſtler u. ſ. w.

und endlich zwischen alle Diesem lebt und webt, aber ohne zu arbeiten, ein so schmutziges, lumpiges, schamloses, ekelhaftes Gesindel, daß das Auge beim ersten Blick sich mit Abscheu wieder wegwenden würde, wenn nicht, wie die bunten Früchte zwischen den widerlichen Seegethieren, auch oft hübsche Kinder mit den ausdrucksvollsten Gesichtern darunter wären, die mit so naiver Unschuld essen, trinken u. s. w., oder Feuer, Leben und Geist verrathend sich prügeln, spielen, stehlen und betteln, denn das thun sie alle, oder die sich, sind sie schon etwas erwachsen, häufig als Cicerone anbieten, mit der größten Geläufigkeit das ganze Register der Merkwürdigkeiten hernennend, ohne vielleicht bei irgend einem Klang einen Begriff damit zu verbinden. Auch sieht man hier, wie überall, wo Fischer und Schiffer sind, gesunde, frische, starke und oft recht schöne Kerle.

Mitten unter diesem freien Leben sieht und hört man stets viele Engländer und Engländerinnen zu Wagen, Fuß und Pferd mit ihrem abgeschmackten Costüm und ihrer in Italien so auffallend garstig klingenden Mundart. Auch findet man hier viele langhaarige, ausgehungerte Deutsche mit schmutzigen und zerlumpten Rocken und großen Malerapparaten, oder auch verdorbene Gelehrte, die hier das theuere Pflaster auf andere Weise ersparen wollen, theils mit von Beten und Scheinheiligkeit abgemagerten, theils von wilder Lebenslust ausgesogenen Gesichtern. Auch ehrliche Trinkbrüder, die ruhige, gesetzte Philister geworden, und viele verhungerte Archäologen sieht man, sowie eine Menge wie Affen aufgeputzter, renommirender Franzosen, die in dem phantastischsten, theatralischsten Ballettänzer-Costüm einher hüpfen und

ſeringen, oft unter einer lauten Ausgelaſſenheit die Schmerzen einer bittern Reſignation verbergend.

Von S. Lucia kamen wir an Pizzo falcone vorbei, einem ſehr maleriſch auf ſchönen, ſchroffen Felswänden gelegenen Caſtell, von Häuſern und Gärten umbaut. Auf der andern Seite im Meer liegt, durch einen Damm nur mit der Stadt verbunden, das Caſtel d'Uovo, wie ein verwünſchtes Schloß.

Von weitem glaubt man, es ſei von Gold und Edelſteinen und kommt man nah, ſo iſt es ein öder, nackter Felſen, in den die Feſtungswerke größtentheils ausgehauen ſind. Hier an dieſen Klippen werden viele Fiſche und eine kleine Art Auſtern, Hummern und Krebſe Nachts mit Fackeln (ſo wie ich Euch ſchon beſchrieben) gefangen. Am Tage badet ſich hier viel gemeines Volk. Kurz vor der Villa reale kommen noch einige ſehr vornehme Wirthshäuſer, in dem erſten, dem Eingang der Villa reale gegenüber, wohnte zu dieſer Zeit der Kronprinz von Baiern, wo ich alſo öfterer bei Pocci war. Doch nun zur Villa reale, die ein Spaziergang iſt, unſerm Jungfernſtieg ähnlich. Die eine Seite der Straße iſt mit Häuſern bebaut, auf der andern iſt der Spaziergang, gegen das Meer offen und alleeartig mit Bäumen bepflanzt; nur iſt hier Alles in größerm Maßſtabe, die Straße viel länger und breiter, wie auch die Allee, die wol zwei bis drei Mal ſo breit als bei uns iſt. Statt des Alſterbaſſins iſt hier der mächtige, zauberiſche Golf mit ſeinem azurnen Bergeskranz und hinten das offene Meer. Wäre dieſes aber nicht, ſo wäre der Jungfernſtieg gewiß ſchöner, denn wie die Gebäude, ſo macht auch dieſe Anlage gar keinen Eindruck. Die Bäume werden niedrig gehalten, um den

Häusern nicht die Aussicht zu nehmen, dadurch aber wachsen sie so in die Breite, daß sie sich ganz ineinander verschlingen und für die dicke Laubmasse, die Breite der Allee und die Höhe und Kraft ihrer Stämme gar kein Gleichgewicht bieten. So sieht diese große lange Allee aus wie eine kleine Hecke. In der Allee ist das einzig Angenehme der Schatten (der selten in Neapel) bei großer Hitze. Hin und wieder sind auch Blumenbeete, Sitze, Springbrunnen und Bassins, aber Alles so vereinzelt, verloren, unbedeutend, so knickerig sparsam angelegt, daß man sie kaum beachten würde, athmete nicht Nachts von ihnen eine angenehme, von Wohlgerüchen geschwängerte Kühle durch die Luft, so daß die Natur verschwenderisch Das ersetzt, was von der Kunst hier vernachlässigt ist. Dann stehen rings umher Copien und Abgüsse nach Antiken; wären diese besser gemacht, so würde die Verzierung Einem wol gefallen, jedoch sind sie so armselig wie alles Uebrige und scheinen nur Stellvertreter zu sein der Dinge, die da kommen sollen, oder waren. Kurz, Alles hat keinen römischen Anstrich, wo jedes Ding in seiner Art zu gelten und seinen ganzen Werth zu zeigen weiß. Der liebste Platz war mir ein großer Altan, halb ins Meer hinaus gebauet, mit Spitzen ringsum, von denen man die ganze wunderbare Herrlichkeit überschauen kann; auch ist daneben ein Kaffeehaus, das ich besuchte. Dann gefällt mir noch, daß diese Villa der einzige Ort in Neapel ist, wo man Tag und Nacht ziemlich allein und ungestört sein kann, denn eine strenge Polizei hält das Lumpengesindel fern und so haben denn feinere Leute die Oberhand hier. In der nahe gelegenen Straße wimmelt es auch von Gesindel, wie in allen Hauptstraßen

Neapels, doch in den Alleen iſts ziemlich ſtill und leer, aber kaum tritt man hinaus gegen die Chiaja zu, ſo iſt man wieder mitten im Gewirre. — Wir verlaſſen die Villa reale hier und gehen landeinwärts zum Pauſilipp hinauf. Der Pauſilipp nun, das lang ausgeſtreckte Vorgebirge, welches die rechte Seite des Golfs halb umſchließt, zieht ſich, da wo (ungefähr ein Drittel der Tiefe des Golfs, von dem Meer an gerechnet) an ſeinem Fuß die eigentliche Stadt Neapel ſich ausbreitet, landeinwärts, während er bis jetzt eng am Meer ſich hinzog. So ziemlich tief ins Land hineingebogen, vereint er ſich mit dem Vomero und ſchließt mit ihm zuſammen Neapel gegen die Südſeite zu. In der Fläche nun, zwiſchen dieſen Hügeln und dem Meere, größtentheils auf und an den Hügeln, liegt die Stadt. Der Pauſilipp iſt aus den älteſten Zeiten ſchon als Lieblingsort der Römer bekannt, wie ſchon ſein Name deutet: die Ruhe von der Traurigkeit. Einſt war ſein üppig grüner Teppich mit Villen und Schlöſſern edler und reicher Römer beſäet, er ſchien ein Lotterbett, mit Edelſteinen auf grüner Seide und Sammet durchſtickt. Da lockte wol ſein lieblich zauberiſcher Glanz und ſeine heitere Lebensſchöne die Muſen, daß neugierig ſie den Parnaß verließen und niederſchwebten zu edlen Menſchen. Wenn auf ſeiner Reiſe zu den andern Welten Apollo Morgens hinter dem gewaltigen Thore der Berge, dem alten Veſuv, mit ſeinen flammenden Roſſen herüberfuhr über die bethauten Auen und ſich Aurora ſchüchtern vor dem flammend ſchönen Gotte in den dunkelgrünen Schoos des weiten, kühlen Meeres verbarg und über die grünblaue Fläche hin, noch zitternd und blinkend, von küſſend buhlenden Wogen erhaſcht, ihre Blumen hüpften, die ſie

fliehend vor dem siegenden Gotte ausgestreut, dann fand der gloriensingende Gott seine ernsten Freundinnen, verlockt von der Zauberschöne der Gegend, hingesunken an den Busen sterblicher Menschen, verloren in süßer Umarmung, unter dem üppigen balsamischen Schatten reicher, wunderbar rauschender Bäume, Blumen und Ranken; da öffneten ihren Freunden sie Seele und Blick und von ihrer Liebe erglüht sah ihr trunkener Blick hinaus über die Meere. Zu ihren Füßen lagen alle Herrlichkeiten der Welt: auf der einen Seite durch dunkles Grün zeigte sich der Golf von Bajä, Puzzuoli, der Averner See, der Maremonte, Bazi, Cania, Nisida, Ischia und Procida und in weiter Ferne schimmerten die Gebirge von Gaeta — und wie ein Fabelbild im Traum malte sich, mehr zu ahnen als zu sehen, der Monte Circello auf dem weichen Goldgrund des Morgennebels. Links lag der Golf von Neapel und alle seine reiche Herrlichkeit; über das Meer hinaus da führte der lehrreiche Gesang der edeln Göttinnen die alte Welt. Odysseus irrte auf der Flut und Aeneas steuerte kühn vorbei, nachdem er Alles verloren, um eine neue Welt sich zu gründen. Da mußten die Herzen höher schlagen für alles Schöne und Edle, heller, segensreicher und unverlöschlicher brennen. Und die Nachtigall und die Morgenlichter zogen weiche, zärtliche Silbersaiten zwischen die hell tönenden der zum Heldengesang der Männerkraft bespannten Lyra. So fand die Hitze des Tages sie dort und mit ihr schufen und wirkten sie zum Abend hin; noch jetzt, nachdem so lang der Pausilipp verödet, größtentheils eine waldbebuschte Wildniß mit Vignen, einzelnen Villen und Häusern ist, tönt durch seinen Schatten, wie heiliger Geister-

geſang aus der tiefen, grünen Nacht, der letzte Nachhall jener geſangreichen Zeit, die längſt in das tiefe Purpurgrab des Meeres verſunken. In die ernſten Töne rufen die alten vertrauten Meergötter noch Wehe und wie einſt erheben ſie ſich aus ihrem kryſtallnen Schloſſe, mit ihrem gewaltigen Chorus die Uferkette erſchütternd. Ach ſie wähnen, wie früher, ſich geladen zu Spiel und Luſt hinauf in die duftigen Gartenwälder, aber wie ſie ihre ſchäumenden Häupter erheben und ſich aufbäumen, zu ſpähen nach ihren Lieblingen, da finden ſie Alles leer und öde; ohnmächtig und zu bittern, ſalzigen Thränenfluten geworden, ſinken ſie ſeufzend zurück in ihr feuchtes Bett und noch lange tönt die weite Fläche von troſtloſer Klage wider, bis endlich Alles ſich nach und nach in ein wehmüthig plätſcherndes Scheidelied auflöſt.

Ja, noch iſt die Ausſicht ſo ſchön, wie einſt vom Pauſilipp, noch iſt der Berg ſo reich, ſo üppig, ſo feenartig bewaldet, berankt und beblümt, wie einſt — aber kein Virgilius wohnt da mehr. An ſchönen Morgen und Abenden ſcheinen noch von ſeiner Muſe goldnem Liebesblick die thauigen Blumen und Bäume zu funkeln, ihr Athem ſcheint noch die Blätter koſend zu ſchütteln und ein goldenes, feucht melodiſches Klingen durch ſie zu ſchweben. Dieſe Zaubermelodie wird ewig tönen, denn ewig bleibt jung und ſchön ja die Natur — ſonſt aber iſt Alles hier alt und häßlich geworden.

Da nun, wo der Pauſilipp ſich in das Land hineinbiegt, zeigt er, wenn er früher mehr ſanft aufſtieg, gegen Neapel gewandt eine an vielen Stellen ziemlich ſchroffe, ſteile Felswand, die an mehreren Stellen einzelne Vorſprünge verſteckt. An einem dieſer Vorſprünge, oder viel-

mehr auf ihm, iſt das Grab Virgil's. „Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſein" — ſo iſt's auch hier. Von der Chiaja aus geht man einen ziemlich ländlich einſamen Weg hinauf und glaubt wahrlich nicht mehr nahe bei der Stadt zu ſein. Der Weg geht durch Weinberge, vor ſich ſieht man den Pauſilipp und zu den Vignen, die hier, ſchon ganz von großſtädtiſcher Bequemlichkeit verlaſſen, ſehr maleriſch und oft unzugänglich an den Felſenwänden hängen, ſchlängeln ſich um und über dieſe die romantiſchſten Fußwege und Treppen, immer von Rebengewinden und Lauben beſchattet. Ueber und um ſich ſieht man die üppigſte Vegetation, Aloen, Cactus, Palmen, Pinien, Lorberen, Feigen, Orangen u. ſ. w., Alles wuchert faſt wild durcheinander. Durch dieſes Grün erblickt man über die platten, oft ſchön ſtaffirten Dächer der Häuſer weg das dunkelblaue Meer, den ſchönen Golf mit ſeinem wunderbaren Zaubergürtel und den Veſuv mit ſeinem flammenleuchtenden Schloß. Auf den hübſchen Treppen und Wegen iſt es ſo heimlich und ſtill, ſie ſind zu wenig belebt.

Das Grab Virgil's, in welchem man eine Urne mit bezeichnender Inſchrift gefunden haben will und das ſchon nach der Angabe Seneca's und Strabo's das echte ſein ſoll, iſt jetzt nichts weiter als eine viereckige Kammer in der Ecke eines Felſenvorſprungs. An den Wänden ſind noch einige Urnennischen, aber keine Urnen mehr; auf der einen Seite iſt ein Loch, das durch die Seitenwand des Felſen führt und wol der urſprüngliche Eingang geweſen ſein mag. Wie man aber zu ihm kam, begreife ich nicht, denn es ſenkt ſich von hier hinab eine ſchroffe Felswand, die correſpondirend mit andern Vorſprüngen

zwiſchen ſich und dieſen eine Schlucht bildet, die faſt mit der Stadt Neapel gleiches Niveau hat, während dieſes Grab viel höher, faſt auf der halben Höhe des Hügels liegt. Zunächſt unter ſich ſieht man in dieſe Schlucht, die der Eingang zu dem Wege durch den Pauſilipp iſt. An den grauen Wänden wuchert der Epheu, wilder Wein, Hopfen, wilde Feigen und Früchte aller Art herunter, mit mannichfachen, blühenden Ranken, Roſen u. ſ. w. garnirt, und aus dieſen dunkelgrünen, buntgeſtickten Netzen ſtrecken herrliche Aloen ihre ſtolzen Blütenſtengel in die Höhe. Auf der einen Seite ſieht man das ſtaubumhüllte Neapel unter ſich liegen, aber Lärm und Geſchrei ſind ſehr gedämpft und gemildert durch die dazwiſchen lagernde milde, weiche Luft. Schön iſt es, ſich den Sänger des Wiegenliedes der ewigen Roma hier ruhend zu denken! Unter ſich ſieht er die Welt in Vogelperſpective und über die blauen Wogen gleitend ſieht der blinde Homer ſeinen Helden; da tauchen erſtaunt horchend auf die Tritonen alle, ihre ſchallenden Muſcheln nehmen ſie verſtummend vom Munde, Thetis liebäugelt ihm zu aus purpurner Flut und die ſilberfüßigen Nereiden erwachen, um ihren ſchönen Leib das flüſſige, grünlich goldene Haar geflochten, und folgen den bezaubernden Tönen der von einem Blinden geſchlagenen Lyra. Dann kommt Virgil; in die Fußſtapfen des blinden Sängers achtſam, folgſam tretend, führt er von Troja ſeinen Aeneas nach Rom und legt ſich hier dann ſchlafen, unten und vor ſich, wie ein aufgeſchlagenes Buch, in das er eben ſeine Geſänge eingeſchrieben, die Welt. Er ſcheint nur auszuruhen, aber lieblich muß auch hier nach Thaten auszuruhen geweſen ſein.

Castel S. Elmo liegt wie in goldenem Glanze aufgelöst; die grünen Reben der Vignen, die sich rings die zu seinen Mauern hinaufziehen, scheinen durch ihre Lebensfrische und Fröhlichkeit selbst das alte steinerne Haupt verjüngt zu haben, das, von Wollust trunken, sich in goldenen Fluten herunter in die grüne Umarmung gießen will. Eine goldweiße, sehr schlanke Rauchsäule zieht aus dem Vesuv und theilt sich, wie auf dunkelgrünem Meer die einzelnen, mit weißen Segeln dahin fahrenden Schiffe, in einzelne weiße Wölkein, die im azurblauen Meer des Himmels still und ruhig dahin gleiten.

Nun gingen wir wieder hinab und schlugen dann von der Chiaja aus, hart neben diesem Weg, nur etwas mehr landeinwärts, den andern Weg zum Durchgang durch den Pausilipp oder zu der sogenannten Grotta di Posilippo ein. Von Neapel aus hebt sich erst zwischen Häusern der Weg ein wenig bergauf gegen den Pausilipp, wo er endlich hart unter dem Grab des Virgil, in die beschriebene Schlucht ausgehend, gegen die schroffe Wand des Berges stößt, wo eine Höhle, die schnurgerade, sehr hoch gewölbt, ziemlich breit und eine Drittel Meile lang ist, durch den Berg führt. Dieser Weg ist nun nicht Natur, sondern Kunst, und zwar römische Arbeit. Einige meinen, er sei ursprünglich eine Höhle des Gottes Mithras, Andere, es seien erst Steinbrüche da gewesen, die später, um dadurch den Weg zwischen Neapel und Puzzuoli, der sonst über den Hügelrücken ging, abzukürzen, fortgeführt worden. Andere glauben, der Weg stamme von Lucullus her. Möglich ist Alles, aber er ist und bleibt ein anstaunenswerthes Riesenwerk, wer es auch gemacht hat. Da die Richtung des Weges ganz gerade ist und zwar

vom Morgen zum Abend, so ereignet es sich einen Tag im October, daß die Sonne beim Untergehen durch die ganze Länge der Hedle hindurch auf der Chiaja ein Haus bescheint. Jetzt war das nicht, vielmehr war es sehr schaurig dunkel darin; schon vor dem Eingang in den Hohlwege war, weil er auf drei Seiten von hohen Felsen eng eingeschlossen, das Tageslicht eigentlich erloschen, doch herrschte noch nicht völliges Zwielicht; dabei hingen, wie bei einem Schädel mit langen Haaren, über die grauen Steinmassen Epheu und Wein herunter. Zur Linken, oben in der Seitenwand des Felsens, flatterte, faßt von Gräsern und Rankenwerk verschlungen, die schwarze Oeffnung (zum Grab Virgil's) hernieder und uns wehte schaurig kalte Kellerluft aus dem Felsenthore entgegen. An dem hohen Gewölbe hängen, um den Weg zu erhellen, immerwährend brennende Lampen, die sich wie ein rothglühender Faden durch die schwarze Nacht hindurchziehen; dabei, um sich in der ungewissen Dunkelheit zu erkennen zu geben, schreit Alles darin, die Fußleute, wie die Fußgänger und Reiter. Leute, die sonst stumm umhergehen, fangen darinnen an zu singen, weil es in diesem Gewölbe so mächtig schallt, vielleicht aber auch deshalb, um sich selber Muth zu geben und Andern furchtbar zu erscheinen. Alle diese Töne nun, gemischt mit dem dröhnenden Rasseln der Wagen, von dem Gewölbe aufgefangen und widerhallend fortgetragen, strömen gleichsam aus der Oeffnung wie der dumpfe Widerhall des Lebens aus einer unterirdischen Welt, wie fernes Angstgeschrei und Heulen.

So traten wir in diesen Eingang zur Unterwelt ein, denn als solcher erschien er mir, da ich noch nicht einmal

ein Bergwerk gleichen. Mir ward nicht ganz geheuer darin, hauptsächlich wegen der schauerig kalten Fieberluft, die mich, der ich sehr in Schweiß war, augenblicklich zu Eis erstarren machte, und zwar so, daß mir im ersten Augenblick ganz schaudelig wurde. Dabei sah ich im Anfang, wo mir dem rothflackernden, zitternden Lampenlichte sich noch der matte Schimmer des tägtlichen Tageslichtes freundlich mischte, in Folge dieser ungewissen Beleuchtung gar nichts und war wie geblendet, so daß ich, da ich rechts und links, vorn und hinter mir Rufen und Schreien, Wagengerassel, Pferde- und Menschengetrampel hörte, wie denselben den Leuten, um auszuweichen, gerade auf den Leib lief, überall anrannte und wieder zurückgestoßen wurde. Nun suchte ich mein Gesicht erst an dieses Dunkel zu gewöhnen und fing dann an mehr zu sehen, aber freilich auch noch nichts Anderes, als eine Menge Schlagschatten, die von vorn und hinten irr und ungewiß schwankend auf mich zukamen. Ich wich Allen soviel aus, bis ich nach geraumer Zeit Menschen und Thiere besser unterscheiden konnte. So kämpfte ich lange nur mit Schatten und Tönen. Wagengerassel hat immer für mich etwas unerträglich Widerliches und Schreckliches ist mir der Gedanke, überfahren zu werden; ich bin daher jedesmal in sehr großer Nervenanspannung, wenn ich zwischen vielen Wagen gehe, und oft möchte ich rechts und links alle Kutscher von den Böcken schießen. Dazu noch hier im Dunkel die seltsame Sitte Jener, daß der Weg bei seiner großen Frequenz zu schmal für zwei begegnende Wagen sei und alle da, wo eine solche Begegnung stattfinde, Viele rückwärts gehen müßten. Endlich war der Augenblick gekommen, wo auf

der halben Länge des Weges die ſtreitende Wirkung des Tageslichts aufhört und das Lampenlicht mehr Kraft gewinnt; da ſah ich denn, daß ſehr bequem zwei Wagen an einander vorbei fahren können und auch noch für Fußgänger und Reiter genug Platz übrigbleibt. Kurz vorher wurde aber das unheimliche Gefühl noch dadurch erhöht, daß mitten in dieſer Dunkelheit vor einem Karren ein großer, ſterbender, weißer Ochſe lag, der noch von Zeit zu Zeit ſeine großen Augen aufſchlug und einen kläglichen Laut dabei ausſtieß, denn der Herr des Karren ſtieß und ſchlug fortwährend das Thier. Dieſe unmenſchliche Scene hatte etwas Diaboliſches. Bei ſchlechterer Polizei müßte der Weg vortrefflich zu Mordthaten geeignet ſein, denn mitten aus einer Geſellſchaft heraus könnte man hier Einen umbringen, ohne von Jemand erkannt zu werden. Es mag auch wol noch manches Dergleichen dort vorfallen, wenigſtens ſieht man unaufhörlich Gensd'armen durchgehen. Endlich waren wir durch, nach ungefähr 15 Minuten ſahen wir auch wieder Licht und athmeten freie Luft; es war ſchon Zwielicht, und faſt dunkel. Ich trank, um mich zu erwärmen, etwas Wein, und dann gingen wir denſelben Weg zurück, der mir jetzt behaglicher ſchien, da es dunkel war. Als wir wieder in Neapel heraustraten, war es ganz Nacht und es brannten ſchon überall die Lampen und Fackeln. Einen eigenen Eindruck müßte es aber machen, wenn man durch den dunkeln Felſenweg nach Neapel käme und beim Heraustreten auf einmal dieſe ganze Herrlichkeit, wie eine andere Welt vor ſich ausgebreitet ſähe. Denn auf jener Seite des Pauſilipp ſieht man weder den Golf, noch Neapel, noch die Bergkette, und hat keine Ahnung davon, daß

kaum eine Viertelstunde entfernt hinter dem Berge ein Paradies ist. Nur Calmaldoli sieht man und die Spitze des Vesuvs.

Calmaldoli ist ein Karthäuser- und das Stammkloster eines Nebenordens der Benedictiner, nämlich der Calmaldolenser. Es liegt oberhalb Neapel, höher als S. Elmo, eigentlich wol noch zur Stadt Neapel gehörig, wenigstens zieht sich diese bis auf eine gute halbe Stunde vom Kloster entfernt an dem Hügel hinauf. Der Theil der Stadt, den man passirt, und den ich noch nicht kannte, bietet nichts Sehenswerthes; nachher wird der Weg ländlich, dann bergig und unfahrbar, nur noch für Fussgänger und Reiter geeignet. Die Seiten des Weges sind malerisch phantastisch, originell in den Formen, wie in der Farbe des Erdreichs; in dem Felsen sind abschüssige Klüfte und Schluchten, mit den schönsten Bäumen aller Art üppig bewachsen und mit dunklem und hellem Geranke überkleidet. Nach ungefähr einer Viertelstunde bogen wir vom Hauptweg ab und gingen links durch ein Gehölz, das uns als näherer Weg beschrieben war. Hier sprach sich der Charakter des Weges noch frappanter und reizender aus; es war eine romantische, zart-wilde Gegend, überall junger Kastanienwald, der diese mit Ranken, Rosen und Veilchen überwucherten Felsen bekleidete. Aussicht hatte man wenig, nur eine fiel mir auf, die nämlich, wo man zwischen zwei üppig bewaldeten Hügeln, die eine tiefe Schlucht bilden, das weite offene Meer mit der schönen Insel Capri, die hier wie ein Zauberschatz aus der gespaltenen Erde aufzutauchen scheint, erblickt. Die unzähligen Vögel in den Bäumen, unter denen auch Nachtigallen, unterbrachen die festliche Stille, die im

Waldesdunkel und in der unergründlichen Tiefe des goldgrünen Sonnenſchimmers träumte. Es war eine eigene, ergreifende Stille, ähnlich der der Nacht, nur abenteuerlich zauberiſcher, weil ſie bei ſo hellem Tageslichte herrſchte. Ich meine die Stille, die in Wald und Feld kurz vor Mittag einzutreten pflegt, wo rings umher Alles, wenn auch nicht zu ſchlafen, wenigſtens zu ſchweigen und jeden Laut und jede Bewegung zu ſcheuen ſcheint. Auch wir waren aus einer ähnlichen Stimmung ſtill und was wir ſprachen, hatte immer Bezug auf dies Gefühl. Endlich hörten wir ganz nahe eine Glocke und angelangt waren wir. Noch paſſirten wir einen hart am Wege liegenden Telegraphen, der mich in dieſer heimlichen Einſamkeit, bei dieſer heiligen Zurückgezogenheit der frommen Brüder, bei der Wildniß des Waldes und der Feierlichkeit der ganzen Gegend tief empörte; es ſchien mir ein deutliches Zeichen unſerer Zeit, die überall ihre proſaiſchen Finger hineinſteckt. Doch zum Kloſter, vor welchem in kurzer Entfernung ein Kreuz mit der Inſchrift ſteht, daß nur bis hieher und nicht weiter, bei Strafe der Excommunication, Weiber dürfen. Wir ſchellten und, nachdem uns aufgethan, gingen wir eine Treppe in die Höhe; hier lagen vor uns die Kirche und rings herum einzelne kleine Gebäude. Jetzt trat der Pförtner zu uns, ein Mann von funfzig und einigen Jahren, eine große, männlich ſchöne Geſtalt, den Nacken ein wenig gebückt, der wie mit Gewalt und durch lange Uebung gebogen ſchien, denn er war mehr in männlichem Trotz und Stolz aufrecht getragen zu werden gemacht. Er trug ein weißes Unterkleid und einen ſolchen Mantel mit weißer Kapuze, die er herunter gezogen hatte. Sein Kopf und Geſicht war

gesund, edel und schön gebildet und ein kluges scharfes Auge lag unter fein gewölbten Augenbrauen; die Nase, etwas zu gebogen, stand über einem vollen, schönen Mund, der seiner Bildung nach mehr der Welt angehörte, doch lag ein eigener Zug um diese Lippen, wie schmerzliche Entsagung, deren Stachel durch feste Entschlossenheit besiegt; ein krauser, silbergrauer Bart beschattete den Mund und das ganze Kinn und in zwei Spitzen getheilt hing er lockig ziemlich lang hernieder. Der Schädel war ganz kahl geschoren; in seinem Gesicht sprach sich ein wunderbar reiner Ausdruck von wahrem Frieden und der ungetrübtesten Ruhe aus. Ungemein freundlich nahm uns dieser Mann auf und führte uns dann herum, zuerst in die Kirche, die fast nichts Schönes bietet, da sie im schlechtesten Styl erbaut und bemalt ist. Es herrschte aber eine große Sauberkeit und Reinlichkeit darin und dann war es uns angenehm zu sehen, wie gerade die Brüder beschäftigt waren den Altar zu schmücken. Sie waren ihrer sechs bis acht, worunter schöne, interessante Leute, dem Anschein nach alle nicht über vierzig, die meisten sogar nicht über dreißig Jahre. Das Haupt war ganz kahl geschoren, denn das ist Ordensregel, aber mit einem schönen Bart geschmückt. Fast in allen Gesichtern lag etwas ergreifend Ernstes, fast Melancholisches, wie ein bitterer, schmerzlicher Zug, aber gleichsam wie versöhnt, denn über diese tiefen, ernsten Züge wehte eine wirklich überirdische Heiterkeit und Ruhe, eine solche wahre, freudig-christliche Demuth, die, obgleich der Welt ganz entsagend, doch ihr nicht zürnen will. Sie waren alle in ihren weißen Unterkleidern und beschäftigt, ihren Altar mit weißen Lilien über und über zu schmücken. Jedes Mal, wenn

einer dem Altar sich nahte oder wieder fortging, zog er die Schuhe aus, kniete nieder und bekreuzte sich. Unter einander sprachen die Leute fast kein Wort und waren überhaupt ungemein ernst und feierlich in allen ihren Bewegungen. Einer betete gerade, als wir kamen, und vier bis fünf uralte, gebückte Männer an Stäben, ihre weißen Kapuzen übers schneeweiße Haupt gezogen, gingen schweigsam zur Kirche hinaus. Ihnen lag nichts, als der heiterste Friede und die siegreichste Ruhe in Gesicht und Haltung, alle andern Züge menschlicher Charaktere schienen fast erloschen und nur noch wie Erinnerungen aus ferner Zeit aufzudämmern, gleich den Farben, die sich in der Ferne höchstens ahnen lassen, aber doch in blauen Duft sich verlieren. Alle andern erwiesen ihnen tiefe Ehrfurcht, auch unser alter Führer, und als sie hinaus waren, machte er uns mit den Regeln des Ordens bekannt. Diese Alten waren die Patres deserti, nämlich die eigentlichen Geistlichen, die, jeder in einer besondern Klause, ganz isolirt leben, allein essen und trinken, fast gar nicht sprechen, sondern nur mit Studiren sich beschäftigen. Dann kommen die sogenannten Studenti, die jüngern Geistlichen, die wol zusammen wie in einem Kloster wohnen, aber auch sich immer isolirt halten müssen, die nur vier Monate im Jahr sprechen dürfen, fast immer fasten und überhaupt wie die Alten die strengsten Regeln zu beobachten und als einzige Erholung das Studium haben. Von den Patres ist der älteste im Kloster Prior oder Erster; von ihm sind die Erlaubnisse zu sprechen, aus dem Kloster zu gehen u. s. w. einzuholen, was aber Alles sehr selten vorfällt. Dann kommen die Laienbrüder, die fast eben so strenge gehalten werden, den

Garten bestellen müssen und was sonst im Kloster nöthig ist. Von ihnen darf nur der Pförtner die Erlaubniß, immer zu sprechen, und das also war unser Führer. Der Mann sprach übrigens auch so schön, in so würdigen, poetischen, bilderreichen Reden, mit so vollklingendem, glockenreinem Organe, daß es eine Sünde gewesen wäre, diesem es zu verbieten.

In der Kirche fanden wir noch im Chor hinter dem Altar ein sehr schönes altes Temperabild, eine Madonna und ein Christkind mit musicirenden Engeln, auf Goldgrund gemalt; in dem Goldgrund sind noch gar schön und geschmackvoll, fast wie antike Formen und Bewegungen, zwei Engel eingegraben, die der Madonna eine Krone überhalten. Das ganze Bild in Farbe, Zeichnung, selig himmlischem Ausdruck und Gewandung sah aus wie ein recht schöner Fiesole und paßte ganz harmonisch zu dieser Friedenswohnung. Der Name des Meisters stand darunter, ein Meister, den ich bis dahin nicht kannte: Petrus dominicus de monte palmano, oder palinano, pinxit 1427. Sehr entzückte uns das Bild in dieser Umgebung und Gesellschaft und ich zeichnete es etwas. Dann gingen wir in den Garten. Hier stehen reihenweise die Klausen der Patres, ein kleines Häuschen von einem Stock mit zwei Zimmern, dann Räume für allerhand Hausrath und vor der Thüre eine Weinlaube und ein Höfchen mit einer Mauer rings herum, zwischen mehreren dergleichen Häuschen immer ein gemeinschaftlicher Brunnen. Ringsum sind Beete voll Blumen und Kräuter, schöne dunkele Eichen- und Lorberalleen, Hecken von Rosmarin und Cypressen. Es war todtenstill da, man sah und hörte nur die zirpenden Grillen und Cica-

den, die ſchwirrenden Bienen und Inſekten, die flatternden Schmetterlinge und Käfer, die rauſchenden Eideren und zwitſchernden Vögel; die einzige mittheilende Geſellſchaft der frommen Patres. Endlich läuft der Garten auf einen Bergvorſprung aus; hier iſt ein Calvarienberg mit den Stationen, das Kreuz reich geſchmückt mit Blumen. Unſer frommer Führer kniete hin und küßte das Kreuz. Tief ergriffen fühlte ich mich durch die ganze Umgebung und nur Scham hielt mich zurück daſſelbe zu thun; denn Reue über mich und die Welt, Entzückung über Gott und ſeine Schopfung, Anbetung und Dank, Alles ſtürmte auf dieſer Stelle auf mich ein! Von Herzen fühlte ich mich getrieben, wie die frommen Mönche, mich in tiefſter Demuth vor Gott niederzuwerfen und zu beten! Neher, als wirklicher Katholik, ſchien mir dieſem Frieden näher zu ſtehen und begründetere Rechte auf alle dieſe heiligen Gefühle und Rührungen zu haben; faſt hätte ich ihn in dieſem Augenblick beneidet. (Daß doch die Katholiken zu viel bloße Formen und wir Proteſtanten zu wenig ergreifende Formen haben!)

Von hier aus hatten wir die ſchönſte Ausſicht. Ein Halbkreis von Terraſſen unter einer Gruppe wunderſchön geformter und gefärbter, majeſtätiſcher, immergrüner Eichen bot ſchattige Sitze und man ſah denn zunächſt unter ſich, klein und winzig, und nur durch einen phantaſtiſchen Wolkenſchatten, der auf dieſen weißen Taſten ſpielte, gehoben, Neapel und vor ſich den grünen Pauſilipp in Vogelperſpective. Weiter zur Rechten dann breitete dieſer ſich aus und endete in dem ſchönen, hügeligen, vulkaniſchen Land von Pozzuoli, das mit aller ſeiner Fülle, ſeinem Ueberfluß, Ueppigkeit und Schöne doch ſeinen Krater, ſein

zerriſſenes, kaum von den Schmerzen innerer Krämpfe geheiltes Erdreich nicht verbergen kann, wie ein tiefgekränktes ſchmerzliches Geſicht nicht ſogleich ſeine Züge in Freude zu wandeln vermag; wenn es ſich auch noch ſo abmüht, aus dem Freudenſchimmer wird doch der Schmerz hervorblicken. So lag unter uns der Averner See, von bewaldeten Hügeln umſchloſſen.

Dahinter ſieht man den Lago von Caerino, das Maremorto, den Lago Fuſaro, den Lago Agnaro und in weiter Ferne, rechts, ſogar den Lago di Patria, lauter kleine, blau-, gold- und ſilberſchillernde Seen, von waldigen Hügeln, üppigen Schilfufern und Vignen eingeſchloſſen. Dann ſieht man unter ſich die Solfatara, einen weißgelblichen Krater und in ſeinem weißen Felſengrund gelbe, rothe, braune Erdſtreifen von Schwefel, Eiſen u. ſ. w. Sein Rand iſt rings mit braunem, weißblühendem Geſtrüpp, mit Lorber und Eichen und ſaftig jungen Kaſtanien bewachſen. Ueber dieſen weg ſieht man Pozzuoli, das in ſtillem, ſilberduftigem Mittagsglanze ſeinen Mittagsſchlaf zu halten ſchien, und von hier aus bildet ſich dann der ganze Buſen, der in weiter Rundung ſich herum zieht, der Monte nuovo, Baoli, Bajä mit ihren Ruinen u. ſ. w., die Zerſtörung von der üppigſten Vegetation verhüllt; endlich am weiteſten, links ins Meer hinaus, als Schluß dieſes Halbkreiſes, das Cap Miſene, hinter dem dann Procida flammend hervortaucht auf des Meeres bewegtem Horizont. Weiter links ſchwimmt Capri und dann ſteigt aus der ſchaukelnden Flut, aus der tiefen, goldgeſtickten, ſilberverſchleierten Nacht das Cap Campanella herauf, von dem aus dann dieſer oft beſchriebene Golf ſich herumzieht. Dann ſtieg der Veſuv

aus dem feucht flammenden Bade empor und hinter ihm kam ein reizend geformtes, wie lauter Juwelen ſtralendes, bis dahin noch nicht gekanntes Gebirge zum Vorſchein, in reichen Lagen in und hinter einander ſich verſchiebend, in ſeinem Schoos die Campagna felice tragend, bis es ſich verbindet mit dem Gebirge, das am fernſten uns zur Rechten lag. Ueber die Seen bei Pozzuoli weg dehnt ſich weit rechts in die Ferne, eine Campagne mit gelben Sand- und Getreideſtreifen ausgenommen, ein unüberſehbares Meer von Vignen mit umrankten Ulmen, ſo daß von alle dieſem krauſen, grünen Laub des Weins und der Bäume die Gegend wirklich ein bewegtes Meer erſcheint. Hinter dieſer Campagna nun zieht ſich die Gebirgskette in niedern, aber weit und frei geſtreckten Formen, in ſchön gebildeten Contouren bis ins Meer und bildet hier den Meerbuſen von Gaeta, das man am äußerſten Ende undeutlich im Meer ſchwimmen ſieht, und hinter dieſem noch das Cap felice, das uns wie ein Bild aus früheſter Kinderzeit, wie der Ton eines Wiegenliedes erſchien. Wie dieſe Berge in der Campagna liegt auch der Lago di Patria, uns aber zunächſt umgab der bewaldete Hügel des Kloſters. Die Beleuchtung war die des Mittags, die Sonne aber, mehr verſchleiert, ſpielte mit dem Schatten der Wolken magiſch über Erde und Meer und gab der Gegend einen noch fremderen, zauberhaft reizendern Anſtrich; dabei war der Himmel nur an wenig Stellen rein blau, ſonſt hatte er jene mittäglich rothlilla, graugoldige Farbe. Wir lagen im Schatten, uns mit dem Mönche unterhaltend (ich zeichnete dabei etwas); da ſprach der Mann ſo ſchön, ſowol dem Inhalt als den Worten nach, daß es wirklich der harmoniſche Klang ſolcher Zauberwelt

zu sein schien. Mich hatte er besonders in sein Herz geschlossen, pries mir ihr Leben und sagte, „daß bei aller Schöne der Welt sie uns nur Stacheln und Dornen biete"; dann sagte er: „Können wir mit Ruhe solcher Liebe genießen, der wir uns im Getreibe der Welt so unwürdig fühlen? Deshalb wohl Dem, der ihr entsagen gelernt, Gottes Liebe und Schöne ungestört belauscht und sich ihr weiht in stiller demüthiger Verehrung. Darnach streben wir und wahrlich die Welt zieht uns nicht mehr zurück; ein schöneres Gut blüht uns hier oben, denn (qui si salva l'anima e si trova la pace) hier rettet man die Seele und findet den Frieden, den die Welt nicht bieten kann. Für solche Gabe können wir auch freudig und mit Heiterkeit alles Andere opfern und büßen und uns kasteien, da wir uns dieser überschwänglichen Wohlthat so unwerth finden, wenigstens so viel an mir ist, den alten Adam ausziehen wollen. Wir büßen ja nicht blos für uns; im kalten Winter, wenns hier oben regnet, stürmt und schneiet, da läutet stündlich unsere Kirchenglocke und die alten, weißgelockten Patres, vor Alter schwach und zitternd, gehen mit uns in die Kirche, um Mitternacht wie zu allen Stunden des Tages, um für euch zu beten, daß ihr unten in der Welt ruhig schlafen und mit Gottes Segen wirken, schaffen und euch Heil erringen möget. Wir möchten so gern euern sündlichen Adam, den ihr im Getreibe der Welt nicht besiegen könnt, mit austreiben und euch von unserm Frieden hinunterwehen." In dieser Weise ging es fort, dabei kannte er jede Blume seines Gartens, ihr Leben und Weben. Einzelne Vögel, wie durch seiner heiligen Worte Klang angelockt, hüpften leise durch die Zweige uns näher.

Endlich tönte die Glocke des Kloſters durch die einſam feierliche Stille und er erhob ſich, um zum Gebet zu gehen. Das Alles — mit der ſchönen Welt unter uns, die aus dieſer Ferne wie ein verklärter Geiſt, wie in einen Nimbus zerfloſſen erſchien, dabei umgeben von der ſtillſten, anmuthigſten Natur, fühlend den Hauch des Friedens und der ſeligſten Ruhe, um den man, ach, vielleicht ſo manche Nacht umſonſt auf Erden gebetet und gerungen hat — machte auf uns den tiefſten Eindruck. Das Alles, aber am meiſten der Ausdruck des beneidenswerthesten Friedens, iſt ſo verführeriſch verlockend, daß man im Augenblick der Ueberraſchung wol alle ſonſtigen Anſichten und Grundſätze vergeſſend nur dieſen lieben und begehren könnte. Mir wenigſtens ging es ſo, ich vergaß, daß der Mann in der Welt ſei zum Handeln, Genießen und Leiden und nicht zum Beten, zu Ruhe und Frieden, ſondern zum Krieg, zum ſchmerzlichen Kampf um Leben und Tod! So geliebten Neher (der in einer ähnlichen Stimmung) und ich, wenn es einſt nicht anders ginge, hier Mönche zu werden, wenigſtens fürs Erſte, ſo bald wir ſo viel Geld hätten, hier eine Zeitlang zu leben, etwas in der Kirche den Mönchen zu malen, wofür der Alte, als wir es ihm ſagten, uns freies Leben, ſo lange wir wollten, anbot. Wir gingen noch mit ihm in ſeine Klauſe, wo er uns mit Roſinen, Mandeln, Nuſſen und Früchten aller Art, etwas Brot und Wein bewirthete, denn etwas Anderes konnte er nicht geben, da Faſten war (ſie faſten aber faſt immer und ſehr ſtrenge). Ich mußte ihn zum Andenken etwas zeichnen; ich zeichnete ihm die Ausſicht von ihrem Kloſter und den Punkt, wo wir lagen, mit Tinte und Feder und ſchrieb ihm etwas darunter. In

seinem Stammbuch zeigte er uns dann viele recht hübsche Inschriften, unter andern eine französische, worin der Schreiber sagte: „Ich bin Calmaldolenser gewesen, die Welt in ihren verwirrten Verhältnissen lockte mich zurück; die Zeit begünstigte meinen Schritt und das Glück schien alle seine Gaben an mir verschwenden zu wollen, Liebe, Ehre, Alles bot sich auf das schönste mir, ich genoß und vergaß Calmaldoli. — Aber das Rad läuft um, die Zeit wechselt; mir war alles Glück nur gezeigt und kaum hatt' ich versucht zu genießen, so raubte mir die grausame Zeit Alles wieder. Mein Kaiser starb, mit ihm alle meine Hoffnungen und mein Glück! Freude auf Erden, Weib und Kinder verlor ich; Freunde fand ich untreu, sie verließen mich und die blieben, waren verstimmt und verstreuet; so umgewandelt betrat ich deine Schwelle wieder, Calmaldoli! und aus deinen Gärten grüßte mich der Frieden, der einst mein Jugendfreund, mein Schlafgenosse, den ich frevelnd von mir gestoßen und geflohen. — Warum breitest du nicht wie der Vater dem verlorenen, wiederkehrenden Kinde die Arme verzeihend entgegen? Doch selbst für den Frieden bin ich gestorben! Drum lebt ihr in Frieden, stille Bewohner, ich bin es nicht mehr werth. Leb' wohl, leb' wohl, du gebenedeites Calmaldoli! Fromme Brüder, betet für mich, den ihr noch kennt!" — Unser Fra Benedetto, der es uns zeigte und vorlas, erzählte, daß der Mann beim Schreiben geweint und dann auf einmal davon gelaufen und verschwunden sei; er hatte ihn noch gekannt aus früherer Zeit. Sind wir Menschen in unserer Jugend nicht alle in einem Calmaldoli? Jener Friede der ersten Kindheit, der taucht ahnend hier wieder auf und man fühlt,

was man einſt war und ſein könnte, aber auch was man iſt.

Am andern Tag ſtiegen wir einen andern Weg hinauf, aber ganz ähnlich dem erſten. Oben angekommen, war dies Mal der Tag zwar auch ſchön und breitete einzelne phantaſtiſche Lichteffecte über die Landſchaft, doch über dieſe ſtille Gegend nicht. Wie jenes Mal hingen ſchwere Wolken am Himmel, von Zeit zu Zeit donnerte, blitzte und regnete es, verſchiedene Regenbogen bildeten ſich über die Ferne und es ſchien die ganze Welt im fürchterlichſten Kampfe unter uns zu liegen. Mich lockte dieſes Spiel hinunter und hinein in das Getreibe und Gebrauſe. Wol iſt der Friede und die Ruhe ſüß, aber ein eigenes Talent gehört dazu, dieſen Zuſtand ertragen zu können; ich fühle mehr und mehr, daß Alles mir leichter zu ertragen wird, als Glück und Freude: ein innig friedliches Glück in reichem Maße gewährt mir keine Ruhe, das ſcheint mir für ein Menſchenherz zu viel; mir wird heimiſcher im wilden Getreibe. Hat mir auch der Himmel die Kraft verſagt, ſo thätig wie ich gern möchte, mit zu ſchaffen, ſo lockt es mich doch unaufhörlich meine Kräfte zu verſuchen und, ſo viel ich habe, dieſem Kampf und dieſem Leben zu opfern. — Meine Begeiſterung für dieſe Friedenswohnung ſtimmte heute das ſehr herab, daß ich Alles ſchon kannte, ich ſah dieſelben Leute, dieſelben Bewegungen, denſelben Ausdruck, der das erſte Mal ſo tief auf mich gewirkt, und als ich mir vorſtellte, wie das Alles ſeit vielen, vielen Jahren ſo immer ein und dasſelbe ſei, da konnte ich des Gedankens mich nicht erwehren, daß zuletzt, wie Alles in der Welt, ſich auch dieſe Ruhe und dieſe fromme liebende Demuth angewöhnen

läßt. Es war mir peinlich, es erschien mir heute Alles als ob es nur angewöhnte, angelernte äußere Formen seien; ich konnte es nicht glauben, daß wirklich ein Tag so wie der andere, ganz in derselben Gestalt und Erscheinung, die wahre Stimmung der Seele kund geben sollte. Versuchen sie erst einmal die wahre Stimmung in weißen Gewändern zu verschleiern, so werden sie das bald auch den andern Tag lernen, und das wahre, geistige, innere Leben fehlt. Am schmerzlichsten empfand ich dieses, als unser frommer Fra Benedetto war eben so schön, aber ganz und gar dieselben Reden wiederholte. Er weiß, sie klingen schön und Mancher hat ihm das wol gesagt; nun sagt er vielleicht seit 30 — 40 Jahren täglich, was er in wenig einzelnen erhöhten Momenten dieser Jahre fühlte, was er vielleicht vor jenem Zeitraum fühlte! Viel hätte ich darum gegeben, wenn der Mann diesen Tag geschwiegen hätte. Ich glaubte nicht unter Menschen, sondern unter aufgezogenen Uhrwerken zu sein, die ihre alte Melodie immerfort spielen und nichts Anderes wissen. Vierzig Jahre wenigstens spielt er schon auf den Tasten seines Herzens dieselbe Melodie und die Finger, an diese Griffe gewöhnt, können sie selbst im Schlafe machen; aber die bei diesen Griffen ersteiften und erlahmten alten Finger vermögen nicht mehr sich zu ändern und neue Melodien zu spielen.

Wir aßen wieder bei Fra Benedetto, während es rings um uns blitzte, donnerte und regnete. Endlich hielt ichs nicht mehr aus; wir gingen tief bereuend, daß wir zum zweiten Male hingegangen, wie ich schon so oft bereute, daß ich, wenn mir bei flüchtiger Begegnung ein Mädchen liebenswürdig erschien, dasselbe näher kennen zu lernen

nicht unterließ, denn ſtets fand ich, daß bei der erſten Erſcheinung gleich alle Reize ſo verſchwendet werden, daß keiner mehr übrig war.

Wir gingen noch in das nahe gelegene Dörfchen von 10—20 Häuſern, Jericho genannt; ohne Unterbrechung rollte jetzt ganz nah um uns der Donner, die Erde war in dunkelgraue Wolken gehüllt, welche überall flammten von Blitzen, die von allen Seiten um uns den Himmel zerriſſen und praſſelnd niederfuhren. Todtenſtille lag in der Natur, nur einzelne Vögel raſchelten ängſtlich zwitſchernd in den Zweigen und ſuchten beſſer und ſicherer ſich zu bergen. Jetzt fielen einzelne ſchwere Regentropfen auf Blätter, Blumen und Erdreich und auf einmal praſſelte es wie ein Wolkenbruch vom Himmel; da ſuchten wir ſo ſchnell als möglich in Jericho in einem Wirthshaus unterzukommen. Daſelbſt war unſere Geſellſchaft erſt ein kranker Mann, der in einem Bett lag, bald aber kamen noch drei naß geregnete Schweizergardiſten, zwei Franzoſen und ein Deutſcher, die ſich zu uns ſetzten und ſehr cordial mit uns zu trinken und zu ſchwatzen anfingen. Der Deutſche beſonders renommirte furchtbar, den König von Neapel mit Napoleon und ſich mit der alten Garde vergleichend. Lange hatten wir die Kerle angehört, da ſie aber immer zudringlicher wurden, fertigten wir ſie kurz ab, worauf ſie bald gingen, wie wir auch, indem der heftige Regen etwas nachgelaſſen; jedoch mußten wir den ganzen Weg bis Neapel im Regen machen. Angenehm friſch war freilich die Luft, das Grün wie verklärt, die Wege gut und nicht ſo ſandig wie vorher, aber von dem Sturzregen ſo zerriſſen, daß wir oft wie in Waldbächen waten und von Schollen zu Schollen,

von Steinen zu Steinen ſpringen mußten. Wir gingen aber ſo raſch, daß wir Reiter und Fußgänger, Fremde und Einheimiſche, Hirten und Heerden überliefen und in ſehr kurzer Zeit in Neapel übel zugerichtet ankamen, wo wir uns ſogleich umzogen und durch Speiſe und Trank erquickten.

Den 21. Mai 1832.

Geſtern, an Herminens Geburtstag, ſind wir oben auf dem Veſuv geweſen. Gern wäre ich Abends ſchon hinauf gegangen, aber da ich einen eiferſüchtigen Streit mit Neher gehabt, der ſo gefährlicher Natur wurde, daß wir zwei Tage lang nicht mit einander ſprachen, ſo konnte ich jetzt, da die beiden Andern nicht wollten und ich einigermaßen die Sache in Gutem beizulegen dachte, nicht darauf beſtehen und fügte mich dem Willen der zwei Andern. Am Sonntag Morgen, nachdem ich in einigen Kirchen und auf dem Meer geweſen und meiner lieben Mine Geburtstag recht anſtändig gefeiert hatte, trafen wir uns um 10½ Uhr im Sicilianiſchen Keller, einem Weinkeller, wo ein déjeuner à la fourchette eingenommen und viel getrunken wurde; dann nahmen wir uns von Carmine aus einen Einſpänner nach Reſina. Der Weg dahin geht anfänglich durch einen Theil der Stadt, immer am Meere hin, dann freilich aber zur eigentlichen Stadt hinaus, doch denkt man das nicht, da die Straße auch am Meere hin ſtets gleich angebaut bleibt mit großen Paläſten und Häuſern und zwiſchen dieſen die elendſten Hütten, Höhlen faſt. So kamen wir durch die trotz der ſengenden Mittagsſonne volkreichen Straßen hindurch

nach Portici; kaum hörte ich den Namen, als mir Heidchen einfiel, deren liebste Heldin ja die Stumme von Portici ist. Die Geschichte von Masaniello, die ja allerdings wahr und viel schöner ist, als die Oper, ist hier wie überhaupt an der ganzen Seeküste noch sehr bekannt und im Munde des Volkes. Die Stumme ist nun nicht so bekannt und über die Oper mußte ich innig lachen, als ich in Portici war; sie war mir immer zuwider, so oft ich sie sah und davon hörte, denn in ihr ist ein einfach schlichter, aber großartig tragischer Gegenstand zur abenteuerlich affectirten Theaterrosse gemacht. Und sieht man nun gar bei uns diese unersteiglichen Klippen, zwischen denen Portici liegen und von denen der Vesuv eine Spitze sein soll, sieht man erst diese Schiffer und Fischer im Wallenstein'schen und Wegelager-Costüm und kommt dann hin nach Portici — ein freundliches Oertchen, am flachen Meeresufer, wol eine halbe Stunde vom Fuß des Vesuvs entfernt, in einer Ebene voll Vignen — da muß man wahrhaft lachen über das getreue Theaterbild. In Portici ist ein königliches Lustschloß, wol aus der Zeit Masaniello's, aber in späteren Jahrhunderten oft restaurirt. In dem Garten dieses Schlosses geht, freilich in einem großen Käfig, aber wie frei, ein alter Löwe umher; schaurig klingt es, wenn der Vesuv in seinem Innern seufzt und der Löwe, als ob schmerzverwandt, es nachbrüllt.

In Portici sahen wir noch etwas sehr Hübsches; es war nämlich ein Kirchenfest dort und vor der Kirche, die an der Straße liegt, waren Tausende von Menschen von jedem Rang und Stand, kurz Alles unter einander, besonders jedoch jener Schlag Menschen versammelt, wel-

chen wir auf unſerer Bühne dargeſtellt ſahen, wenn die „Stumme“ gegeben wurde, nur ſind die Leute hier einfacher, natürlicher und ſchöner, Alt und Jung, Mann und Weib. Auch waren die Fenſter und Thüren der Häuſer und die Straßen mit Menſchen angefüllt und zunächſt vor der Kirche ſtanden viele Geiſtliche mit Wachskerzen in der Hand, von ſingenden und räuchernden Knaben umgeben. Alle erwarteten einen Feſtzug, weil zugleich an dem Kirchenfeſte eine große Hochzeit war. Bald kam der Zug, voran ſingende Knaben und Geiſtliche, hinter dieſen dann die Braut, von Eltern und Verwandten begleitet, ein ſehr aufgeputztes, ungeheuer kleines Mädchen; dann der Zug der Brautjungfern, wol an 30 bis 40 Mädchen, die alle ganz weiß angezogen waren und ihre krauſen, ſchwarzen Lockenhaare aufgelöſt über den vollen, goldbraunen Nacken, bisweilen bis in die Kniekehle fallen ließen. In der Hand trugen ſie eine Art gemalte und vergoldete Kerze, einen Myrthenzweig und eine Frucht, doch konnte ich nicht ſehen, welche; ſie ſangen und ſahen alle ungemein brautluſtig nach unſerm Wagen, von dem aus wir ihnen die freundlichſten Blicke und Kußhände zuwarfen, ſo daß ſie, ganz aus der Contenance gebracht, ſtatt zu ſingen, ſtill ſtanden, ſich umſahen, einander zuwisperten und den Zug ins Stocken brachten. Die Geiſtlichen hatten Mühe, denſelben wieder in Gang zu bringen. Ein Paar Mädchen waren ſehr ſchön von Geſtalt, mit wunderbar fein geſchwelften, purpurnen, ſchwellenden Lippen und feucht lüſternen Augen; unter den dunkeln ſchwarzen Locken ſah man einen Hals und eine Bruſt, wie ich bis jetzt in Neapel noch nicht geſehen. Es wurde ungeheuer viel geſchoſſen von den Bauerbur-

ſchen, ſowol im Zuge, wie vor der Kirche, wo zwei ganze Reihen ſtanden, die abwechſelnd, Einer nach dem Andern, feuerten. Doch wir fuhren vorbei und nach Reſina, das auf dem alten Herculanum liegt. Herculanum, einſt eine der berühmteſten und größten Städte Campaniens, gegründet von Hercules dem Phönizier, wie Einige behaupten noch 60 Jahre vor dem trojaniſchen Krieg; auf jeden Fall doch wol aus der Zeit der römiſchen Republik. Es wurde bewohnt zuerſt von Oskern, dann von Etruskern, von Samnitern und endlich von Griechen; immer zog die angenehme Lage dieſes ſchönen und in der geſundeſten Gegend gelegenen Golfs die Menſchen herbei. Reiche Römer, die immer den griechiſchen Geſchmack in der Kunſt und die Freiheit vorzogen, hatten daſelbſt ihre Villen und hielten ſich dort den größten Theil des Jahres über auf; alle Schriftſteller, die ſie ſahen, als Cicero, Plinius, Strabo und Andere ſprechen entzückt von dieſer Stadt. Im Jahre 63 nach Chriſto wurde ſie erſt von einem Erdbeben heimgeſucht, das ſie ſo zerſtörte, daß wenig unbeſchädigt blieb und man viel herzuſtellen hatte; doch würde das Alles bald geſchehen ſein, wenn nicht, ehe man dieſen Schaden ganz zu vertilgen fertig war, im Jahre 79 der Veſuv die ganze Stadt bei jenem bekannten furchtbaren Ausbruch mit einer ſchlammigen Materie verſchüttete. Von den vielen Ausbrüchen in der neuern Zeit iſt keiner auch nur im geringſten mit jenem zu vergleichen, der drei der ſchönſten Städte Campaniens total zerſtörte. Der jüngere Plinius, der ein Augenzeuge war, beſchreibt dieſen Ausbruch dem Tacitus und wirklich auf eine furchtbare Weiſe. Er ſagt, die ganze Luft ſei Nacht und Alles von ſo furchtbarem Gekrach

erfüllt gewesen, daß der Boden gezittert habe; die Finsternis hätten klatschende, rollende Blitze durchzuckt und so das Grausen erhöht. Dann hätte plötzlich der Berg ungeheure Massen in die Luft geworfen, so daß fast der ganze Himmel verhüllt worden wäre und es geschienen hätte, als ob dieser aus nichts als schwarzem, glimmendem Zunder und feurigen Steinen bestände. Diese feurigen Steine nun, oder überhaupt der Umstand, daß diese Masse entzündet war, muß gemacht haben, daß so Vieles in Herculanum vom Feuer beschädigt worden, sonst besteht die Masse an sich größtentheils aus Bimsstein, Asche und Schwefel und einer Art Mörtel. Das Wasser, das der Berg zu gleicher Zeit auswarf, hat diese Masse so zusammengeschlammt, daß sie so hart wie Stein und dadurch das Ausgraben sehr beschwerlich geworden ist. Man glaubt, daß bei dem Ausbruch die Einwohner von Herculanum gerade im Theater gewesen und dort größtentheils begraben worden. Die Ausgrabungen begannen auf folgende Weise: Im Jahre 1689 wollten einige Einwohner von Resina einen Brunnen graben und fanden nach 81 Palmen Tiefe verschiedene Bruchstücke von Marmor und Inschriften. Im Jahre 1720 wollte aus diesem Brunnen, ihn erweiternd, ein Prinz Elbeuf Marmor zu seinem Cassino brechen und fand bei dieser Gelegenheit verschiedene Statuen; da gedachte man der verschütteten Stadt Herculanum und fand bald, daß diese hier gelegen hatte. Jetzt setzte man die Ausgrabungen fort und fand nach und nach erst Bronzestatuen von Reitern, dann Inschriften und endlich das ganze Theater. Dieses ist nun der einzige Raum, der offen gehalten wird, um ihn zu zeigen, die andern Räume, sobald man Das,

was der Mühe werth, herausgenommen, werden wieder zugeschüttet, weil man, wenn man den ganzen Boden aushöhlt, für den Einsturz des oben darauf gelegenen Portici und Resina fürchtet. Auf dem Mauerrand des Theaters soll eine Galerie gewesen sein, ganz mit Bronzestatuen besetzt. Auf dem Forum, das mit einem Porticus von 40 Säulen umgeben war, will man am Eingang jene schönen Reiterstatuen der Balbi, Vater und Sohn, gefunden haben. — In Resina stiegen wir aus und gingen in das Haus des uns empfohlenen Führers Salvadore; dieser war aber nicht zu Hause, sondern nur sein Sohn, ein sehr gebildeter junger Mann, mit dem wir uns während der Zeit, wo für uns ein anderer Führer und Esel besorgt wurden, Kaffee trinkend sehr angenehm unterhielten. Dieser junge Mann konnte uns nicht anführen, da er schon anderweit engagirt war, und so bekamen wir einen alten, aber rüstigen Mann und zwei Buben, die Fackeln, Zeichenapparat u. s. w. trugen. Meier hatte einen Schimmel, Neher und ich Esel, und lustig ging es vorwärts. Der Boden dröhnte überall hohl und wer weiß über welche herrlichen griechischen Bauwerke, welche prächtigen Straßen mit Tempeln und Palästen, einst von Menschen bewohnt, riesig groß gegen uns an wahrem Mannesgeist und Herz, wir hinwegtrabten. Bald kamen wir aus dem Ort hinaus und ritten dann bei großer Hitze, jedoch so viel wie möglich unter dem Schatten von Weinstöcken, Feigen, Pfirschen, Granaten, ziemlich still bergauf, immer auf Lava und Asche von verschiedenen Ausbrüchen. Anfänglich war das Meer hinter Weinbergen verborgen und den Vesuv sahen wir vor Weinstöcken und Feigenbäumen nicht. Ungefähr auf hal-

dem Wege hätte die Vegetation auf, unter uns lag das Meer und bis zu demselben hinab zogen sich die üppigsten Vignen; über uns lag der graue nackte Aschenkegel und von oben bis zu uns herab und hinter uns auf der linken Seite des Berges, noch weit, weit hinab, bis fast ans Meer hin, breitete sich die gräßliche, schwarzrothgraue Verwüstung aus. Da waren alle die verschiedenen Lavaströme, einer über und neben dem andern, von dem an, der Pompeji und Herculanum verschüttete, bis zu dem letzten. Auf jenem ersten hatte sich wieder Erde gesammelt und hatte Gras und kleine Feigenbäume u. s. w. hervorgebracht; dann hatten spätere Ströme dies Alles wieder zerstört, jedoch sammelte sich auch auf diesen wieder fruchtbare Erde und so ging es abwechselnd fort. Die Vignen hinter uns an der linken Seite des Berges, durch die wir geritten waren, hatten sich früher bis an den Aschenkegel gezogen, aber einer der letzten Ausbrüche hatte seine zerstörenden Arme auch in diese grünen Thäler geschlungen und durch das frische Grün der Reben sah man diese schwarzrothen Adern wie Erdwälle laufen. Gräßlich sieht die erstarrte Bewegung der Masse aus, wie ein Teig, der in mannshohen Wellen sich über Felder und Vignen langsam wälzt und, wenn er erkaltet, lauter scharfe Zacken und Risse bekömmt. Es sieht ein solches Lavafeld öder, verwüsteter aus, als ich je etwas sah; ein Dreschbruch, eine Ueberschwemmung, Alles ist nichts dagegen. Ist sie vorüber, so sieht man gleich, wie der Mensch wieder rege ist sich dagegen zu schützen, und eine Brandstätte, sei sie noch so groß, ist bald wieder aufgeräumt zu neuem Bau. Verwüstungen des Krieges und ein Schlachtfeld sah ich noch nicht, aber diese ist gräßlich.

. . . . Doch erst noch etwas höher! Jetzt passirten wir förmlich durch den Hohlweg, eine Schlucht von gelber und grauer, steinichter Masse; sie war von dem Ausbruch, der Herculanum verschüttet, Asche mit Wasser und Bimsstein gemischt, welche Mischung durch die Jahre zu einem ziemlich harten Tuffe geworden, der sich hier in phantastisch kühnen Formen brach und in seiner Farbe mit dem jungen Grün, das ihn umwucherte, harmonirte. Von da gelangten wir zu einem Kreuz und sahen bald vor uns unter schönen, hohen Bäumen, Kastanien glaube ich, die weißen, schimmernden Gebäude des Eremiten und die Ruhekreuze oder Stationen, die zum Calvarienberg führen. Hier stiegen wir ab von unsern Eseln, lagerten uns in dem angenehmen, kühlsäuselnden Schatten dieser alten Bäume und sahen hinab auf die weit ausgebreitete Herrlichkeit. Der ganze Golf lag unter uns, zur Linken sahen wir die Kette der Berge von Sorrent, Massa u. s. w.; vor uns Capri, darüber hinweg das weite Meer mit Ischia, Procida, Nisida, den ganzen Golf von Bajä, Cap Missene, Bajä, Pozzella, Aima mit allen seinen Seen, Bergen und Städten und hinter diesen, am fernsten Horizonte, zitterten wie schillernde Seifenblasen noch Gaeta, Cap felice und der Monte Circello. Rechts, zunächst unter uns, war der Pausilipp, vor ihm Napoli, Calmaldoli, S. Elmo mit ihren Castellen, und noch näher Portici und der Kranz dieser kleinen Städte. Am Golf herum, zur Rechten, sahen wir weiter ins Land hinein, in die sogenannte Campagna felice, die wahrlich mit Recht so zu nennen; rings um, so weit das Auge sieht, von fernen bläulichen Bergen eingeschlossen, ist diese ganze Ebene ein üppiger Fruchtgarten.

und aus diesem grünen Meere tauchen wie einzelne weiße Klippen und schimmernde Perlenmuscheln die Städte Capua, Caserta nebst dem großen königlichen Lustschloß hervor. Das war unter uns die Welt, von der wir so fern waren, daß auch kein Laut unser Ohr erreichte; wir sahen rings das Ufer gesäumt von wogenden, aber kaum zu erkennenden Menschen, deutlicher aber, wie sich das Meer hochwogend auf das Ufer wälzte und zurücklief, das letztere mit dickem, weißem Schaum bedeckend. Dabei stand die Sonne gerade so uns gegenüber, daß sie die ganze Gegend in einen wunderbar silbergoldigen Duft hüllte und das Meer bis zu dem fernsten Horizont in tausend juwelenfunkelnden Wellen hüpfte, bis diese endlich zusammenflossen in einen glänzenden Streif. So lagen wir, zu unsern Füßen diese bewegte, lautlose Herrlichkeit, die sich in ihrem Glorienduft wirklich wie ein Traum vor dem von der Hitze müden Auge ausbreitete. Ein süßer wonniger Traum! Dabei säuselten über uns die grünen, kühlenden Wipfel der Bäume, unsere Thiere weideten im Grase und unsere Führer spielten Morra, sich einander Stadtneuigkeiten erzählend. Neben uns saß der Eremit, der ein alter, kerngesunder Schelm ist, sichs dort oben wohl sein läßt vom Geld der Leute, die er mit dem größten Anstand prellt, und wol mehr ißt und trinkt, als er fastet und betet. Ueber die Eingangsthür ist sein Heiliger gemalt, ich glaube der heilige Augustinus oder Nicolaus, dem er auf einer Schüssel zwei Foglietten Wein hingestellt, und so ist derselbe zugleich ein Aushängeschild seines Wirthshauses. Dieser also saß neben uns in seiner braunen Kutte, mit seinem verbrannten Gesicht und seinem graumelirten, weißen Haar; wir lagen aus-

geſtreckt und tranken von ſeinen guten Lacrimä Chriſti eine Flaſche nach der andern, die ich bezahlte, weil Minens Geburtstag war und ich gern deren Geſundheit mit meiner Geſellſchaft trinken wollte. Endlich brachen wir auf, jetzt aber zu Fuße, da es unmöglich, den Marſch zu Eſel oder zu Pferd fortzuſetzen, und waren bald am Fuß des Kegels.

Die Aſchenwüſte ſtieg vor unſern Augen weit zum Himmel hinauf und gleich dem geronnenen ſchwarzen Blut, das aus den Wunden Erſchlagener gefloſſen, ſchlängeln ſich durch die Aſche die Lavaſtröme, von denen aber die älteren faſt ſchon wieder ganz verharſcht ſind und nur die Ströme von vorigem und dieſem Jahr noch ſchwarz und deutlich ſtehen. Hart an dem letzten Strome mußten wir hinaufſteigen. Muthig begann ich das Werk; es war ſehr ſteil, ſo ſteil wie ich noch keinen Berg erſtiegen, dabei gibt es keine Fußſteige. Luſtig tritt man auf die Aſche zu und ſinkt dann bis faſt ans Knie hinein; zur Bequemlichkeit muß man ſo viel als möglich auf Stein und Lava zu gehen ſuchen. Nun aber ſpringt man oft von einem großen Stein, von einem ſcharfen Lavarand zum andern, bergauf, ſo weit, als man ſonſt ſchwerlich (wenigſtens ich nicht) ſpringen würde, und wobei man ſich die Füße und, fällt man einmal, auch die Hände verwundet. Oft ſchon hatte ich ausgeruht, weil ich wirklich vor Anſtrengung nicht weiter konnte, aber lange konnte ich nicht ruhen, denn in die Aſche ſetzen durfte ich mich nicht, da wäre ich verſunken, und auf den warmen, ſcharfen Lavaſtücken zu ſitzen war nicht möglich. Ich ſetzte immer von neuem an und ging ſo weit ich konnte. Da ſtand ich nun, das Geſicht hinauf

ackehrt gegen den Aſchenkegel; bis zum Himmel ſtieg er noch form- und bewegungslos, grauſilberig, roth vor mir hinauf, rechts und links breitete er ſich aus in den blauen Himmel in derſelben Formloſigkeit, ohne Licht und Schatten. Als ich nun meine Begleiter hoch über mir erblickte, und war ſo winzig und klein, daß die Steine oft neben ihnen Häuſer ſchienen und die ſchmalen Lavawege ganze Lavafelder; da verlor ich den Muth, denn die Kraft hatte ich lange verloren. Alles Leben lag, als ob ich längſt von ihm geſchieden, weit, weit unter mir, wie ein freundliches Bild, das noch heraufſriegelte aus dem Reich des Lebens. Hier war Grabesſtille, nur die Abendſonne, von einzelnen langſam vorüberziehenden und minutenlang ſich verſchleiernden Abendwölkchen verborgen, ſpielte auf dieſer öden Fläche; blaugraue Schatten wogten langſam abgemeſſen über ſie, doch hüpften auch noch rothgoldige Lichter darüber, um mit tauſend freundlichen Küſſen Leben und Farbe da hinzuhauchen, wo Alles längſt erſtorben. Hier glaubte ich ſitzen bleiben zu müſſen und freute mich ſehr, als langſam, behutſam, zierlich über die ſcharfen Lavakanten ein alter Fuchs daherkam, mir zur Geſellſchaft; hin und wieder ſchlug er im Gehen mit den Pfoten oder mit dem nachſchleifenden Schwanze kleine Lavaſchollen los und klirrend und klingend raſchelten ſie zwiſchen den andern hinunter. Schon wollte ich ihm mein Teſtament anvertrauen, denn wirklich glaubte ich hier verſchmachten zu müſſen, als die Andern, die mich vermißt und von oben hier bemerkt hatten, den Führer mich zu holen ſchickten. Ich erklärte ihm freilich, ich wolle und könne nicht weiter; aber es half nichts, ich mußte in ſeinen Gurt faſſen und ſo ging

es freilich ein wenig leichter hinauf, aber dennoch muſte ich oft ſtehen bleiben und friſchen Athem und Muth ſchöpfen, bevor ich endlich oben ankam, wo mir dann gleich ein Oberrock angezogen und ich auf die noch heiſe Lava geſetzt wurde. Auch erquickten wir uns mit Brot, Apfelſinen und Wein, worauf ich mich bald ziemlich behaglich befand. Dabei lagen wir vor dem Winde geſchuzt, nur von einer angenehmen, ſalpetrigen, heiſen Luft umweht.

So ruhten wir eine ziemliche Zeit, rauchten eine Pfeife, an nicht weit von uns liegender, ganz heiſer Lava angezündet (d. h. der Schwamm), und erhoben uns dann, um die Welt hier oben zu beſehen. Gern hätte ich das eher ſchon gethan, aber ich wurde mit Gewalt zurückgehalten, denn oft lockte mich das dumpfe Gerolter, Gebrülle und Gedonner unter uns, ſowie das Raſcheln der niederprasſelnden, ausgeworfenen Steine, das Zittern des Bodens rings um uns und die ewigen Rauchwolken, die dicht über unſerm Haupt hinzogen. Endlich ward es mir erlaubt mich zu erheben. Da ſah es nun freilich noch gräſlicher aus als unten, aber nicht ſo öde und leer; dies war eine andere Welt, eine Welt im Entſtehen, die ſich erſt entwickelt in ihren Hauptmaſſen, aber noch leer von allem Schmuck.

Wir ſtanden alſo auf dem Rand des groſen Kraters, zu unſerer Linken ſtieg er höher hinauf in eine groteske, ausgezackte, ſchwarzrothe Lavafelſenwand, die wol noch 10 bis 60 Fuß höher als der Rand auf der Seite, wo wir waren, ſteigen mochte; ganz ſchwarz war der Contour in weiten, ſonderbaren Spizen, Zacken und Schnörkeln, wie eine ausgebiſſene Brotſcheibe. Nach dem Innern des

Kraters fiel dieſe Wand ſteil in eben ſo ſeltſam zerriſſenen Formen hinab, nach der Außenſeite mit Aſche belegt ging ſie in die ſchwarze Fläche des Kegels über. Zur Rechten war der Rand nicht höher als bei uns und zwiſchen dieſen Rändern war eine anſcheinend ebene Fläche der ausgehöhlte Krater, eine Fläche, im kleinſten Durchmeſſer eine gute halbe Stunde zu gehen. In der Mitte dieſer Fläche, von uns aus mehr dem entfernteſten Rande und nach der Seite zu, wo er höher iſt, erhob ſich wie ein einzelner Berg wieder der neueſte Aſchenkegel, ein Berg, unbedeutend in dieſer weiten Fläche erſcheinend, aber wol doch ſo hoch als unſer Blankeneſer Berg. Noch einmal ſahen wir zurück auf die Welt unter uns, ſie lag jetzt in dem zauberiſchſten Abendlichte; wie lauteres Gold funkelte in der Abendſonne das Meer und wie verklärte, leuchtende Edelſteine ſchwammen die Inſeln und Länder in dem bläulich violetten Duft mit ſeinen goldflammenden, ſpielenden Lichtern. So lag rings um unter uns die ganze Bergkette, beſpült von den weißaufſchäumenden Wogen. Von dieſem lebloſen, harten, verwüſteten Standpunkt aus geſehen, erſchien wirklich die ganze Welt verklärt. Die reichen Berge ſchwammen in einem ſo wonnigen Duft, daß man wirklich glauben konnte, ſie wären roſengeſchmückte Jungfrauen und Jünglinge, die das goldene Gewand wehten oder dem flammenden, loraſchlagenden Gotte das Bad bereiteten; in ſeine Glorienmelodie miſchte ſich ihr ſtiller ſchimmernder Chorus. Lachend lag noch Alles da, als faſt ſchon die violetten Nachtſchatten, die weißen Abendnebel und die goldenen Abendlichter die grüne Felder- und Vignenwelt unter uns verſchleierten.

die aus feuchtem Silberſchleier wehmüthig herauf zu blicken ſchien, um Abſchied zu nehmen.

Wir wandten das Geſicht gegen den neuen Kegel und traten ſo unſern Marſch an. Zu ſteigen hatten wir freilich nicht mehr, ſonſt aber war dieſer Weg faſt noch beſchwerlicher, beſonders wegen der unergründlichen Schluchten in der anſcheinend ebenen Lavafläche, aus denen ein heißer Qualm aufſtieg; dabei ging der Weg auf und nieder über Lavaklöcke, oft mannshoch und noch höher, ſcharf und kaum einen Fuß breit. So lagen ſie auf der Schärfe neben einander, die geborſtenen Schollen der ungeheueren Furchen; nur hin und wieder lehnte eine ſchräg oder deckte als Platte einen ſchwarzen Riß, durch den man, war die Scholle zu dünn, um einen Menſchen zu tragen, elend zerriſſen und zerſchmettert hinabfallen konnte in die heiße dunkle Tiefe. Dabei ward unter den Füßen die Lava immer heißer und heißer, immer ſchärfer ihre Kanten, immer höher ihre Furchen, die Schollen immer mächtiger, die Riſſe weiter, tiefer und klaffender. Jetzt galt es daher zu ſpringen, oft von einem Vorſprung zum andern. Hätte der Führer mir nicht die Hand gegeben, wol manchmal wäre ich hinein geſtürzt. Bald aber konnte er meine Hand nicht mehr erreichen, da mußte ich ſeinen Stab erfaſſen und ſo hinüber ſpringen. — Wo man hin trat, da klang es, als ob man an Glas geſchlagen, und brach eine Scholle ab, da praſſelte es wie dergleichen Scherben in die Schlucht hinunter.

Endlich waren wir am Fuß des neuen Kegels angekommen und betraten hier zwar einen bequemern Boden, (feuchte Aſche war es, mit Lava, Steinen u. ſ. w. untermengt), jedoch machte etwas Anderes uns die Paſſage faſt

unmöglich; überall nämlich ging aus der Erde in feinen, kleinen Rauchsäulen, die rings um diese ganze Aschenfläche wie Blumen aus einem Beet aufwallen, ein so stinkender und erstickender Schwefeldampf auf, daß er trotz dem, daß wir alle den Mund so dicht als möglich zuhielten, uns sämmtlich den Athem versetzte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum stehen konnte; auch wehte der Wind uns die Rauchsäule des Kegels gerade entgegen, daß sie oft uns ganz einhüllte und wir nichts sahen, weder rechts noch links, weder über noch unter uns. Nicht einmal seine Begleiter sah man. Endlich waren wir die schlimme Schwefelgasse durch und standen am Fuß des Aschenkegels, unter dem Bereich der Rauchsäule. Jetzt sahen wir zurück: der Kegel und das zurückgelegte Schwefelfeld glänzten in den schönsten Farben, orange, brandgelb, hellgelb, gelbweiß, weiß, grünlich gelb und ganz zaragagrün, mit Einem Wort in allen Nüancen der Verschwefelung; dann grau, weißlich, röthlich, grünlich und zwischendurch rothe Lava; endlich, um die ganze unheimlich giftige Herrlichkeit noch zu erhöhen, prasselten immer wie Rubinen über diesen greisen Scheitel die glühenden Steine herunter. Das war nun freilich für uns wieder eine Unannehmlichkeit, aber sehr interessant anzusehen.

Es hatte schon den ganzen Tag heftig geraucht und je länger wir oben waren und je mehr es dunkel ward, desto fürchterer hohe Säulen glühender Steine und flammender Materie ausgeworfen. Das nahm jetzt immer mehr zu, so daß diese Ausbrüche es uns unmöglich machten hinaufzusteigen und in diesen kochenden Krater hinein zu sehen. Einen Augenblick war Alles ruhig und still;

wir hörten es blos überall brodeln und quirlen wie in einem großen kochenden Kessel mit Fett, und zwar so gewaltig und unablässig, daß vor diesem Gelärme man kaum sich, geschweige Andere sprechen hören konnte. Plötzlich bebte die Erde, die kleinen Rauchsäulen erschienen weißer, giftiger, schwefelichter, die große Säule hob sich dicker, weißgelber, schwerer wirbelnd, der Boden zitterte unter uns, im Innern dröhnte, donnerte und brüllte es, als ob da drinnen plötzlich ganze Gebirge krachend zusammenstürzten; der Rauch ward schwarz und grau und pfeilschnell stieg rasselnder, nach oben weiter werdend eine ungeheure Feuersäule auf, in der, wie einzelne Funken, Millionen rothfeuriger Sternchen oder Stäubchen schwirrten. Hoch stieg die Säule empor, wol noch einmal so hoch als dieser kleine Kegel, dann schwand verblitzend die feurige Glut, aber die einzelnen Funken oder Sterne, die glühenden Steine rasselten, prasselten, kollerten und rollten zurück, theils in den Krater wieder hinein, wo dann ihr Gepolter dumpf und lange nachdröhnte, theils aber auf den Kegel und in die schwarze Asche hinunter, wo sie lange glühend liegen blieben und von andern bedeckt wurden. Bis auf zwei bis drei Schritte, ja noch näher, fielen die Steine rings um uns nieder und da sah man, daß sie groß genug waren, um einen Menschen zu erschlagen, denn manche hatten wol zwei bis drei Fuß im Durchmesser. Es war ein seltsames und schauriges, aber doch auch pikantes und reizendes Schauspiel. Doch endlich ward dasselbe uns und selbst unserm Führer zu pikant. Der Kerl (der freveind in das Gepraſſel hineinrief, stärker zu kommen und mit den Custoden es aufzunehmen, der den alten verschlossenen Feuergeist heraus-

forderte und meinte, er habe keine Courage und müsse einem königlichen Cicerone doch gehorchen) hatte immer seine Augen nach oben und wenn im Gelärm der polternden Steine seine leitende Stimme nicht zu hören war, so war sein Blick desto gespannter; plötzlich packte er Meier und riß ihn so zurück, daß dieser fast mit dem Führer hinschlug. Neher und ich sahen uns erstaunt um, aber in demselben Augenblick lag auch schon dicht neben uns, wo Meier gestanden, ein glühender Stein, groß wol wie ein Kinderstuhl und so scharf und eckig wie Messerschneiden. Jetzt winkte der Führer uns und eilig mußten wir rückwärts und zur Seite gehen; nachdem wir vielleicht 20 Schritte gemacht, sahen wir zurück und wirklich war die ganze Stelle, wo wir gestanden, besäet mit feurigen Steinen, auf die immer neue niederprasselten. Der Wind hatte sich nämlich etwas gedreht und trieb sie jetzt mehr nach dieser Seite. Wir gingen noch etwas weiter vor, so daß wir ein wenig in den Krater hineinsehen konnten; da sahen wir durch die Spalten und Risse, wie es drinnen wogte und stürmte und glühroth und feurig schimmerte wie geschmolzenes Metall. Um näher hinan und bis auf diesen Kegel hinauf zu gehen, hätten wir der Steine wegen den ganzen größern Krater wieder umgehen müssen, um dann mit dem Winde den Kegel zu ersteigen. Das wollte der Eine Führer mit uns Unkundigen trotz alles Bittens so spät nicht unternehmen und so entschlossen wir uns den Weg zurück zu machen. Die Nacht lag schon über der Ebene mit ihren violetten, purpurtiefen Schatten und nur auf den Höhen glitzerten noch einzelne rosig goldene Sonnenlichter zwischen azurblauem Schatten. Es war eine Reinheit und Bestimmtheit in

dieser Farbe, wie ich fast nie sah; aber nur eine Minute lang, denn höher stieg das Blau und das Rothe schwand. Jetzt hürfte es von Spitze zu Spitze, bis zu den höchsten hin, dann schwand es ganz und nur ein warmer goldener Schimmer lag noch da, wo es geweilt. Aber jetzt breitete die Dämmerung am Himmel ihre finstern Flügel aus, wie vor einem Zugwind schien das Licht davor noch zweimal aufzuflackern, dann schwand es ganz und rings war Nacht. Nun faßten wir Muth und traten den Rückzug an, der im Finstern freilich noch gefährlicher war und langsamer von statten ging, als der Hinweg.

Endlich hatten wir den schwierigsten Weg trotz der Dunkelheit glücklich zurückgelegt. Eine andere Gesellschaft, die jetzt erst herauf kam, hatte viele Führer und Fackeln bei sich, unsere Fackeln aber lagen bei den Eseln. Hier tranken wir noch eine Flasche Wein (allen Wein, den wir auf dem Vesuv tranken, mit Ausnahme der Lacrimä Christi, kauften wir von einem Mann, der sich damit in Neapel versehen und uns aus freien Stücken, aus bloßer Speculation bis dahin begleitet hatte) und ich zugleich mitten in dem Lärmen des höllischen Schlundes mit der lautesten Stimme Mine's und noch mancher Andern Gesundheit. Mit dem Berg stieß ich an und dieser jubelte mit und brüllte sein donnerndes feuriges Hoch weit in die Luft hinauf. So hat der Vesuv auf Euer Wohl gejauchzt und gebrüllt, der alte feurige Mann, der so viele hundert Jahre schon unter sich hinschwinden sah und unbekümmert darum war, er hat Eurer gedacht am 20. Mai Abends!

Jetzt gings den Aschenkegel herunter; dieser, an und

für sich ein sehr hoher Berg, ist erst nach der Verschüttung Pompeji's hervorgewachsen und die Fläche, aus der er aufsteigt, ist ohne Zweifel nichts Anderes als der alte Rand des damaligen Kraters. Die Fläche senkt sich nach Nordwest und Norden sehr sanft und mit dem saftigen Grün von Vignen und jungem Wald bekleidet hinab. Auch in der Schlucht zwischen ihr und dem Aschenkegel ist schöner junger Wald, der sich in den Spalten hoch an der schroffen Wand hinaufzieht. Rund um und unter uns lag nun eine lautlose, nächtliche Welt, keine Form noch Farbe mehr sichtbar, selbst keine Form in der Nähe, nur das Meer leuchtete noch in einem matten, silbergelblichen Schimmer; über uns stieg von Zeit zu Zeit die flammende Hand Gottes aus dem Berge und schrieb auf diese schwarze Verwüstung der herrlich schwelgenden Welt jenes „mene tekel phares" hin. Wenn es so aufflammte, war diese alte Kraterwand matt-röthlich erleuchtet, als ob auch sie bei dem prasselnden Liede noch einmal jene Jugendglut wieder fühle, mit der sie Pompeji verschlang.

So langsam wir hinauf gestiegen, so schnell ging es hinab. Ohne zu wollen, mußte man laufen und springen, denn bei dem langsamsten Schritt in der lockern Asche glitt man so ungeheuer vorwärts, daß es wider Willen ein Sprung ward; nun gaben wir diesem Gefühl nach und machten Sprünge, wie ich sie anders wol nie machte und auch nicht wieder machen werde, von 14 bis 20 Fuß. Einmal stieß ich dabei auf einen verborgenen Stein, verlor dadurch das Gleichgewicht und schoß kopfüber in die Asche wol 30 Fuß hinunter, aber ohne Schaden zu nehmen; wohlgemuth stand ich auf und war nur aus- und inwendig schrecklich voll Asche. Hatten wir zum Hinauf-

steigen vielleicht eine Stunde und mehr gebraucht, so brauchten wir zum Hinuntergehen kaum zehn Minuten. Im Hause des Eremiten ward Käse und Brot gegessen und zum letzten Mal Lacrimä Christi getrunken. Nachdem wir hier eine kurze Zeit gesessen hatten, kam auch die andere Gesellschaft zurück, die aus vielen Personen, lauter Männern, bestand. Zwei von ihnen traten sehr höflich, aber vertraulich auf mich zu und redeten mich, wie einen alten Bekannten, Deutsch an. Am Dialekte hörte ich, daß es Baiern waren, wußte aber nicht, was für Namen ich ihnen geben sollte, bis der Eine, meine Verlegenheit bemerkend, sich als Graf Pocci's Bedienten mit den Worten: „Herr von Speckter kennen mich wol nicht mehr, ich bin Georgel", kundgab; da erkannte ich auch den Andern, der ein bairischer Courier war und von seinem König, an den er geschickt worden, seine Abfertigung erwartend, die Zwischenzeit zu Ausflügen benutzte. Bald zogen diese Leute ab, sowie auch wir. Es war ein langer Zug, der malerischer war, als unsere Turnfahrten mit Fackeln in München. Den Zug eröffnete ein Führer mit einer Fackel in der einen Hand und einem großen Stab in der andern, neben ihm gingen noch zwei halbnackte, lockige Knaben, mit deren glühenden Augen und glühender Gesichtsfarbe das rothe Fackellicht ein freundliches Spiel trieb; dann kam ein Fremder, in einen Mantel gehüllt und eine Karre tief über die Ohren, auf einem weißen Pferde und nun folgte so Einer hinter dem Andern, denn auf dem schmalen Wege konnte man nur selten neben einander reiten. Es waren elf Reiter, vier zu Pferd und sieben zu Esel, in den verschiedensten Costumen; darunter einige Engländer in schotti-

schen Mänteln mit Hüten oder Kappen, andere in blauen und weißen Hemden, wie wir. Zwischen diesen Reitern gingen die Fußgänger, theils Fremde, theils Führer, und was sonst zum Gefolge gehörte, die sich mit ihren fackeltragenden Burschen unter die wandernde Gesellschaft so vertheilt hatten, daß immer bei zwei Reitern ein halbnackter Knabe mit seinem lachenden Gesicht und rothen Haar als Page nebenher lief. Die Führer, zwei besser gekleidete ausgenommen, waren ebenfalls halb nackte, zerfetzte, alte und junge Kerle mit kräftigem Gliederbau und einem wilden Aussehen. Zu Anfang und am Ende des Zuges ging ein Soldat mit der Flinte, die darum bei dem Eremiten stationirt waren, um die Gegend hier zu sichern und die Fremden zu schützen, da früher wenigstens häufig bei solchen Partien Räubereien und Todtschläge vorfielen. Alle diese Ingredienzien gaben unserm Zuge, dem sich auch alle die Kerle angeschlossen, die Wein u. s. w. heraufgetragen, nun aber wirklich etwas Phantastisch-Romantisches; bald erschien derselbe als ein Zug Ritter, die zu Abenteuern mit ihren Pagen an der Seite auszogen, die Reisigen nebenher; bald als ein Zug Geister, die aus dem feurigen Hauche zu nächtlicher Kurzweil herniedergestiegen; bald, was man aus dem Costüm wol am ersten hätte glauben sollen, als ein Zug Gefangener in irgend einem Bauernkrieg; bald als ein Zug von Zigeunern und Räubern oder von einem dämonischen Bergvolk zur Lust und Kurzweil für die böse Zauberin Alcina aufgegriffen und nächtlich transportirt. So redselig die Führer, so stille und in sich gekehrt saßen die Fremden größtentheils da, von denen die meisten gegen die wilden, kräftigen, braunen Führer bleich, schwach und leidend aussahen.

Mancher mochte müde ſein, mancher ſich im Geiſte mit dem Vielen, das er ſah, beſchäftigen, doch waren wol die meiſten deshalb ſo ſtill, weil in der barbariſchen Mundart der dortigen Bewohner ſich zu unterhalten es wahrlich eine Ohren- und Lippenmarter iſt. Manchem mochte auch dieſes nächtliche Reiten einige Sorge machen, da die Thiere bergunter und obendrein bei Nacht, ſo vorſichtig und langſam ſie auch gingen, doch nicht immer ganz ſicher vorm Stürzen waren, denn manchmal ſtürzte ein Pferd oder ein Eſel mit ſeinem Herrn, der dann nicht ſanft abgeworfen wurde, doch nahm weder Thier noch Menſch dabei Schaden. Auch die Knaben waren ſtill und lispelten nur unter ſich, ſpärlich antworteten ſie auf Das, was man ſie fragte, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Männern, die ſie wie Sklaven hielten; aber in ihren Geſichtern ſprach ſich lautlos die ganze Lebendigkeit und Beweglichkeit ihrer jugendlichen Gemüther aus.

So von wilden, feurigen Berggeiſtern gefangen wurden wir hinunter geleitet zu Alcinens Zauberreichen, die ſchon im goldigen Duft einer mondhellen Nacht unter uns ausgebreitet lagen. Schon erglühte wieder des Himmels dunkles, nächtliches Blau (hier, was ich ſonſt noch nie und zuerſt in Neapel ſah, verliert der Nachthimmel nicht an Farbe, ſondern ſowol Himmel als Meer ſind Nachts, wenn auch tiefer, doch wirklich ſo rein, ſo glühend blau, als am Tage); ſchon war alſo durch dieſen Himmel ausgegoſſen das ſilbergoldige Mondlicht, das ringsum wirklich mit ſeinem magiſchen Schimmer deſſen Gewölbe ſo durchwebte, als ob es ein durch dunkelblaue, purpurtiefe Kriſtalle hindurch leuchtender, goldener Balſam ſei. Der Mond ſelbſt war noch verborgen hinter dem

Vesuv: ein ähnlicher Glast wie am Himmel ruhte auf dem Meer, nur weniger golden hier und nicht so duftig, aber fast noch zauberischer lockend; denn in der nächtlichen Ungewißheit, wo kein einzelnes Wellenbewegen und keine Brandung zu sehen war, da merkte man das Wellen und Schwanken und Schaukeln dieser ganzen Masse wol, sah aber eigentlich nicht, worin es lag. Je weiter der Ferne zu, deste heller ward der Schimmer. So lagen auch schon die fernen Inseln, vom Mond beleuchtet, in einem geisterartigen Zauberduft. — Immer näher kam uns das Licht, schon tönten seine Harmonien von Capri, Ischia und alle den Inseln, die, so dunkel sie erst lagen, in diese Silbermelodie aufgelöst mit dem Himmel und dem Meer verschwammen in seliger Mondscheinsehnsucht. Ueber die Bergfirsten von Monte S. Angelo und den Bergen von Massa und Sorrent hüpfte auch schon sein goldiger Stral und wand als keusche Jägerin sein silbernes Zauberneß durch die Schatten der Berge, um in diesen Banden die ganze arme Welt zu fangen; doch hell schien er schon den Pausilipe entlang und beleuchtete den halben Theil des wirren Neapels. Durch das Grün der Vignen schien entzückt (wie ausgelassene Mädchen, von keinem fremden Auge belauscht) die silberne Göttin mit ihren Nymphen zu schwirren. Tief hatten sie sich hinein gewühlt in die grünen Ranken und fest schlugen diese ihre zärtlichen Arme um deren schöne Glieder zusammen. S. Elmo sah ganz weiß gegen die blaue Luft und wie überhaucht im Mondlicht die Gegenstände trotz des hellen Lichtes und dunkeln Schattens doch eine reizende Ungewißheit, eine räthselhafte Undeutlichkeit bekommen, so auch diese weiße Steinmasse, die von hier aus erschien, als ob

in ihren kalten Formen der ſilberne Stral ein Leben wecke, das die Geiſter nächtlich auf die Oberfläche rufe und jene Stelle, die im Leben ihnen werth, beſuchen laſſe, um dort mit wehmüthig ſtiller Sehnſucht zurück zu denken an die bunten Bilder, die einſt das Leben ihnen bot.

Doch nun zurück zu uns! Wir waren noch in tiefer Nacht. Weit über die ſchwarzen Lavafelder, die jetzt noch größer, unendlicher ſchienen, zitterte der ungewiſſe, düſtre, rothflammende Schimmer unſerer Fackeln, der, je weiter er über die ſchwarze Fläche ſtreifte, deſto matter ward und zerriſſen ſchien von den vielen zitternden, durch die Beweglichkeit des Lichts hüpfenden und ſpringenden Schlagſchatten ſowol der einzelnen Schollen, als auch der Gegenſtände am Wege, oder auch der Schlagſchatten der Menſchen und Thiere ſelbſt, die vorübergingen. Von dem rothen Licht ſchien die Lava wieder erwärmt zu wogen, zu ſchwanken und zu zittern, es ſchienen rothe Arme jenes feurigen Briareus, der aus ſeiner ſchwarzen Dunkelheit ſie nach uns ausſtreckte, als winke er, und ſchaurig fühlte ich mich davon angezogen. Wollte er Hülfe bieten oder vor nahem Unglück warnen? oder irgend ſonſt ein tiefes Geheimniß, einen Schatz uns anvertrauen? Aber umſonſt reckte er ſeine ſo ſehnlich verlangenden Arme aus, Keiner folgte, denn es war bekannt ſein hölliſches Gaukelwerk, das in Noth und Gefahr den ihm Folgenden ſtürzt. Dabei das immer noch nahe dumpfe Gedröhne und Geraſſel des Berges, die kreiſchenden, gellenden Töne der barbariſchen Sprache unſerer Führer, was Alles zuſammen in ſolcher Harmonie war, daß, wenn man nicht deutlich hörte, von wem unter ſo Vielen die Töne kamen, man

glauben mußte, der ganze Berg lebe und webe. Es fiel mir Goethe's Faust, die Blocksbergsfahrt, ein, nur daß die mehr ein nördliches Gepräge trägt, und hier sich südliche Form und Farbenreichthum bot. Es waren keine häßliche Fratzen, aber so grauenhaft unbestimmt wie jene. Es war ein pikanter Eindruck, sich so sicher als möglich zu wissen und doch das Gefühl zu haben, als sei man verrathen und verkauft, in einer fremden Zauberwelt. Ein ähnliches Gefühl hat mich jedes Mal angewandelt, wenn ich in stiller Nacht mich irgendwo im Mondschein allein fand und die Häuser ihre dunkeln, hohlen Augen auf mich richteten, oder das flüsternde Laub mich umrauschte, da fühlte ich mich mit meinem Leben allein und rund um mich ein unbegriffenes, neues, fremdes Leben, denn Leben fühlt' ich und hört' ich aus allen diesen Dingen, ein Leben, das ich nicht verstand und faßte, aber Leben war es, viel reicher als das meinige, und so habe ich oft diese lebendig leblosen Gegenstände angerufen, mit mir zu thun, was sie wollten, ich sei in ihrer Hand. Aehnliches empfand ich hier!

Jetzt kamen wir zu Wegen, die mehr betreten waren, an denen Gras und hin und wieder schon Gebüsch sich fand; da war es nun gar eigen, den Schlagschatten eines solchen irren, unsichern, bleichgrauen Gebüsches zu passiren; die ganze Welt schien hinter den zitternden, hellen Blättern dunkel, aber hin und wieder fand doch ein Stral seinen Weg durch das dunkle Laub, durch das Einem dann eine beleuchtete Lavascholle entgegenfunkelte. Dies nahm immer mehr zu, je mehr man in die Dunkelheit starrte. Sah man dabei zurück, so lag die Eremitage mit ihrem spärlichen Licht schon gänzlich in Nacht

gehüllt, aber gegen den hell vom Mond erleuchteten Himmel hob sich hell und weiß, dann schwarz und dunkel die Rauchsäule des Kraters, die von Zeit zu Zeit, vom innern Feuer erglüht, als rothe Säule in die duftige, blaue Nachtluft emporzischte, von einem Regen glühender Steine bedeckt, die, wie einzelne größere Sterne die Milchstraße am Himmel, diese feurige Blutstraße des Berges schmückten. Die Steine prasselten noch immer vernehmlich nieder und tief und hohl seufzte der alte Erdtitan, der hier unter einer so furchtbaren Steinlast seit so lange schon von schönern, mildern Göttern gefangen gehalten wird, die die blühende Erde nicht seinem rohen, wilden Geschlecht unterthan wissen wollen. Der Vater der Musen und der Grazien, der Vater blühender Götter und Göttinnen siegte über die rohen Brüder; über die materiellen Bildungs- und Erzeugungskräfte der Erde siegten die feineren, geistigeren der Ausbildung, der Schönheit und der Anmuth. Lange hat der alte Titan gekämpft gegen die überwiegenden ambrosischen Brüder, doch jetzt ist seit Jahrtausenden sein Kampf schon aus, denn gestürmt ist der Olymp, gestürzt der schön gelockte König, verödet jene wunderbar herrliche Götterveste der Musen und Grazien; nur von unwiderstehlicher Sehnsucht gezogen nahen noch manche der Götter der verlassenen Erde, noch naht allnächtlich Diana mit ihren Gespielinnen und auch Apollo trennt sich von der geliebten Erde nicht. Ein Anderer herrscht über sie, doch schmerzte sie nicht der Undank und die Untreue der Erde, gern trügen jene des milden Herrschers Joch; der alte Riese aber in der Erde Schlünden, er weiß von allem diesen Andern nichts, bis plötzlich er des Himmels Umsturz hört. Da wird er, die

Ungerechtigkeit des Bruders verzeihend, gräßlich hervorbrechen und ihn rächend die Welt verschlingen oder verbrennen. Drei Städte verschlang er schon, da erreichte ihn der Stralenglanz des neuen Herrschers und erbebend sank er in seine grausige Tiefe wieder zurück. In solchen Gedanken tritt ich fort; was die Andern dachten, weiß ich nicht, nur weiß ich, daß Neber dasselbe dachte, denn wir Beide dachten gegen einander laut und unterhielten uns über die heidnische Mythe, die so körperlich, so formell ins Leben eingriff, daß sie jeden schwarzen See für den Eingang in die Unterwelt hielt und da, wo es schöne Gefilde gibt, die Elisäischen Felder fand. In der christlichen Mythe, deren Stifter doch wahrhaft Mensch geworden und an einem, jedem Zweifel enthobenen Ort zur Erde kam, findet sich dennoch nirgends die Stätte von einem Allerheiligsten, von einem Eingang zu Himmel und Hölle oder Fegefeuer. Wahrscheinlich sicherte sie doch ihre innere, geistige Uebergewalt bei allem pfäffischen Aberglauben vor solchen mythischen Einkleidungen. Ihr Hauptwesen blieb stets so durchaus geistiger Natur, so über die Erde erhabener, unsichtbarer, nur zu glaubender Art, daß Niemand es wagte sie mit materieller Hand in räumliche und zeitliche Formen zu kleiden; sogar die Päpste, die doch die reine Idee so sehr mishandelt haben und zu versinnlichen suchten, denen doch viel daran liegen mußte, z. B. nach Rom den Eingang zu Himmel und Hölle zu verlegen, selbst diese wagten es nicht, denn sie scheuten die Vernunft, die dort dann einen sichern Anhaltspunkt hätte, das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen. So ist nie einem Christen, selbst Dante nicht einmal, eingefallen, seine Unterwelt oder Fegefeuer irgend-

wo örtlich zu placiren, z. B. auf dem Vesuv, der eine ziemlich geeignete Einladung zu solchem Versuch wäre.

So sprechend waren wir voraus geritten, trotz dem Zurufen unserer Führer, die meinten, wir strapazirten die Thiere zu sehr. Neben trug einer Fackel und so irrten wir ziemlich weit, nur einige Pagen neben uns, die uns leuchteten, voraus, uns freuend den Zug durch das Grün der Vignen von dem immer ferner speienden Berge hernieder sich schlängeln zu sehen.

Schon seit längerer Zeit hatten wir, aber noch sehr fern, durch das dicke Grün und durch die ungeheure nächtliche Stille vor uns Fackelschein sich winden sehen und mehrere Stimmen gehört, die uns näher kamen; auf einmal aber, als wir um eine Ecke bogen, begegnete uns zu Esel ein großer schöner Kerl, so schnell reitend, als es die Dunkelheit und der Berg erlaubt, und von so kräftigem, großem Gliederbau, daß die Beine auf der Erde zu schleppen schienen. Er trug über sein weißes Hemd eine braunfriesene Matrosenkutte, scharlachroth gefüttert und grün gesäumt; die Kapuze hatte er noch zurückgeschlagen und zeigte ein wildes, aber schönes Banditengesicht, mit flammenden, drohenden Augen, die hohnisch lächelnd einen durch und durch zu sehen und mit ihrem schlauen, falschen Luchsblick nach Beute zu späh'n schienen. Die Lippen waren fein und scharf geschnitten, die Nase gebogen, die Haare hingen lang über die Stirne bis in die Augen wie schwarze Schlangen und ein feiner, krauser Bart zog sich ums Kinn; bei aller kräftigen Wildheit aber hatte der Ausdruck des Kerls etwas Unstätes, Geängstetes, es schien ihn etwas zu nächtlicher Unruhe zu nöthigen. Er trug eine Fackel und rief mit furchter-

licher Stimme ſchon von weitem uns an; ſprach dann, als wir uns als Fremde zu erkennen gaben, mit den Knaben und ritt ſchnell weiter zu dem hintern Zug. Wir warteten, um zu ſehen, was er dort mache; hier ſprach er etwas mit unſerm Führer, ritt mit dieſem bis zu uns zurück, kehrte dann wieder um und ritt bergauf. Mittlerweile war der vordere, unbekannte Zug faſt bis zu uns herangekommen, auch mit vielen Fackeln, und da wir langſam vorwärtsritten, ſo erreichten wir in kurzem dieſen, der ſich wirklich ſehr ſchön in dem Grün der Vignen ausnahm, wie ein Zug romantiſcher Ritter und Damen, oder phantaſtiſcher Feen und Zauberprinceſſinnen. Voran auch ein Führer, ſehr anſtändig gekleidet, zu Fuß, mit einer Fackel in der Hand; mehrere Knaben neben ihm trugen eine Menge Geräthſchaften, Marinarimäntel, Fackeln, Wein, Früchte und Eßwaaren aller Art, junge ſchöne Burſchen. Dann folgte auf einem hohen weißen Pferde ein ſchöner, ſtattlicher Mann im Reitermantel, eine engliſche Förſtermütze auf, neben ihm auf einem Maulthier ein anderer bleicher, magerer Mann, ganz bis unter die Naſe in den Mantel gehüllt und eine Pelekappe auf. Dieſe Thiere führten zwei Burſchen, jeder mit einer Fackel verſehen. Hinter ihnen kamen drei Damen, eine Alte zu Eſel im grauen Mantel, mit ſchwarzem Hut und Schleier, der ihr über die grauen Locken hing, und neben ihr ritt eine junge und ſehr ſchöne Frau, in einem blauen, langen Reithabit auf einem turterellfarbenen Pferde mit langem, weißem Schweif und dergleichen Mähnen. Die Dame ſchien nicht ſehr groß zu ſein, aber doch ſehr ſchlank, und bei der Schlankheit kräftig und voll gebaut. Dabei hing nachläſſig über ihren Schoos ein Kaſchemirſhawl,

denn noch hatte sie, da es sehr schwül und heiß, den schönen Hals und Brust und Rücken so viel wie möglich bloß, nur vom weißen Schleier bedeckt, der ihr von einem modernen Strohhut mit Blumen herab über das Gesicht fiel; so wie sie uns erblickte, schlug sie denselben zurück und zeigte uns ein äußerst schön und nobel geformtes Gesicht. Unter einer feinen, edlen, geraden Nase lagen dunkelrothe, volle Lippen, die sich etwas tragisch niederzogen und ihr einen vornehm ernsten Ausdruck gaben. Die Augen waren groß und sahen sehr stolz, doch theilnehmend nach uns; sie waren dunkel und das viele Fackellicht gab ihnen einen schmerzlich brennenden, feuchten Schimmer. Die Haare waren blond und hingen in langen Locken um den schönen Hals. Wir hielten an, ließen sie vorbei und grüßten cavaliermäßig; freundlich und mit jener stolzen Herzigkeit und Koketterie, die den Römerinnen eigen, dankte sie, wandte sich dann nachlässig nach uns um und sah uns lange theilnehmend, jedoch zugleich herausfordernd und stolz gebietend an. Um ihr Pferd war nun ein ganzer Schwarm von Menschen, theils Knaben, theils kräftigen, jungen Kerlen, die sehr glücklich zu sein schienen ihre schönen Glieder berühren zu dürfen. Die Kerle hatten alle Marinarikutten über den Rücken, sonst waren sie im Hemd, halbnackend; unter einer rothen Kappe quoll schwarzes lockiges Haar hervor und ihre flammenden Augen waren auf die Schone gerichtet, um jedem ihre Wünsche zuvorzukommen. Ja sie rissen und drängten sich darum. Auch um das Pferd der Alten waren viele Kerle, wie überhaupt wenigstens vier bis fünf Mal so viel Begleitung da war als Herrschaft. Hinter der jungen Dame, auch auf einem Pferde, folgte, sehr ängstlich sitzend und

balancirend, ein wunderniedliches, blondes Kammermädchen, das nur nicht so ernst und majestätisch war, sonst aber in der Schönheit es mit ihrer Herrin aufnehmen konnte; sie hatte blühende Farben, freundlich stechende, blaue Augen mit leise angeschwollenen verlockten Augenlidern und köstlich süße, rothe Lippen; dabei hatte sie keinen Reithabit an, sondern kurze Kleider, die durch das Reiten bis übers Knie in die Höhe geschoben waren, so daß sich die vollsten, schönsten Beine zeigten. Sie lachte und kreischte immerfort, das Reiten schien ihr ungewohnt und ängstlich, doch hatte sie, obschon dem Fallen näher, als dem Sitzen, besondere Freude daran, sich immer von den schönen, sie begleitenden Herren halten und unterstützen zu lassen, denn auch um sie waren viele mit und ohne Zaudeln und alle Augenblicke sog einer ihr die Röcke über die Beine nieder. Da unser Führer von ihrem Führer angeredet wurde, so hielt ihr Zug und auch unserer. Lang hielten die Züge und sprachen die Führer zusammen, was uns sehr ergötzte, da wir mit der schönen Dame schnell eine Augenunterhaltung anfingen, die sie, vielleicht uns in der Dunkelheit für etwas Besseres haltend, sehr lebhaft erwiderte, uns bezaubernde, göttliche Blicke zuwerfend, Blicke, denen man nicht hätte widerstehen können. Aber leider nahen und sprechen konnten wir nicht, denn es waren Engländer, und als die Herren uns anredeten, merkten wir bald, daß es mit der italienischen Unterredung nicht zum besten ging. M. auf seinem weißen Klepper ritt an das liebliche Kammermädchen hinan und sagte demselben in lauter ungebrauchten, veralteten italienischen Worten, grammaticalisch richtig, aber ohne lebendig flüsternden Klang, mit verlegenem, faßlauerm.

lippenlosem Mund die kräftigsten, verliebtesten Süßigkeiten und ſtierte mit ſeiner Brille, deren Gläſer im Fackelſchein wie Eulenaugen glänzten, ſie an, als ob er ihr auf der weißen Haut ein unreines Fleckchen nachweiſen wollte; ſie, die wahrſcheinlich gar kein Italieniſch verſtand, lächerte zu Allem und nickte kindiſch mit dem Kopfe antwortend, ohne etwas von der Frage zu verſtehen. Es kam kein lautes Wort aus ihr herver. Ihre Begleitung wuſte über M.'s Erſcheinung und dieſe Unterhaltung vor Lachen ſich nicht zu laſſen. Endlich nahm der bärtige Bediente ſich ihrer an und erklärte anfänglich recht geläufig italieniſch M., daß ſie obige Sprache nicht verſtehe; dann, als er merkte, daß M. auch nicht Meiſter darin war, redete er ihn franzöſiſch an und nun ſprachen die Beiden franzöſiſch. Bereits hatten wir uns alle ungemein auf die eine oder die andere Weiſe amüſirt, als unſer Führer kam und uns bat, der Joſe doch einen Eſel für ihr Pferd abzulaſſen, wenn ich mich ſogleich bereit erklärte. Wir ſtiegen Beide ab und bewerkſtelligten den Tauſch. Beim Heruntersteigen oder vielmehr Herunterbeben paſſirte ihr ein kleines Malheur, das ſie ſehr verlegen, uns aber ſehr viel Vergnügen machte. Nachdem das liebliche Kammermädchen auf gebahnte Weiſe erniedrigt und ich erhöht worden war, trennten wir uns und ſetzten unſern Weg in der todten Nacht fort, denn unſere übrige Geſellſchaft war ſchon ſo weit voraus, daß wir nur noch deren Falkein durch die Bäumen irren ſahen.

Nach der Erzählung unſeres Führers wollten die Damen auf dem Aſchenkegel die Sonne aufgehen ſehen und hatten, um ſich dahin tragen zu laſſen, Sänften voraus-

geschickt. Da sie diese nirgends trafen, war nun jener einzelne Reiter vorausgeeilt, um sie aufzusuchen.

Bald ward es stiller, die Knaben schliefen im Gehen, der Führer sprach wenig und wir auch, denn wir waren ziemlich ermattet. So kamen wir zu den ersten Vignenhäusern wieder, die lautlos am Wege standen und wo Tags zuvor so viel Leben gewesen; nur hin und wieder kreischte ein Kätzchen oder bellte ein Hund. Endlich trabten wir wieder über den dumpfenden Boden Resinas hinunter in die Stadt. — Vielleicht lebte und wachte es in dem unterirdischen, dumpfaufseufzenden Herculanum — in Resina schlief Alles, nur im Hause des Salvadore war noch Licht. Hier stiegen wir ab und gingen zu ihm aufs Zimmer, um Alles mit ihm in Richtigkeit zu bringen. Sein Vater, der Alte, der mit der Damengesellschaft uns begegnete, war zu Berg.

Von hier aus nahmen wir eine Carrettelle und fuhren nach Neapel; es war nach 2 Uhr in der Nacht. Der ganze Weg war so öde und leer, daß kaum die Straßenlaternen brannten; doch begegneten wir einigen heimkehrenden Gesellschaften bei Portici, die unser munterer, junger Kutscher, wie jeden andern vorüberwankenden Schatten, obgleich unser Wagen schon fast übervoll, mit einer Stimme anschrie, um mit nach Neapel zu fahren, als ob er halb Portici und Neapel auf einmal wach schreien wollte. Der Mond war jetzt hinter den Bergen herausgestiegen und leuchtete; das dunkle Meer zitterte voll flammend goldiger Lichter, die Brandung legte mit ihren gespenstisch weißen, klatschenden Armen sich ans Ufer hinauf und der Vesuv schleuderte immerwährend seine glühend rothe Säule gegen den Himmel. Noch sah ich die Fackeln der Gesellschaft,

die uns begegnet war, das Andenken an die schöne Engländerin hielt meinen ermatteten Geist wach, die Andern schliefen, M. ganz fest, Neber nickte nur von Zeit zu Zeit ein. Die Luft strich kalt um unsere Ohren und bald, als die Fackeln erloschen, schlief auch ich ein. Halb im Galopp fuhren wir nach Neapel und kamen vielleicht um 3½ oder 3 Uhr auf der Piazza della Medina an, wo wir noch ein Kaffeehaus besuchten, Kaffee tranken und dann nach Haus und zu Bett gingen.

Sonderbar ist es, wie der Berg schon so ungeheuer viel ausgeworfen, daß davon ein wenigstens viermal so großer Berg gebildet werden könnte, und dessenungeachtet nicht kleiner geworden, sondern immer noch durch sich selbst im Wachsen begriffen ist! Kurz vor einem Ausbruch treten die Brunnen zurück, das ist immer ein sicheres Zeichen; jetzt war es auch so und so erwarteten wir täglich einen stärkern Ausbruch, doch das verzögert sich oft Monate. Bei dem stärksten Ausbruch, der Herculanum verschüttete, will man in Aegypten und Syrien die feine Asche empfunden haben. Im Jahre 672 kam sie bis Constantinopel, im Jahre 1139 durch ganz Calabrien, 1631 bis Sardinien und Constantinopel. In diesem Jahre wurde die Feuersäule 30 Miglien hoch gerechnet und im Jahre 1779 1000 Cannen, und in dieser Säule sind oft Steine von ungeheuerer Größe, von 3, 4, 5 und 6 Fuß im Durchmesser, wie man sie rings am Berg verstreut liegen sieht. Nicht wahr soll sein, daß der Vesuv Communication mit andern feuerspeienden Bergen hat. Daß schon vor der Eruption von 79, die Herculanum und Pompeji verschüttete, Ausbrüche stattgefunden, sieht man daraus, daß in diesen Städten

die Straßen größtentheils mit Lava gepflastert waren. Damals war es drei Tage lang Nacht, durch die Asche in der Luft, und das Meer weit von den Ufern zurückgetreten. Plinius, der Naturforscher, der die römische Flotte bei Misenä commandirte, war hingegangen, um das große Naturschauspiel zu beobachten, und ward ein Opfer desselben. Der letzte starke Ausbruch soll 1631 gewesen sein, wo sich eine ganze Seite des Berges öffnete und viele Villen und Häuser verschlang; damals war er begleitet von heftigen Wasserauswürfen und Erdbeben. Dreitausend Personen kamen dabei um. Im Jahre 1767 kam ein Sandregen bis Neapel und der ausfließende Lavastrom war 300 Fuß breit und 14 Fuß hoch. Im Jahre 1794 ward Torre del Greco sehr beschädigt. Die letzte Eruption war im October 1822, die ebenfalls viel Schaden anrichtete und auch während mehrerer Tage die Luft ganz verfinsterte.

Das von den Ausbrüchen. Mich hat am meisten amüsirt, daß in der Lava sich Gold findet, Gold, dieser Magnet der Welt, das zu machen sie sich so abmühet und schon so manchen fehlgeschlagenen Versuch gemacht hat. Hier liegt es ungenutzt und verschwenderisch ausgegossen. Sollte nicht auch dort hinein, in die höllische Flamme, sich der ingenieuse Geist der Welt noch wagen, um Gold hervorzubringen?

. . . . Am Donnerstag den 24. Mai begannen wir unsern Giro von Neapel aus. Unsere Absicht war, da es ein schöner Tag, zuerst nach Capri zu gehen. Sehr früh standen wir sämmtlich auf, aber „früh gesattelt, spät geritten", ist ein altes Sprichwort, das sich auch bei uns bestätigen sollte. Meier zögerte bis gegen 8 Uhr, so daß

wir Andern vor Ungeduld des Wartens fast vergehen zu müssen glaubten. Es war bereits heiß und schwül geworden, als wir endlich zu Schiffe stiegen, und völlige Windstille, in der ich schon die Vorboten eines Gewitters ahnete. Schwere, unheilschwangere Wolken thürmten sich hinter dem Vesuv auf, der sich auf ihrem dunkeln Hintergrund gespenstisch, schattenlos hell absetzte, wogegen er sich sonst fast immer schwarz von der Luft zeichnet. Seine ungeheuern Lavaströme, seine Aschenfelder, wenn auch farb- und lichtlos, schienen hell, gerade von vorn, wo er von der Sonne beleuchtet. Einen grauen Schleier über die prangenden grünen Vignen hängend stiegen aus dem Wolkenhintergrunde in fest und scharf gezeichneten, großen Massen immer neue Gebilde wie neue Welten hervor. Die Säume der Wolken waren weißgeld, der Rauch, der erst aus dem Vesuv gelbröthlich und schnurgerade aufstieg, breitete sich, nachdem er ungefähr ein Viertel Berghöhe gestiegen war, plötzlich zu einem Schirm über den Berg aus und verlor sich so in das Gewölk. Wir fuhren langsam und von den Qualen einer großen Hitze heimgesucht durch den schönen Golf. Immer mehr schwand Neapel, bald war der Paufilipp, S. Elmo, Calmaldoli hinter uns und näher rückte uns der schöne Monte S. Angelo, Capri und Ischia, das wir zur Seite liegen ließen. Je weiter wir hinein in den Meerbusen kamen, desto höher und unruhiger ward das Meer; seine Farbe war heute wieder wunderbar schön, d. h. sie ist jeden Tag schön und neu, denn jeden Tag glaubt man sie schöner zu sehen als früher. Heute war sie tief, tief blau, nur leise mit einem dunkeln, grünlichen Hauch untermischt. Noch leuchtete Capri gegen den hellen Horizont hin azur-

blau, wie ein Edelstein, in dessen Facetten sich das Sonnenlicht rosa glänzend spiegelt, und um den Fuß von Capris Felsen glänzte das Meer so hell, daß es stralend sich von dem graugelben, etwas dunstigen Horizont absetzte und kein Wasser-, sondern ein Lichtmeer schien, aus dem neue Sonnen geboren werden sollten. So hoch seine dunkelblauen Wogen mit ihren weißen schäumenden Häuptern uns in der Nähe umgaben, so eben und glatt, so friedlich stralend und hell erschien jene Fläche nach der Ferne zu. Ist es nicht auch so mit unserm Leben? Was in der Gegenwart uns fürchterlich, unüberwindlich erscheint, worin wir unterzugehen glauben, in die Ferne verloren ebnet es sich zu einem friedlich schimmernden Glanz; so lockt es uns immer weiter in die spiegelhelle Fläche, wir dringen vor und die ebene Fläche wird zur zerrissenen, wogenden Flut. Sollte jene Lichtstraße, jenes friedlich stralende Seligkeitsmeer, wohin sich hier unsere Seele über alle Stürme und Wogen hinweg sehnt, sollte auch sie einst getrübt und zerrissen sein und uns in weitere Ferne treiben?

Jetzt kamen wir Capri immer näher, der Wind ward immer stiller und uns ganz contrair, stundenlang kreuzten wir, ohne von der Stelle zu kommen. Der halbe Himmel war schon von Wolken bedeckt. Als wir am Morgen ausfuhren, hatten nur die höchsten Berge einen Heimschmuck von glänzenden Wolkengebilden, so stand der Cpomeo, Monte S. Angelo, die hohe Spitze von Capri und der Vesuv, wie Helden, die gerüstet und des Kampfes gewärtig einander gegenüberstehen, hoch ihre siegreichen Banner erhoben. Jetzt hatte schon lange die Riesenschlacht begonnen, Donner brüllten ihre Stimmen von

allen Seiten, aber als der Sieger erſchien der Veſuv. Der Epomeo verſchwand beſiegt in bläulich grauem Nebel und Capri hüllte ſich in ſeinen Wolkenſchild; nur der Monte S. Angelo ſtämmte noch ſeine Felſenfuße ins Meer und ſeine großen, ſchönen Felſenmaſſen ſenkten ſich bis in die dunkelblaue Flut. Ihn beleuchtete die Sonne noch ganz; wie in goldrother Rüſtung, mit grüner Schärpe und Panzerhemd bekleidet, ſtand er da, ſo golden glänzten gegen die dunkelgrünen Wälder und hellſmaragdenen Vignen und Wieſen die rothgelben Felswände. Wie Perlenſchmuck hingen, die Städte um ſeinen Nacken, ſeine Bruſt, ja bis hinab zu ſeinem Fuß. Nun glänzte das Meer wie eine geſchmolzene Maſſe von allen buntfarbigen Edelſteinen, golden, ſilbern, weiß, roth, blau, durch alle Farben bis zum Schwarz. Der halbe Himmel ſtand in Flammen und majeſtätiſch ſah es aus, wie noch immer ein Theil der Landſchaft, Capri und das Cap Campanella, ſelbſt der Epomeo und Ischia, durch die Wolken hindurch von der Sonne beſtralt, glänzte, während Neapel ſchon der Regen verbarg und die fernern Gebirge alle in unbeſtimmten Formen, wie zitternd und erwartungbebend, verſchwanden, während ſelbſt der Monte S. Angelo ſich in Wolken barg und zu ſtöhnen ſchien vor Schmerz, über den Sieg, den ihm der Veſuv entriſſen, denn dieſer ſtand ganz allein noch deutlich da, alle Blize um ſeinen Gipfel ſammelnd, als ob ſie das Flammen ſeines Schwertes und ſeiner Augen und der Donner das Siegesgeſchrei ſeiner Heldenſtimme ſei. So ſtand er da auf Feuerhintergrund und ſchien mit den ſchwarzen Füßen das furchtſame Meer zu ſtampfen und die ganze Schöpfung zum Kampf herauszufordern. Das Meer ward immer

wilder, wo man noch Ufer sah, da bäumte es zischend und brüllend in der Brandung seine weißen Köpfe empor, die wuthschäumend sich auf die ewigen Füße der Felsen warfen. Himmelhoch schleuderte das Meer seinen Schaum gegen den schwarzen Besuv, doch dieser schlug ihn mit seinen Blitzen nieder und stemmte seine eisernen Füße nur desto fester auf den Grund. Das Meer schlang seine mächtigen Arme um des Berges Hüfte und nun rang Feuer und Wasser mit einander und in diesen furchtbaren Zweikampf der erbittertsten Elemente mischte sich das Gebrüll und Gebrause der Fluten.

Unser Schifflein schaukelte schon lange her und hin, von Wellen und Wind getrieben, ohne seiner Bestimmung näher zu kommen, und weil jetzt der Regen auch uns erreichte, wir statt an Capri nah' an Sorrent waren und unser Schiffer uns auch erklärte, daß es in diesem Wetter unmöglich sei nach Capri zu gelangen, so entschlossen wir uns in Sorrent einzulaufen. Wir kamen im Regen an und gingen gleich ins Wirthshaus; auf dem Weg dahin sah ich eine schöne Gruppe und zwar eine echt südliche. Kaum ans Land gestiegen umgab uns nämlich eine Menge Volk, Weiber, Kinder, Lazaroni u. s. w., diese verfolgten uns den ganzen Weg. Unter ihnen war ein Weib, das einzig schöne Individuum, mit einem großen Knaben von drei Jahren an der Hand. Plötzlich ward dieser Junge durstig; ob er nun noch gestillt wurde, oder in seinem Durst nur die Milch, vielleicht einem Kleinern gehörig, benutzte, kurz, er verlangte die Brust der Mutter und da kein Sitz vorhanden, so ließ sich dieselbe gleich auf ein Knie nieder, auf das andere, das aufgestellt, setzte sich der Junge, legte sich hin-

ten über und sog. Es sah so schön aus, daß ich lange stehen blieb und trotz des Regens zusah. Nur ein Volk, das immer im Freien sich bewegt und das nicht für jedes Bedürfniß schon im voraus sich einrichtet, weiß sich so zu bewegen und Umstände und Gelegenheit seinen Bedürfnissen so anzupassen. Wie ungeschickt und unschön würde sich eine deutsche Mutter dabei benommen haben!

So waren wir in Sorrent angelangt; wunderbar, ohne seine Schönheiten gesehen zu haben, ward mir schon bei dem bloßen Gedanken, jetzt in Sorrent zu sein, dem Ruheorte, wohin so brünstig sich der arme, gequälte Tasso sehnte! — O gewiß, da muß Ruhe und Friede auf jedes Gemüth niederträufeln! . . . . Mir fiel hier gleich seine Schilderung von Dem ein, was er machen wollte, wenn er nach Sorrent käme, wie er die Kinder, die den Fremdling angafften, nach dem Hause seiner Schwester fragen und so sich zu ihr hin finden würde. Dann dachte ich auch an die rührend schöne Erzählung in seiner Biographie, wie er wirklich endlich nach allen Leiden ganz zerlumpt und krank nach Sorrent zur Schwester kam, wie sie ihn unerkannt gepflegt und er sich aus Scham erst später zu erkennen gab. Dann dachte ich wieder an seine Liebe (im Goethe), an sein Leiden, das er sich größtentheils selbst geschaffen, wie er ganz zerrüttet, ganz verlassen, von Kunst- und Liebesleiden todwund durch die Straßen schlenderte, wie Niemand ihn in seinen Leiden kannte und wie tiefer ihn das schmerzen mußte, wenn man ihn höchstens für verrückt hielt. Und dennoch fühlte ich wieder, wie balsamisch ihm von diesem Ufer die Flut von Wohlgerüchen entgegengewallt sein müsse, ja wie sie ihn vielleicht in süße Träume lullte und Alles, Alles

verträumen lehrte. Endlich wie erquickend und tröstend es für ihn gewesen, eine labende, liebende Hand, eine freundliche, mitfühlende Seele zu finden. O Tasso's Schmerz konnte ich tief und lebendig fühlen und begreifen!

Sobald der Himmel sich wieder aufgeheitert hatte und ein sonnig strahlender Abend dem gewitterschwarzen Tage folgte, machte ich mich auf, ließ die Andern zum Zeichnen gehen, nahm mir Esel und Cicerone und ritt hinaus ins Freie. Sorrent liegt ziemlich hoch über der Meeresfläche, auf einem ungefähr vier bis sechs Stunden im Umfang und zwei bis drei Stunden im Durchmesser haltenden großen Piano, das halbmondförmig von hohen schönen Gebirgen eingeschlossen ist und gegen das Meer hin eine fast gerade und an den meisten Stellen senkrecht niederfallende Mauer bildet. Diese ganze Hochebene nun ist fast ein Garten, wahrlich ein paradiesischer Garten, ja ein Wald von Orangen und Citronen, die ich nie und nirgends in solcher Masse und so groß und herrlich sah. Zwischen diesem dunkeln Grün, aus dem die goldrothen Früchte wie tausend Liebesflammen blitzen und die weißen Blüten duftend schimmern, wie die stillen Seufzer und heimlich seligen Küsse und Blicke der Liebe, zwischen dieser Pracht steigen hin und wieder einzelne Palmen auf. Stellenweise unterbrechen schöne Oelwälder silbern diese glühende Nacht, wie thränenvolle Trennung der Liebe Glut; dann schlängeln sich durch diese Orangenwälder an jungen Ulmen, Pappeln, Kastanien und Nußbäumen, von einem zum andern geschlungen, die schönsten Gewinde von Weinranken leicht bis in die Wipfel hinauf und dann schwer, wie müde und trunken vor Lust, bis tief zur Erde wieder hernieder. Auch der Lorber hebt überall

ſein triumphirend ernſtes Haupt empor und hin und wieder ragen noch einzelne Pinien und Cypreſſen zaghaft und ſchüchtern hervor, gleich als ob ſie nur von fern an Leid und Trauer erinnern wollten. Ihre ſchwarze Farbe paßt gut zu dieſer Pracht; ſie ſcheinen in dem Hochzeitſaal zwar trauernde Gäſte, aber vom Abglanz der Jugend und Fülle beſtralt und wie von allgemeiner Luſt umweht nicken ſie doch freundlich mit ihren ernſten Wipfeln. Das aber iſt noch nicht genug, unter dem Schatten der Bäume, wo in unſerm Klima kaum ein Gräschen wachſen würde, unter Oel und Wein, wächſt in dieſem überſeligen Himmelsſtrich noch das reichſte, ſchönſte Getreide, die beſten Feldfrüchte aller Art; ſie ſind das ſchimmernde Untergewand der bräutlichen Erde, über das ſie ihren reichgeſtickten Königsmantel breitet. In dieſem Wald von Früchten und Blumen aller Art, in dieſem Meer von Duft und Farben liegen weiß wie ſchimmernde Schwäne in dunkelgrüner Meeresflut die kleinen Städtchen: am Fuß des herrlichen Monte S. Angelo das Städtchen Meta, dann rings durch die waldige Ebene zerſtreut die Häuſer des Piano von Sorrent und endlich auf der andern Ecke des Halbmonds, am Fuß der Gebirge, Sorrent ſelbſt. Wo die Felſen kahl ſind, bilden dieſe die ſchönſten, phantaſtiſchſten Maſſen, Schluchten, Abhänge, in denen die reichſte Farbenpracht ſpielt; dabei iſt die Maſſe des Geſteins eine Art Granit, der in ſchönen Formen einfach, aber mächtig und großartig bricht. An dieſen rothgelben und grauen Felswänden hängt ſchwarzgrüner Epheu in ungeheuern Gewinden, wilder Wein und Feigen ſtrecken ihre nackten grünen Arme mit den ſaftigen breiten Blättern aus den Felſen

spalten hervor, auf ganz einsamen, unersteiglichen Felszacken sieht ein junger, ruhmsäuselnder Lorber, bläulich silbergrün hängt der Cactus sich an die Felswände, die Aloe strebt mit ihren mächtigen Blättern hinauf in die Luft und umgibt mit ihnen, wie mit einer schützenden Stralenmauer, ihren Stamm, um diese seltene Blute zu vertheidigen. Wo die Felswand am Meer eine Nische oder eine kleine Bucht bildend einen Ankerplatz bietet und das Aus- und Einladen gestattet, ist ein kleiner Hafen. Solcher Marinen hat diese Felswand fünf: die von Meta, die große und kleine vom Piano und die große und kleine von Sorrent. Hier auf dem Sand sind, durch vorspringende Felsen vor dem Anspülen und Eindringen der Wogen geschützt, theils auch in die Felswand hinein und hinan gebaut oder geklebt, wie an einer Mauer Schwalbennester, die Häuser oder Höhlen der Marinari und vor denselben im Wasser oder auf dem Sande liegen ihre Schiffe. In und um diese ist ihr Verkehr, ihr Haus und Herd, ihre Weiber und Kinder. Auf einer solchen Marine ist nun jedes Mal auch eine kleine Kirche. Hier sah ich, was man so selten sieht, nämlich lebendig und sichtbar die Religion ins Leben treten: um die Säule der Kirche wirft das Rettung suchende Schiff sein Ankertau und während sie das Schiff hält gegen die Wuth der Elemente, rettet der Mensch das bang verzagte Schifflein seiner Seele im sichern Port des Glaubens und Gebets! Wenn wir auch wol in dem Innern unsern Glauben mit der Natur engverbunden finden, ach, in den Einrichtungen des Lebens tritt uns das so selten sichtbar klar und deutlich entgegen. Wäre es so doch in der ganzen Welt! Würde für Manchen diese äußere Erscheinung

auch nur leere Form ſein, wie Manchen hingegen, der jetzt nichts denkt, würde die Form doch auch zum Denken zwingen! Doch genug davon. Mich rührte jener Anblick unendlich, namentlich als wir anlegten und die Wuth der Elemente noch hinter uns drein zurnend tobte. Ja, auch ich fühlte Gottes Liebe und Erbarmen über Alles! Wohl hatte ich im Sturm, im Donner des Himmels und im Toben des Meeres ſeine Allmacht und Große erkannt; hier aber fühlte ich, wie er liebend zu uns herab gekommen in unſere Niedrigkeit, unſer Leid und Elend getragen. Er, der die Meere wie Waſſertropfen in ſeiner Hand ſchüttelt, die Berge wie Sandkörner wirft und das Feuer der Erde, das Städte und Menſchen verzehrt, wie Fünkchen ſchürt! Ja, ich fühlte lebendig Gottes Nähe und ſeinen Hauch auch in meiner Bruſt, der auch mich und mein Leiden trägt und mir geben wird, was gut für mich iſt, Friede und Freude, Leid und Schmerz; der auch mich nicht verlaſſen wird, ſo lang ich den Anker meiner Seele um die Säulen des Glaubens ſchlinge.

. . . . . Ich ritt, blos von einem Schiffer, einem jungen hübſchen Kerl, begleitet, weiter hinaus und hinauf, um von oben und von weitem einen Ueberblick über das ſchöne Land zu bekommen. Auf der Seite, wo das Städtchen Sorrent liegt, zieht ſich das Gebirge etwas weiter hinaus ins Meer und bildet eine Art Landzunge; hierhin ging mein Weg, ein ſchöner ſchmaler Gebirgsfußweg, immer unter Triumphbögen von Weinguirlanden weg. Der Felſenboden war faſt nirgends zu Tag, ſo üppig hatte die Natur ihn überhängt mit Kräutern und Blumen, den ſchönſten Schlingpflanzen aller Art.

Ueber Schluchten, mit kleinen, hochbogigen Brücken überbaut, ritt ich und welche balsamische Kühle, welch' reiner Lebenshauch wogte, von würzigen Blumenduft getragen, herauf! Und durch die Blumen durch sah ich, gleich Juwelen aus tiefem, schwarzem Schacht, das Blitzen der Wellen, in dem sich des Himmels Bläue spiegelte. So liegt die reiche Lebensfülle einer Kinderseele noch verborgen unter gütig beschattenden Blumen, die sie dem verzehrenden Licht der Welt noch entziehen und nur durch ihre träumerische Blütennacht, durch den Himmel in diesem reinen Spiegel schauen lassen. Wie ich stundenlang ein Kind betrachten kann, ohne zu wissen, was mich hält und zieht, so fesselnd war mir auch der Blick in diese tiefen, kühlen Bäche; ich sah und sah und konnte nicht fort. — Doch mein Führer trieb und so ging es weiter. Wir kamen endlich zu dem Vorgebirge, auf dem einige alte Mauern, Ruinen einer antiken Villa wahrscheinlich, stehen. Hier hält man sie für einen Herculestempel oder für den Palast einer Königin Johanna, welcher Johanna aber konnte ich nicht herausbringen. Nichtsdestoweniger hat gerade das für mich etwas Anziehendes gehabt, und da sie keine Jahreszahl und auch sonst nichts weiterwissen, als: sie habe in den Zeiten gelebt, wo die Menschen noch viel glücklicher in Sorrent gewesen und wo es noch keinen Hunger gegeben, gilt die Johanna auch im Munde des Volks für eine fabelhafte, heilige Person. Gern mag ich mir eine solche glückselige, freundliche Fee denken, die diese Stelle bewohnte und, als sie der Härte und Rauhheit der Zeit weichen mußte, dieselbe den hohen Bergriesen aufzubewahren und zu beschützen gab, bis sie einst wiederkäme mit einer bessern, glücklichern

Zeit. Und wirklich, die Berge ſcheinen ihre Arme um dieſes Kleinod geſchlungen zu haben und tragen es ſo an ihrer Bruſt geborgen durch die Stürme der Zeiten. Eine ſelige, ſelige Feeninſel, halb in den Wogen des Meeres, halb in den verſteinten Armen des Gebirges ruhend.

Als ich die Ruinen beſehen, ſah ich dann rings um auf die weite Schönheit der paradieſiſchen Welt. Es war ein kahler Felſenvorſprung, auf dem ich ſtand, nur von Kräutern hin und wieder bewachſen. Auf der einen Seite das dunkelblaue hohe Gebirge, in ernſter, ſchweigender Größe wie ein kampfmüder Rieſe hingeſtreckt, und je näher mir, deſto vielfarbiger wurde der ſonnenbeleuchtete, dunkelblaue Abendduft von Wäldern, Städten und Feldern. Wie ein Edelſtein lag Sorrent an ſeinem Buſen. In weiter Ferne begrenzte es der ganz dunkel-purpurviolette Veſuv, der das Haupt des Helden ſchien. Das blaugrüne, goldſchimmernde Meer, das nur zärtlich, leiſe plätſchernd an ſeinem Felſen aufſchäumte, ſchien ein göttlicher, ſchöner Sängerjüngling, der dem Helden ſüße Lieder früherer Tage ſang. Das war das von der Abendſonne beleuchtete Sorrent! Weiter in der Ferne lag in ſilberduftigem, blauem Nebel die Hügelkette von Neapel und an ihr hin, wie ein weißes Perlendiadem des Meeres, das weite Napoli; dann an der Spitze des Pauſilipp blickte gegen den ſonnig erflammten Himmel farblos faſt Procida und endlich Iſchia mit dem hohen Epomeo hervor. Hier ſtand purpurgolden die Sonne, im Untergehen begriffen, und gegen dieſe Seite hin war das ganze Meer entzündet und funkelte in tauſend leuchtenden Farben, bis es tief unter mir mit ſeinen weißen ſchäumenden Zähnen an den nackten Felſen

plätschernd nagte. Hier war seine Farbe ganz dunkel blaugrün, und hell bläulichgrün, mit gelblichen Streifen vermischt, und über diesen grünen Grund weg schimmerte das purpurröthliche Flimmern der einzelnen, goldenflammenden Lichter, welche die Sonnenstralen darauf entzündet. Auf der andern Seite, weiter gegen die Berge, ward das Grün immer feuchter, dunkler und blauer und endlich, nahe am Fuß der Berge, zogen sanfte, röthlich violette und goldene Lichtstreifen darüber hin. Nie hatte ich noch die Welt in solcher Frische, in solcher gesättigten, tiefglühend ernsten Farbe gesehen als heute nach dem Gewitter. Ja, wir Menschen sind gefallen und haben Schaden genommen, das fühlte ich tief den Abend, aber die Welt ist jung und schön wie am ersten Tage, wo entzückt und befriedigt des Schöpfers liebreiches Auge auf sein Werk sah. So war heute die Welt und selbst ich vergaß meine Hinfälligkeit und jauchzte frisch, wie eben mit ihr geschaffen, auf.

Da ging die Sonne unter; ihr Bild zog in langen Purpurbahnen quer durch die ganze zitternde Fläche des Meeres. So zieht die Liebe ihr goldenes Band durch das Meer des Lebens und so lange wir im Himmel unserer Seele ihr Sonnenbild unverrückt bewahren, so lange wird auch dieses Gängelband uns durch das Leben leiten, mögen der Erde Stürme wüthen, wie sie wollen.

Die Sonne war unter; ich sah noch einmal zurück auf die zauberisch wunderbare Stadt und machte mich auf den Rückweg. Da erzählte mein Cicerone noch, daß früher von diesem Palast der Königin Johanna bis zum entgegengesetzten Vorsprung der Sorrent einschließenden Berge eine Brücke quer durchs Meer gegangen. Man

sieht nichts mehr davon und begreift aber auch nicht wozu. In immer größeren, ernsteren Formen und tieferen, einfacheren Farben verschwand die Landschaft; so wards auch in meiner Seele weiter und ernster, aber auch ruhiger. Mein Esel, der fast meine Stimmung zu errathen schien, stand bei der leisesten Bewegung meiner Hand still; so zögerte ich oft und lange auf dem Wege, bis mich mein lebensfroher Führer, den das Essen mehr lockte, als mich, ermahnte, seinem Beispiel zu folgen. Ich verlangte aber erst noch Tasso's Haus zu sehen. Unterwegs begegnete uns ein schönes Mädchen, mit dem ich mich gern in ein Gespräch einließ, denn liebreich, für jeden schönen Eindruck empfänglich stimmen mich solche Umgebungen stets. Um dieses Mädchens gelbbraunes, glühendes Gesicht hing in schweren Locken ein herrliches schwarzes, aufgelöstes Haar und dabei sahen die schwarzen Augen mich tief glühend und zärtlich an. Sie selbst sprach wohlklingend und blühend wie ihr Land, war ungekünstelt witzig und naiv und machte unschuldig heitere Späße über mich und meinen Esel, bis ich vom Zeichnen anfing; da bekam sie plötzlich solchen Schrecken, daß sie wie ein gescheuchtes Reh davonlief. Herzlich leid that es mir, sie so unwillkurlich verscheucht zu haben, und so schnell, als ich nur konnte, setzte ich ihr mit meinem Esel nach. Ob der auch hierin mein Herz errieth, kurz, er fing ein solches erbärmliches Liebesgeschrei an, daß ich vor Lachen nicht weiter ans Verfolgen denken konnte und das Mädchen laufen lassen mußte, wohin sie wollte. Auch lachte mich schon die ganze Straße aus. Ich kehrte nun um und nahm meine Richtung zu Tasso's Haus, im Stillen der Dämmerung dankend, daß sie mir

ein so liebes Bild entgegengeführt, bei welchem der helle Tag vielleicht auch manche störende Flecken gezeigt hätte.

Tasso's Haus liegt hart auf steiler, kahler Klippe, schroff über dem Meer. Die dunkelblauen Wellen scheinen unten an den Felsen anzuklopfen, hoffend, wieder von jener süßen Stimme zur Ruhe gewiegt zu werden; sie heben ihre weißen Häupter, sie wollen den schlafenden Freund wecken, aber Lorbern, die aus dem graurothen Felsen sprießen und in düfteschwangerer Abendluft ihre saftigen Blätter baden, winken ihnen Ruhe zu und singen tröstend vom ewigen Kranz und Dichterruhm. Still seufzend gleiten dann die Wellen wieder hinab. — Das Haus ist einer der größeren Paläste Sorrents, übrigens wol aus jener Zeit; mit einer schönen Loggie oben, von der man das weite Meer, den Vesuv, Neapel und Sorrent übersieht. Solle es auch nicht wirklich Tasso's Haus sein, warum nicht dennoch gern und willig es glauben? Müssen wir zu unserm eigenen Trost so manches Märchen glauben, warum nicht auch dieses, das so freundlich und unschuldig sich an unser Gemüth schmiegt? Ich sah ihn, wie er als ernster, schöner Knabe, aber bleich und kränkelnd, auf der Loggie stand und hinaus sah in die Wunderwelt; wie diese sich in seiner jungen Phantasie, mit aller ihrer bräutlich jungen Schöne und aller ihrer Riesengröße spiegelte; wie das Spiegelbild zu leben begann und zur eigenen neuen Welt ward, ohne daß alle Leiden, alle Schmerzen, die von außen schon so früh auf die junge Seele einstürmten, diesen reinen Spiegel zu zerbrechen oder diesen reichen Lebensblütenwald seines herrlichen Schmuckes zu berauben vermochten. Im herbsten, bittersten Kummer des Lebens duftete aus die-

ſer Quelle kühl und labend noch immer zauberiſche Jugend- und Frühlingsfülle ihm entgegen. Gütig hatte die Natur ihm in der Wiege ſchon dieſen Zaubertrank gereicht, daß er, von ihm geſtärkt, ein ganzes ſtürmiſches, trübes Leben zu ertragen vermochte und die tiefſten Schmerzen und Leiden der Liebe wie ſterbende Schwäne ſingend mit ſilberweiß verklärtem Gefieder auf dieſer Flut dahin ſchwebten. — Wohl iſt es ſchwer, der Liebe tiefſtes Leid, die Entſagung der Geliebten, zu tragen; aber doppelt ſchwer mag es für ein ſolches Gemüth ſein, dem vom früheſten Wiegenliede an die gütige Natur das hohe Lied der ſüßeſten, vollſten Genüſſe ſang! Aber auch die zauberiſchen Töne der Nachtigall ſind nur die Sprache ihres tiefen Leids und ihrer unerhörten Sehnſucht, wenn ſie mitten unter Blüten und rings vom lockenden Genuß umgeben ihr einſames Leben ausſeufzen muß. So war Taſſo die Nachtigall aus dieſem Blütenneſt; ſein Liebesſchmerz ward ſüßer Sang und in ſeinen Thränen ſpiegelte die ganze Fülle ſeiner Feenheimat ſich. So iſt das Meiſte, was uns wohlthätig ergreift und entzückt, aus Leiden erſt hervorgegangen.

Doch lebe wohl, geliebter, vielgerühmter Taſſo! Noch einmal durfteſt du, von der Welt ſchon vergiftet, deine wonnereiche Heimat wiederſehen, noch einmal mit vollen Zügen an ihren blühenden Brüſten ſaugen, von liebender Schweſterhand freundlich gepflegt, um wieder geſtärkt zum weiteren Leben dann zurückzukehren und dich von neuem preiszugeben dem Dank der Großen! Aber die Welt vermag nur den armen Erdenmenſchen zu vernichten, der Geiſt mit ſeinen goldenen Schwingen hebt ſich empor, weit über ihres Geſchoſſes Bereich hinaus. Alle

Kerkerluft konnte deine blühende Phantaſie, das Gewand, womit du deine Liebe ſchmückteſt, nicht verdunkeln. Singend ſtarbſt du wie die Nachtigall; ſind uns auch die letzten Laute unverſtändliche Räthſel, harmoniſch waren ſie doch, wie die ſchillernden Regenbogenfarben des ſterbenden Delphins. Noch einmal lebe wohl, armer, kranker Taſſo, du Nachtigall von Sorrent, aus dem Kelch der Orangenblüten geboren! Glücklich, wen kräftig zu wirken und zu ſchaffen der Himmel berufen; ſeine verbrannte Stirn mag doch der Lorber erquickend kühlen! Zu leiden iſt Vielen beſtimmt; ſelig dann Der, deſſen Thränen wie leuchtende Sterne melodiſch dahin fließen. Glücklich leidender, beneideter Taſſo, lebe wohl! Das Meer noch rauſchet deine Lieder, die Orangen duften ſie, die Nachtigallen ſingen ſie und deinen Sterbeſchrei wiederholt der Veſuv. Du ſtarbſt, um ewig zu leben! Wie Mancher mühet ſich ein ganzes ſchweres Leben ab, um nur unſterblich zu werden, und doch iſt ſein ganzes Leben nur ein Tod!

Auf dem Rückzug fand ich die Andern wieder. Da ſchon in Neapel über mein Abſonderungsweſen ſich Streit entſponnen und wir deshalb etwas geſpannt waren, ſo erlaubte man ſich jetzt leiſe Anſpielungen. Doch aßen wir zuſammen und beſchloſſen, den andern Tag noch hier zu bleiben. — Früh ſtand ich auf. Es war noch ziemlich ſtill auf dem Meer, nur einzelne Fiſchernachen rüſteten ſich am Ufer, um hinaus zu ſteuern und ihre während der Nacht geſtellten Netze einzuziehen. In der dunkeln, ſchattigen Bucht unter mir ſchnellten ſilbergrünliche Fiſche in wunderbar fröhlichen und graziöſen Sprüngen umher; ſie waren ziemlich groß, ungefähr wie die Tumm-

ier bei uns. Ein Knabe, der aus Taſſo's Hauſe kam, ſagte mir, daß es Delphine ſeien. Erfreut, dieſe ſangliebenden Fiſche, dieſe Freunde der Poeſie zu ſehen, wollt' ich ſie genauer betrachten, da aber verſchwanden ſie. Ich ging zu Hauſe und weckte die Andern; denn heute wollt' ich mich nicht von ihnen trennen, da ich geſtern dem Drang nach einſamer Luſt Genüge gethan.

Wir gingen durch Sorrent; die Stadt ſelbſt beſteht faſt nur aus einzelnen, freundlich einladenden Häuſern, die in Orangengärten liegen; die Stadt iſt klein, gleich vorm Thor eine Brücke, die über eine ſchöne Schlucht führt, ganz von Orangen umwuchert, wie ein Korb voll Blüten und Früchte, und über dieſe weg das dunkelblaue Meer. Vor der Stadt werden die Gärten zu Wäldern und in dieſem duftſtrömenden Schatten haben die Menſchen ſich einzeln ſtehende, weiße Häuſer errichtet, etwa wie Vögel oder Käfer ihre Neſter unter den Blüten anbringen. Die Wohnungen haben alle ſchöne Loggien, bald da bald dort, und überhaupt ſcheint das Innere mehr nur ein Zufluchtsort für Nacht und trübe Zeit, wenn ſolche möglich in dieſem geſegneten Lande. Das Leben iſt im Freien unter Weinlauben und Orangenſchatten; durch dieſen kühlen Duftſchleier ſcheint die Sonne nicht ſo drückend heiß, ſondern lieblich, balſamiſch herab und die Lüfte des Meeres netzen immer mit neuem erquickenden Thau dieſen holden Schleier. Wenig hat die Kunſt hier gethan und die Architektur trägt wenig Charakter, doch iſt ſie einfach und zweckmäßig; alle Zierde und Schmuck iſt der Natur überlaſſen, die ihn in reicher Fülle denn auch austheilt. Schöne Höfe ſieht man und Treppen, die zu den Loggien außen am Hauſe unter

Weinranken hinauf führen, zu beiden Seiten mit hohen Aloen besetzt. Auch die Menschen sind wie die Natur, nämlich freudeglühend; Mädchen und Weiber schön und lieblich wie Orangenduft, mit flammenden Augen wie der Sonne Bild im dunkeln Meer und mit wunderbar reichem, schwarzem Haar, das sie in nachlässigen Zöpfen über die vollen Schultern herabhängend tragen, wie die Schattennacht ihrer Wälder über die Fülle der Früchte und Blüten sich hängt.

Dann gingen wir nach dem Kapuzinerkloster, das am äußersten Rande der Felsenuferwand, auf schroffem, steil hinabsinkendem Felsen, hoch über dem Meere hängt. Hier war es äußerst still und friedlich und wir blieben lange dort, fast den ganzen Morgen. Gern würde ich in einem solchen Kloster, könnt' ich der Lust und dem Gedanken, erst noch etwas zu schaffen und zu wirken, entsagen, mein ganzes Leben, vor allen Leidenschaften und Stürmen gesichert, beschließen. Aber immer drängt und treibt es mich, wieder das glühende Eisen zu ergreifen, das schon so unheilbar mich verbrannt! — Manches habe ich hier gezeichnet; ein Punkt ist hier, der ein bekanntes Paradepferd aller Vedutenmaler ist und den Ihr wol bei A., bei dem ich ihn auch sah, gemalt gesehen habt. Es ist nämlich eine Allee von hohen Ulmen, Kastanien, Eichen, Pappeln und Cypressen im Klostergarten, hart überm Meer, das man tief unter sich sieht; in der Ferne den Vesuv, Monte S. Angelo u. s. w. Der Gang selbst ist mit Ruhesitzen für die Mönche geziert, im Hintergrund ein Kreuz, das sie immer an den Erlöser von allem Leid, den Friedebringer mahnt. Die Cypressen ragen wie der letzte Fingerzeig ihres Leids aus

der Vergangenheit hervor, aber nur Friede winkend bewegen ſich ihre neigenden Gipfel. Einige alte Bäume biegen ſich ganz ab, als wollten ſie müde ſich ſenken in das lockende, kühle Ruhebett. Um eine Bebute von dem Punkt zu machen, iſt er zu ſchön, und es ſcheint mir das eine Entwürdigung ſolcher geheiligten Schöne. Um ihn ganz aufzufaſſen und das wieder zu geben, was ihm eigentlich ſeine Reize verleiht, da brauchte es andere Männer oder, hätte man es auch gern gewagt und verſucht, wenigſtens mehr Zeit und ein gänzliches Vertrautſein mit allen ſeinen geheimen Reizen. Ich zeichnete nur wenig und flüchtig an manchen Stellen, zur Erinnerung für mich, und gab mich ganz einem ſelig träumeriſchen Genuſſe hin. Der eigentliche Kloſtergarten iſt einer der ſchönſten, die es wol gibt. Hier wächſt an Feld- und Baumfrüchten Alles, was das Kloſter bedarf, und zwar unter einer Rebenlaube, deren grünes Dach aber Luft und Wärme genug durchläßt, um die ſüdlichſten Feldfrüchte, wie Artiſchocken, bis zur vollſtändigſten Reife zu bringen. Am äußerſten Ende iſt ein kleines Gartenhaus zum Aufbewahren der Geräthſchaften, Samen und Früchte und auf dieſem eine ſchöne, reinliche Loggie. Hier hielt ich mich den größten Theil des Tages auf, obgleich die Sonne glühend ſtill auf die weiße Plattform brannte. Ein ſchöner Mann, ein Kartäuſer in feiner groben, braunen Kutte, barfuß, mit ſchwarzem Bart, im beſten Mannesalter, mit einem ernſten, aber liebreich zutraulichen Geſicht war beſchäftigt, das wenige Gras und Unkraut, das aus den Spalten der Steine keimte, auszurupfen. Lautlos verbrachte er dieſe Arbeit, die in der heißen Sonne doch wol ihre Qualen hatte. In allen ſeinen

Bewegungen lag eine rührende Demuth und wenn auch etwas Leidendes in seinen Zügen, so strahlte doch solche Freude aus ihnen, als ob sein Geist in ganz andern Regionen jetzt weile, während nur der arme Körper für ihn dulden müsse. Von Zeit zu Zeit ruhte er eine Minute und sah dann wirklich wie schwärmerisch entzückt über die Gegend, die rings um in stiller Morgenandacht und Blumenduft ausgebreitet lag; trotzdem tönte doch der Meereis lockende Melodie in leisem Plätschern fort. Aber es lag so tief unter uns, daß nur schüchtern und fast verhallt seine Brandung zu uns herauf schallte, man sah sie mehr, als man sie hörte. Und selbst die Bewegung hatte durch die weite Ferne ihre unstäte Lebendigkeit verloren und störte die Ruhe der Landschaft nicht, sondern schien eher diese mit ihren leisen, gehaltenen Schwingungen noch mehr zu bewirken, wie der Takt der Wiege und des leise summenden Wiegenliedes das schlafende Kind ruhiger erhält. Uebrigens unterbrach die Stille nur dann und wann ein einsam lockender Vogel, ein Mönch, der betend durch den Garten ging, die einzelnen und fast klanglos verhallenden Laute der Fischer, die zwischen den Klippen auf dem Sande ihre Netze ans Land zogen und von allen Seiten mit ihren Booten voll reicher Beute zu Hause kehrten. Das war ein reges Leben, doch durchdrang es die strahlende Glorie dieser Ruhe nicht; nur das Glöckchen des Klosters tönte laut, aber es war selbst sein heller Silberschall durch die Stille gedämpft. Welch' eigner Widerspruch ist in meiner Seele zu Stellen, wo mir gerade am wohlsten wird, wo ich die Schmerzen meiner Wunden nicht mehr fühle, wo der Zauberring der Gegenwart mich so ganz umfängt, daß die Vergangenheit

ſelbſt ihre trübe Farbe verliert! Gerade an ſolchen Punkten, wo ich gar nicht verlange in die Zukunft zu blicken, ſondern wo ich (wie die Taube im vollen Sonnenſtral ihre Flügel ausſpannt und in ſüßer Wolluſt, um durch nichts geſtört zu werden, das Auge ſchließt) nur die Flügel meines Geiſtes ausſpannen und heilen laſſen möchte: da gerade ſieht' ich bald eine reinigende Unruhe. Indem die Vergangenheit verklärt als wunderbare Ferne erſcheint, erwacht auch mächtig in mir die Sehnſucht zu ihr, und indem die wunden Flügel neue Kraft gewinnen, heben ſie auch von ſelbſt ſich wieder und wollen hinaus, um ihre Kraft zu prüfen. Während ich mich ganz nur ſeligen Genüſſen hingebe und ſo mein Leben verträumen möchte, ach, da fühle ich erſt, wie ich gar nicht im Stande bin zu genießen, da mich der höchſte Genuß ſtets an den einzig wahren mahnt, der mich einſt von ferne wenigſtens mit ſeinem ſüßen Athem anhauchte. — Wieder zog der Himmel und die ganze Landſchaft meine ernſte, tragiſche Lieblingsfarbe an; es war nicht mehr der ganz heitere Sonnenhimmel, weil wir Erdenkinder der höchſten Seligkeit noch nicht gewachſen ſind und dieſe daher uns immer nur im Fluge gezeigt wird. Wolkenmaſſen, Traumgebirge thürmten ſich rings um auf und hüllten die ganze Landſchaft in tiefe Glutfarben, wogegen die Sonnenlichter und Blicke um ſo leuchtender erſchienen. Ein eigener Anblick war es, dieſe Gegend der Ueppigkeit und Fülle mit ſo ernſter Miene zu ſehen; wenn auch fremd, ſo ſtand ſie ihr doch wunderbar gut, wie auf blühendem Weiberangeſicht Thränen und ſchmerzlicher Ausdruck mächtig feſſeln und ergreifen, der Contraſtes wegen.

Ich ging mit meinem Schiffer um kleinen Marine herab, um ein Boot zu nehmen und das Wetter auf der See zu sehen. Jedoch es mächtig schien hob sich das Meer, es war nicht mehr möglich, und da ich die Andern unten fand, um einige Grotten zu besehen, so schloß ich mich ihnen an. Wir fuhren längs dem Felsenbette, auf dem Torrent liegt, hin und sahen immer an diese nackte Wand hinauf. Erst auf dem Wasser sieht man recht, wie großartig und trefflich gebildet die Felsformen sind. Auf diesen Felsen wächst besonders eine purpurrothe Art Nachtblume an einem hohen schlanken Stengel, man nennt sie fiore del corpus domini. Dann sah ich hier auch einen blühenden Cactus, mit schönen gelben Blüten, die aus den grünen Blättern kommen; es war ein förmlicher Cactusbaum, hoch und breit, die untern Blätter vor Alter förmlich verholzt und der Stamm grau und knorvelig. Wunderschöner Epheu hing bis fast vom Meer vom Gipfel herunter und verhüllte manche Höhle, in die dann das wilde Meer sich verbarg. Wir fuhren in mehrere solcher Grotten, worin ein eigenes, ängstliches Geplätscher; gewiß verscheuchten wir aus diesem kühlen Dunkel smaragdgrüne Nymphen, die ihre silberschimmernden Gewänder abgestreift hatten und so am Ufer saßen, sich Liebesgeschichten und Märchen von der Erde und dem Himmel erzählten und süße Liebeslieder sangen von armen Nymphen, die jahrelang an einem harten Felsen um eine holde Blume geweint, von solchen, die beglückt durch tausend Blumenkelche in grünen Umarmungen dahin tanzten, bis sie endlich der ernste Vater zu sich rief, oder die in klarer Luft mit Schmetterlingen und Vögeln kosten. Dann klagt eine ihre Liebe zum silbernen Mond und daß

ſie verborgen ſich halten und weinen muß, bis ſein bleiches Bild erſcheint, um dann vorzuſchlüpfen und alle Thränen, alle Liebe und Luſt mit ihm zu theilen; in Seufzern vergangen, hob ſie ſich auch oft als Nebel, ſein Spiegelbild mit ihren feuchten Armen umſchlingend, aber der zürnende Vater rief und die ſchüchterne Geliebte floh und ſank als Regen in des Vaters Arme zurück. Eine andere Nymphe ſeufzt ſtill, ſie iſt die beglückte Geliebte eines holden Elfenfürſten; wenn der Himmel ſeine purpurnen abendlichen Lippen öffnet, um das Wiegenlied der weiten Schöpfung zu beginnen; wenn die müde Mutter ihr holdes Kind zu Bett getragen und ſelbſt ihre Augen ſchläfrig blinken, als träumeriſch mattes Sternengefunkel; wenn Berg, Feld, Wald und Blume und Vöglein ſchlafen, wenn in des hohen Vaters kryſtallenem, dunkelgrünem Schloß die Nymphen an der Abendtafel ſitzen und vor den väterlichen Augen ihren Abendreigen beginnen: dann ſchleicht ſie ſchüchtern fort, herauf in dieſe Höhlen, wo hold der Abendſtern ſchon ihrer wartet und ſie im ſilbernen Nebelſchleier mit Sternenlichtern ſchmückt. Dann beginnt des Fürſten Nachtigallenchor ſeinen ſüßen Geſang; auf dieſen goldenen Tönen hebt ſie ſich und ſteigt an Epheuranken empor zu den Armen des harrenden Geliebten. Dann wandeln ſie koſend und liebegenießend, flüſternd und rauſchend durch die dunkelgrünen Hallen Sorrents und trinken und berauſchen ſich in dem ſüßen Duft, der aus Orangenblütenkelchen aufſteigt, ſich wiegend und ſchaukelnd auf Roſen und Jasminzweigen und ihre ſchönen Glieder in Nachtigallengeſang badend. Dann glüht liebentzückt der ganze Hochzeitsſaal, das ganze Hofgebiet, jede Nymphe und

jeder Blütenkelch, jeder Athemzug des leisen Windes und der Nachtigall und jeder Stern am Himmel wird ein holdfunkelnder Liebestraum, bis im Osten die Mutter wieder erwacht und ihre Thore öffnend mit purpurnem Mund und goldenen Morgenlichttönen den holden Prinzen ruft; dann schnell noch die letzte, wonnevolle Umarmung, den letzten glühenden Kuß und auf schwingt er sich auf den Wagen des Morgensterns und eilt in seinen mütterlichen Palast, fern, fern zu den balsamischen Gefilden des noch duftreicheren, farbeglühendern und zaubervollern Ostens. Sehnsuchtsvoll blickt sie ihm nach und weint helle Liebesthränen, die die Blumen haschen und den verliebten Vögeln reichen. Endlich schleicht auch sie hinab zur dunkeln Grotte, wo sie, den ganzen Tag verborgen, sanft plätschernd das Liebeslied der Nacht wiederholt. Da lehrt sie es den Felsen und den jüngern Schwestern, die entzückt ihren Tönen lauschen und mit einstimmen. So sitzen sie beisammen, aus Korallen und Perlenmuscheln Gefäße für des Vaters Palast formend, und in dieser holden Beschäftigung störten wir sie. Entkleidet waren sie entflohen, denn noch lagen ihre schimmernden Gewänder dort.

Wir waren dreist genug, uns in dieser Grotte zu baden, doch nicht lange duldete der alte Ocean diesen Frevel, bald verdarb er uns die Lust, indem er einige seiner Töchter uns mit klatschenden Regenruthen auf den nackten Rücken sandte. Tüchtig peitschten sie uns und hätte die Höhle uns nicht gerettet, so wären wir vielleicht selbst zu Wellenkindern geworden. Wir zogen uns daher schnell an und suchten so bald als möglich nach Hause zu gelangen. Tüchtig heulte es draußen auf der Meeresfläche,

der ganze Chorus der feuchten Töchter zürnte in ſchauerlichen Tönen, weil die Sonne ihr Antlitz verborgen. Hoch bäumten ſie ſich jetzt, warfen unſer Schifflein hoch in die Höhe und dann wieder hinunter in die tiefen Thäler des Meeres, daß wir den ſonſt immer beſpülten Fuß der Felſen ſahen. Da entfaltete ſich nun wieder eine ganz neue wunderbare Welt, halb Pflanzen, halb Thiere, eine ſchlüpfrige Welt, die in dieſen unbekannten Regionen ihr Weſen treibt; Muſcheln, Korallenarten, Krebſe, Seegras u. ſ. w. — Doch zu den Grotten! Die ſchönſte, nicht von der Natur blos gemacht, ſondern durch Kunſt nachgeholfen, ein mächtiges, halbrundes Gewölbe, heißt der Tempel des Neptun. Wol mag es eine Grotte geweſen ſein, wo er mit dem hohen Flammenbruder ſprach, ein Tempel aber war es nie. Dieſe Grotte iſt geräumig wie ein großer Saal und ungefähr halbe Mannshöhe hoch, ganz mit Waſſer erfüllt. Es führen zwei, wahrſcheinlich auch vom Lande, verborgene, unterirdiſche Gänge hinein, wenigſtens ſieht man noch die Oeffnungen, vielleicht für Prieſter und Eingeweihte, das Gottesgeſpräch zu belauſchen; dann ſteht ſie noch mit einer kleinern Grotte durch einen Waſſergang in Verbindung: hier mag der Gott vielleicht mit Schönen des Landes der Liebe gepflegt haben. Die Schiffer behaupten, daß ſpäter die Grotte zu einem Badeplatz für Nonnen eines oben gelegenen Kloſters gedient habe.

Endlich kehrten wir bei ſtarkem Regen nach Haus zurück, nachdem wir noch, unterwegs untergetreten, bei Wein und Brot eine Geſellſchaft der lieblichſten Kinder faſt vom ganzen Ort um uns verſammelt und einige flüchtig ſkizzirt hatten. Gern hätte ich mehr gezeichnet

aber ich hatte zu viel zu sehen und zu lauschen, ich war ganz weg in den zarten Nüancirungen und Gestaltungen dieser holdseligen Kinderwelt. Ich glaubte für Momente wirklich fast ein Kind zu sein, denn ich dachte, hörte und bemerkte nichts Anderes mehr als sie — aber auch bitter fühlte ich nur zu bald, daß ich kein Kind mehr sei!

In einer engen, schmalen Allee begegneten wir noch unter Regenschirmen und Orangenduft zwei schönen deutschen Frauen in seidenen Gewändern, einer kranken, interessanten zu Esel und einer gesunden zu Fuß, die aber Beide in dieser Fülle wie des Nordens erfrorne Armuth und bleiches Elend aussahen; da wir deutlich hörten, daß sie unter sich Deutsch sprachen, wurden sie von Einigen unter uns mit einer deutschen Schmeichelei begrüßt, die sie echt Deutsch aufnahmen und dafür eben so dankten. Ich ärgerte mich Italienisch und sagte kein Wort, sondern ging vorwärts und ließ statt dessen mich ein Haus weiter mit zwei schönen, schwarzen, liebebrennenden Sorrentinerinnen in ein derberes, strotzenderes Gespräch und Geliebel ein, bis die Andern, der Deutschen müde, zu uns kamen und wir sämmtlich, vielleicht des Contrastes halber, wol etwas zu derb wurden, denn die kichernden, weglaufenden Weiber setzten den Hausherrn in Bewegung, der auf seine Grobheiten, denen wir freilich weichen mußten, kräftigen Spott und Hohngelächter erhielt. So kamen wir zu Haus, aßen, tranken und gingen zu Bett, um den andern Morgen mit dem frühesten aufzustehen und nach Carri zu gehen.

Als kaum der Tag graute, weckte ich die Andern und streifte, während diese sich langsam anzogen, durch das frisch aufathmende, blütenreiche Sorrent. Dann zin-

gen wir mit meinem Führer, der heute den Schiffer machte, zu Schiffe. Wenn man zur Stadt hinaus und die Stiege hinunter zur kleinen Marine geht, so liegt oben am Ausgange der Stadt noch eine recht schöne Kirche, entweder eine ausgebesserte, modernisirte, alte Basilika, oder modern in diesem Style nachgebaut. Hier hören Fischer und Schiffer des Morgens, ehe sie hinab zum feuchten unsichern Tagewerk gehen, die Messe. Hier schicken ihre Weiber und Kinder brünstige Gebete um den Segen von oben, um Beistand, Hülfe und Trost in der Noth zum Himmel. Es war schon voll und der Gottesdienst feierlich und schön; er machte einen ergreifenden Eindruck: diese kräftigen Gestalten, mit dem Himmel und Erde trotzenden Blick, Männer und Weiber, für die sonst fast alle Schranken der Gesellschaft illusorisch, sind doch durch die reine geistige Macht gebändigt und geregelt; sie, die für den strengsten Befehl taub, selbst dem Drohen der Natur höhnend trotzen, beobachten mit rührender Aufmerksamkeit hier die zartesten Gebräuche und knien hier, wo sie keine Gewalt zu fürchten haben, bebend und seufzend als demüthige, reuige Sünder. Die alten Gesichter, die in den mannichfaltigsten Gefahren versteinert und verhärtet, die durch die viele Mühe und Noth ihres Berufs abgestumpft scheinen, werden hier durch das sanfte Locken eines sanften Herrn bewegt, daß aus den felsenharten Augen in weichen Thränen die zarteste Rührung rollt. Wären wir noch so verstockt, hier spürt gewiß ein Jeder tief im Innern ein mahnendes Klopfen, das auch ihn zur Demuth und Reue ruft. — Ich freute mich der wohlthätig ergreifenden Stimmung, die mich faßte, und stieg so zu Schiffe, wozu der wunder-

dare Morgen auch noch das Seinige beitrug. Leb' wohl du zauberisches Sorrent! Du duftgewürzte, üppig blühende Wiege aller schönen süßen Träume!

Es schwand dahin und nun entwickelte sich zu unserer Linken, im Morgensonnenstral, ein ähnlich prangendes Ufer von Massa bis hinaus zum kahlen Cap Campanella, das nur nackter Fels, hin und wieder mit Gras und einigen wenigen Oliven, Lorbeern und Orangen bekleidet ist und die äußere Spitze des Golfs von Neapel bildet. Bald blieb auch dieses hinter uns und durch das offene Meer fuhren wir auf Capri zu, das, so schön es auch beleuchtet ist, doch je näher man ihm kommt, desto mehr von seinen Reizen verliert. Die Masse des Felsen ist kleinlich, brüchlich, zerrissen, bizarr kegelförmig, dabei sind seine Brüche rundlich weich und unbestimmt; die Farbe monoton und erdig gelb, seine Bekleidung von Gras wie ein darüber gehängtes Netz oder Spinngewebe, grau und fast farblos; auch erscheint von weitem die Vegetation lange nicht so üppig als in andern Gegenden dieses Meerbusens, namentlich in Sorrent. Man sieht wenige Bäume und diese scheinen alle mehr Gartenpflanzung zu sein.

In zwei Felshäupter, auf dem südlichen und nördlichen Ende der Insel, ist Capri getheilt und beide verbindet ein hohes Piano, auf dem das Städtchen Capri liegt. Auf der nördlichen Felsspitze, welche die höchste ist, bildet sich ein zweites Piano, auf dem Anacapri liegt. Außer diesen zwei Oertchen gibts auf der Insel keine. Nach Anacapri führt nur ein einziger Weg und zwar eine aus rohen Felsstückchen sehr steil und gebrechlich gebaute Treppe an der schroffen Felswand. In einer

kleinen Bucht unterhalb der öſtlichen Seite des Piano liegt die große Marine, eine zwiſchen Felsblöcken angeſchwemmte Sandbank, auf der, wie bei Sorrent, die wenigen Schiffer- und Fiſcherhäuſer ſich maleriſch (aber lange nicht ſo, wie in Sorrent) zwiſchen Felſen gruppiren. Mich reizte am meiſten, da mir die Erſcheinung des Landes außer ihrer Neuheit nichts Ergreifenderes bot, das Waſſer, denn nichts iſt lockender für mich, als eine ſchöne Waſſerfläche, ſei ſie bewegt oder ſpiegeleben. Wenn durchs Gitter eine Nonne liebe Worte zu uns ſpricht, möchten wir da nicht Gitter und Schleier zerreißen, um die holde Rednerin ſelbſt zu umfaſſen? So redet labende Kühlung in ſüßer, tiefathmender Melodie die ſchöne Meeresjungfrau dem Verſchmachtenden (an Leib und Seele) zu. O hinab, hinab zu ihr! Aber wehe, wie ein Zauberſpiegel iſt die Fläche, aus der tiefen Kühlung ſchillert Alles wie verklärt in farbigleuchtendem Glanze und Schimmer mir entgegen, Alles wallet und lebt, ſelbſt harte, unbewegliche Felſen nicken und winken traumartig lockend aus der Tiefe, deren rauſchender Vorhang von Zeit zu Zeit ſich zu heben ſcheint, um die darunter verſchleierte Wunderwelt ahnen zu laſſen.

Doch erſt noch einen Augenblick ans Land und zwar hinauf nach Capri, das wol eine Viertelſtunde von der Marine entfernt. Ziemlich beſchwerlich führt ein Eſelsſteig zwiſchen Vignen und Gärten hinauf, die aber alle mehr das Anſehen der Zucht tragen und nicht wie in Sorrent, bei aller Jugendfülle und allem Jugendreiz, zugleich die Majeſtät des Alters zeigen. Hier hat die Ueppigkeit der Vegetation doch etwas gar zu Neues, etwas faſt Dürftiges. Wälder, alte große Bäume, ſieht man

wenig oder gar nicht, da die Insel aus Mangel an Raum arm an Holz ist und deshalb jeder Baum, wenn er sein gehöriges Alter erreicht hat, als Holz benutzt wird. Furchtbar heiß und schwitzend kamen wir in der Stadt an und obgleich wir schon einen kleinen Theil derselben passirt, so konnte ich vor Hitze doch nichts sehen. Im Wirthshaus angelangt erkundigte ich mich gleich nach meinem sehr werthen Landsmann N., der hier seine Residenz aufgeschlagen und seine Gemäldefabrik errichtet hat. Er mußte uns hier ein Logis verschaffen, da im Ort außer dem einen, in dem er sich befindet, kein Wirthshaus weiter ist und dieses leider zu voll war. Mein wertheſter Landsmann hatte mir es einſt in Rom sehr übel genommen und mich fast gefordert, daß ich erstlich, als ich einmal zu ihm verschlagen wurde und von 8—11 Uhr Mittags seine unzähligen Veduten besehen hatte, gezeichnete und gemalte, nun endlich fort wollte und einen Arm voll Skizzenbücher unangerührt ließ, ihn bittend sie mir für ein anderes Mal aufzusparen; zweitens, daß eine kleine hübsche Schneiderin zu Rom, die er für einen Tugendspiegel hielt, sich gegen mich vor seinen Augen anders betragen hatte. Dieser Groll war aber jetzt vergessen; ich fragte gleich nach Skizzenbüchern und Farbenskizzen, die ich auch schon wieder ballenweise an der Erde aufgespeichert fand, und mein Freund N. verschaffte uns Allen Logis, nachdem ich ihm versprochen, ihn vor unserer Abreise noch einmal zu besuchen und alle seine Kunstsachen durchzusehen. So wie wir ein Logis hatten, zogen wir ab und zur Marine wieder hinunter, um in die blaue Grotte zu fahren. Das eigentlich zu diesem Zweck gebaute Boot war schon fort und so mußten wir ein

ganz kleines nehmen, denn größere als jenes können nicht hinein. Da noch zwei Schweizer mit uns fuhren, so waren wir mit dem Schiffer sieben Mann, weshalb das Boot so tief ging, daß wir nur ungefähr zwei Handbreit Bord hatten. Anfänglich ging es gut, die Meeresfläche war spiegeleben, aber schon lagen herrliche, blendend glänzende Wolkenmassen über den hohen Bergen; schon war das Haupt des Vesuvs halb verschleiert und ganz ferne hörten wir das dröhnende Rollen der Donnerposaune. Erst fuhren wir an dem bebauten niedern Ufer des Piano hin, an den Ruinen der Bäder des Tiberius vorbei; bald nach diesen erhebt sich plötzlich die höchste Felsspitze von Capri, auf der oben Anacapri liegt. Ob nun der Wind sich mehr aufthat, oder hier das Meer immer unruhiger ist, weil es seine Bewegung nicht über flachen Sand sanft ausgehen lassen kann, sondern an schroffen Klippen einen zurückstoßenden Widerstand findet, vielleicht auch weil es hier viel tiefer ist (denn unser Schiffer versicherte uns, daß man an vielen Stellen noch keinen Grund gefunden hätte); kurz, die Wellen fingen an uns mächtig auf und nieder zu schaukeln, und wirklich phantastisch sah es aus, wenn unser kleines Boot nun so tief im Wellenthale hinfuhr, daß die hohen Wogen rings um wie Wassergebirge uns den Horizont verdeckten. Oft sah es aus, als ob sich nun die dunkelgrünen Thore der Wasserwelt vor uns öffnen und wir gerade hinein fahren wollten. Dabei zur Seite diese ungeheure Felswand, zu deren Höhe man wie zum Himmel hinaufsehen mußte; da hingen wie Felsenwächter einzelne zerstreute kleine Palmen, mächtige Aloen und riesige Cactus, die uns warnend winkten, nicht der schlüpfrigen, verführerischen Feen-

königin zu vertrauen, und oben, über die Felswand herab nickten leise, vom Winde bewegt, Oelbäume, Orangen und Weinranken uns zu, als ob die Erde mit all ihrer Freundlichkeit uns zurückwinken wollte, aber die Sirenenmusik der Wogen siegte und triumphirend hoben sie sich immer majestätischer und bäumten mannshoch sich an den Felsenwänden empor. Klatschend, brüllend, lachend zeigte der wilde Triton uns seine weißen Zähne. Tief mußte das Meer hier sein, denn seine Bewegung war unabsehbar weit ausgedehnt und wie aus ungeheurer Tiefe heraufgeathmet. Jetzt begegnete uns das andere Boot; da erst bemerkten wir an dem Erschrecken der Mannschaft desselben, wie tief das unsrige ging. Auch glitten wir oft so tief hinein, daß das andere Boot uns verborgen war, und dabei wurde das Meer immer tobender. Aber plötzlich steuerte unser Schiff auf eine kleine dunkle Grotte zu und als wir hart vor der Oeffnung derselben uns befanden, da hörten wir von drinnen ein wunderbar sanftes und holdes Geplätscher und Gemurmel. Wir mußten uns platt ins Schiff legen, um durch die Oeffnung durch zu können, und so fuhren wir in den schwarzen Rachen der Unterwelt hinein. Ein Augenblick und wir konnten uns erheben, aber wir waren in einer ganz andern, nie geahnten Welt!

Sollt' es so auf dem Meeresgrunde sein, ist das das Zauberschloß der Lieblingstochter des alten, finstern Nereus? O, das ist keine Unterwelt, das ist der Glanz der Seligkeit! Aber wie soll ich es beschreiben? Fast weiß ich keine Worte. Dunkel, magisch, träumerisch dunkel war es rings um uns; aber dieses Dunkel durchglühte, durchleuchtete das strahlendste, schönste Blau; rings um uns,

unter uns, über uns. Der erſte Eindruck auf mich war, als wenn man das Geſicht gegen den Himmel wendet und die Augen, ohne ſie mit etwas zu bedecken, ſchließt; dann wird es um uns auch dunkel, aber ein zauberiſches Lichtmeer durchwebt dieſes Dunkel und erſcheint uns in ſeiner ätheriſchen Körperloſigkeit ſtralender, leuchtender, glutgeſchwängerter, als die Helle, die uns beim Oeffnen der Augen wieder umfängt. In verſchiedenen Farben wechſelt es und breitet ſeine umſchattenden, ſchimmernden Flügel über unſere Augenlider, oft wie eine Purpurdecke, oft golden, oft regenbogenfarben, oft grün und oft auch blau, und ſolch ein Blau umſchloß uns hier rings um. Alles war blau; die Waſſerfläche, ſo hell, ſo licht, wie der heiterſte Himmel, nur nicht ſo duftig weich, ſondern wie der Glanz eines Edelſteins, kryſtallner, brillanter. Sonſt ſcheint das Meer auch wol wunderbar blau oder grün, aber die Farbe trägt immer nur mehr den Schein eines dunklern Spiegelbildes; ſie iſt motivirt durch die Bewegung des Waſſers, durch Schatten und Licht, durch die Einwirkung der Spiegel anderer Gegenſtände und in den verſchiedenſten Tönen und Abſtufungen nüancirt. Hier aber mitten in Nacht und Dunkel ſcheint es nicht Spiegelbild, ſondern der durch dieſen Wogenſchleier viel ſtralender verklärte Liebesblick eines reinern Himmels, der von unten uns entgegenblinkt. Das muß der Himmel jener Zauberwelt da unten ſein.

Bewegt iſt die Waſſerfläche gar nicht, aber das von unten ſtralende Licht nimmt ihr auch alle Spiegelkraft; nur ganz nahe am Eingang ſpiegeln ſich die Felſen noch ganz zart, als ob ſie ſchüchtern kaum ihr Antlitz zu ſehen wagten. Jede leiſe Bewegung im Waſſer, jeder Ruder-

schlag zieht brillante, leuchtende, weißblaue Kreise und Furchen in die blaue Fläche und silberleuchtend wie das Licht des Blitzes, oder funkelnde Diamanten, oder Leuchtkugeln oder wie Sterne sind alle Wassertropfen, die durch Ruderschläge aufsprigen. Von dieser Fläche nun strahlt auch ein ganz blaues Reflexlicht durch die Höhle, die eine Tropfsteinhöhle ist, und dieses Licht sieht fast noch zaubervoller aus, als die Wasserfläche, da es reicher nüancirt ist. Je tiefer in der Höhle, desto goldbraun nächtlicher läßt ihre ursprüngliche Farbe sich ahnen, aber ein dunkles Blau verschleiert sie. Die Oeffnung, durch die man eintritt, sieht man nur von einigen Stellen der Grotte, und da erscheint sie ganz lichtweiß, ohne alle Farbe, nur Licht. Alles, was man in das Wasser taucht, wird, so bald es unter die Wasserfläche kommt, silberblau und lichtvoll erscheinen. Der nackte Leib eines badenden Menschen sieht wie von durchsichtigem Silberkrystall aus, heller noch als die blaue Helle des Wassers, und zwar auch ganz blauweiß; er verliert ganz die Fleischfarbe. Zwei badeten sich, leider konnte ich es nicht, da ich nicht schwimmen kann und hier kein Grund ist. Ach wie gern hätt' ich mich in dieser Zauberflut gebadet! Es war hier so märchenhaft stille, so unauflöslich räthselhaft; nur von fern hörte man, fast verklungen, das Brüllen des Meeres, in der Höhle selbst verursachte die Bewegung des Wassers einen mystisch murmelnden Klang, wie die gebrochenen Töne eines Kindes, das im Schlafe lächelnd spricht. Das war der Klang des leisen Anschlagens der Flut hier innen an den Felsen. Dann tropft es rings, als ob einzelne Tropfen in ein klingendes, silbernes Becken fielen, vom Tropfstein herunter und sowie die Tropfen

die Waſſerfläche berühren, ſprützen ſtets Juwelenfunken auf und ein ſingendes Echo läuft leiſe an den Felſen hin. Hier iſt der magiſche Verein von Melodie und Farbe, Schatten und Licht, Tag und Nacht, Erde, Meer und Himmel, Alles ſcheint ſich hier in eine wehmüthig blaue, verklärte Melodie aufzulöſen. Die Felſen ſcheinen nur verſteinerte Wellen, die in Tropfen wieder niederträufeln, die Waſſerfläche nur von vielem Weinen aufgelöſte Felſen. Ein ſchwermüthiger, ſchwärmeriſcher Schimmer hüllt Alles ein, und in dieſem blauen Wunder verſchmilzt Liebe, Kunſt und Natur. Dieſe blaue Grotte iſt der volle, übervolle Nektarkelch der Phantaſie. Seliger Arion — indem du deiner ſchönen, feuchten Geliebten dich ganz hingabſt, konnteſt du dich, da beide Eins waren, zugleich auch ganz deiner Kunſt weihen und ſo Beiden opfernd dich auflöſen, um als ſüße Melodie ins Jenſeits hinüber zu ſchweben!

Tiberius, ſagt man, habe Mädchen ſich hierher bringen laſſen und hier ſich mit ihnen gebadet. Man zeigt noch in der Grotte einen unterirdiſchen, dunkeln Gang, der einige hundert Schritte in den Felſen hinein und aufwärts führt und, wie man glaubt, bis zu einer Villa des Tiberius geleitet haben ſoll; jetzt iſt er großentheils verſchüttet. Es gibt in dieſem Felſen noch tiefer liegende Nebengrotten, in denen auch Waſſer, was man durch einige Gänge und Oeffnungen ſehen, aber noch deutlicher rauſchen, murmeln und plätſchern hören kann — geiſterartige, ſeltſam ſchöne Melodien aus tiefem, geheimnißvollem Dunkel.

Sonſt hatte Capri für mich wenig Anziehendes; es iſt zwar intereſſant in vieler Hinſicht und es muß ſich ganz

angenehm da eine Zeitlang leben lassen, aber um eigentlich die Sehnsucht zu erwecken, ist es nicht imposant genug. Die Aussicht von Capri ist schön, aber wenig anders, als die wir gestern und heute den ganzen Tag vom Meere aus hatten. Eines war mir merkwürdig, nämlich daß, als wir an den Felsen hin zurückfuhren, die Felsen unter der Wasserfläche ganz scharlachroth erschienen, wenn bei der Wogenbewegung das Wasser wich und sie zu Tage zeigte. Es sind Thiere, eine Art Korallen, die sich so dicht ansetzen, daß sie den ganzen Felsen überziehen wie mit einem Scharlachmantel.

Nachmittags machten wir noch einen Ritt, um ganz Capri, Anacapri ausgenommen, zu besehen. Wir begaben uns zuerst nach der südöstlichen Felsspitze, auf der hoch oben die Ruinen eines Palastes des Tiberius liegen, von denen man noch manche Mauern, Mosaikböden u. s. w. sieht; es wohnt jetzt ein Franziskaner-Eremit daselbst. Das Schönste für mich war wieder tief unten das Meer. Schroff sinken die Felsen hinab und hangen fast über; ich mußte hinaus an die äußerste Kante, um wieder meinen Schwindel zu versuchen, und, Gott Lob! von dem fühle ich mich immer mehr befreiet. Alle Andern, sogar der Führer, schrien und wollten mich zurückhalten, aber ich war meiner so sicher, daß ich einen Stein noch im weiten Schwunge hinauswarf, worüber ich mich sehr freute, während die Andern mir Vorwürfe machten. Aber das ist überhaupt so eigen im Menschen, schon das Gefühl des Könnens befriedigt recht sehr. Es lag an mir, nur ein Ruck und ich wäre für ewig unten gewesen. O, könnte ich Alles wie diesen Schwindel besiegen! Aber warum darin so stark und in allem Andern so schwach?

Wie sonderbar ist doch der Trieb im Menschen! Er sieht vor sich die Gefahr, drohend, warnend, doch er naht ihr, es zieht ihn unwiderstehlich bis hart an den Rand des Verderbens und stürzt er hinein — dann zürnt er nicht sich, der es gesucht, sondern Gott, als ob der ihn hinein geschleudert!

Auf dem Rückweg besahen wir noch fabelhafte Antiquitäten und die sogenannte Matrimoniumsgrotte, wo der Sage nach die Ureinwohner ihr hochzeitliches Beilager gehalten haben. Dann ein altes Felsenthor, d. h. zwei hohe, nackte, verlassen im Meer stehende Felsblöcke, aus denen die Sage ein Thor macht. Auf dem Wege dahin hielt ich bei einem Hause an, auf dessen Dach das erste schöne, äußerst schlank gewachsene Mädchen mit fliegenden, schwarzen Haaren wie eine Bacchantin stand und das Tambourin spielte (wozu rings um sie Kinder und jüngere Mädchen tanzten), um etwas zuzusehen. Aber bald bemerkte es das Mädchen und verlangte von mir etwas; ich versprach es ihr, wenn sie zu uns käme. Sie sprang herunter, kam schmeichelnd und zärtlich zu mir und als ich lange suchte, ob ich wirklich kein Geld bei mir hätte, und ihr dies sagte, so nahm sie es für Scherz und fing an mich zu visitiren, wobei ich die ganze Gewalt ihrer üppig schönen Glieder fühlte und tief in alle Reize hinein sah. Ich spielte während der Zeit der Untersuchung mit ihrem schwarzen Haar, sie auf Neher vertröstend, der noch zurück war. Als ich schon weit fort war, kam dieser, allein statt ihr auf ihre Bitte etwas zu geben, lachte er sie aus, wofür er von dem Mädchen, der ganzen versammelten Jugend und einigen alten Weibern fast gesteinigt wurde.

Auf der äußersten Spitze von Capri, bei diesem sogenannten alten Thor, sah ich die Sonne untergehen und eine sternhelle Nacht aus dem blauen Meere auftauchen, das jetzt am Horizont mit dem Himmel zusammenfloß. Weiße Möven schwebten über diese tief unter mir liegende blaue Nacht hin. Wir sahen nur das Schäumen der Brandung, aber hörten sie nicht mehr. Es war ein schöner feierlicher Abend; als die kleinen Gegenstände in Nebel und Duft verschwammen, sah auch Capri besser aus. Abends aßen wir auf offener Loggie, bei erleuchtetem Sternenhimmel.

Am andern Morgen war es trübe und regnete; dennoch gingen wir nach Anacapri hinauf. Für mich war es eine anstrengende Arbeit, bei rauhem, kaltem, nassem Wetter diese 570 Stufen, immer dem Winde entgegen, hinauf zu steigen. Mein Landsmann, der hier die Hauptperson eines Walter Scott'schen Romans spielen zu wollen schien, ging im schottischen langen Schlafrock, unten aufgeschürzt, mit einem gelben Strohhut mit Blumen verziert, eine Jagdtasche um und eine Flinte im Arm rüstig singend vorauf. Ich taufte ihn immer mit bekannten Heldennamen und versicherte ihm, daß er gerade so aussehe und man eine interessantere Person für einen Roman nicht finden könne, was ihn sehr zu amüsiren schien und ihn veranlaßte von sich selbst wunderbare Geschichten zu erzählen. Endlich oben in Anacapri angelangt, gingen wir noch eine Strecke über das Piano, das hier üppiger und reicher an älteren Bäumen ist als unten. Es macht doch einen merkwürdigen Eindruck, sich auf einmal, nachdem man an nackten Wänden so hoch hinauf geklettert ist, auf ganz ebenem Boden zwischen Wein-

gärten, Kornfeldern und Obſtgärten zu befinden und hoch über ſich noch nackte Berge zu ſehen, wie in einem Schweizer- oder Tirolerthal. Auf dieſem Berge über Anacapri iſt ein Telegraph (eine Unzierde, die alle hohe Berge entſtellt) und eine ziemlich erhaltene Burgruine, die dem Barbaroſſa zugeſchrieben wird, nicht dem Kaiſer, denn mit dieſem wüßt' ich ſie in keinen Zuſammenhang zu bringen, ſondern der Sage nach errichtet gegen einen Seeräuber Barbaroſſa. Das Intereſſanteſte von Anacapri, wie von Capri, nur nicht ſo auffallend, iſt die Bauart ſeiner Häuſer, die ganz mauriſch iſt. Die Häuſer oder vielmehr die Zimmer ſind faſt alle nur einſtockig, denn jedes Zimmer ſteht für ſich allein und hat ſein eigenes Dach, das, weil jene alle gewölbt, kuppelförmig aus dem plattdachigen Rand hervorſieht. Solcher Zimmer ſind nun mehrere, je nach dem Bedürfniß eines Hauſes, aneinander gebaut, gewöhnlich rund um den Hof herum, wie Zelte. Auf dieſem Hof iſt ferner gewöhnlich ein Brunnen und ein Herd oder Backofen, der aber wieder in einer Art Zimmer iſt; dann rings an den Mauern herum ſteinerne Bänke und über dieſen, von einem Dach zum andern, Weinranken. Iſt eine Seite des Hofes vielleicht offen und hat eine freie Ausſicht, ſo iſt hier eine Säulenreihe, die das Laubdach trägt. Zu dieſem Hof nun führt gewöhnlich ein Thorweg von außen. Der Hof iſt das eigentliche Haus und hier ſieht man denn das Leben und Treiben der Menſchen; auch auf den Dächern, zu denen entweder vom Hof aus oder auch wol von außen (denn vor Dieben ſcheinen ſie keine Furcht zu haben) Treppen hinauf führen. Oben nun, auf und zwiſchen den Dächern, die ihnen zugleich als Sitze die-

nen, ſitzen, ſtehen und gehen, ruhen und arbeiten ſie. (Dieſe ſehen aus, wenn man ſie ſo in Maſſe auf einer Wirthſchaft bei einander ſieht, ungefähr wie bei uns die Grabhügel auf einem Kirchhofe.) Oft hat ein ſolches Dach wieder ſeine eigenen Weinlauben. Die Zimmer haben ſelten ein Fenſter, gewöhnlich dient die Thür zugleich als dieſes, und iſt eins da, ſo iſt es nur ſehr klein und hoch oben. Man braucht auch hier kein Fenſter, da die Zimmer nur Nachts und bei ſehr ſchlechtem Wetter als Zufluchtsort dienen; im letztern Fall läßt man die Thür auf und arbeitet ſo oder faullenzt. Es hat etwas Anziehendes, Patriarchaliſches, einfach Würdiges, dieſes vertraute Leben zwiſchen Natur und Menſchen. Wo die Häuſer dichter bei einander ſtehen, kann man über die Dächer weg von einem Haus zum andern gehen, durch welche häuslichen Einrichtungen und Gebräuche des Lebens und Daſeins ſich mir manche liebliche Ausdrücke erklärten. Höfe fand ich auch, die ganz im Baſilikenſtyl auf beiden Seiten Mauern und in der Mitte quer durch eine Säulenreihe hatten, ein ſchönes Rebenlaubendach tragend. Die innere Einrichtung der Zimmer iſt auch ſehr einfach; es gibt gewöhnlich nichts als ein Bett, ein paar Stühle und ſelten mehr als einen Tiſch im ganzen Hauſe. Doch das iſt in allen Bauerhäuſern hier ſo. Wir beſuchten, da es ſehr regnete, den Geiſtlichen des Orts, der eben ſo wohnt und uns freundlich aufnahm. Seine Weinrebenloggie hat eine ſchöne Ausſicht nach Iſchia, in ſeinem Zimmer ſind viele Heiligenbilder, Crucifixe und ſogar mehrere Bücher; auf ſeinem Tiſche ſtand auch ein verſtäubtes Schreibzeug, ſonſt war es wie in den andern Häuſern. Der Mann war ſehr zuvorkommend und bot uns

ſogar groſe rohe Bohnen an, ein Lieblingseſſen durch die ganze Gegend von Neapel, ſelbſt bis Rom, als Nachtiſch oder zum Frühſtück. Ich aß einige aus Höflichkeit und fand ſie fürchterlich. Endlich hörte der Regen auf, wir gingen vom Pfaffen geleitet durch die Stadt, beſahen noch die Kirche, nahmen dann Abſchied von ihm und gingen durch Waſſer watend der Treppe zu. Das Leben da, obgleich die Menſchen nicht ſchön, hatte mich ſehr intereſſirt. So muß die Einrichtung der hebräiſchen Städte und ihr Leben geweſen ſein und namentlich das patriarchaliſche. Die Treppe war noch ſchwieriger hinab zu ſteigen als hinauf, durch den Regen wegen ihrer Glätte. Auf der halben Treppe begegnete uns außer Athem eine ziemlich hübſche Frau, eine Alte hinter ihr, die uns zitternd vor Schrecken erzählte, daß vom Regen gelöſt die Berge niederfielen und ſie eben faſt todt geſchlagen worden wären. Sie riefen alle Heiligen um Beiſtand an und empfahlen uns auch deren Schuz. Wirklich ſahen wir auch bald vor uns die Treppe zerſchmettert und groſe Felsblöcke mitten in der Straße liegen; jedoch konnten wir noch glücklich durch und kamen unterſchmettert, aber ganz durchweicht vom Regen, bei Donner und Bliz, in Capri an, wo wir einen höchſt langweiligen Sonntag-Nachmittag gröſtentheils verſchliefen.

Am Montag Morgen fuhren wir endlich, Gott Lob! von Capri ab, von dem ich noch zu erwähnen habe, daß der ganze untere Theil der Inſel ein Aufenthaltsort freigelaſſener Gefangenen (Carbonari aber nicht, die bleiben im Kerker) und Verbrecher aller Art iſt, die hierher verbannt ſind, aber wie die Fürſten leben. Alſo am Montag fuhren wir bei ſchönem Sonnenſchein um die Spize des

Cap Campanella gegen den Meerbuſen von Salerno zu. Anfänglich in der Nähe des Cap iſt das Ufer öde und wild, allmälig beginnen aber wieder Oel- und Orangenwälder und mit dieſen denn auch, wie Schafe auf grüner Weide, die Städte und Dörfer. Heiß war der Tag, die Luft kochte förmlich, das Meer war ganz eben und dunkelgrün, nur am Ufer herum hob es ſeine weißen Schaumhäupter. Wir fuhren am Fuß des Monte S. Angelo vorbei, der hier auch vom Meer beſpült wird. So kühlt der alte Held ſeine heiße Bruſt in zwei Meerbuſen. An ſeinem Fuß liegt ein freundliches Städtchen, Poſitania, wahrſcheinlich einſt eine Stadt des Poſeidon. Alle dieſe Orte liegen äußerſt romantiſch. Große Straßen führen gar nicht hin, nur über den hohen Kamm des Gebirges kümmerliche Eſelswege; ſo liegen ſie abgeſondert von der großen Welt, mitten zwiſchen majeſtätiſchen Felswänden, Schluchten und Klippen, mit uralten Wäldern gekrönt, in denen Schatten und Nacht ſich bergen vor der Sonnenglut des Tages. Wie geſchmückt zum Feſt, zum Götterfeſt, hängt Epheu und Weinge-winde über die ganze Gegend und Oel- und Orangenbäume mit goldenen Früchten ſcheinen der Terraſchmuck des Göttertempels zu ſein. In ſolcher Natur liegen die Städte ſchweſterlich alle nahe bei einander, unter ſich immer das wunderbare Meer, über ſich den Himmel, ſchön wie das Meer, ewig rein und blau glühend, ohne zu verzehren, ſondern bei aller Glut Leib und Seele ſtärkend, labend und aufrichtend. O, du geſegnetes Land!

Wir litten ſchon etwas Hunger und Durſt, da wegen gänzlicher Windſtille unſere vier Schiffer trotz des ange-

ſtrengten Ruderns wenig von der Stelle kamen und es bereits Mittag war. Unſere Schiffer, die wol durſtiger und hungriger ſein mochten als wir, theilten doch ihr Mahl mit uns, das aus rohen Zwiebeln, rohen groſsen Bohnen, Schwarzbrot und Wein beſtand, mir aber, namentlich die rohen Zwiebeln, die ich hier viel eſſe, vortrefflich ſchmeckte. Unſer armer Brentano hatte ſchon den ganzen Morgen die Seekrankheit und nahm an nichts Theil. Die Sireneninſeln waren wir paſſirt, die ſo in der hellen heiſsen Sonne nicht erheblich ausſahen, denn es ſind nackte, nur mit Kraut bewachſene Felſenklumpen, doch als Schemel ſchöner Weiber, wunderlieblicher Sängerinnen, mögen ſie ganz gut ausgeſehen haben. Auch uns drohte hier Verderben, freilich nur von weitem, da ein Haifiſch immer unſer Schiff umkreiſete und ſeinen zackigen Floſſedernkamm wie eine andere, kleinere, uns verfolgende Sireneninſel aus dem Waſſer ragen lieſs. Unſere Schiffer zeigten ihn uns mit groſsem Entſetzen als einen pesce cattivo chi mangia i christiani. — Endlich öffnete ſich vor uns die kleine Bucht von Amalfi, wo wir landen wollten. Mit ihr breitete ſich in der Ferne ein ſchönes Gebirge aus, an deſſen Fuſs Peſtum liegt und deſſen fernſte, höchſte Berge ſchon zu Calabrien gehören.

Den 6. Juni 1817.

. . . . O glücklich Ihr alle, daß Ihr solchen Tag zusammen feiern und Euch gemeinschaftlich an seinem Sonnenschein ergötzen könnt! — So war es mir heute nicht, doch war der Tag auch schön und ich habe ihn ebenfalls gefeiert. Ich will Euch erzählen wie ich ihn feierte. Auf der äußersten Spitze des Pausilipo, die am weitesten hinein ins Meer sich erstreckt und eigentlich den Golf von Neapel gegen das offene Meer, wie auf der andern Seite das Cap Campanella begrenzt, ist eine Kuppe, genannt „la Scuola di Virgilio". Hier hatte ich beschlossen, wie auf dem Vesuv Herminens Geburtstag, ihren Hochzeittag zu feiern. Meine Begleiter waren zwei Württemberger, also passende Brautführer für die schwäbische Braut, Reher und Meier, und mein lieber Brentano, der uns auch nach Neapel nachgekommen war. Nachmittags bei dem schönsten Wetter fuhren wir fort; es ist von Neapel wol ein bis zwei Stunden zu rudern. Es war ein glühend heißer Nachmittag und behaglich lagen wir in unserer Gondel unter einem Leinwanddache. Der Wind blähte die Segel ziemlich hoch und schaukelten gar anmuthig unser Boot. Oft war ich schon an diesem Punkt, des Abends nämlich, fast einen Tag um den andern oder wenigstens alle drei Tage einmal. Ich habe noch nicht davon gesprochen, heute aber muß ich es zu Ehren des Tages. An dem lärmenden Neapel fuhren wir langsam vorüber, an S. Lucia, Chiaja, Villa reale u. s. w., doch über uns der kühne Pizzi falcone. Zwischen den grauen, grünen und gelben Mauern des Castells, auf dem blaugrünen, klaren Grunde der beweglichen Wellen mit ihrer weißschäumenden Brandung und

ihren hellflimmernden Sonnenlichtern hoben sich glühend die braungebrannten, warmroth colorirten nackten Leiber der vielen Marinari und Fischer ab, die theils sich hier badeten, theils, um den Leib nur ein Tuch, an den Klippen Fische, Krebse, Muscheln u. s. w. fingen. Dabei begegneten uns viele Schiffe mit Segeln und Böte mit Ruderern, die in den Golf herein kamen. In den Schiffen die glühend gefärbten Kerle, mit ihren schimmernd weißen Hemden und Hosen, bunten Bändern, dem schwarzen Haar und rothen Kappen; die weißen Segel, die von der Sonne vergoldeten Farben der Schiffe, das Alles auf dem dunkeln Grunde des Wasserspiegels, auf dem tausend Sonnenlichter funkelten, am Ufer die weiße Brandung, dabei die Bergkette vom Vesuv gegenüber bis Cap Campanella durch alle reinen Farben spielend, mit tiefvioletten Schatten; die andern fernern Berge zarter, hellblaue Schatten, weiße und goldne Lichter auf den Felsenklippen, sanft rosa der ganze Schimmer, der über sie sich ergoß, und über dieses Alles nun der reine Himmel mit den glänzend weißen, einzelnen Wölkchen, die in zauberisch schönen Gebilden dahinschwammen. Die ganze Welt schien uns aus Farbe, Licht und Glut geschaffen, ein Hauch, ein Traum, ein Bild aus einem Zauberspiegel. Nur durch ähnliche Umgebungen konnten die Venetianer in die Mysterien der Farbe eingeweiht werden; sie waren heimisch in diesem Reich, zu ihnen sprach ringsum die Welt, wie hier, nur in Farben, und so sprachen sie ihr auch nach. Wirklich Schatten und Licht fühlte und bemerkte man gar nicht mehr in solcher Glut und Farbenfülle. Da raisonnirt man nicht mehr, wie durch Licht und Schatten sich die Gegen-

stände rundeten, vor- und zurücktreten und sich zeigen und gestalten. Alles scheint nur wie verschiedene Glut und Farbe. Gegen eine solche Welt würde unseres Nordens schönster Tag nur wie ein graues Bild erscheinen.

So also fuhren wir an der Villa reale hin, nahmen hier noch ein Fäßchen mit guten großen Austern ein und dann vorbei an dem sogenannten Palast der Königin Johanna, einer Ruine oder einem nie fertig gebauten Schloß aus dem vorigen Jahrhundert, in der Anlage nobel und imponirend, aber vielleicht nur deshalb, weil man jetzt in der Idee Manches ergänzt durch eine Ausführung, die er vielleicht nie erhalten hätte. Es soll ihn ein Principe zu Ehren seiner Geliebten, Maddalena, haben aufbauen wollen, daher der Name Donna Lena, woraus Donna Anna und endlich Königin Johanna geworden. Doch einerlei, er ist eine große, malerische Ruine auf dem schönen, südlich bewaldeten und bewachsenen Hintergrund des Pausilipp, wie ein verwünschtes Schloß aus einem Zaubergarten trübe und ernst hervorragt. Der Pausilipp bietet hier vom Meer aus Ansichten von sehr schönen einzelnen Partien, von schön geformten, grotesken, phantastischen Felsen, Klippen, Abhängen, Schluchten und Wänden, welche die üppigste, farbigste, duft- und blütenreichste Vegetation bekleidet. Oben auf der Fläche blüht nun Alles durch einander, Bäume und Blumen jeder Art, in jeder Pracht und Herrlichkeit der mannichfachen Nüancirungen des Grüns sowol, wie der Blütenfarben; Rosen, Jasmin, Myrthen und Aloen, eine Masse gelber, violetter, weißer und blauer Blumen, Syringen, Granaten, Oleander u. s. w. — Doch denkt Euch alle Pracht unserer Treibhäuser, in der

höchsten Fülle durch einander wuchernd, und Ihr habt dieses Ufer. Denn fast das ganze Ufer des Pausilipp von hier hinaus sind gehegte Anflanzungen und Gärten, größtentheils wohlhabender, reicher Fremder, die hier ihr Leben genießen. Wo die Straße leerer von Häusern wird und die eigentliche Stadt aufhört, da sind Landhäuser an Landhäusern und in allen sieht man schöne, geputzte Ladies und Mademoiselles, reitend, gehend und fahrend. Wenn die Landhäuser auch die Gegend nicht eben zieren, so gibt doch die sie umgebende Vegetation ihr wirklich den Anstrich eines Feenlandes. Diesem Ausdruck sind einige Bewohner äußerst glücklich zu Hülfe gekommen und haben an den schönsten Stellen märchenhafte Lusthäuser errichtet, in solcher Harmonie mit dem Charakter des Ganzen, daß man wirklich auch sie, wie die sie berankende Vegetation, für Erzeugnisse dieses glühenden Himmels halten sollte. Da sind morgenländische Pavillons, die mich wenigstens in die Zauberreiche Tasso's, Ariost's, der „Tausend und eine Nacht" und aller morgenländischer Märchen und Erzählungen versetzten. Recht gut hätte ich mir hier auch zahme Löwen und allerhand fremde Thiere denken können; wirklich schlichen auch am Ufer manche Geschöpfe hin, die vielleicht früher Damen und Herren gewesen und später in Thiere verwandelt worden. Doch diese Vorstellungen stören; ich will Euch lieber nur den Zauber und die Anmuth dieser Gegend schildern, die sich selbst wie entzückt beschauet in dem klarsten Spiegel einer purpurtiefen, grünen Flut, die in ihren Buchten eingeschlossen zu träumen scheint. Während etwas weiter hinaus das Meer hoch wogt und schäumt und brandet, spielen hier leise zitternd kräuselnde

Wellen und aus ihnen hürfen wie Diamantfunken fröhliche Fische in die Höhe, als wollten sie mit den zwitschernden Vögeln des Himmels sich im Grase und in Blumenkelchen tummeln, Vögel, Schmetterlinge und Libellen tauchen dagegen nieder auf die nächtlich dunkle Flut, als ob sie wie Fische mit den lockenden, gaukelnden Wellen zu tanzen und zu kosen begehrten. Hoch über diese stille Wasserfläche erhebt sich das beblümte Ufer und die Blumen ergötzen sich an ihrem eigenen Bilde, das ihnen aus derselben widerstralt.

Es war schon ziemlich gegen Sonnenuntergang und hinter diesem grünen Walle stand die Sonne, so daß eigentlich schon Abendduft auf diesem Zauberreiche lag, während die Sonne nur noch die Wipfel der Bäume vergoldete und mit ihren Stralen den Gesang von unzähligen muntern Vögeln accompagnirte. Zart buhlende Abendwinde wanden sich schon flüsternd durch die Blütenarme der Pflanzen und Bäume und schwelgten in ihren Kelchen mit den summenden Bienen; nachdem sie ihre Lust gebüßt, eilten sie berauscht hinaus in die sonnige Abendluft, streiften über die glatte, feuchte Flut, um in deren Bade ihre Liebesglut zu kühlen, und von ihrem Kuß entzündet athmeten die plätschernden Wellen balsamischen Blütenduft. Je weiter wir fuhren, desto schöner ward es, uns zunächst das Ufer in reicher Farbenschöne, dann in abendlichem Duft die fernen Berge, das schimmernde Neapel und das von tausend Schiffen belebte Meer und der Himmel mit seinen dunkelglühenden Wolken. Dabei war um uns Alles stille, aber durch die Stille klangen vernehmlich einzelne tiefklingende Töne. Die Straße, die zuerst am Ufer tiefer geht, zieht sich allmälig höher; bald

verschwand sie, denn tiefe Schluchten trennen oft die Felsen, aber auf hohen Felsenwänden über uns sahen wir sie wieder. Hoch über sie weg fuhren Brücken, die den Weg verbinden von einer Klippe zur andern, an vielen Stellen. Unten am Meere, theils in und am Felsen, theils im Wasser sieht man zerstört noch viele Ruinen, das heißt, die letzten Spuren antiker Gebäude, Villen und Paläste, aber eigentlich von ihnen sich einen Begriff zu machen ist unmöglich. So sieht man auch dort die sogenannte Piscina mirabile des Pollio, ein ungeheueres Gewölbe, in welchem dieser stolze Römer Fische hielt, die er mit Menschenfleisch nährte.

Von da nun wird das Ufer allmälig kahler und nackter, endlich hören die größern Bäume fast ganz auf und nur die Schlingkraut-Vegetation dauert fort, bis in nackten Klippen hier der Pausilipp in einer Ecke sich endet und dann gegen Pozzuoli hin sich weiter fortbildet. In dieser nackten Klippe ist die Grotte an der Seite des Felsens, der gegen Neapel gewandt. Die Klippe streckt sich so in den Golf hinein, daß sie förmlich in der Biegung, die sie mit dem übrigen Zug des Pausilipp bildet, einen kleinen Golf umschließt, der ein angenehmer Badeplatz, da der Wogenschlag, von Klippen gebrochen, nur wenig die Wasserfläche bewegt, die, von mit Lorber, Feigen, Wein, Aloe und Cactus buschten Klippen beschattet, eine duftende Kühlung bietet. Am Fuß der Felsen hat sich Sand angeschwemmt, so daß auch der Grund sehr weich und behaglich ist. In der Grotte ist ein Fischer, der hier eine kleine Wirthschaft und guten Wein von Ischia, Brot, Käse und Fische hat, für Jäger und Schiffer, die dort ausruhen oder resp. ihre Netze in Ordnung brin-

gen. Es sind aber gewöhnlich wenig Gäste da. Die Grotte, so breit und hoch sie ist, ist auch an der Vorderseite offen; innerhalb dieser Oeffnung ist an der einen Ecke ein kleiner Herd in den Felsen gehauen und sonst sind rings herum Tische und Bänke. Im Fond ist noch eine Kammer, in der der Wein und sonstiger Vorrath sich befindet; außerdem ist ein Madonnenbild mit einer ewigen Lampe an der Wand. Vor dieser Grotte ist noch ein kleiner Landungsplatz, von wo man, wenn das Meer nicht zu hoch geht und diesen nicht überfüllt, dann in die Höhle hineinsteigen muß. Da uns lange schon der schöne Abend, das zauberische Ufer, das wonnig plätschernde kühle Meer, die balsamische Luft, die tiefe Glut, die Abendstraten und Wolken zum Baden eingeladen, so badeten wir uns hier. Wonnevoll war es zwischen den dunkeln Grotten, unter den hohen Felsen und dem üppigen Grün, wir fühlten es, „wie'm Fischlein ist, so wohlig auf dem Grund.“ Rings um uns war's so still, eine wunderbare Stille, als wenn auf höheren Wink in andächtiges Schweigen die Natur feiernd versinkt; man hörte nur das Plätschern und Rauschen und Rascheln der Kiesel und Muscheln, die spielend die Flut bewegte. In dieser reichen, freien, schönen Gotteswelt tauchte in meiner Seele die ganze Jugendgeschichte mit allen ihren kindlich frohen Mythen und Märchen, die ganze Jugendzeit der Schöpfung auf.

Während die Andern noch badeten, bestellte ich in der Grotte das Essen; als sie fertig waren, labten wir uns an den frischesten Austern, die herrlich zu dem ganzen Charakter paßten. Die Grotte liegt so, daß man aus ihrer Oeffnung links den waldigen verkürzten Pau-

ſilipp und ein kleines Stückchen von Neapel, im blauen Meere wie eine Perlenmuſchel das Caſtel d'Uovo und über dieſes weg den ganzen Veſuv in ſeiner Majeſtät ſieht, der, je weiter es gegen Abend ging, deſto ſchöner in der Farbe ward. Von den übrigen Bergen, die faſt wie eine Roſenkette ſchimmerten, ſah man nur einen Theil, auf den Wogen zitterte ihr Spiegelbild, ſo daß es ſchien, als ſei die dunkle Flut mit goldenen Sternen beſtreut. Wir tranken tüchtig und ſtießen tapfer auf des Bräutigams Wohl und das aller Lieben an. Die Wellen der ganzen weiten Fläche jauchzten mit und weit hin tönte ihr Geſang und Jauchzen. Und wie verliebte, zarte Mädchen im Kreiſe munterer, ſingender Jünglinge leiſe und ſchmachtend mitſingen, ſo klangen am Ufer die Echos nach, ſo rauſchten und flüſterten und liſpelten leiſe und wonnig bewegt die Blüten und Blumen und darin die allmälig verſtummenden Vögel. Selbſt der ernſte Veſuv, der alte ſteinerne Gaſt, trank des Brautpaares Wohl mit uns: eine weiße Rauchſäule, die ſich oben ausbreitete, ſtieg hoch und gerade empor aus ſeinem Krater und das war der kraus gewundene Römer, den er ſchwang, gefüllt mit Glut!

Als wir aufgezecht, war die Sonne faſt ſchon im Begriff unterzugehen, jedoch ſollte jetzt erſt die rechte Feier meines Feſtes beginnen. Champagner war nicht da, aber etwas Extra gabs doch auch: wir ſetzten uns nämlich ins Schiff, nahmen ein paar Fläſchchen Ischiawein mit und fuhren noch einige Minuten weiter hinaus auf dem Golf. Doch erſt die Oertlichkeit! Auf dieſer Klippe wohnt noch ein alter Einſiedler, ein Mann von einigen 90 Jahren, der ſich oberhalb der Grotte eine elende Eremitage gebaut

und vor ihr ein paar Heilige, von ihm selbst geschnitzt und mit braunen Kutten und rothen Gesichtern und Händen angemalt, aufgestellt hat; dann hat er unten am Meer ein Netz, in das er die Vorüberfahrenden bittet, etwas einzulegen, wofür er dann für günstige Fahrt u. s. w. betet. Fast alle Schiffer thun es auch und ehren seine Heiligen, die, so eigenthümlich strapenhaft sie sind, doch Wunder thun sollen. Tief nehmen sie die Mützen ab und beten leise ein paar Worte dabei. Um diese Klippe liegen nun, vom Lande größtentheils abgerissen, noch viele Klippen, theils unter dem Wasser, so daß schwer durchzufahren, theils über dem Wasser, höher und niedriger, darunter eine sehr bedeutende, von unserer Klippe, vielleicht 40 bis 50 Fuß weiter ins Meer hinein, getrennt, zwischen welchen beiden man durchfährt: da ist das Netz und die Heiligen des Einsiedlers. Diese Klippen nun bilden vom Lande aus einen kleinen Halbkreis. Hier sieht man denn auch, theils unter Wasser, theils an Klippen mitten aus dem Wasser hervorragend, theils am Ufer viele gemauerte Ueberreste irgend eines Gebäudes, das eben „la Scuola di Virgilio" heißt. Wahrscheinlich aber gehörten alle diese Mauern wol einst zur Villa des Lucullus, da nicht weit von hier noch die Ueberreste der drei Amphitheater zu sehen sind (d. h. auf dem Plane des Ufers), die zur Villa gehörten und eine Idee geben, wie prächtig sie gewesen sein muß. An diesen Mauern im Meer will man kürzlich eine Inschrift gefunden haben, aus der hervorgehe, daß dort ein Tempel der Fortuna war. Freilich zu der Zeit wol noch nicht so vom Meer bespült, da wahrscheinlich das Ufer eine ganz andere Gestalt hatte und erst später so zerrissen

wurde, daß jetzt vom Wasser durchschnitten ist, was früher zusammenhing. Die Klippe nun, die größte unserer gegenüber, gab jedenfalls der Gegend hier den jetzt verdorbenen Namen, denn Klippe heißt Scoglio; doch mag es sein, daß dort vielleicht ein Lieblingsplatz Virgil's war, weil er weit über das Meer nach jener Gegend hin sehen konnte, woher er seine geliebten Helden holte, woher er vergangenen Meistertönen lauschte. Kurz, man nannte es später „Scoglio di Virgilio". Auf dieser Klippe, die eine Art Brücke bildet, führt in der Mitte eine Grotte durch, so daß sie sich dort wie ein Brückenbogen gestaltet und durch diese Oeffnung nicht blos das Meer sehen, sondern auch die Wellen durchspülen läßt. Auf dieser Klippe war zur Zeit Murat's eine Fortification, die aber jetzt ganz verfallen ist. Sonderbar sieht es aus, wenn man in diesem stillen, von Klippen umschlossenen Wasser ist, durch die erwähnte dunkle Grotte sieht, das hochaufschäumende Meer brüllen und donnern hört und den weißen Schaum bis in die dunkle Wölbung der Grotte hinein schleudern sieht, der durch ihre Risse und Fugen rinnt wie eine silberne zischende Schlange und seine Wuth in den stillen zitternden Wogen löscht. Es tobt hier das Meer immer sehr heftig, indem die ganze Wassermasse, gegen die schroffe Klippenecke anwogend, sich in den auf einmal sich verengenden Golf mit aller Macht drängt und auf diese Weise einen starken Strudel hier bildet. Ist man nun kaum aus diesem stillen Kreis heraus, so ist man auch im offenen Meer. Eine scharfe Ecke macht hier der Pausilipp, der sich plötzlich, wenn er bis hierher ziemlich gerade auf Südwest zugegangen, ganz stark gegen Nordwest wendet und dem Auge eine viel weitere Aus-

ſicht eröffnet. Neapel, ſogar der Veſuv, verſchwindet faſt ganz hinter den Klippen, nur zur Linken bleibt der Golf derſelbe, zur Rechten aber erweitert er ſich und bildet eigentlich wieder einen zweiten, den von Bajä. Zur Rechten hat man noch die Felſenwände des Pauſilipp, die hier ſehr phantaſtiſch geſtaltet, ungeheuer ſchroff und hoch und, ſei es durch irgend eine Naturrevolution oder von Anfang an, oder ſei es durch die ewig an ihren Wurzeln nagende Brandung, alle unten ausgehöhlt ſind, ſo daß ſie große, geräumige Grotten, Höhlen und Gänge bilden, in deren Dunkel die zerſchlagene Flut ſich verbirgt. Einige Höhlen ſind ordentlich wie Gewölbe, von Felſenpfeilern geſtützt und getragen. Vor dieſer ganzen Wand iſt das Meer voll abgeriſſener Felsblöcke. Ueber dieſelbe ragt gleich einem friſchen Kranz um ein ſteinernes Bild ein grüner Lorber-, Pinien- und Cypreſſenhain hinweg. Dieſe Wand zieht ſich wenigſtens eine Viertelſtunde lang hin, dann bildet ſie wieder eine ſchroffe Eck-, die, eine gigantiſch ſteile Klippe, aus dem Meer hervorragt und, von hier aus ſich wieder ins Land hinein biegend, ſo eigentlich erſt den Meerbuſen von Bajä begrenzt. Hinter dieſer Klippe zieht ſie ſich wieder ſo zurück ins Land, daß man ſie aus dem Auge verliert und erſt, nachdem ſie ſchon eine weite Rundung gemacht, wieder erblickt; da aber iſt es nicht mehr die ſchroffe Wand, nicht mehr der Hügelrücken des Pauſilipp: an ihn ſchließt ſich das üppig bewachſene, ſanft welligе Land von Pozzuoli, das in weiterer Ferne emportaucht und ſich in niedern Hügeln tief gegen Weſten und Süden ins Meer hineinzieht. An der äußerſten Spitze ſteigt es allmälig wieder in die Höhe und fällt dann plötzlich in die grüne

Flut. Dies iſt das Cap Miſene und eigentlich das eine Schlußende des großen Golfs von Neapel, den von Bajä mit eingerechnet.

An dieſer hügeligen Landſtraße ſieht man Bajä liegen und gegenüber Pozzuoli. Oben hinter dem Pauſilipp, wo noch Vignen und ſonſtige Vegetation ſich zeigen, liegen die Städte, jetzt kleine unbedeutende Neſter. Einſt war dieſe Gegend ein Kranz von Villen, Paläſten und Tempeln, der Lieblingsſitz vornehmer Römer, der Schauplatz vieler Scenen dieſer großen Tragödie der Weltgeſchichte. — Hinter Pozzuoli ſieht man noch den nackten, aſchenkegeligen Berg (den ſogenannten Monte nuovo) ſich erheben, der, wie man erzählt, in einer Nacht plötzlich unter Rauch und Flammen aus der Erde emporwuchs und eine ganze Ortſchaft verſchlang. — Hinter dem Cap Miſene, noch weiter ins offene Meer hinein, liegt die kleine Inſel Procida und hinter dieſer die Inſel Iſchia mit ihrem in ſchönen Contouren einfach und erhaben aufſteigenden Epomeo. Hinter dieſer Inſel breitet ſich dann gegen Süden und Oſten hin der unbegrenzte Horizont des offenen Meeres, bis ſich wieder auf ſeinem ſchimmernden Rücken die Inſel Capri gleich einem Zauberſchloß erhebt.

Das war alſo die neue, noch nicht geſehene Welt, die vor uns lag (d. h. die Form; von der Höhe des Veſuvs hatten wir ſie ſchon erblickt, aber nur wie Namen auf der Landcharte angegeben), jetzt aber zeigte ſie ſich uns in allen ihren Reizen und im ſchönſten Feiergewande. Die Sonne ſtand gerade dort, wo das Ufer, ungefähr in der Mitte zwiſchen Bajä und Pozzuoli, ſich ſo ſehr vermindert, daß es faſt nur ein ſchmaler Landſtrich erſcheint;

hier stand die Sonne im Untergehen begriffen und also im Rücken der ganzen Landschaft, so daß diese fast lichtlos war und in einem unbeschreiblichen Dufte schwamm. Es war ein bläulich violetter Duft, durchglüht von reinem, goldigem Schimmer, der hin und wieder fast ins Purpurne spielte, und bald herrschte diese bald jene Farbe vor, je nachdem er näher oder ferner dem Auge war. Blaugrünlich, wie ein verklärter, im Aether sich auflösender Traum erschien Ischia und über die Höhen des Epomeo streiften noch die Abendsonnenstralen. Dunkel blaugrau lag Procida davor; durch seinen schattigen Duft zogen sich schon Ahnungen einer purpurnen Nacht und nur noch an den weißen Häusern glühte das Abendgold. Noch näher aber zog ein goldig lillagrauer Schimmerduft, in dem der Meerbusen von Bajä und das Cap Miseno lag, bis Pozzuoli. Auf den Gebäuden von Pozzuoli tanzte noch der Sonnenstral und noch glänzten hin und wieder einzelne Fenster; dann plötzlich trat vor diesem wieder tief dunkel die Klippenwand des Paußilipp hervor. Nur oben noch wand die Sonne durch den grünen Waldrand ihren zärtlichen Stralenschmuck. Das Meer, das ringsum sonst von Glorie entzündet wogte, brauste hier nächtlich und feuchtglitzernd, aber ohne Licht. So gewaltig war die Brandung, daß unser Boot plötzlich wie vom heftigsten Sturm ergriffen auf und nieder schaukelte und tanzte. Weiter hin ebnete sich wieder die Meeresfläche in tausend Farben spielend und schillernd. Vor uns, mitten im flutenden Glorienglanz, lag ganz schwarz nächtlich die Insel Nisida, ein ungestalter einzelner Felsblock mit vielem Gebüsch, in dessen Grün das weiße Gefängniß der Carbonari und Staatsgefangenen und auch die

zur Quarantaine nöthigen Gebäude liegen, denn am Fuße dieſes Felſens müſſen die Schiffe Quarantaine halten; es lagen gerade vielleicht 30 bis 40 Schiffe, größere und kleinere dort, deren Wald von Maſten jetzt der goldene Abendhimmel durchſpielte. Alles thaten in dieſer Landſchaft die Farben, die Formen ſchwanden und ſelbſt das faſt unförmliche, häßliche Niſida ſchien von dem Zauber der Farben umgewandelt und verſchönt.

Doch jetzt füllten wir die Gläſer mit Jſchiawein und trieben ohne zu rudern ſingend und anſtoßend auf den Wellen umher; der meiſte Wein ward freilich durch das heftige Schaukeln verſchüttet, aber das gebührte dem Meer. Wie wir anſtießen und dem gefeierten Paare Toaſt über Toaſt ausbrachten, ſchienen die Wogen ſchäumend ſich höher aufzubäumen und mit zu jubeln, denn rings um uns hüpften und tanzten die von der Sonne vergoldeten Wellen. Jch hatte ſie ja beſchworen und alle zu meinem Feſte geladen die alten Geiſter, die längſt verklungenen, verſchollenen Namen, und ſo kam der ſilberlockige Nereus mit der lärmenden Schar ſeiner unbändigen Söhne; ſie ſtürmten daher auf ſchillernden Seepferden und Gethieren, ihr feuchtſchimmerndes Antlitz hoch aus ſalziger Flut empor gereckt, geſchmückt mit grünem Meergras und weißen Perlenſchnuren von Schaum. Auf ihrem trotzig gewölbten Nacken trugen ſie die zarten Schweſtern und Geliebten, die ſchlank gegliederten Nereiden, die meergrünen Haare durchwebt mit einem Netze von Sonnengold und Himmelsblau und in durchſichtige, wäſſerige Schleier von zarten Farben aller Art die zauberiſchen Glieder gewickelt. So ſah ich, ſo weit das Auge reichte, über das unbegrenzte Meer hin ihr zahlreiches

Geschlecht aus Inseln und Klippenschlössern bis an den nebelnden Horizont hervorwogen. Ein großer Festsaal war das Meer, darüber ausgespannt der Himmel als azurnes Zelt, auch von schönen, edlen Geistern wimmelnd. Wie sangen sie so süß, die Nereiden, wie kicherten sie mädchenhaft, gleich plätscherndem Wogengeflüster, und wie brüllten sie jauchzend und tobend darein, die wilden Tritonen, auf gewundenen Muscheln brausende Melodien über die weite Fläche blasend und im Triumph das ganze edle Geschlecht so vieler Helden und Sänger, so edler Männer und Frauen mit sich führend, alle entsprossen aus wellender Umarmung. Die silberfüßige Thetis voran, stolz auf den Sohn mit den unnahbaren Händen, den unbesieglichen Achilles, an dessen Brust sie geschmiegt, und alle folgten sie so, die göttlich edle Gesellschaft, und Apollo selbst spielte auf der Stralenleier die Festmelodien dazu. In seiner Glorie schwebten als weiße, goldgesäumte Abendwölkchen zärtliche Amoretten einher, die ihre flammenden Pfeile zum Tacte seiner Melodie rings über die Welt und unter die grüne Flut hinschossen.

Endlich als in die Flut die Sonne tauchte, da brachte ich noch die letzten, höchsten Gesundheiten laut aus und forderte die scheidende Sonne auf, sie mit uns zu trinken; da trank sie langsam aus dem dunkelgrünen Kelch, mit goldflutender Glorie gefüllt. — Nun war mein Fest beendet, das Meer dunkel, die goldene Glorie ausgeleert und unser Wein getrunken.

In der Grotte brannte ein Licht, das noch lange über die dunkle Fläche nach uns seine zitternden Arme ausstreckte. Endlich erglühte in mehreren tausend elektri-

schen Funken und Sternen die dunkle Fläche selbst: dasselbe Schauspiel, das ich Euch schon schilderte, so oft bewunderte und belauschte, das ich Euch so gar nicht, wie es wirklich ist, schildern kann, begann wieder und entzückt schwelgten wir in seinem wunderbaren Reize, bis wir am Molo angekommen. Hier stiegen wir aus, berauscht von dem gehabten Entzücken des Tages, vom Wein und Wogengeschaukel, und um unsere Lustfahrt würdig zu beschließen, zogen wir in den Sicilianischen Keller, wo wir des hohen Paares und aller Lieben Wohl noch einmal tranken. Hier im düstern, leeren Gewölbe, unter todten Weinfässern, nur mit drei Freunden allein, dachte ich an Euch und schrieb Euch dieses.

Ich schicke Euch hier also noch einige Blätter aus Neapel; ich hätte Euch aber all das langweilig tolle Zeug nicht schicken sollen, denn leider bin ich überhaupt des Ausdrucks in Worten nicht mächtig und dann habe ich das Meiste im halben Traum, im halben Taumel, von den tausend neuen und ergreifenden Eindrücken berauscht, hingeschrieben, wie es durch meine Seele wirbelte, blos für mich zur Erinnerung. Darum soll dies auch das Letzte von hier sein.

Rom.

Den 6. Juli 1832.

Schon lange genug bin ich freilich in meinem ewig theuern Rom wieder angelangt, schon lange genug habe ich mich von dem tollen Wirrwarr Neapels erholt, um Dir schreiben zu können, aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach! Ich hatte so mancherlei Langweiliges hier erst zu beschicken, daß ich unmöglich Muße und Lust zum Schreiben finden konnte; ich mußte mir ein Logis suchen, auf die Polizei wegen der Aufenthaltskarte mehrmals gehen, da es jetzt ziemlich strenge ist, mußte Besuche machen, Sachen kaufen, Papier aufspannen, Leinwand präpariren u. s. w., lauter Dinge, die, wie Du weißt, nicht meine Passion sind; außerdem war es sehr heiß und dann gab es schöne Kunstreiterinnen und Reiter hier, die mir manche Nachmittagsstunde kosteten, aber wirklich auch für uns Maler unendlich lehrreiche Studien waren. Doch davon ein anderes Mal! — Du siehst, ich berichte aufrichtig und, weiß Gott! von Herzen reuig.

Den 27. Juli 1832.

Was mich in dieſer Zeit am meiſten beſchäftigt und wirklich angegriffen hat, iſt, daß ich in kurzer Zeit die beiden einzigen Bekannten, mit denen ich hier näher vereint war, verloren habe, die plötzlich nach Deutſchland zurückkehren mußten. Kaum aus Neapel heimgekehrt, bekam mein lieber Neher die Nachricht, daß es mit ſeinen Stipendien zu Ende ſei, daß ſie nicht verlängert würden und er alſo zurückreiſen müſſe. Wir waren die letzte Zeit, ſo viel es ging, noch beiſammen und ich half ihm, ſo gut ich konnte, den Abſchied von Rom erleichtern. Jedoch, was kann das helfen! Tief fühlte ich ſeinen Verluſt und Neher fühlte auch, wie weh' es mir that, ihn zu verlieren. Ohne ihn habe ich Rom bis jetzt noch nicht gekannt; wir waren während der zwei Jahre unſeres Aufenthalts hier faſt vom Morgen bis Abend beiſammen, und wer weiß, ob ich ihn jemals und wie ich ihn einſt wiederſehe. — Doch das iſt einmal das Loos des menſchlichen Lebens: finden und wieder verlieren, ewig hin- und herneigen und von einander reißen und beugen. Wie friedlich auch in einem ſtillen Bach die Silberwellen mit einander über die Kieſel hüpfen — der Bach theilt ſich und die verſchwiſterten Wellen eilen auseinander, die einen nach Norden, die andern nach Süden. Wie feindlich begegnen ſie ſich einſt oft wieder!

Doch genug, wir hatten Neapel als eine ſchöne Henkersmahlzeit unſeres freundſchaftlichen Beiſammenſeins mit einander genoſſen. Aber vollkommener wird die Henkersmahlzeit noch: Brentano, nächſt Neher mir der liebſte Freund hier, auch ein' alter Bekannter aus München,

ein Schüler Overbeck's, der treueste Mensch fast, den ich kenne, eine spiegelreine Seele, dabei anspruchlos und liebenswürdig, der auch mit uns zusammen in Neapel war und nun nach Neher's Abgang sich enger an mich anschloß, erhielt vor kurzem einen Brief des Inhalts, daß sein Vater sehr krank sei und er zu Hause kommen möchte. Er packte schnell zusammen und nach acht Tagen brachte ich ihn Mittags bis nach Ponte molle, wo wir Beide zusammen, kurz vorher, unserm Neher das letzte Lebewohl zugerufen.

So bin ich ganz allein jetzt, überhaupt der einzige noch von unserer neapolitanischen Reisegesellschaft hier, denn Meier ist auch nach Deutschland heute abgereist. Rom wird wirklich leer von Deutschen, von meinen Bekannten sind in den letzten Monaten beinahe zwanzig abgereist und täglich reisen noch mehr. So beschäftige ich mich mit meiner Arbeit zunächst, dann mit der göttlichen Natur, mit der alten und der jetzigen Welt, so viel von letzterer an mir vorüber eilt als tragikomisches Intermezzo. Aber eine treue, liebe, unterhaltende Gesellschaft ist mir jetzt auch die Erinnerung an meine Heimat und meine Lieben.

Vielleicht misbilligt Ihr, daß ich noch in Rom bleibe, aber weiß es Gott, lange wollte ich auch schon fort, nur muß ich erst die Studien alle zu meinem Bilde hier gemacht und vollendet haben, ehe ich fort darf, da ich diese ja nirgend anderswo machen kann. Uebrigens ist auch das Wetter hier so schön gewesen, wie man es nur wünschen kann; diese Nacht, wo ein heftiges Gewitter war, abgerechnet, haben wir in sechs bis acht Wochen keinen Regen gehabt und sogar nur wenige wolkige Siroccotage,

ſonſt immer reinen Himmel, freilich ſehr heiß, da die Hitze hier auf den höheren, freieren Punkten bis zu 30 Grad geſtiegen und mithin in den eingeſchloſſenen Straßen der Stadt noch ärger war. Man ging aber erſt Abends aus und die Abende, beſonders vergangene Woche die Mondnächte, waren zauberiſch ſchön. Nur ganz wenig von einer ſanft fächelnden Nachtluft abgekühlt, dabei aber von tauſend Wohlgerüchen gewürzt, ſchien wirklich der Sternenhimmel ein unendliches Blumenbeet, von dem dieſe Düfte niederträufelten, während in deren himmliſche Accorde einſtimmend der Mond wie der ſorgſame Gärtner dahinzog. Der Abendhimmel glühte die letzte Zeit in einer Schöne und glorienvollen Pracht, wie ich es lange nicht geſehen, ſo tiefe und flammende Purpurlichter goß er über die ſchon dunkle Welt. Nächſtdem, daß das Wetter ſo ungemein ſchön, befinde ich mich auch, Gott Lob! recht wohl ſeit meiner neapolitaniſchen Reiſe; freilich ſo friſch und kräftig wie in Neapel fühle ich mich nicht, ſeit ich in dieſer Hitze arbeite und das Leben nicht mehr als blos zum Genuß geſchaffen betrachte; aber ſo wohl wie in Neapel habe ich mich auch niemals in meinem Leben gefühlt, deshalb, wenn mir auch Neapel viel Geld gekoſtet, dauert mich daſſelbe nicht, denn viel gelernt und geſammelt habe ich für meine Kunſt und in jener Wunderluft meinen Körper förmlich neu geſchaffen, denn vorher ſchien ich, was alle mir auch jetzt geſtehen, dem Grabe näher als dem Leben. Einen leichten Ausſchlag haben die Seebäder in Neapel bei mir hervorgerufen, den ich aber nicht zu vertreiben ſuche, obſchon er mich wie Neſſeln brennt, ſobald ich ſchwitze, indem er gewiß äußerſt wohlthätig iſt. Ich wohne jetzt hier vom-

rós und Milde wird sich wundern, wenn Ihr ihm das Haus nennt: es ist nämlich die Casa Bartholdi, ein großer Palast an der Ecke der Via Sistina und Trinità da Monti; das nämliche Haus, in dem Overbeck, Cornelius und Veit die Geschichte Josephs gemalt. Ich wohne unmittelbar über diesem Zimmer, im obersten Stock des Palastes, sehe unter mir ganz Rom auf seinen sieben Hügeln gelagert und kann, wann ich mag und will, an den schönen Bildern von diesen deutschen Meistern mich erfreuen; auch ist an und für sich hier schon die gesündeste Luft und bis zu meinem Thurm kann vollends keine Aria cattiva u. s. w. dringen.

Meinen Geburtstag habe ich dieses Jahr, Gott Lob! einmal vergessen, so daß ich den Tag recht ruhig und heiter, ohne die bittern Geburtstagsgefühle verlebte, die mich voriges Jahr gequält. Ich war eigen feierlich und ernst den ganzen Tag gestimmt, bis mir Abends auf dem Spaziergang einfiel, daß es der 18. Juli sei. Jedoch wußte ich es nicht gewiß, fragte deshalb einige Andern und als ich es bestätigen hörte, ging ich mit Brentano in eine Kneipe und trank einige Flaschen Wein. — Noch Eins: Bei Campe in Hamburg wird dem Vernehmen nach ein Trauerspiel unter dem Titel „Julius Cäsar" gedruckt; der Verfasser ist ein gewisser Arnd, der sich schon seit drei Jahren hier in Rom aufhält und seit anderthalb Jahren fast zu meinem täglichen Umgang gehört, weil ich ihn gern habe, denn er ist ein sehr gebildeter, belesener und gescheidter Mann und hat einen freien, männlichen, festen Sinn für alles Rechte, Schöne und Hohe, wenn er auch durchaus kein Enthusiast, sondern ein höchst kalter Mensch ist. Schreibt mir doch einmal, was W.

von dem Stück ſagt, wenn er es ſchon kennt; ſonſt laßt es Euch doch einmal geben. Ich kenne noch nichts Literariſches von Arnd und bin ſehr neugierig darauf. Er iſt auch, ſeit Neher fort iſt, mein täglicher Begleiter auf Spaziergängen, denn ich mag noch ſo weit, noch ſo ſpät Nachts und an noch ſo abgelegene und ferne Stellen gehen, faſt immer treffe ich ihn und, ſeit das Schickſal uns ſo gepaart, ſcheint ihm das zu gefallen; er holt mich jetzt faſt jeden Abend bei Dunkelwerden ab.

Den 8. October 1832.

Endlich haben wir October und die fürchterliche, bangmachende Aria cattiva, ſowie die ſchlechte Zeit iſt vorüber. So leidlich im Ganzen bis hieher dieſe Zeit war, ſo war ihr Ende doch unerträglich; der giftigſte Sirocco Tag und Nacht, ſo daß ich vor Bangigkeit des Nachts nicht mehr ſchlafen konnte. Doch hielt ich glücklich aus und blieb geſund, bis vor kurzer Zeit, wo mich eine leichte Erkältung gepackt hat. Sonſt pflegt nach dieſer ſiroccoſen Fieberzeit eine Zeitlang Regen und dann der herrliche, balſamiſche, geſunde Herbſt einzutreten. Dies Jahr aber, wenig Gewitterregen abgerechnet, haben wir ſeit Anfang Mai eigentlich keinen Regen gehabt und unmittelbar nach dem heißeſten Sirocco, Mitte September, trat des Morgens und Abends ſolche empfindliche Kälte ein, wie bei uns, wenn es zu frieren anfängt, während bei Tage die drückendſte Schwüle war, bei welchem plötzlichen Wechſel ſich ſehr Viele tödtlich erkälteten. Doch der October iſt jetzt da und mit ihm das ſchönſte Wetter. Schon

tobt und tollt das bachantiſche Volk, die Weiber wie raſende Mänaden, durch die Straßen und Villen, und da will ich mit toben und meine Erkältung, die mir noch im Körper herumſchleicht, vergeſſen. Trautig ſieht aber dieſes Jahr die Natur jetzt ſchon hier aus, Alles iſt welk und verbrannt von der großen Dürre und Regenloſigkeit, Alles iſt ſchon winterlicher als wol bei uns. — Es hält ſich jetzt hier ein deutſcher Arzt auf, der hat in ſeiner kurzen Praxis die Pyramide ſchon fleißig bedacht; vor ein paar Tagen iſt erſt wieder ein junger Deutſcher, ein Gelehrter, geſtorben. Wenn Dr. Hahn nicht bald kommt, um, weil die Deutſchen durchaus nur einen deutſchen Arzt wollen, ihnen eine beſſern Beiſtand zu bieten, ſo möchte jener die Reihe hier ſehr lichten.

Neues wüßt' ich Euch nichts zu ſchreiben. Bemerken will ich aber, daß ich fleißig arbeite und ſehr zurückgezogen ſeit einiger Zeit lebe. Morgens vor Tag ſtehe ich auf, da unmittelbar das erſte Tagesgrauen mir ins Bett ſcheint, und kaum öffne ich die Augen, ſo ſehe ich auf dem dunkeldämmernden, matten Goldgrund des morgendlichen Horizonts die dunkel violetten Albanergebirge liegen und vor ihnen die noch ganz in ſchweigſamen Schatten gehüllte Stadt. Beim Ankleiden und einigen Beſchäftigungen, die ich noch vornehme, ſehe ich über die ſchönen Berge die goldige Aurora hinhüpfen; der weiße Tagesſchimmer flieht ſchüchtern vor ihr, Heſperus eilt flüchtig dahin und der ſchweigſamen, heimlichen Dämmerungsſtunde folgt die mit goldener Stimme zu Leben und Thaten aufweckende Aurora. Titan ſcheint ſein weißlockiges Haupt nach ihr zu richten und ſeine Nebellocken verhüllen für einen Augenblick die Welt; — aber mit

flammend goldtönendem Hufſchlag ſpringen die Feuerroſſe der Sonne vor, in Glorie erklingt die Welt von ihrem Hufſchlag, die Nebel ziehen in weißen, ſilbernen Streifen durch die aufwachende Welt, goldene Lichter zittern durch das Dunkel, die Berge werden duftiger, ätheriſcher, und Roma liegt wie der Schatz eines Zauberers goldfunkelnd unter mir. — Dann gehe ich ins Café, mache einen kurzen Spaziergang und dann gehts an die Arbeit. Mittags bleibe ich gewöhnlich zu Hauſe und eſſe Eier oder etwas Aehnliches. Nachmittags arbeite ich wieder bis gegen Sonnenuntergang, dann aber gehe ich aus und begleite ſie, die den ganzen Tag meine einzige Geſellſchaft iſt, zur Ruhe. Lange ſehe ich ihren goldenen Spuren an dem weiten Himmel und auf der dunkeln Erde nach, lange lauſche ich ihrem Abſchiedsgeſange noch, bis endlich die Nacht heraufſteigt und Alles verhüllt. Dann gehe ich noch eine Zeitlang durch einige Straßen, eſſe und begebe mich zu Hauſe.

Den 20. October 1832.

Endlich muß ich Ihnen ſchreiben, um von Ihnen einmal wieder einen Brief zu erhalten, an dem ſich meine durſtige Seele erquicken kann. Lange genug iſt es, daß Sie hier waren, und wahrlich längſt ſchon hätte ich Ihnen gern geſagt, wie ſehr die Tage Ihres Aufenthalts mir werth waren und daß ſie mir immer unvergeßlich bleiben werden; ſie gehören zu den wenigen Freudentagen, die in dem ſchwarz gedruckten Kalender meines Lebens mich mit bunten freundlichen Zügen anblicken. Mit dem

innigsten Entzücken labe ich mich noch jetzt an der Erinnerung jener Tage, an dem vielen Schönen, das wir zusammen genossen und das ich deshalb doppelt und mit ganz neuen Reizen genoß. Segenreich, wohlthuend waren jene Mittheilungen für mich; wie sehr ich deren bedürftig, wie lange ich darauf gehofft, konnten Sie daran erkennen, daß von dem Augenblick an, wo Ihre lieben Züge, Ihre theuern Klänge mir wieder so freundlich und liebreich entgegenkamen, auch alle Riegel meines Herzens gelöst waren und Alles, was darin verschlossen, Ihnen entgegen sich drängte, wie die Kinder, wenn ein lieber Freund zurückkehrt, ihm entgegen- und an den Hals eilen. Wol oft mag es Ihnen zu viel geworden sein, doch ich mußte die wenigen Tage benutzen. Wie freute ich mich, fand ich meine Ansichten, Urtheile, Ideen und Gefühle bei Ihnen widerklingen, denn diese erhielten dadurch erst Sicherheit, wie uns das Spiegelbild erst Dasein, was gut oder mangelhaft, deutlicher zeigt. Wie entzückte mich es, wenn durch Ihre Mittheilungen Ideen sich klar zu Worten und Begriffen gestalteten, die bei mir lange dunkel empfunden geschlummert hatten, wie ferne Töne, deren Laute wir wol fühlen, aber nicht unterscheiden können. Wie tröstend war es mir, bei Ihnen noch jenes heilig ernste, männliche Interesse, jene blühende, fruchtbare Liebe für alles Wahre, Große und Schöne zu finden, die mich sonst so sehr an Sie gefesselt hatte und die ich hier in Rom, fast bei allen meinen Bekannten, vermisse. Denn, unbegreiflich ist es, hier in Rom, wo das nie verklingende Echo der größten Vergangenheit, der ewig blühende Frühling der schönsten Kunstperiode, die herrlichste, reichste Natur, den Geist

höher anregen sollten, hier gerade sind die Menschen, an die wir ihres Berufs wegen höhere Anforderungen machen könnten, im Allgemeinen ordinairer und leerer, als irgendwo. Die Mehrzahl, ohne höhern Trieb, ohne ernstes Streben und edle Absicht, arbeitet nur maschinenmäßig fort, um zu leben und ausruhen zu können von der Arbeit, die ihnen mehr eine Nothwendigkeit als eine Freude scheint. Die Ausnahmen von dieser Masse bieten auch keine sehr wohlthätige Genossenschaft; denn die Gemeinheit des Haufens erkennend, steigen sie, um aus diesem Sumpf sich zu erheben, die Leiter der Sentimentalität hinauf, bis auf die höchste Stufe. Hier, um nichts Häßliches unter sich zu sehen, drücken sie die Augen zu, wollen nichts mehr sehen und leben nur in ihrer Einseitigkeit, oder blicken thatlos schmachtend, frommängig in das neblicht leere Gebiet der Sehnsucht. Andere, sich besser als den Haufen fühlend, bekommen dadurch eine so furchtbare Arroganz und herzlose Härte, daß sie Alles schmähen und verdammen und nichts ihnen heilig ist. Da mir diese beiden Extreme höchst zuwider, so habe ich mich denn, seit auch Neher fort ist, förmlich ganz von der Künstlergesellschaft (d. h. der deutschen, über die andere kann ich nicht urtheilen, da ich sie zu wenig kenne) zurückgezogen. Lernen kann man hier nur von wenigen Lehrmeistern und diese besuche ich denn mit allem Eifer, so oft ich kann und das Bedürfniß fühle.

Das ist mein Umgang und zwar ein erquicklicher, segensreicher. So gehe ich wie ein frommer Wallfahrer herum zu allen den Plätzen, wo ich mit Ihnen gewesen und die dadurch wirklich mir lieber geworden sind; es ist, als hörte ich plötzlich an derselben Stelle noch die Worte, die

mir zusammen dort wechselten, und die ganze Vergangenheit wird wieder lebendig in meiner Seele. So gehe ich gern durch die Säle des Vatican, wo wir einst einen ganzen Vormittag zusammen waren; steige in die Sixtina und durch die Stadt und sehe mir die alten Häuser und Kirchen an, die mich dann eigentlich mit ihren dunkeln, tiefen Fensterangen nach Ihnen zu fragen scheinen. Oft freilich auch erscheint mir in meiner einsamen Armuth die ganze Zeit als wie ein leichter, schöner Traum. — Während jener Zeit habe ich klar und deutlich empfunden, daß gemeinschaftlich mit einem Andern, der zu genießen versteht, verdoppelter Genuß und mir Mittheilung und gegenseitiger Austausch zu sehr Bedürfniß ist. Daher ist mir jetzt in meiner Einsamkeit auch oft das Herz so voll, daß es zerspringen möchte, hätte ich nicht meine Arbeit, die ich es entgelten läßt, indem ich mich ihr anschließe. Schriftlich mir Erleichterung zu verschaffen, ist leider nicht meine Sache. Erstlich schreibe ich so unleserlich, daß es Niemand lesen kann, und so weitläufig, weil mir die Sprache zu wenig zu Gebote steht, daß es Jeden ermüdet. Dann wollte ich erst gern weiter mit meinem Bilde sein und hatte auch Ihnen persönlich bis jetzt wenig zu berichten. Denn hatte ich Ihnen auch Vieles, Vieles aus Neapel zu sagen, so schrieb ich das fast Alles in jene Blätter mit, die namentlich übers Ganze größtentheils an Sie gerichtet waren und woraus, wie ich mir leicht vorstellen kann, Ihnen meine Schwester in einem weniger ermüdenden, kurzen Auszug Alles mitgetheilt haben wird, was Sie interessiren konnte.

Öfters ist es mir unmöglich, auf das Einzelne in jenen Blättern zurückzukommen, und zwar nicht aus Rücksicht

auf Sie als auf mich, kann ich mir doch nicht einige Rückblicke auf meine Reise nach Neapel versagen, und es sollte mich freuen, wenn sie, wie ich hoffe, freundliche Aufnahme bei Ihnen fänden. Daß mir in Neapel im Museum und namentlich in Pompeji und Pestum auf einmal eine neue Seite der Kunst sich entfaltet, werden Sie sich denken können; wie ich aus den antiken Werken in Rom und andern Städten geahnet hatte, daß sie einst müsse das Leben durchwebt und durchglüht haben, das fand ich hier in den Spuren klar bestätigt. So hatte ich aus der Geschichte des Alterthums mir das Leben ihrer Kunst in ihrem Leben gedacht und fand es hier vergewissert. Pompeji liegt da, wie eine Leiche, wie eine zerstörte Leiche freilich, aber doch immer unverweset; die Jugendfrische und Blüte, die Lebensfarbe scheint noch überall vor und nur fehlt das Leben selbst, das einst diese Farbe schuf. So gewaltig mir in Rom, so bewunderungswürdig erhaben das mittelalterlich italienische Kunstleben sich entfaltete, so blühend reich, so entzückend und lockend breitete hier die antike Kunst ihr ganzes Wesen aus; sie war nicht blos eine Kunst, die durch ihre Kunststücke amüsirt und davon lebt, wie unsere jetzt, sondern sie war wahrhaftig das schöne, reiche Kleid einer schönen, reichen Zeit, Bedürfniß des Lebens, nicht blos Luxus. Das sieht man freilich hauptsächlich in Pompeji, nachdem man sich erst hinein gefunden in die wirrwarrige Aufstellung daselbst und in das Museum zu Neapel. Diese Aufstellung macht dem feinen Sinn, der klaren Einsicht und dem Verstande unserer Zeit wenig Ehre; fast kommts mir vor, als wenn Einer, um einen Menschen zu curiren, ihn erst alle Büchsen einer Apotheke durchprobiren läßt.

Es gehört wahrlich eine Uebung dazu, blos Das ansehen zu lernen, was man anzusehen hat, und das Andere zu übersehen. Vorzüglich entzückt hat mich, wie so würdig ernst aus allen Sachen der ausgebildete, vollendet schöne Geist hervorblickt, der jene Zeit so ganz beseelte, bis in ihre kleinsten Verhältnisse. Nächstdem überraschte mich der gesunde Geschmack und der feine Tact, mit dem die Sachen vorgetragen sind und der selbst in jenen noch durchblickt, die schon in ihrer Form einen starken Beischmack vom Barocken haben. So sollten alle Zimmerverzierungen behandelt, gedacht und angeordnet sein, ganz angemessen den Räumen, nicht zu viel, noch zu wenig, weder durch Unbedeutendheit langweilend, noch durch zu große Prätensionen das Auge zum Anschauen mit Gewalt zwingend; anspruchslos wollten sie leere Räume, wie die kahle, nackte Wintererde der Schöpfer, nur mit dem bunten Frühlingskleid ausschmücken und wer durch ihre einfachen Farben- und Formen-Melodien angezogen ihnen lauscht, der wird einen reichen Schatz von Ideen und Gefühlen finden. Unter den einzelnen Werken muß ich wenigstens des Hauses von Castor und Pollux, des tragischen Poeten und noch einiger Anderer erwähnen; alsdann in den Studien der Bruchstücke früherer und älterer Verzierungen und einer Menge einzelner Bilderchen, vor Allem aber der vier Centaurengruppen und einiger schwebenden Faunen und Bacchantinnen, die wirklich den besten Werken an die Seite gesetzt werden können. Einige haben in der Farbe wahrhaftig einen tizianischen Hauch, trotz dem daß sie mit den unbedeutendsten Mitteln hervorgebracht sind; andere hingegen, d. h. die meisten, haben mehr die Färbung und Modellirung des Mi-

chel Angelo'ſchen jüngſten Gerichts, einfach, wahr und leuchtend in der Farbe, aber mit ſehr tiefen, etwas braunen Schatten, ſtark und kräftig modellirt.

Unbegreiflich iſt mir, daß Rafael die Sachen nicht kannte, da ſowol in Arabesken, als in den Bildern die Art zu zeichnen und zu bewegen, dann hie und da auch die Köpfe, ſogar der Kopfputz, Zeichnung, Färbung und oft die Gewänder ganz an ihn erinnern und man glauben möchte, Aehnliches ſchon einſt von ihm geſehen zu haben. Ich habe eine Menge von den Bilderchen, ſowol ernſte wie komiſche, gezeichnet (freilich nur flüchtig). Sollte es Sie freuen, einige davon zu beſitzen, ſo werde ich Ihnen, wenn ſich einmal eine Gelegenheit dazu darbietet, eine Auswahl ſchicken. — So freute mich beſonders eine ganze Folge einzelner, auf einem Thyrſus tanzender, muſicirender Faunen, die auf ſchwarzem Grunde, ſilhouettenartig, nur mit zwei Farben, roth oder grün, gemalt ſind, aber reich, vollendet und ſchön in dem fein gezeichneten Contour. Womit nun die Alten gemalt haben, das habe ich ſowol in Pompeji als in Neapel vielfältig heraus zu finden geſucht, aber vergeblich; jedoch die Farben, die man in Pompeji in Töpfen vorräthig findet, ſcheinen bloße einfache Waſſer- oder Freſcofarben geweſen zu ſein; demnach war doch wol das Bindemittel in der Wand oder in dem Material, mit dem man die Farben auflöſte und verſetzte, und würde gewiß noch durch eine genaue und ſorgfältige Nachforſchung ein erfreuliches Reſultat zu erlangen ſein. Uebrigens bin ich darin Ihrer Meinung, daß die meiſten Sachen nur Nachbildungen früherer ſind, denn die vielen Spuren von Barockem zeugen ſchon ſo ſehr von einem verderbten Geſchmack,

daß kaum anzunehmen iſt, daß Leute, die ſo ſchön empfinden, denken und bilden konnten, dieſer häßlichen Mode der Zeit gehuldigt haben ſollten. Sie gleichen den verſpäteten Blüten, die ſehr zeitig ſchon auf ihren Blättern Schnee und Eis wider ihren Willen tragen müſſen. Jedoch ſcheinen mir dieſe Sachen beſſer mit einer todten Sprache verglichen werden zu können: iſt ihr Geiſt auch ſchon längſt todt, ſo braucht man doch noch die Worte, aber ohne ihren Sinn und ihre Schöne zu empfinden; ſo, glaube ich, von Jugend auf einmal heimiſch und eingeweiht in dieſen ſchönen Formen, brauchte man ſie unbewußt, inſtinctmäßig noch lange fort, obſchon der Geiſt dieſer Kunſtperiode längſt ſchon verloſchen war. In der That ſcheinen mir wenige Dinge ganz eigene Schöpfungen jener Zeit, ſondern vielmehr Reminiscenzen und Nachbildungen früherer, allgemein beliebter Gegenſtände zu ſein, die aber den Einfluß einer ſpätern, ſchlechtern Mode ertragen mußten, gleich einer ſchönen volksthümlichen Muſik, die ſich durch viele Zeiten erhält, aber immer mit neuen Variationen vorgetragen wird.

Nächſt den Malereien intereſſirten mich am meiſten die Bronzen, ſowol die Kunſtſachen als Geräthſchaften. — Doch darüber habe ich ſo weitläufig geſchrieben, daß ich unmöglich mehr davon ſagen kann. Gezeichnet habe ich auch von dieſen Manches, unter andern die kleine Fortuna in den Studien zu Neapel, und außerdem ſowol dort, wie in Pompeji manche Tiſche, Vaſen u. ſ. w., für mich und für Sie, wenn ſie Ihnen gut genug ſein werden. — Ach, könnten wir uns doch nur ein paar Stunden lang ſprechen, wie Vieles hätte ich Ihnen zu zeigen, zu ſagen, Sie zu fragen, was briefflich viel zu weit führt,

ich würde mich in ein Labyrinth hinein ſchreiben, aus dem ich mich nicht wieder heraus fände. — Unter den Moſaiken ſind viele ſchöne Sachen, deren ausgezeichnetſte die große Alexanderſchlacht iſt; jedoch muß ich ſagen, daß ich ſie trotz ihrer meiſterhaft ſchönen Vollendung etwas außer dem Styl der Moſaik finde. Da die Moſaik, namentlich bei Fußböden, gewählt wird, um der Verzierung größere Dauerhaftigkeit zu geben, ohne die Ebenheit der Fläche zu unterbrechen, ſo ſollte auch Beides immer vorherrſchend durchleuchten; daher glaube ich, um dieſen Charakter auszuſtrecken, ſollten alle Verzierungen immer flach (baſtreliefartig) gehalten werden und, da ſie aus einzelnen gleichförmigen Stückchen beſtehen, ſollte man immer ſuchen, alle Verzierungen mehr in einem architektoniſchen Styl zu halten. Die Farbe erlaubt eine willkürlichere, ungebundenere Behandlung, da ſie ein nachgiebiges Material. Wo ich aber eben, weil ſie nicht ausreicht, ein anderes Material wähle, ſoll ich dieſes auch zeigen und ſeinem Charakter gemäß behandeln. Eine Moſaik, die wie ein Gemälde täuſchend ausſieht, würde ich mich immer ſcheuen zu betreten; daher glaube ich, wenn auch größere Gegenſtände und Darſtellungen in dieſer Art ausgeführt werden, müſſe man nie ein Gemälde dadurch zu erſetzen ſtreben, das aber ſcheint mir bei dieſer Moſaik etwas die Abſicht zu ſein. Uebrigens iſt ſie herrlich componirt, einfach, ernſt und vortrefflich gezeichnet und gefärbt, namentlich die Pferde.

Ueber die Statuen ſchreibe ich Ihnen nichts, davon werden Sie vielleicht ſchon zu viel gehört haben, wie auch über die Gemälde; ſonſt aber wäre in Neapel nichts Bemerkenswerthes, denn ich muß ſagen, in architektoni-

scher Beziehung habe ich noch keine uninteressantere Stadt gefunden; man findet die armseligste Art zu bauen, die größten Paläste scheinen nur interimistisch aufgeführte Scharren und in derselben Art finde ich auch die Aufstellung des Museums. Nur ein bis drei neuere Häuser sah ich, die mir gefielen, besonders eins, das der Beschreibung nach von Ihrem B. war, den ich leider nicht kennen lernte.

Doch nun genug von Neapel; ich habe sehr frohe sechs Wochen dort verlebt, viel an Sie gedacht und, wie ich glaube, viel gelernt, sowol aus der Natur, wie von den Kunstschätzen. Ich habe fleißig skizzirt, was mich doppelt wundert, da ich immer ein Gefühl hatte, als dürfe man in dieser Umgebung nichts Anderes thun, als nur das Leben schwelgend genießen, da ja Alles dazu einlader. Auch meiner Gesundheit war dieser Aufenthalt sehr vortheilhaft, ich befinde mich wohl seitdem, obschon ich vorher, namentlich nachdem Sie fort waren, hier sehr kränkelte.

Nachschrift.

Den 14. November.

Lange hat dieser Brief gelegen; jetzt aber nur noch wenige Worte und dann will ich schließen, damit er fortkommt. Schon sind es vier Monate, daß ich hier bin, und noch habe ich Ihnen nicht geschrieben, obschon es mir wahrhaftig nicht an einsamen Stunden fehlte, die ich aber größtentheils mit meiner Arbeit oder damit ausfüllte, daß ich zur Erholung entweder in der herrlichen Natur spazierenging, oder mich herumtrieb in den bunten Zaubergärten der Kunst. Fast alle Sonntag Mor-

gen hielt ich meinen Gottesdienst in der menschenleeren, aber geistervollen Sixtina, wo ich bis Mittag eingeschlossen diesem Hochamt der Kunst beiwohnte. Dann ging ich zur Erholung, Erquickung und Stärkung der Seele in das leben- und freudenvolle Labyrinth der Farnesina. Alle Donnerstag war ich im Vatican oder Capitol und wann ich in der Gesellschaft dieser göttlichen Werke der Natur und Kunst mich befand, so hatte ich Sie im Gedanken immer zur Seite. So ist der Sommer hingegangen; nebenher habe ich mich viel mit dem Studium der alten Geschichte und Mythologie beschäftigt. — Reber ist fort, er war unter den jungen Künstlern in Rom fast der Einzige, bei dem ich Das fand, was ich suchte und verlange von einem Künstler unserer Zeit, sowol in Hinsicht auf Kunst als Leben. Die Andern hier sind, wenn auch unter ihnen viele Leute von Gaben, doch fast alle unreif oder überreif und faul in ihren An- und Absichten; die Mehrzahl treibt ein Wuchergeschäft mit der Kunst und sieht in ihr nur die melkende Kuh.

Ihr Bild hat durch die größere Ausführung große Aenderungen erlitten, selbst in der Composition; doch hoffe ich, Sie werden sie billigen, da wir doch so ziemlich einerlei Meinung sind und andere Leute, auf deren Urtheil ich etwas gebe, sie sehr gelobt und genehmigt haben. Lange habe ich versucht, gezeichnet, zerrissen und verworfen, weil ich gern der Skizze, die Sie einmal kannten, so nahe als möglich bleiben wollte; doch war diese Skizze anfänglich so unüberlegt hingeworfen, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, Alles unverändert zu lassen; ich entschloß mich endlich und änderte. Die Idee ist ganz dieselbe geblieben; Overbeck selbst, obgleich

er kein Freund nackter Figuren und solcher Gegenstände ist, war doch sehr zufrieden damit und lobte die Auffassung, Anordnung und selbst die Zeichnung sehr, nur wünschte er in manchen Theilen etwas weniger Fülle und die Delila, so schön sie auch gezeichnet, des Anstands halber etwas bekleidet. Uebrigens meinte er, ich hätte den Moment richtig gewählt und klar ausgesprochen; auch lobte er, daß ich mich dabei bemüht hätte, das Ganze ernst und alttestamentarisch zu halten und ihm dadurch eine tiefere Bedeutung zu geben, indem er nicht damit einverstanden sei, daß so Viele blos strebten, eine ganz gewöhnliche, romantisch lüsterne Scene, eine Art Genrebild aus diesem Gegenstande zu machen. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen da ein Lob auf mich schreibe, und nehmen Sie es nicht für Eitelkeit! Sie wissen, daß ich selbst sehr gut weiß, wie viel man auf Overbeck's Lob geben kann; aber dennoch hat es mir wohlgethan und mich beruhigt; möchte es nun auch Sie beruhigen über die Veränderungen, bis ich Ihnen bei Gelegenheit eine kleine Skizze schicken kann.

Die Delila ist ganz dieselbe geblieben, jedoch der Simson lag zu unnatürlich, zu gezwungen und war obendrein zu sehr Wiederholung ihrer Stellung; daher habe ich ihn ganz geändert und die Philister etwas bedeutender gehalten. Ob ich nun die Delila bekleiden soll oder nicht, hängt von Ihnen ab.

Neues wüßte ich Ihnen wenig zu sagen. Rom ist ganz dasselbe noch, derselbe schöne Himmel, dieselbe ernste, tragisch schöne Welt und Natur, die Menschen dasselbe angenehme, lustige, anschauende Volk. — Wolf ist Professor in München geworden und der alte Eberhard wird

dafür quiescirt werden. Weissenburg gibt Müller's Nachlaß heraus, mit einer Rom und das Kunstleben darstellenden, kurzen, einleitenden Biographie Müller's. Es sollen sehr interessante Sachen darin sein; ich hoffe nächstens Manches davon zu lesen.

Lassen Sie sich nicht erschrecken, daß mein Bild zu groß wird, es bleibt immer ein freundliches Zimmerbild, und zu meiner Uebung werden Sie mir gewiß erlauben, daß ich es so groß mache, um so viel als möglich in jeder Hinsicht dabei zu lernen; denn nicht leicht wird mir wieder ein Gegenstand und Hülfsmittel geboten, wobei ich so viel lernen könnte. — Schon ist mirs wie Schuppen von den Augen gefallen, ich habe einen ganz andern Blick in die nackte Formenwelt bekommen, ich fühle mich jetzt zu Hause darin und von Tag zu Tag mehr. Wollte Gott, daß ich, so lang mir diese Mittel zu Gebote stehen, mehr solche Aufträge hätte, dann würde ich mir die Formensprache bald so wie meine Muttersprache aneignen und vielleicht einst Meister darin werden. Von Overbeck soll ich Sie grüßen. Er wollte mich diesen Sommer durchaus katholisch machen; erst gab ich ihm vielleicht Hoffnung, nachdem ich mich aber einige Male entschieden gegen ihn erklärt, natürlich mit aller Schonung, so gab er mich auf und bekümmert sich seitdem um meine Kunst auch nicht so viel mehr, wie er es mit Jedem macht, der nicht seines Glaubens ist. Mich grämt das nicht sehr, da wir in jeder Hinsicht zu verschiedener Ansicht sind, sowol über Leben als Kunst; denn so sehr ich seine Gaben schätze, so ist der Mann doch bei den schönsten Gaben zu einseitig. Gewiß wäre er fähig, ein sprudelndes, gesundes, kräftig schönes Leben seinen Werken zu

geben, mehr Formen- und Farben-Fülle und Schöne, aber aus Grundsatz verachtet er es, als zu materiell, ohne zu bedenken, daß doch nur durch die Form und den Sinnenreiz die Kunst vernehmlich reden kann und daß in diesem Sinne doch alle die Alten gedacht und geschaffen haben. Er redet nur von jungfräulichen und geistigen Formen; Rafael ist ihm zu materiell. Eine jungfräuliche Form ist nach meiner Meinung die, die in höchster, reinster Blüte der Schöne und Gesundheit, durch keine Beimischung menschlicher Absicht entheiligt, sich zeigt, und diese haben gewiß Rafael und die Antiken am meisten und reinsten gegeben, mehr als Fiesole und van Eik's Miniaturen.

Ich war kürzlich wieder bei Overbeck, wir stritten uns aber heftig über dieses Kapitel und die antike Kunst, im Vergleich zur mittelalterlichen; denn er ist der eifrigste Vertheidiger des Nachäffungstriebes mittelalterlichen Kunstsinnes, sowol in Bauwerken, als Sculptur und Malerei, und nimmt diese neugothische, sentimentale Clique in München sehr in Schutz, die alles Andere verdammt und nur altdeutsche Malereien, gothisirte, verschnörkelte Bauwerke u. s. w. will. Je mehr ich dagegen sprach und namentlich sowol die antike Kunst, als die Rafaelische, Michel Angelo'sche und Bramantische als gegliederter, gediegener und reiner hervor zu heben suchte, desto eifriger wurde er, und ich muß sagen, ich hatte vorher nie bei Overbeck solche Grundsätze vermuthet. Das Alles aber kommt vom Katholicismus, weil er jene Kunst ganz richtig dessen verschnörkeltem Charakter angemessen findet, der, wie die gothischen Kirchen, vor lauter an sich schönem, reizendem Wirrwarr von Ceremonien, Verzierun-

gen und Nebendingen aller Art kaum den einfach klaren, großen Grundgedanken noch erkennen läßt. Doch zu Overbeck! Er hat faſt noch nichts weiter gemacht, ſeit Sie hier waren, als was Sie geſehen; immer ändert und ändert er an dem frankfurter Bilde, das hamburger ſteht wie damals, auch der Elias iſt wenig weiter; jedoch verſpricht er jetzt an das hamburger Bild zu gehen. Er iſt ausgezogen und hat jetzt das größte Studium mit in Rom, im Palazzo Cenci. — A. iſt hier, er hat mich bis jetzt abgehalten dieſen Brief zu ſchließen. Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie mir bald wieder, ich ſehne mich ſehr darnach. Empfehlen Sie mich S'e. Wie mein Eifel auf unſerm Ritt nach Tusculum ſich zu dem der Madame S. gezogen fühlte, ſo geht es mir mit der liebenswürdigen Reiterin. Sie wird mir unvergeßlich bleiben, dieſe Frau, durch die innige Freude und das Entzücken, womit ſie Natur und Kunſt genoß. Sie iſt mir wirklich in den wenigen Tagen hier als eine der ſchätzbarſten, liebenswürdigſten Frauen erſchienen, die ich kenne. Sie hat dabei mit meinem ungezogenen Enthuſiasmus, der durchaus keine Schranken kennt und überall über die Schnur haut, ſo äußerſt freundliche, gütige Nachſicht gehabt, daß ich, indem mir dies, an dieſe Tage zurückdenkend, erſt recht klar wird, mich ihr aufs dankbarſte verbunden fühle; denn ſo gleichgültig es mir iſt, wenn man mich darum ſtrenge tadelt, ſo erkenne ich doch auch mit der innigſten Rührung eine ſolche Duldung. Alſo nochmals, liebſter Cy., grüßen Sie die Leute alle aufs herzlichſte, wie auch die Meinigen, wenn Sie ſie ſehen.

Ende December 1832.

Von allen kindlichen Weihnachtsfreuden war mir nichts geblieben, als die dunkle kalte Winternacht, ohne alle Weihnachtshelle. Kein Kinderjauchzen, keine Engelchöre, keine Hüttenhelle, nur die am schwarzdunkeln Himmel funkelnden Sterne schienen noch wie aus weiter weiter Ferne das verhallende Singen der Engelchöre. Louis A. und ich gingen Nachts von 10 bis 12 Uhr in die Sixtina; hier war Nachtmesse, wo auf dem Altar auf hohen silbernen Leuchtern viele Wachskerzen brannten. Der Papst in aller Pracht, ganz silberweiß gekleidet, auf seinem Thron; rundum in weitem Kreise die scharlachrothen Cardinäle mit ihren Monsignoren und Dienern, die ihnen hohe Wachsfackeln vorhielten, damit sie die Gebete lesen konnten. Vor dem Altare waren die päpstlichen Bischöfe und ihre Gehülfen in heidnischer Pracht mit ihrem heidnischen Hocuspocus beschäftigt; auch von Kammerherren, Pfaffen und sonstigem Gefolge, das immer zu solcher Ceremonie nöthig ist, wimmelte die Capelle. Wenn sonst eine solche kirchliche Feierlichkeit auf mich immer einen ergreifenden Eindruck machte, in dieser Nacht schien mir dieser Pomp die bitterste Ironie und das Ganze ein tragikomischer Firlefanz. Dabei war die übrige Capelle von geputzten Damen angefüllt, die auf die Bänke stiegen, um das Schauspiel gut zu sehen. Vieler Blicke zog auch Jemand auf sich, der auf hoch errichteter Loge saß; es war der König von Griechenland mit seiner ganzen Regentschaft. Aus dem ungewissen hohen Dunkel des Gewölbes nieder starrten wie gewaltige Riesengeister einer höhern Welt die erhabenen Gestalten Michel Angelo's in mächtigen Umrissen, denn Anderes

war wenig bei dieſer matten Beleuchtung von ihnen zu erkennen. Nur wer heimiſch und bekannt mit dieſen Wunderwerken iſt, ſah noch mehr, und ſo ſah ich, wie ſie in ihrer einfachen Größe mitleidig niederlächelten auf dieſe kleinen Geſchöpfe einer kleinen Welt, die in ihrem Flitterſtaat die Spuren ihrer innern Verweſung zu verbergen ſich bemühten. Spott ſchien es, daß unter der Glorie des allmächtigen Weltrichters in ſeiner einfachen Majeſtät ſein Statthalter auf Erden in ſolchem Prunke auftritt, und zwar in jener Nacht, wo Er nackend in einer Krippe lag von armen Hirten umgeben. Aber Mitleiden nur zuckte durch die weit geöffneten, unausſprechlich ernſten Augen der heiligen Märtyrer, barmherziges Mitleiden über die Blindheit einer vergänglichen Welt. In ihren Augen lag ein anderer Blick ſchon, ſie ſchauten die Klarheit und Wahrheit, die ewige Herrlichkeit und Majeſtät nicht mehr durch einen täuſchend getrübten Spiegel wie wir Armen. Ja, mächtiger, ergreifender als je erſchienen mir in dieſer Nacht jene Geſtalten, wirklich wie eine andere Welt, eine Welt, wie ſie vielleicht vor oder gleich nach der Schöpfung war oder vielleicht ſein wird, oder eine Welt anderer Himmelskörper, befreit von aller Kleinlichkeit und Verkrüppelung, eine ewig unvergängliche Geiſterwelt. Das Gewölbe der Kirche ſah man im Dunkel nicht, es ſchien von den aufſteigenden wunderbaren Tönen der Muſik gebildet, ein wogendes Meer, eine unbekannte Region, auf deren Wohllautswellen jene Geſtalten ſich zu bewegen ſchienen, nur matt von dem in ſolcher Höhe ſich verlierenden Kerzenſchimmer irdiſcher Helle beleuchtet. Die Muſik und dieſe Geiſtergeſtalten, die ich immer mehr zu enträthſeln mich bemühte, waren das Einzige, was

mich in dieser Nacht wohlthätig ergriff und mich endlich so meine nächste Umgebung vergessen machte, daß, wenn auch kein Weihnachtsgefühl, keine Kinderfreude mich beseelte, ich mich doch von tiefer, gewaltiger Begeisterung hingerissen und bezaubert fühlte: — als plötzlich die Musik verstummte — Bediente mit Fackeln kamen, Alles sich erhob und zur Thür hinausströmte. Die Messe war aus und wir, A. und ich, wurden mit hinausgerissen. Draussen nun sahen wir uns die geputzten Damen mit ihren bleichen, hohläugigen, überwachten Gesichtern an; es waren aber wenig schöne darunter und besonders konnte ich mich nicht recht hineinfinden in diese Welt voll kleinlichem Putz und Schmuck. Mich überlief ein Fieberfrost, mir war zu Muthe, als sei ich plötzlich aus himmelhoher Höhe gestürzt, aus einem seligen Traum erwacht und sähe nun nur die Fratzengebilde der Bettvorhänge und Tapeten mich anstarren. Endlich führten zwei wunderschöne Gesichter mich bis dahin Schlafwandelnden ins Leben zurück; es waren zwei von den Töchtern des Grafen Armannsperg (von der griechischen Regentschaft), die mit ihrem Vater nach Griechenland gehen. Sie brachten mich aus Michel Angelo's Himmel und Schöpfung ganz wieder in die wirkliche Gegenwart; — da war nun freilich meine Stimmung auch nicht sehr weihnachtlich, denn daran dacht' ich bei dieser Gelegenheit wenig. Nachdem diese Mädchen verschwunden waren, fühlte ich schmerzlich, wie alle diese verschiedenen Gemüthsbewegungen in meinem Innern kämpften: die Sehnsucht und die Erinnerung früherer Zeiten, der Nachklang des Michel Angelo'schen Geisterconcerts, der bittere Ekel über die Narrenspossen um mich, ihre stechende

Ironie und nun plötzlich dieſe ganz weltlichen, närriſchen, trivialen Regungen durch zwei Mädchen geweckt — das Alles ſtach wie tauſend Meſſer durch meine Bruſt, oder ich fühlte wirklich die unſäglichſten Bruſtſchmerzen, weil ich zwei volle Stunden hinten über gelehnt geſtanden hatte, um in die Höhe zu ſehen. Der Rücken war mir wie abgebrochen und es ward mir wirklich ſchwer, in der kalten Nacht vor Schmerzen zu Hauſe zu kommen. Wir gingen mit dem König von Griechenland, der Regentſchaft und ihrem Gefolge, dem Kronprinzen von Baiern nebſt Suite, dem Prinzen Auguſt Heinrich von Preußen und ſeinen Adjutanten u. ſ. w., von päpſtlichen Bedienten vorgeleuchtet, die Treppe hinunter. Mich intereſſirte es, den unſchuldigen König von Griechenland zu beobachten. Er iſt lang aufgeſchoſſen, ſieht aber noch ſehr kindlich aus, etwas unſerm Otto ähnlich. Er ſoll liebenswürdig ſein und das veranlaßte mich ihn anzuſehen, der nun doch auch nur zum Schauſpiel der Welt dahin geführt wird. Denn wer weiß, ob nicht bald dieſe ganze Idee vom griechiſchen Thron ein bitteres Ende nimmt, wobei der junge König, der an Allem keine Schuld hat, mit ſeinen Baiern als Opfer fällt. Iſt er wirklich ſo fühlend, wie er ausſieht, ſo wird es ihm wenig Freude machen, fern von Allem, was ihm theuer, eine unfreiwillige Rolle zu ſpielen. Er muß thun, was die griechiſche Regierung will, dieſe, was die Diplomatie der andern Mächte will, wahrſcheinlich wider den Willen des griechiſchen Volkes. Und wie Viele wird es geben, die aus bloßem Widerſpruch und Aufruhrgeiſt ihn anfeinden werden! Alle Schuld wird auf ihn geſchoben werden und er ſie büßen müſſen, der vielleicht auf ein ſchönes, freudenvolles, ſegens-

reiches Leben Anſpruch hat, vielleicht zu manchem Großen berufen ſein kann, dem er ſo entzogen wird. Doch geht es glücklich ab, iſt ein ſo gebeugtes Volk wie die Griechen wieder zu heben, dann hat er gewiß auch einen ſchönen Beruf, eine große, eine herrliche Aufgabe, und der Diplomatie ſowie dem König von Baiern muß dann für ihren Feuereifer, für das Intereſſe einer ſo unglücklichen Nation, aller Dank gebracht werden, Dank ihm, ſeinem Hauſe und Lande. — Der junge König ſtieg in den Wagen und wir gingen zu Hauſe, machten Feuer an und blieben auf, bis die Uhr drei ſchlug. Inzwiſchen hatten ſich die Schmerzen meiner Bruſt gelegt und wir gingen dann zuſammen nach Maria maggiore.

Wie das Gewoge und Gebrauſe des Meeres ſummten ſeit 12 Uhr die Glocken ihre Weihnachtsmelodie. Es war ſehr kalt, ſelbſt die Sterne am Himmel ſchienen faſt vor Kälte über dieſe froſtige Weihnacht zu beben, oder lag es nur in meiner Stimmung, daß ich ihre Engelchöre nicht mehr verſtehen konnte, weil die weite, kalte, dunkle Ferne die ſelige Melodie erſterben machte? Die Straßen waren voll von Zügen frommer Menſchen, die zur Kirche gingen. In Rom iſt es Sitte, an dieſem Abend große Schmauſereien zu geben; man ſervirt nur Faſtenſpeiſen, die aber eines großen Feſttags würdig ſind und dann darf man nach 12 Uhr auch Graſſo eſſen, weshalb man weislich das Mahl bis über Mitternacht verzögert. Von den Mahlzeiten nun, voll von Speiſe und Trank, kamen die frommen Beter und ließen in allerhand Zungen, wenn auch etwas uncanoniſch, ihre Freude aus. Doch das iſt zu verzeihen, da es wol noch das letzte und einzige Ueberbleibſel aus dem alten Heidenthum

iſt. Wenn jene ihren Gottesdienſt auch mit mehr wahrem Ernſt ausgeübt, ſo war er doch auch voll Abgötterei und Aberglauben. Jene beteten ſchöne Statuen, die höchſten Meiſterwerke der Kunſt an, dieſe ſind genügſamer und begnügen ſich mit abgeſchmackten Puppen, behängt mit unzähligen goldenen Herzen, Armen, Beinen und Brüſten von Wachs u. ſ. w. Doch davon nichts weiter, denn erſtlich ſchienen unter den ausgelaſſenen Frommen viele ſchöne Weiber zu ſein und zweitens fuhren zu dieſem frommen Puppenſpiel ſo viele mit roth aufgeſäumten Pferden beſpannte Cardinalswagen, daß ich doch nicht alle dieſe alten Leute, die doch gebildeter ſein ſollten als der Haufen, für Heuchler oder eben ſolche Einfältige halten konnte. Es mag wol etwas daran ſein, denn ein Myſterium iſt ja eben Etwas, das ſich nicht erklären läßt und das nur Die fühlen und begreifen, die den Sinn dafür haben, die ſogenannten Auserwählten, zu denen ich jedoch nicht gehöre, obgleich ich gern Wunder glauben will, da ſo viele ſtets geſchehen und von jeher geſchehen ſind, aber nur müſſen die Wunder, die ich glauben ſoll, nicht in das Gewand irdiſcher Lächerlichkeit ſich kleiden.

Aber jetzt ſtieg wirklich ein Wunder vor unſern Augen auf, die hell erleuchtete Kirche, die aus dem Dunkel der Nacht wie ein Zauberſchloß mit ihren goldfunkelnden Fenſteraugen blickte; geiſtig bleich und hell erſchimmerte der Außenwände weiße Marmorverkleidung, von der Pechfackeln zitternd irrem Licht angeſtralt, die auf dem Platze vor der Kirche brannten. Je näher wir kamen, deſto mehr ſtieg die Kirche, die auf einem Hügel liegt, vor uns in die Höhe und ſchien ſo faſt wie ein Phäno-

men in der dunkeln Nacht zu ſchweben. Zauberiſch ſchön ſah ſie aus und wol hätte ich ſie halten mögen für einen koſtbaren Reliquienſchrein, in dem noch Etwas von der Helle und Glorie der erſten Weihnacht der dunkeln Nachwelt aufbewahrt iſt. O wär' ich nie hinein getreten! Hier hätte ich meine Weihnacht feiern ſollen! Aus dem Lichtſchimmer drangen Accorde hervor, gebrochen durch Mauern und Wände und ſanft verhallend wie eine mehr zu ahnende als hörbare Harmonie. Bald ſtralte die Helle aus dem geöffneten Thore des Himmelsſaals, in dem die ewige Weihnacht glänzt, bald war es das Gefunkel von vielen mit Kerzen geſchmückten Weihnachtsbäumen! Das war ein ſchönes Wunder, das ich gern geglaubt hätte, wenn ich nicht ſo unklug geweſen, es näher zergliedern zu wollen. Wo im Meere Städte verſunken ſind, hört man zu Zeiten noch die Glocken läuten, wo ein Schatz vergraben liegt, ſieht man nächtlich eine Glut; ſo dacht' ich mir hier eine beſſere Zeit verſunken, die am Jahrestag melodiſch aufſeufzet, und hoffte einen Schatz zu heben, nach dem ich dieſe Nacht ſo ſehnlich rang, den Schatz der Weihnacht. Ich trat hinein und alle Täuſchung war vorbei. Ich glaubte nichts mehr dieſe Nacht, ich hatte zu viel geſehen: die ſchöne alte Baſilika war zum Ballſaal umgewandelt, die Säulen bis zum Capitol mit goldgeſchmückten Purpurteppichen bekleidet, unzählige, brillant funkelnde Kronleuchter hingen ſtralend zwiſchen den Säulen, aber die Prachthelle von tauſend und abertauſend Lichtern, um, auf und hinter dem Alter, überbot deren Helle, ſelbſt alle Seitencapellen ſtralten. Magiſch impoſant ſah von dieſer blendenden Glorie erhellt freilich die alte Kirche aus. Es blizten und funkelten die alten Mo-

saiken, wie aus farbigen Lichtfunken gebildet; es glänzte der Marmor, die prächtig geschnitzte vergoldete Decke, der prächtige Mosaikfußboden und ringsum die Capellen (wenn auch nicht an sich schön, wie das herrliche Schiff der Kirche, und überladen mit späterem, barockem Schmuck) imponirten doch, von dem magischen Lichtmeer umflossen, durch ihre unmäßige Pracht dem Auge. Durch diese helle Kirche, in der es obendrein sehr behaglich warm war, wogte ein Meer geputzter und ungeputzter Menschen, die aber in der Größe des Raums auch nur zu einer bewegten Masse zusammenschmelzen, ohne im Einzelnen bemerkbar zu werden. Um die Säulen, auf den Sockeln, auf den Stufen der Capellen und Altäre, vor den Beichtstühlen u. s. w. hatten in den malerischsten Stellungen und Gruppen sich ganze Schwärme von Bauern aus der Umgegend gelagert; sie lagen gehüllt in ihre Mäntel, daß man kaum das Gesicht sah, einer auf und neben dem andern, bis mitten in den Weg hinein, und schliefen, ermüdet vom langen Wachen, weitem Reisen, vielleicht überladen vom Wein, oder saßen schweigsam und stierten mit ihren flammenden Augen unter der von schwarzen Locken überschatteten Stirn wild hervor auf das seltsame Getreide an geweihter Stätte. Lauernde Nachegeister schienen sie, gewaltig tiefe Dinge empfindend und denkend, dachten vielleicht aber nichts. Die Form war Michel Angelo's Manier, das Weitere konnt' ich, vermöge ich ein Mensch bin, nicht sehen. Und auch an zarten Klängen fehlte es nicht, denn sowol unter den Sitzenden und Stehenden, als Gehenden und Knienden gab es die schönsten Mädchen und Weiber, von jedem Rang und Alter. Hatten mich anfänglich die Kerle gefesselt

und hatte ich mich ergötzt und erbauet sie zu beobachten, so vergaß ich sie doch bald über diese zartern Schönheiten, denn das waren Augen, die noch wunderbar tiefere Dinge sagten. Hinreißender war dieser Blicke Melodie, als der Furiengesang jener wilden starren Augen. Wunderschöne Weiber waren dort, Bäuerinnen, vornehme Damen bunt durch einander, schlanke hohe Gestalten, üppig volle, jugendlich zarte und von jedem Ausdruck, fast [illegible]n tragischsten Ernst bis zur wollüstigsten Ausgelassenheit. Wenn ich auch eben so wenig hier das Innere kennen zu lernen begehrte, um zu wissen, in wie weit die äußere Erscheinung Wahrheit oder blos Lüge sei, so hätte ich blos der Beschäftigung wegen wenigstens gern versucht durch irgend ein Mittel die purpurrothen Lippensiegel dieser Geheimnisse zu lösen. Uebrigens halte ich mich immer am Aeußern, wozu ich als Künstler verpflichtet bin; da ist man, Gott Lob! so bittern Täuschungen nicht ausgesetzt. Könnt' ich sie schildern mit Worten, wie sie waren die Frauen, gern würde ich sie Euch einzeln herzählen, um mich selbst noch einmal, wenn auch nur in der Erinnerung, an ihrem Anblick zu erfreuen. Stolze, königliche Weiber schritten da an mir vorbei, mit gebietendem, fast verachtendem Munde und mit niederschmetternd triumphirenden Augen, aber so reizend, daß es eine Wonne sein müßte von ihnen besiegt zu werden. Auch einige Schönheiten sah ich, aus deren Augen wirklich tiefer Ernst, von überwundenem Schmerz verklärt, ja, aus deren Augen stille Frömmigkeit und Sitte blickte, doch dieses nur bei wenigen. Dann sah ich noch ein wunderreizendes Geschöpf, in deren schönen Formen und Ausdruck sich sogar jungfräuliche Unschuld aussprach.

ein junges Mädchen, höchstens 14 Jahr alt, aber schön und voll gewachsen; ihre Farbe war etwas bleich gelblich, weshalb sie vielleicht von Manchem monoton gescholten werden könnte, doch war das eben ein Schmelz, der die Töne nicht so grell neben einander erscheinen ließ. Die meisten der andern Weiber schienen fast vor Liebe zu brennen; wenn auch nicht von der echten, reinen, so war es doch der Liebesgott, der aus den flammenden Augen seine vergifteten Pfeile schoß. Aber ich errang sie gern, denn bei aller Tod und Gefahr dringenden Feindseligkeit sahen die Augen doch so barmherzig, liebevoll und nachgiebig aus, daß das alle Wunden versüßte. Wenn zuweilen die schwarzen Wimpern sich niedersenkten und das freundliche Zeichen gaben, oder so eine schöne Hand kaum bemerkbar winkte, oder diese schönen schwellenden Lippen noch üppiger als eine eben aufgebrochene Rosenknospe sich öffneten und grüßten, dann galt es wirklich starre Eisenfestigkeit, um unbewegt zu bleiben. Doch wer täglich mit dem verrathenen Simson sich beschäftigt, der wird belehrt und gewitzigt, und überdies ist ja auch Alles nur Maske und die Neigung dieser Frauen gegen Jeden gleich!

Obgleich die Kirche immer voller ward, so ging man doch im Mittelschiff auf und ab spazieren, wie auf einem Ball- oder Maskensaal, ehe der Tanz angeht. Zwischen Bettlern und gepuzten Leuten, Männern, Weibern und Kindern, Italienern und Fremden, die alle sich sehr laut und ungenirt unterhielten, flolirten phantastisch, aber elegant aufgeputzt, Franzosen in sonderbaren Mänteln und Schlafpelzen, dann wie Vogelscheuchen eingewickelte, aber reinlich und zum Theil auch nach der Mode gekleidete

Engländer und endlich taumelten in schmutzigem Neglige todtenbleich und blutroth vom Wein die meisten Deutschen mit irren Blicken und unsichern Schritten einher. Nach langem Harren kam die Procession: Pfaffen mit Kreuzen, Fahnen und Kerzen zogen singend und räuchernd voraus; dann trug man unter einem Baldachin, dem ein Bischof betend voraus ging, eine schwere, glänzende, silberne Lade, Sarg oder Wiege, worin noch etwas von der einstigen Streu aus der Krippe Jesu lag, darauf ein goldenes Christkind. Hinter der folgten wieder Pfaffen. Alles stürzt vor der Krippe aufs Knie und die Procession ist vorüber. Jetzt summte die ganze Gemeinde wieder chaotisch durch einander und nun beginnen nach und nach in den verschiedenen Capellen die Frühmessen. A. ging, ich blieb noch, da ich sehr schöne Augenweide hatte, und blieb bis 6½ Uhr Morgens. Das war eine Weihnacht — ihre Helle schien den Himmelsglanz in jener Nacht überbieten zu wollen, doch war das Dunkel jener Nacht heller als dieser tausend Lichter Glanz. Man schien verbergen zu wollen, daß der Vorgänger des Statthalters Petri von so geringer, niederer Herkunft sei, aber Alles, was in jener armen Hütte war, das fehlte hier. Arme Hirten, die waren hier auch, wol mehr als damals und in der äußern Erscheinung jenen auch vielleicht sehr gleich; doch statt der Engel mit Flügeln und seligen Kindergesichtern waren hier andere Engel, die hoffentlich einst noch die Seligkeit erlangen werden, bis dahin aber es sich auf der Erde recht wohl sein lassen. Wie der Unterschied zwischen jenen Engelchören und denen dieser Nacht, so der Contrast zwischen wahrer Weihnachtsfeier und diesem Fielefanz.

Es graute ſchon der Tag, als ich zu Hauſe ging. Obſchon es überall Eis gefroren hatte und mich tüchtig fror, ſo verfolgte ich doch in einer ſehr einſamen Straße ein ſchönes Mädchen, das ich, als es in ein Haus hineintrat, anredete und fragte, ob ich es nicht zeichnen dürfe; da begrüßte mich eine alte Frau gleich mit ſolchen Schimpfworten, daß ich, als auch bald ein Mann nach zum Succurs kam, noch andere Dinge fürchtend mich ſo ſchnell als möglich auf und davon machte. Bei hellem Tage kam ich nun zu Hauſe, weckte A., machte Feuer an, trank Kaffee und legte, ohne zu ſchlafen, ohne mich zu werfen, bis zum Abend 12 Uhr aus.

Den 11. April 1833.

Der Carneval war dieſes Jahr wieder ohne Masken, jedoch ließ ſich dieſes leicht vergeſſen, da der ganze Corſo mit ſo vielen ſchönen Frauen, wie mit bunten Blumen beſtreut war. Die ſaßen an den Seiten in vollgedrängten Reihen oder wogten auf und ab zu Fuß und Wagen; dabei herrſchte, was ich der allgemeinen Unzufriedenheit wegen vorher nicht erwartet, eine ſo ausgelaſſene, jugendliche Freude, eine ſo frohe, leichtſinnige Luſt, als ob Alles in ſeiner vollen Ausdehnung wie nur jemals wäre. Es gehörte ein Entſchluß dazu, dieſen ſchönen Weibern ſo gerade ins Geſicht zu ſehen, obgleich mir manche Damen ſchon geſagt haben, daß ich eine etwas freche Art hätte, ſtehen zu bleiben und ſie mit den Blicken zu verfolgen (was ich, wenn ich es thue, wirklich nur aus künſtleriſcher Verehrung der Schönheit

thun); aber selbst ich war zu blöde, so nahe stehend ihnen gerade in die Augen zu sehen. Endlich aber gab sich meine Blödigkeit, da ich bemerkte, daß die Weiber eigentlich dazu aufforderten; sie warfen zuerst auf mich mit Confetti und da nun einmal der Damm gebrochen war, so tobte ich auch los. Wo ich nun ein schönes, interessantes Gesicht, eine schöne Gestalt, einen schönen Hals oder Nacken, eine graziöse Bewegung u. s. w. sah oder ein wohltönendes, bezauberndes Organ hörte, da ging der Krieg los, mit Blumen und Confetti, die ich auf den Busen oder in den Schooß warf, so lange als es das langsame Gewoge der Masse erlaubte. Entzückend war es, wenn dann ein so wundervoller Mund sich öffnete und die wohlklingendste Stimme freundlich ihr „grazie, grazie" lispelte; dann erst war ich bezaubert und schüttete Alles, was ich besaß, der Holden aus und hätte Stunden, Tage lang so stehen bleiben können.

Wenn ich so irgendwo Hand und meine Reichthümer verschüttete, oft auch an eine solche Strenge oder Spröde, die zuerst ein finsteres Gesicht machte und unwillig sich abwandte, dann aber durch meine Beharrlichkeit besiegt endlich mir die freundlichste Erwiderung schenkte, ward ich plötzlich von einer andern Seite bombardirt und erkannte, dahin mich wendend, irgend eine Bekannte, die ich häufig in der Kirche, oder auf Spaziergängen, oder am Fenster ihres Hauses gesehen. So irrten meine Augen und Ohren ewig hin und her, bald rechts bald links, und fanden überall, an den Häusern, in den Wagen, auf den Trottoirs und mitten im Gewühl der Menschen eine angenehme Beschäftigung.

Wie viel reizender nun solch ein Toben ist, das sich

einmal über die Schranken der geſellſchaftlichen Schicklichkeit hinaus bewegt, wenn es nicht blos hinter dem Verſteck der Masken geſchieht, das läßt ſich denken, denn es verſtellen dieſe erſtlich das Schönſte der Schönen und zweitens gilt auch alle Aufmerkſamkeit hier mehr der Perſon, ſtatt blos der Vermummung.

Dann hatte der Carneval dieſes Jahr noch den Vorzug, daß ich ſchon zwei Jahre in Rom war, mithin viele Frauen theils näher, theils blos vom Anſehen kannte und von allen dieſen wie ein alter Bekannter begrüßt wurde. Das iſt eigentlich Carnevals Sitte, daß man denjenigen Bekannten, denen man ſeine Gunſt zu erkennen geben will, einen Knopf aus dem Rock ſchneidet und am andern Morgen ihn einzunähen kommt. Ich wollte, mir wären alle Knöpfe aus dem Rock geſchnitten worden, ſo toll, ſo raſend war ich damals. Als ein Bedienter ſtieg ich hinten auf manche Kutſche, in denen Bekannte von mir waren, und trieb allen Unſinn, den ein Carnevalsnarr treiben kann.

Nun kam noch der Moccoli-Abend, Etwas, was nicht zu beſchreiben iſt! Es iſt ein ſo feenartiger Anblick, daß man ſich kaum einen Begriff davon machen kann, ohne es vorher geſehen zu haben. Es iſt der letzte Tag des Carnevals, der Corſo war voller als je zuvor. Das Wetter, das Nachmittags zu regnen drohte, klärte ſich plötzlich auf und der ſchönſte Frühlingsabend neigte ſich zärtlich über das ſchon dunkelnde Rom. Die Wagen waren abgefahren und hielten erwartend, bis die Pferde vorbei gelaufen ſeien. Die Kanonenſchläge verkündeten den Anfang des Wettlaufs; die Pferde ſtürzten vorbei und andere Kanonenſchläge bezeichneten die Ankunft. Jetzt

rollten alle Wagen wieder auf den Corso, es war Dämmerung. Noch schimmerte durch die Quergassen der abendliche Horizont, die bunten Farben der Weiber und ihres Schmucks erblaßten, als nach und nach, erst oben am Hause, dann auf der Straße, in einem Wagen, auf dem Trottoir, überall Lichter sich entzündeten, wieder verschwanden und dann sich wieder entzündeten, bis endlich der ganze Corso, so weit man sah, mit bunten Sternen geschmückt schien. Es gibt goldene Lichter in den Häusern, von unten bis oben, goldene Lichter in den Wagen, auf der Straße u. s. w., immer beweglich, weil sie allaugenblicklich ausgelöscht und wieder angezündet wurden. Denn das ist eben der Witz des Moccoli-Abends, daß Jeder strebt sein Licht so gut als möglich zu bewahren und brennend zu erhalten, während er es jedem Andern auszulöschen sucht. Die Damen haben Cavaliere bei sich, die deren Licht vertheidigen. Man schlägt die Lichter mit dem Taschentuch aus und dieses wird von dem Vertheidiger zu erhaschen gesucht, um daran zu erkennen, wer der Auslöscher ist, denn am folgenden Tag muß man, sind es Bekannte, das Tuch sich auslösen. Auch hält man die Personen wol beim Arm fest und sieht ihnen ins Gesicht, um sie zu erkennen. Die Auslöscher stürmen nun förmlich die Häuser, springen und klettern bis in die Fenster des ersten Stocks, oder langen mit Besen und Stöcken, an denen Tücher, oder mit besondern langen Scheeren hinauf. Dasselbe geschieht auch von den Häusern selbst vom Dach herunter auf die auf der Straße sich Befindenden. Die Damen auf den Trottoirs stehen auf Stühlen, um unerreichbar zu sein, dessenungeachtet stürmt man an ihnen hinauf, wenn sie nicht

gut vertheidigt werden. Man klettert in und auf die Wagen; kurz es iſt eine förmliche Schlacht, wobei es tüchtige Stöße und Püffe gibt und Mancher kopfüber von einem Wagen herunter ſtürzt. Die Röcke und Hüte werden mit Wachs beſpritzt, die Taſchentücher zerriſſen. Aber wer würde das achten, da ſo manche ſchöne Berührungen, ſo manches freundlich erſchrockene Hülfegeſchrei, ſo mancher liebenswürdige Zorn, ſo manche anmuthige Vertheidigung, ſo mancher zärtlich bittende Blick, ſo mancher ſchöne Stolz, ſo manches reizende Schamerrothen alle dieſe Wunden mit dem ſüßeſten Balſam heilt. Da ſind die jungfräulichſten, ſittſamſten Mädchen, die mit ihren ſchönen Händen und Armen Einen feſt an Hals und Bruſt packen und entweder von ſich ſtoßen oder auch feſt an ſich drücken, um das Taſchentuch zu entwinden und zu ſehen, wer der Kühne ſei. Die Kinderchen fallen, wenn die ſchöne Mutter Jemanden ſo hält, raſend über ihn her und entreißen ihm mit Jubelgeſchrei das Taſchentuch; dabei ſieht man die Mutter an und dieſe lacht verlegen und freundlich, gleichſam um dem Beſiegten ſeine Niederlage zu verſüßen. So hatten A. und ich ſchon mehrere Tage lang einen Wagen mit drei ſchönen Mädchen, wol von 13 bis 18 Jahren, einem kleinen Kinde und einer alten Dame verfolgt und unſere Blumenbegrüßung mit kindlich naiver Luſt aufgenommen geſehen; jetzt ſah ich den Wagen des Gedränges wegen halten, ſprang hinauf auf den Tritt und löſchte Zweien mit einem Schlag die Lichter aus, als alle über mich herfielen und niederriſſen, ſo daß ich förmlich in ihrem Schoos lag und aus meinem Taſchentuch ein großes Stück einbüßte. Aber wie gern hätte ich zehn Taſchen-

tücher darum gegeben, hätte ich immer so vertraulich mit diesen schönen Geschöpfen umgehen können. Sie sahen so bold erröthend und kindlich entzückt über ihren Sieg, so jungfräulich verlegen über ihre Kühnheit auf mich herab, während die Alte gutmüthig lachend mich verhöhnte und ihrer Töchter Geschicklichkeit pries. Die Kleine lachte laut auf und in einem fort. Leider ward ich bald aus meiner Gefangenschaft entlassen, in der ich gar zu gern geblieben wäre, denn zu schön, zu hold und lieblich waren die Fesseln. Die Wagen fuhren weiter und da ich nicht sicher stand, war ich in Gefahr, von einem andern Wagen zerquetscht zu werden; ich sprang deshalb schnell hinunter und suchte aus dem Gedränge zu kommen. So wie bei diesem Wagen, erging es mir noch bei manchen andern, wobei ich oft tüchtige Püffe von Männern, Bedienten, Kutschern u. s. w. bekam, denn Alles hat gleiche Rechte. Verhöhnt wird man ungeheuer, aber dadurch nur immer mehr angefeuert; dabei wogt durch die Straßen das verworrenste, wildeste Geschrei: „ecco moccolo“ und „smorzato il moccolo“ ꝛc. — Ich war wie betäubt; mir schien es eine ganz fremde Welt, kaum erkannt' ich noch die Menschen als solche und der Sternenhimmel schien mir zur Erde niedergesunken. Eine funkelnde, goldene Milchstraße von tausend und abertausend Sternen erschienen mir die Straßen. Ein Kampf schien es zwischen den schönen, mädchenhaften Genien der Sterne und den wilden, stürmenden Geistern der Finsterniß, die wie brüllende Orkane das bold flimmernde und ergötzende Licht auszulöschen suchten. Längst war die Nacht auf Erden und der Tag verschwunden; es schienen nur die Strahlen der Sonne sich verirrt zu haben und hängen geblieben zu

ſein an den vielen holden Buſen, den ſchönen Lippen, Augen und den krauſen Locken.

Doch wie der holde Zauber auf einen Schlag entſtanden, ſo verſchwindet er auch wieder. Dunkel bricht herein, das nach und nach immer weiter um ſich greift und auch noch die einzelnen verirrten Flämmchen auslöſcht, bis endlich völlige Nacht iſt. Anfänglich dauert das verworrene Getöſe noch fort und vom Himmel glaubt man plötzlich in die tiefſte, ſchwärzeſte Region gekommen zu ſein, bis mit dem wachſenden Dunkel auch die Stille eintritt und endlich Alles lautlos durch die finſtern Straßen zu Hauſe ſchleicht, wenn nicht ein holdes Licht anderswohin zu Freude und Luſt geleuchtet hat, wo er vielleicht noch die holden Träume einer Zauberwelt ferntändelt, bis ihn der Morgen, die Aſchermittwoche weckt.

Ich ging zu Hauſe, ganz erſchöpft und abgerannt, ich hatte mich ſo ausgetobt, daß mir nach dieſer Luſt, nach dieſen unſchuldigen Tollheiten auch nichts weiter übrigblieb. Wie nach der funkelnden Helle die Nacht um ſo finſterer ſchien, ſo kam mir das Leben nun um ſo ernſter und düſterer vor. Auch der Himmel war betrübt, daß auf Erden reine Luſt ſo kurze Zeit nur währt, denn mit den holden Lichtern und Geſchöpfen hier unten waren auch ſeine Sterne verſchwunden. Es träufelte ein warmer Regen herab und wie Kinder, deren Luſt ſtets zu früh zu Ende, ſchienen die Sterne zu weinen. Ich glaubte entrückt zu ſein dieſem dunkeln, trüben Leben, verſetzt in eine Feenwelt, wo Sterne wie Blumen erblühen und ſchöne Mädchen und Weiber funkeln und glühen wie Sterne und Blumen; gefangen waren meine Sinne in dieſem goldfunkelnden Irrgarten. — Aber ach, nichts

weiter war es, als das Glühen des dunkeln Meeres! Ein Ruderschlag weckt tausend und abertausend farbefunkelnde Wellen, in denen Sonne und Himmel unzählige Mal sich spiegeln, aber bald ist Alles todt und still und zeigt uns nur in seiner dunkeln Umgebung unser düsteres Bild. Irrlichter waren es, die mit verführerischem Tanz dem müden Wanderer ein hellerleuchteres Hochzeitsschloß schienen, der, nach Freude sich sehnend, auch Theil nehmen wollte an der Lust. Tanzend fort und fort und winkend so hold und treu lockten sie ihn weiter und weiter bis tief in den Sumpf, wo sie dann alle verloschen und er ganz allein sich fand und verlassen. Der Wanderer war ich, denn nun begann die sumpfige Fastenzeit.

Nach der Fastenzeit kam Ostern, wo ich A. zu allen Herrlichkeiten führete, der sie aber eher satt hatte, als ich, denn ich kann sie nie genug sehen. Vor Allem reizt mich immer die Musik, die denn auch dieses Jahr wieder ihre ganze Zauberkraft an mir ausübte. Diese Musik, bei diesen Decken Michel Angelo's, ist wirklich etwas so Erhebendes, daß mir kein Gefühl mehr für diese Erde bleibt und ich weit über sie hinaus entschwebe. Ich weiß nicht, ob die Gestalten, im Dämmerlicht verschwimmend, zu Tönen werden, oder diese Töne in der Höhe sich gestalten zu jenen Propheten, jenen klagenden und tröstenden Engeln, Seligen und Verdammten! Aber so viel fühle ich, Beide sind Schöpfungen, die dieser armen Prosa des gesellschaftlichen Lebens, die sich hier unten bewegt, nicht angehören, sie sind die wahre Welt der Poesie, eine Welt, die in höhern Regionen über uns schwebt, zwischen jener ewig dunkeln Nacht einer geheimnißvollen, bessern Welt und jener gar zu klaren Nacktheit

des gewöhnlichen Lebens. Da, wo sich Nacht und Tag vereinen, in jenem holden Dämmerschimmer weben sie, von Abendroth und Morgenroth gesäumt, und alles Große und Schöne, was im Leben sich gestalten soll, muß von ihnen niedersteigen, wie jene seligen Töne, und hinauf sich schwingen zu jenen gewaltigen Gestalten, denn erst durch ihre Regionen strömend gibt es für uns wahren Segen, erst dort bekommt die Sonne Lebenskraft, Wärme und Licht, sie mildern die zu große Helle unserm Auge und verklären das Dunkel zu tröstlich schimmerndem Glanz und Duft. Den Sternen, die wie furchtbare Feuerballen vor unsern Augen schweben würden, gibt ihre Region erst den freundlich blinkenden Schimmer. Hier färbt sich das Himmelblau, das farblos sonst erschien; hier wohnt die Poesie, durch sie vermag der Glaube erst zum Himmel aufzuschweben und die Wahrheit, die wir nur zu nackt erkennen, wird durch sie gemildert. Nichts kann auf Erden Herrliches geschehen, wenn nicht die Musen und Grazien seine Wiege umstehen, und wehe Dem, dem sie fehlen!

Michel Angelo ist der größte Künstler, den ich kenne; er hat Alles in so schönem Verein, in so gesunder, wunderbarer Harmonie, daß er nur darum in Manchem hinter Andern zurück zu stehen scheint, weil bei ihnen bald dieses bald jenes ihren andern Gaben vorleuchtet, bei ihm aber Alles von gleicher Vollendung ist. Wie weise ist die Decke eingetheilt, so frei, so leicht, daß in der Dämmerung sie höher und höher zu schweben scheint, als ob auf den Tönen die riesigen Gestalten sich von der Erde hinauf bewegten und uns die Leiter baueten zu einer andern Welt, zu unserer und ihrer Heimat.

Am grünen Donnerstag, an welchem der Papst zum ersten Mal den Segen gab, irrte ich lange zwischen der Menschenmasse herum und machte ganz einsam im Gewühl meine Studien, d. h. blos in Gedanken. Ich fand viel Interessantes und Schönes; A., der fast mein steter Gefährte, sah dieses Mal die Fußwaschung mit an, die ich früher schon gesehen hatte; ich zog es vor, statt stundenlang im Gedränge festgepfropft zu stehen, außen herum zu gehen und die Menschen in ihrer Mannichfaltigkeit zu studiren. Ich verfolgte eine schöne Dame, die besonders wunderbar colorirt war, was mich doppelt interessirte, da ich jetzt gerade weibliches Fleisch zu malen und also meine Aufmerksamkeit darauf zu richten habe. Sie schien in ihrem Anzug und der Art nach, wie sie um sich blickte, etwas leichtfertiger Natur, so daß ich den festen Vorsatz faßte, sie anzureden und zu bitten, mir sitzen zu wollen, als ich auf einmal in den Arcaden, die zur Sixtina um den Petersplatz führen, gerade dem Eingang zum Vatican gegenüber, ein Landmädchen, ihrer Tracht nach aus Albano, sah, die über die Fensterbrüstung gelehnt dem Militair auf dem Platze zusah. Ihre Stellung war so graziös, so nobel einfach, daß ich die andere ließ und mich neben diese stellte, lange blos die Stellung betrachtend, denn der Kopf war abgewandt; als sie plötzlich diesen herumwendete, zeigte sie das schönste Gesicht, das ich je gesehen. Ich sah Formen, wie nur Rafael und die schönsten Antiken sie haben, so einfach groß und fein ausgebildet, so anmuthig und majestätisch zugleich. Sie hatte einen reizenden Mund, blaue Augen mit schwarzen langen Wimpern, fein gewölbte, schwarze Augenbrauen und eine reiche, üppige Flechte von dunkel-

braunem Haar; dabei war der Ausdruck ſchöner noch als die Formen, die reinſte, vollendetſte Jugend, unbefangen froh und kräftig, jungfräulich wie eine Knospe in der Morgenröthe, ehe ſie noch Sonnenhitze, Sturm oder Regen ertragen. Ernſt war ihr Ausdruck, aber nur der heilige, feierliche Ernſt, der auch den friſcheſten, heiterſten Morgen ſanft durchzieht. Es ſtand ein älterer Mann bei ihr, aus deſſen Unterredung mit ihr ich bald erkannte, daß ſie zum erſten Mal in Rom war. Ich miſchte mich ins Geſpräch, worüber Beide ſehr freundlich waren, und erklärte und erzählte ihnen nun Alles, wonach ſie fragten. Ich erzählte ihnen Geſchichten von meinem Vaterland, das ihnen eine Fabelwelt ſchien, und ihre Aeußerungen waren dabei wie ihr Anſehen, d. h. ſo reizend einfach, daß ich von Allem nichts mehr ſah und nur mit ihr beſchäftigt war. Jetzt kam die Proceſſion, da trat, als hinter uns das Menſchengedränge ärger wurde, eine ältliche, geputzte Dame zu uns, die ſie Angelina nannte und den Mann aufforderte, ja dafür zu ſorgen, daß ſie Alles ſähe. Ich bot der Dame meinen Platz an, die ihn aber ausſchlug und ſagte, ſie wünſche nur, daß Angelina Alles ſehen möge. Als ich dennoch gehen und der Alten den Platz überlaſſen wollte, hielt das Mädchen mich bei der Hand feſt und ſagte: „statevi fermo“! Jetzt mußte ich bleiben, obgleich mir wirklich zu eng da wurde, denn das Gedränge war ſo arg, daß ich feſt an ſie gedrängt lag. Sie glühte vor Spannung und Erwartung, ihre Farbe wurde immer lebendiger, ſchöner und glühender; endlich ſchlang ſie den einen Arm, den ſie ſo lange auf meine Schulter gelegt hatte, ſogar feſt um meinen Nacken und hielt mich,

wie mit Angst vor Erwartung des Kommenden, umklammert, so daß ich das zitternde, wogende Klopfen ihres Herzens und jeden Pulsschlag fühlte, die immer schneller und heftiger wurden, bis endlich der Papst erschien und sie nun in die naivsten Ausbrüche eines frommen, kindlichen Enthusiasmus gerieth und fast vor Entzückung und Freude weinte; wenigstens zitterte und schluchzte ihre Sprache. Als sie bei jedem Ausbruch ihrer innern Bewegung mich immer an sich preßte, da wurde mir auch so fromm, so gläubig zu Muthe, daß mir fast war, als wären ihre Ausdrücke die Sprache meines stummen Herzens; wenigstens schlug es durch die Nähe des ihrigen in gleichem Tacte. Nie in meinem Leben war ich vielleicht so fromm, so unbefangen und gläubig fromm. Der Papst gab den Segen, sie machte das Kreuz und ich machte es auch, so empfand ich die Kraft des Segens!

Jetzt zerstreuten sich die Menschen; sie ließ mich los, ich aber sprach noch Manches mit ihr, erfuhr, daß sie aus Marina gebürtig, bei der alten Dame in Albano diene und nach Rom gekommen sei, um zu beichten, zu communiciren und den Segen zu empfangen. Beinahe hätte ich sie gefragt, ob sie denn wirklich etwas zu beichten habe, denn unglaublich schien mir dies. Sie sagte mir, wann sie wieder in den Peter käme; ich sprach mit der Dame noch einige Worte, dann gingen sie fort. Nie habe ich sie wieder gesehen! Den Ostersonntag darauf empfing ich den Segen allein, dennoch aber hat er wie immer eine tiefe Wirkung auf mich gemacht. Es ist einmal imposant, wenn man über den mit bunten Menschen gedrängt vollen Platz fernhin die Stadt und darüber das ferne Gebirge sieht, dann auf einmal die Kano-

nen gelöst werden und die ungeheuern Glocken ertönen hört und bedenkt, daß, so weit dieser Schall dringt, so weit das Auge sehen kann, Millionen jetzt, in einem Moment auf den Knien liegend, vor Gott sich demüthigen, seines Segens theilhaftig werden und sich zu neuem Leben geweiht und gestärkt fühlen. Das gewiß ist ergreifend; aber als ich zurück dachte an das Mädchen, da wußte ich nicht, ob mir so weh und ängstlich über ihre unbefangene, gläubige Einfalt des Herzens wurde, oder über meine Vertrauenslosigkeit, über mein zweifelerfülltes Herz. Meine Seele, meine Jugend und Hoffnung schienen verwelkt und die Farben des Lebens erloschen!

Eine Angelina war das Mädchen. Es ist gut, daß ich sie nie wiedergesehen! Alles, was man so selten im Leben trifft, habe ich bei ihr gefunden und belauscht, und tief ist der Eindruck geblieben, so daß, wenn ich solche Geschöpfe jetzt schaffen soll, ich ihr Wesen kenne. Wie leicht hätte dieser Eindruck, der jetzt in seiner ganzen Fülle vor mir steht, bei längerer Bekanntschaft verlöschen können! Ich hätte vielleicht nur zu bald gefunden, daß das Meiste nur Schein war, mehr ein Traum meiner Einbildungskraft, als Wirklichkeit. Nun aber glaub' ich daran, so rein kann ich nicht fühlen, mir nichts einbilden; so ist es Wirklichkeit und ein freudiges Gefühl, daß ich einmal in der Wirklichkeit Etwas gesehen, was ich bis jetzt nur bei den kleinsten Kindern fand. Aber eben dies Mädchen machte zuerst den Entschluß in mir fest, so bald als möglich eine kleine Tour aufs Land zu machen, um vielleicht sie wieder zu sehen und überhaupt mehr unverdorbene, natürliche Geschöpfe zu studiren. Als die schönen Tage kamen, ging ich daher mit A. fort und

habe sehr glückliche Tage verlebt. Jetzt arbeite ich wieder erfrischt und gestärkt durch diese reinere Atmosphäre und kann gewiß aufs neue lange in dem dunstigen Kreis des alltäglichen Lebens bei Arbeit und Schweiß aushalten.

Den 21. Mai 1833.

. . . . . Je mehr ich Euer rüstiges Treiben beneide, desto deutlicher wird mir der Contrast zwischen Euerm und meinem Leben, das trübe den einsamen Dornenweg dahin schleicht und von dessen Existenz man kaum auf dem harten Boden die leisesten Spuren zu finden vermag. Soll ich von diesem an Freude armen Leben erzählen? Das kann Euch doch unmöglich erfreuen. Doch Geduld! Die Hoffnung mit ihren wohlthätigen Schwingen bewegt wieder leise erfrischend das Meer meines Lebens; noch liegt ein heißer, gewitterschwüler Tag darauf, aber vom Abend her weht ein kühler Wind, es wird wol einst noch besser werden. Verlangt von dieser Periode nichts zu hören, es ist die eines schweren Uebergangsprocesses. Ich, der ich keinen andern Umgang, keine andere Beschäftigung habe als mit mir selbst, die bis jetzt noch wenig befriedigend ist, wie kann ich Euch da Erfreuliches schreiben! Will ich Euch das schildern, was bei allem Leid, bei allen Sorgen mir doch unnennbare Seligkeit, mein höchstes Glück auf Erden ist, den Reichthum der ewigen Schönheit in der lebendigen Schöpfung und der echten Kunst, da sind meine Worte so ganz unzureichend; und wenn ich wünsche, daß Ihr es mit mir genießen möchtet oder wenigstens nur fühlen, wie glück-

lich es mich gemacht, da habe ich nicht die Mittel, dieſes zu bewerkſtelligen. Am bitterſten habe ich es in Neapel gefühlt, daß es mir verſagt iſt einen erbaulichen Brief zu ſchreiben. Noch liegen die Blätter da, die ich vorm Jahr auf der Reiſe aus Peſtum, Pompeji u. ſ. w. ſchrieb; wie ſelig war ich in dieſem Paradieſe der Schöpfung und der Kunſt und wie wenig fühl' ich das jetzt aus dieſen Zeilen! Darum arbeite ich mit aller Macht daran, die andere Sprache, die mir einmal vom Himmel verliehen, ſo auszubilden, daß ich in ihr Alles, was ich ausdrücken will, Jedem gleich verſtändlich machen kann und, ſo Gott will, werde ich auch dadurch Euch einſt noch Freude machen können. Wenigſtens ſo verzagt ich eine Zeit lang war, als ich, durch den hellen Lichtglanz der alten Kunſt und der Natur geblendet, zuerſt die ſchwarze Nacht erkannte, die die jetzige Kunſtwelt und mich mit umfängt, ſo fange ich jetzt doch wieder an, Vertrauen zu faſſen. So Gott will, wird es einſt noch Tag, und wird es nicht — ſo hoffe ich doch zeigen zu können, daß ich, wie ſo manche Andere, mit dem heiligſten Ernſt darnach ſtrebte. Gänzlich lebe ich jetzt nur der Kunſt, das kann ich wahrhaft ſagen, und täglich werde ich erfahrener, eingeweihter in ihrem heiligen Zauberbuch; die Räthſel ihrer engen Verbindung mit der Natur löſen ſich vor mir. Das iſt meine Seligkeit, wenn auch eng verſchmolzen mit dem bittern Leid, täglich mehr und mehr zu fühlen, wie Einem eine Unergründlichkeit und Unerſchöpflichkeit nach der andern immer deutlicher entgegentritt. Das ſchmerzt und empfindlicher wird der Schmerz eben, je größer, je mehr das Entzücken an dieſer Schöne wächſt. So könnt Ihr denken, daß weder bei Kunſtwerken noch

bei den Wundern der Natur ich eine ganz reine Freude genieße; es iſt immer Wermuth in dieſem Kelche. Ach, nur eine Stunde einmal wieder jene unbefangene Freude früherer Jahre!

Doch davon nun nichts mehr, das wäre ſonſt wieder ein Anfang zu den Klageliedern, und klagen wollt' ich heute nicht; ſo alſo lieber zu etwas Anderm, das ich aber erſt bevorworten muß. Ich ſchreibe es nämlich, damit man es meinem Vater ſagt; ihm wird es vielleicht in ſeinen Sorgen um mich tröſtlich ſein und, da ich leider noch durch die That nicht zeigen kann, daß ſeine Sorge und Mühe um mich nicht fruchtlos geblieben, wenigſtens beweiſen, wie ich darnach geſtrebt, ſie ihm einſt vergelten zu können. Ich möchte ihm gern ſagen, daß die beſten Künſtler unter den Deutſchen mich hier loben und wirklich auszeichnen, und zwar die allerverſchiedenſten, von jeder Partei. So iſt der alte Koch, Dräger, Steinle, der früher ſo ſehr mein Gegner war, jetzt ſehr für mich, der Eine will dieſe von meinen Zeichnungen, der Andere jene, der Eine will von mir zeichnen, der Andere malen lernen. Overbeck ſpricht ſo über mich, über das Bild für Chateauneuf und ſowol über die Zeichnung für Sievekking (die ich darum zerriſſen habe), als auch über die andern Zeichnungen, die ich jetzt mache, daß es mir ordentlich ſchmerzlich iſt, indem er ſich dabei ſo herabſetzt. Wo ich hinkomme, höre ich, daß Der oder Jener von meinem Bilde oder meinen Zeichnungen geſprochen hat. Ich bin ſo etwas noch ſo ungewohnt, daß ich wirklich nicht weiß, was ich daraus machen, dazu ſagen und wie ich mich dabei benehmen ſoll. Wohl wird mir nicht dabei, da, jemehr ſie mich loben und auszeichnen, ich deſto tiefer

fühle, wie ich es noch gar nicht ſo verdiene und ſo noch gar nichts bin. Dann wird mir ordentlich angſt und bange, daß ſich das Schickſal, beleidigt, Einen ſo unverdient geprieſen zu ſehen, rächen und am Ende mir verwehren möchte, je Das zu erreichen, wonach ich ſehnlich ringe. Ich habe dann die Angſt einer Mutter um ihr Kind, daß die Leute es nicht beſchreien mögen, und dabei überfällt mich ein Gefühl, das ich in der Schule hatte, wenn ich unterm Tiſch ablas und der Lehrer, glaubend, ich ſpräche auswendig, mich ungemein lobte. So könnt Ihr denken, daß mir dieſes Lob kein großer Balſam iſt, und dennoch, ſo unheimlich mir dabei wird, ſind wir Menſchen ſo ſchwach, oder ich wenigſtens, daß es mich doch bisweilen freut, für Augenblicke gar tröſtet, mich aufmuntert und mir Muth und Vertrauen zu mir gibt, bis ich wieder zu mir ſelbſt komme und erkenne, daß alle Lobeserhebungen nur leere Worte ſeien. Doch freut es mich nicht ſo ſehr meinet- als meines Vaters wegen, ihn würde es ergötzen und tröſten. Darum wünſche ich immer, daß er es hören möchte, und darum ſchreibe ich es auch einfach und ehrlich, ſo wie es iſt, mit dem Vertrauen zu Euch, daß Ihr es mir nicht falſch auslegen und Keinem mittheilen werdet, der Misbrauch davon machen könnte. Es iſt wahrlich keine Eitelkeit; denn eitel zu ſein, würde ich für ein ſtrafbares Vergehen gegen Kunſt und Natur bei meiner Armſeligkeit und Nichtigkeit halten, aber in dieſem Punkt fühle ich mich rein!

Beiliegend ſchicke ich zwei Pauſen von Zeichnungen: das eine dieſer Blätter iſt der Vorleſer des Arioſt auf dem Molo in Neapel; ich habe es dieſen Winter in zwei bis drei Abenden mit der Feder gezeichnet und aus

der Erinnerung ungefähr den Eindruck, den es auf mich gemacht, zu schildern gesucht. Da ich Euch darüber geschrieben, gerade vorm Jahr in dieser Zeit, als ich in Neapel war, so schicke ich es Euch, hoffend, das es vielleicht einiges Interesse gewähre. Ihr müßt Euch freilich das Beste dazu denken: das farbeglühende, formenschöne Leben auf dem dunkelblauen, glänzenden Meeresgrund u. s. w. Ich gab in meiner Zeichnung Euch nur die Namen, möcht' ich sagen, den Roman müßt Ihr Euch denken, Leben in die unbelebten Formen hauchen: vorn das frohe, gesunde, frische Leben eines sorgenfreien, natürlichen Menschenschlags und hinten das stille, geheimnißvolle Leben der abendlichen Natur. Die zweite Pause ist nach einem Bildchen, in einem Album, das ich diese letzte Zeit (aber für Geld) machen mußte und das Overbeck mir verschafft hat. Es ist freilich keine bestimmte Thatsache, nur angeregt durch das frische, freudige Leben und die tiefe Poesie, die sich ausspricht in den antiken Werken der Kunst sowol, als auch durch das Lesen der Schriftsteller, und so hatte ich Lust auch einmal so etwas zu machen. Lange war ich unschlüssig, was ich wählen sollte, da O. etwas Biblisches oder Religiöses gewünscht hatte. Erst machten wir noch die Tour ins Gebirge, nämlich Asher und ich, und da sah ich mit unendlicher Freude, wie in den schönen Formen und Geschöpfen jener Gegend noch jetzt das Leben sich so reizend unbefangen und kräftig ausspricht, in allen seinen Nüancen, gerade wie in den ältern Werken das Leben der Hirten. Das bestätigte mich in der Idee, etwas aus dem antiken Hirtenleben zu machen.

Schon früher in Neapel und Pompeji habe ich ge-

sehen, wie die Alten sich so gar knechtisch nicht an einen gegebenen Stoff banden, sondern diesen ganz frei, nach ihrer augenblicklichen Lust und Laune behandelten. Dadurch sind ihre Sachen eben so reizend. Ist schon an und für sich der Stoff poetisch und schön aus ihrer Geschichte oder Mythe, so wird er durch diese Art, wie jede einzelne Individualität ihn behandelt und weiter ausbildet, immer ein neues Gedicht, wie über ein Thema viele schöne Variationen gemacht werden können, die, jede für sich, ein geschlossenes Ganze, ein neues Werk sind und doch ihren poetischen Werth haben. Ja, wie oft sogar über das allergeringste, unbedeutendste Thema die herrlichsten Variationen existiren, so ist es auch in der Kunst der Alten: Poesie flicht sich wie ein Sternenkranz durch die dunkle Nacht, wie ein Blütenband über die dürre Erde, durch ihr ganzes Leben. So wußten sie Vergangenheit und Zukunft, Himmel und Erde zu verschmelzen und durch die Gegenwart zu weben, daß diese, wäre sie auch noch so trocken, noch so leer gewesen, dadurch reich, blühend und belebt ward. Götter stiegen zu den Menschen, Menschen zu den Göttern, Helden grauer Vorwelt schritten durch die Gegenwart und der unbelebten Natur ward eine den Menschen verständliche Sprache verliehen: in jedem Bache wohnte eine Nymphe, eine Dryas in jedem Baum. Die Thierwelt und ihr Leben war den Menschen verständlich; es war die Welt noch nicht wie jetzt in einzelne, ganz von einander abgesonderte Reiche getrennt, sondern sie war vielmehr in einer heiligen Harmonie verschmolzen. Da war freilich das Rauschen im Schilf, der Gesang der Nachtigall, das Zirpen der Cicaden Stoff genug für ein reiches Gedicht. —

Aber seit jener antiken Zeit sind nur Wenige gewesen, die so eingeweiht in dem geheimnißvollen Buch der Schöpfung waren, den Meisten ist es eins mit sieben Siegeln und diese bedürfen freilich, da sie selbst nicht sehen können. Schwarz auf Weiß, d. h. es muß ihnen von Andern erst vorgeschrieben werden, was sie schaffen wollen. Shakspeare verstand es und manche Andere, unter den bildenden Künstlern am meisten Giulio Romano. Tizian Poussin, Carracci und selbst Guido und Guarcino. Dann aber verlöscht dieses gesunde Leben ganz, bis es in neuerer Zeit Einige wieder hervorzurufen sich bemüht, und zwar vor Allen der alte Müller als Dichter, Karstens als Künstler, Koch, Wagner, Thorwaldsen und Genelli. Lange habe ich gewünscht, ich möchte diese Gabe auch besitzen, habe mich aber noch selten und nur jetzt wieder einmal darin versucht. Ich glaube, die Idee ist nicht schlecht und im Geist der Alten, wenn ich es leider auch nicht so ausdrücken konnte, wie ich es dachte. Durch die Sachen der Alten und auch durch die des göttlichen Giulio fließt die Poesie wie ein frischer, erquickender Strom tief und klar, Himmel und Erde widerspiegelnd, mächtig dahin strömend, reißend in üppiger Fülle, segnend zu beiden Seiten die Ufer, erglänzend in tausend fröhlichen, hüpfenden, gaukelnden Wellen, die wie spielende Kinder im Schoos einer göttlichen Mutter jauchzend unbefangen in die Welt hinausblicken; so tief, so mächtig, so blühend schön, naiv und erfrischend war ihre Poesie. Doch das wißt Ihr besser, als ich es sagen kann, und nun zur Beschreibung meiner Zeichnung. Ach, ich dachte sie mir so schön, mir schien Alles so klar und nun ist es so ganz anders! Ich sehe ein, ohne Beschreibung versteht es Keiner.

Ich wollte die Erfindung der Flote des Pan machen. Pan, die Syrinx verfolgend, ſetzt ſich, als dieſe zu Schilf geworden, trübſelig weinend und klagend ans Ufer des Baches, wo ſie ihm verſchwand. Die Liebe, die doch einmal die Triebfeder von Allem in der Welt iſt und welche die Alten darum auch nie vergaßen, die Liebe, die Seele alles Schönen, aller Kunſt und Poeſie, durfte natürlich nicht fehlen; daher mußte der Amor nächſt dem Pan auch bei mir die Hauptrolle ſpielen. Der Ort der Handlung iſt der Ausgang eines Waldes, der auf und zwiſchen niedern Hügeln ausgebreitet liegt, in einem Thal von hohen Gebirgen umgeben, hinter denen vielleicht Städte und ein geſchäftiges Treiben, abgeſchieden von dieſem ſtillen Hirtenleben, ſich bewegt. Hier, unter hohen, ſchattigen, alten Bäumen, entſpringt eine plätſchernde Quelle, die gleich von Felſen aufgefangen einen Teich bildet; die regen, zitternden, flüſternden Wipfel der Bäume verbreiten weit umher ein bewegtes, bebendes Helldunkel, Schatten vor brennender Sonne, den mit feuchter, ſanft fächelnder Kühlung die Quelle durchhaucht. Von Eidechſen wimmeln die Felſen zwiſchen den Wurzeln der Bäume, von ſingenden Vögeln und Cicaden das dunkle Grün; im Teiche hürfen und plätſchern frohe, mit Kieſeln ſpielende Fiſche und das bedeutungsvolle, anlockende, murmelnde Geplauder der wohlthätigen Quelle accompagnirt die ſtille und doch ſo belebte Umgebung, daß Alles in einer ſüßen Melodie verſchmilzt, die jener gleicht, die man ſo oft im Traume, oder kurz vor dem Schlaf, im Einſchlummern hört, wo alles Schöne, wenn es hier auch noch ſo getrennt und von einander verſchieden iſt, in einer wunderbaren Melodie wie mit hinüber in das Reich

der Träume verſchwimmt. An dieſem Platz nun, wo vor der Mittagshitze die Hirten von den nahen Feldern ſich zu bergen, ihre Herden zu tränken und auszuruhen pflegen, hat oft der Gott der Wälder und Felder ſie beſucht und eine einſame Hirtin in Gras und Blumen zu Opfern der Liebe beſchwatzt. Das habe ich leiſe angedeutet durch die Hirten mit Bocksohren, das Zeichen ihrer göttlichen Baſtardſchaft. Hier in der behaglichen Kühle hat der Gott oft geſchlummert, von Schmetterlingen, Bienen und Libellen umſurrt und benetzt vom feinen Regen der von den Felſen abſprudelnden Wellen. So fand er einſt ſeine ſchöne Nymphe hier, der nachzugehen ihn lange ſchon ſchalkhaft der Amor geſtachelt, ihm ſchadenfroh tiefer und tiefer den Pfeil in das Herz drückend und darin denſelben mit allen Widerhaken um und um wendend, je ernſter die Nymphe ihn verſchmähte, bis er endlich, von Liebe überfüllt, nicht mehr widerſtehen konnte und Gewalt verſuchte, worauf die Nymphe floh und in die Arme ihrer Teich- und Quellen-Schweſtern ſich werfend zu Schilf wurde. Pan ſah es und weinte; er ſcherzte nicht mehr an dieſem Ort mit den Hirtinnen, ſog nicht mehr den Hirten die Ziegen aus und rang und balgte ſich nicht mehr mit dem frohen Volk, noch kletterte, ſprang und lief er mehr mit ihnen um die Wette, noch ſang er um den Preis mit ihnen, noch erzählte er mehr. Er ſchlief nicht mehr hier den Mittagsſchlaf; ſtill ſaß er, klagend und weinend in das Rauſchen und Murmeln des Bachs und der Quelle und in das Flüſtern des Laubes und Schilfes. Amor, verſteckt im dunkeln Schatten, lachte und drehte immer ſeinen Pfeil im verwundeten Herzen herum, damit die Wunde ſich friſch

erhielte. Endlich aber wird er doch gerührt durch das klägliche Ziegengesicht; er schleicht sich zu ihm und macht ihn aufmerksam auf das Rauschen des im Schilf sich wiegenden Zephyrs, als ob es die Stimme der beweinten Geliebten sei, die ihm antworte. Pan hört es und ein leiser Trostschimmer durchzuckt seine Seele wie eine dunkle Wetternacht ein einzelner Mondesblick. Jetzt lehrt Amor ihm ihr Antwort geben in denselben Tönen; er schneidet Schilf ab und lehrt ihn daraus eine Flöte machen, dann hängt er sich an seinen Nacken und flüstert ihm die Melodie ins Ohr. Süß und sanft ihm schmeichelnd kraßelt er bald an dessen langem Ziegenohr mit der einen Hand, bald aber stachelt er ihn wieder, damit ein schmerzlicher Laut die angenehmen Töne durchbreche und zu einer holden, abwechselnden Melodie vereine. So treffen auf den Wurzeln eines alten Baumes diese Beiden die Hirten; schon lange hat der Zephyr, der zuerst die Töne im Schilf erregt, dieses getheilt, fast gerührt blickt die Nymphe hervor, aber immer noch zürnend über den frechen Angriff auf ihre Jungfräulichkeit. Die Schwestern in Bach und Quelle tauchen hervor aus ihrem feuchtglänzenden Hause und lauschen froh entzückt den neuen zauberischen Tönen, die so harmonisch die Melodie ihres Herzens begleiten und Liebe erwecken zu den holden Menschenjünglingen, den schönen, fröhlichen Freunden. Im Baum wurde die Dryas wach, sie wiegt sich in den Zweigen und schüttelt ihre Blätterlocken, in denen die Vögel zwitschernd und singend die neuen Töne begleiten; und auch die Cicaden und Bienen, die Libellen, Schmetterlinge und Eidexen lauschen der süßen, nie gehörten Melodie.

Ausdrucken wollt' ich, wie sie das Leben der Menschen und die übrige Natur die Musik vereint, die Poesie verflicht und Alles die Liebe bewegt; darum das Leben der Natur auf den einen Seite, eben die Dryas, mit einer Nachtigall auf dem Finger, welche sie die verwandten Töne begleiten lehrt. Den Amor habe ich gerade zwischen beide gestellt, weil Liebe zuerst den Pan antrieb die Nymphe zu verfolgen, bis sie zu Schilf ward; weil Liebe, in diesem die Töne weckend, den Pan sie verstehen und nachahmen lehrte und weil endlich Liebe die Melodie einflüsterte, durch die er in Menschen und Natur Liebe erregte. Auf der andern Seite drängen sich nun die Hirten um ihn, die so nahe als möglich den neuen, fremden Tönen lauschend und horchend und innig ergötzt und bewegt durch ihre holden Melodien verwundert fragen, woher sie kommen. Einer hat sich zunächst zu seinen Füßen gesetzt, einen neuen schönen Krug voll Honig als Preis für seinen schönen Sang vor ihn hinstellend. Die Freunde schließen sich enger an einander, von gleichen seligen Gefühlen bewegt. Andere, früher gekommen, sind schon ruhiger geworden; das erste Erstaunen hat sich bei ihnen gelegt, sie haben sich gesetzt und schwimmen schon genießend fort auf den Wogen der süßen Klänge. Ganz vorn auf der einen Ecke ist eine Hirtenfamilie zuerst auf dem Platz, die schon nicht mehr sowol den Tönen lauscht, als den Folgen der Melodie sich hingibt. Zärtlich liegt in dem Schoos einer braunen Hirtin der Mann, der selig entzückt sein Kind auf den Knien nach den Tönen schaukelt und zurück sich träumt in die Zeiten seiner ersten, ungetheilten Liebe, an die vielleicht die Frau auch denkt; diese spritzt dem Kinde, es lockend, aus der Brust Milch

ins Geſicht und das Kind ſtreckt beide Arme jauchzend nach der Mutter Bruſt. Auf der andern Seite ſitzen zwei Mädchen, von denen das eine mit einem Gleichen unter den Zuhörern hat, weshalb ſie ſo ruhig entzückt auf den Tönen ſich wiegt, weil ſie die vollkommenſchende Sprache zwiſchen Beiden ſind und Das ſagen, was nur allein ſie ſich geſtehen. Das andere Mädchen aber ſieht ſich nach einem mit der Herde kommenden Hirten um, die Töne wecken die Sehnſucht in ihr, ſie ſpringt auf, die andere will ſie wieder niederziehen und halten, doch zu mächtig ſind die Töne, ſie verlangt nach Dem, nach dem ſie ſich ſehnt und muß ihm entgegen; bei ihr muß er ſitzen, denn ſie ſieht ihn ſchon kommen und auf ſeinen Schultern den Amor mitbringen. Weiter hinten ſieht noch ein Hirt und läßt die Herde weiden; noch weiter ſieht man noch eine Herde unter Bäumen am Fuß einer Pans-Herme und ganz hinten am Berg einen Tempel der Venus, um ſo das Leben der Hirten in der Natur, die friedliche Beſchäftigung mit ihr und den Thieren und den frommen Verein mit den Göttern auszudrücken. Wie die Natur göttlich iſt, wie in ihr die Götter leben und weben und ſie nur ihr Gewand war, ſo war auch dieſes reine Naturleben der Hirten geheiligt, denn ſie, die keine andere Geſetze und Schranken als die der Natur kannten, begingen auch keine Sünde dagegen.

Dies wollte ich ausdrücken. Leider, wenn auch Andere hier es gut darin ausgedrückt fanden und das Bildchen Glück gemacht hat, ſieht ich nur zu ſehr, daß es nicht ſo ausgedrückt iſt, wie ich es wünſchte, nämlich ausgedrückt in der kräftigen, geſunden und ſchönen Form- und Formenfriſche der Antiken. Aber ich will mehr in dieſer

Manier erheitern und kann werden mir die Sachen besser gelingen. Die Idee ist, glaube ich, in dem Sinn und Geist, wie so viele Wandbilder in Pompeji, wenigstens habe ich sie mir auf eine ähnliche Weise ausgelegt und gedacht, wo der Gegenstand selbst ein bestimmtes Factum ist. Ich habe eine Menge Ideen in Petto jetzt, aus dem Leben der Diana, des Apollo u. s. w. Doch davon ein andermal!

Was Ihr über Michel Angelo mir schreibt, ist von großem Interesse für mich; so bald ich kann, will ich suchen die Gedichte dieses Kunstheiligen zu erhalten. Er gehört zu den mächtigsten Genien, die vielleicht je die Welt getragen, und sein flammender, ehrfurchtvoller Verehrer bin ich.

Den 18. Juli 1833.

. . . . . Nun zu unserm schönen Ausflug ins Albanergebirge, den ich durch jene Zeichnung veranlaßt, machte, von dem ich Euch schrieb und die Pause schickte. Eines Morgens, nachdem ich mit meiner Idee im Reinen war, aber deutlich fühlte, daß ich sie hier nicht verwirklichen könnte, entschloß ich mich plötzlich fortzugehen. A. war bereit mich zu begleiten. Freilich war es schon ein bischen spät, nahe an 9 Uhr, und die Hitze schon sehr groß; dennoch gingen wir fort. Der Himmel, als ob gnädig gegen uns, verhüllte alsbald die Sonne mit Wolken, doch war es sehr schwül und heftiger Sirocco. Ein ungeheueres Gewitter zog in der Ferne auf; wir kamen sehr heiß und erschöpft, aber glücklich bis nach Mezzavia, einer

Poſtſtation und Kneipe. Hier aßen und tranken wir und gingen dann weiter, als es allmälig etwas zu regnen anfing. Ein Bauer, den wir auf der Straße trafen, bot uns ſeinen Eſel an; ich nahm dies Anerbieten gern an und ritt ſo einige Miglien weit, bis der Bauer von uns abging. Jetzt fing es heftiger zu regnen an und bald wurden die Straßen ſo ſchlüpfrig, daß es ſehr beſchwerlich zu gehen war, beſonders da wir Beide nur einen Schirm hatten und ſo eng an einander geſchmiegt gehen mußten, bis wir ein paar Miglien vor Albano, nach unten ganz gebadet, eine Oſterie erreichten, deren Lorbeerzweig uns erſehnter erſchien, als Manchem der immergrüne des Parnaß. Hier ſetzten wir uns ans Feuer, aßen und tranken und unterhielten uns mit den Leuten aufs allerbeſte, erfreuten uns der ſchönen Menſchen bei dem garſtigen Wetter und erbauten uns an einigen Familienſcenen. Der Wirth hatte mit dem Kellner, wie es ſchien einem Verwandten von ihm, der ſeine Sachen wol nicht gut gemacht hatte, Streit und wollte dieſem mit einem ungeheuern Knüppel zu Leibe gehen, ſo daß er ihn ſicher umgebracht hätte; aber Frau und Schwiegermutter fielen ihm in die Arme und das gab eine maleriſche Gruppe. Gleich war auch ein Pfaffe da, der von Einem zum Andern lief und Frieden zu ſtiften ſich ſtellte, aber die erſte Urſache des Streites, ein Zwiſchenträger zu ſein ſchien. Wenigſtens ſtellte er, bis wir fortgingen, den Frieden nicht her und der Himmel lachte ſchon in Sonnenhelle, als hier noch ein trübes Ungewitter tobte. Wir gingen fort, etwas angegriffen von der Tour und etwas müde von dem reichlichen Genuß des guten Weines.

Es ward ein wunderschöner Abend und nach dem Regen glühte Alles in doppelter Pracht und Frische. Als wir in Albano ankamen, tranken wir erst in einem Kaffeehaus Kaffee, gingen dann ins Wirthshaus und bestellten ein Nachtlager; darauf gingen wir durch die Stadt nach dem Markt und Brunnen, wo wir Weiber und Kinder in den schönsten Gruppen sahen und uns innig daran ergötzten. Lange hielt uns das Getreibe hier, das Rauschen des Wassers, das Klappern der kupfernen Wassergefässe, das laute Gespräch der Weiber, deren melodische Stimmen ihre Sprache zu einer wahren Sirenenmusik machten, so daß man, wenn auch nicht wie beim Schall von Hüon's Horn unaufhaltsam tanzen mußte, doch aber unaufhaltsam zu lauschen gezwungen war und ihnen allen um den Hals hätte fallen können. Ach, hätten wir es nur gedurft! Bald aber waren wir der Zielpunkt ihres Witzes, ihrer Unterhaltung und ihrer Blicke, was freilich gar nicht so übel gewesen wäre, hätten sie nur ein bischen mehr Mitleiden oder Zuneigung gegen einen armen Fremden gehabt. Leider sahen die meisten majestätisch stolz, höchstens mit halb verächtlichem Mitleiden auf uns; andere wieder staunten uns wie nie gesehene Wunderthiere an, lachten und verspotteten uns und nur von wenigen war es möglich einen freundlichen Blick und ein gütig verständliches Lächeln des schönen Mundes zu erhalten, das aber dann auch mit seiner ganzen Zaubergewalt ergriff. Ist ja doch schon jenes ernste Mitleiden so ergreifend, daß man um Alles in der Welt nicht diese Majestät des königlichen Stolzes in ein freundliches Lächeln verwandeln möchte, wenn auch vielleicht das Lächeln noch bezaubernder wäre. Viel-

leicht iſt all' dieſes Aeußere, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Maske und ſtatt eine Seele, wie einen königlichen Diamant zu bergen, birgt es nur ein Theilchen von einer armen Menſchenſeele; allein man ſchließt einmal vom Aeußern auf das Innere und das Aeußere war bezaubernd ſchön. Wahrlich, wer dieſe Welt nie ſah, der glaubt aus unſerer in eine höhere, beſſere verſetzt zu ſein, in eine gediegenere in allen ihren Zufälligkeiten, als wir ſie aus den ſchönſten Kunſtwerken kennen; nicht ſo arm, ſo unſchön, wie das übrige Menſchengeſchlecht.

Nachdem wir hier lange geſtanden, gingen wir ins Wirthshaus zurück und in den Garten hinter dem Hauſe, wo wir uns anderer Schönheiten zu erfreuen hatten. Es war gegen Abend, die Sonne, dem Untergehen nahe, funkelte dann und wann goldroth durch die Theilungen einer tief violetten Wolkenſchichte mit vergoldeten Rändern; darüber war der weichſte, gräulich blaue Himmel, durch den roſafarben ſich einige Stralen der Sonne ergoſſen. Tauſende von Vögeln durchſchwirrten das bläuliche Goldmeer; wie ſie ſich tauchten in die Glorie und darin ſich badend ſchweigten, ſo erfüllten ſie ſie wieder mit wunderbarem Freudenjubel, in dem die Farbenwelt ſich zu berauſchen ſchien. Und dieſer Himmel breitete ſich über eine, nach langem Schmachten gelabte Erde. Am Horizont lag tief blau das Meer und nur am Ufer hin ſäumte es ein leuchtender, funkelnder Rand. Näher uns, vom Meer her, zog ſich die weite Campagna, die in tiefern, ſaftigern Farben erglänzte, aber dunkel und ernſt, ohne Beleuchtung, größtentheils nur in verſchiedene Schichten getheilt und getrennt durch bläulich weiße, wie Opferrauch aufſteigende Nebelſtreifen, die den Lauf kleiner

Flüsse und Gräben bezeichneten und deutlicher die schön gestreckten Linien und Formen der Campagna zeigten. Hin und wieder überstreifte sie erzitternd ein einzelner Sonnenblick, wie das erste Lächeln der Freude und Hoffnung ausgeweinte Augen der Trauer wieder überglänzt. Einzelne Thürme und zerstreute Häuser erhoben sich und näher uns, auf einzelnen bewaldeten Hügeln, zwei bis drei Feuer, deren Rauch sich ungemein schön auf der Fläche zeichnete. Uns zur Rechten begrenzte die schöne Landschaft ein herrlicher Pinienwald, der sich von einem Hügel hinunter in die Fläche zog; durch die Aeste der Pinien strahlte der Abendhimmel und ganz nah' unter uns leuchteten einzelne Häuser aus Albano mit Weinlauben, schönen Gärten, Springbrunnen und einem zauberischen Blumenflor uns entgegen. In einem solchen Garten waren auch wir und auf den bethaueten Ranunkeln und Tulpen, die ihre schweren Häupter schaukelten und übersatt aus ihrem Kelch die leuchtenden Tropfen auf die Veilchen unter ihnen schütteten, spielten die letzten glühenden Abendstrahlen wie Kinder, die sich von ihrem Spiel nicht trennen wollen, wenn die Nacht sie zu Bette ruft. Immer und immer küssen und herzen sie Alles noch einmal, dann noch einmal und noch einmal; so schwelgte die Sonne abschiedsbange noch in Blumen und Wassertropfen, in dem feuchten Grün und den plätschernden Fontainen, deren silberne Strahlen sie durch ihre goldenen Küsse erröthen machte und mit denen sie niederstürzte in den krystallenen, tiefen Schoos, als wolle sie darin sich bergen vor der mahnenden Nacht.

Endlich aber ging sie unter, mit den letzten Strahlen die ganze Welt blutroth vergoldend; dann sank sie hinab,

aber in ſtolzer Schöne und Farbenpracht. Endlich gingen wir ins Haus, aßen und legten uns dann ſehr müde zu Bett, leider wurden wir aber durch ein neben uns jammerndes Kind furchtbar geſtört in der Nacht.

Am andern Morgen ſtanden wir ſehr früh auf und gingen den herrlichen Weg zum See hinauf, anfänglich durch die Stadt, wo wir einzelnen muntern Schönen begegneten, die zum Brunnen gingen oder die aus den dunkeln Häuſern leiſe herausſchlüpfend ſich zum Ausgang bekränzten. Höher zum See ſchlugen rings in allen blühenden, duftenden Bäumen die Nachtigallen und endlich lag er in aller ſeiner Schöne unter uns, eingefaßt von ſeinen reichen, waldigen Hügeln, in deren Dunkel ſich die goldene Morgenſonne ſtahl und mit zärtlichem Koſen zu Duft, Geſang und Blüten weckte. Aus dem Dunkel des Grüns blickten freundliche Klöſter und Villen hervor, links Caſtel Gondolfo und rechts auf der Spitze der tief violetten Monte Cavo das Kloſter der Paſſioniſten. Gerade vor uns, über den Hügelſaum weg, glänzte ſilberduftig die Campagna, umſäumt von der ſchönen Kette des Sabinergebirges, dem einſamen Sorakte, der wie in Goldduft ſchwamm, und hinter ihm noch fernere Hügelketten in grünlich ſilbernem Schimmer. Inmitten all dieſer Herrlichkeit lag Rom weit ausgebreitet, funkelnd wie Sterne aus Silber und Erz, gleich einem ausgeſchütteten Schmuckkäſtlein. Wir bogen ab in das Waldesdunkel hinein; der Weg war ſehr naß, aber um deſto ſchöner und friſcher erglänzten die herrlichen Bäume und das ſchöne felſige, mannichfaltig geformte und gefärbte Terrain, mit tauſend bunten, leuchtenden Blumen geſchmückt, die aus dem friſchen Grün wie hell jubelnde

Lautenstimmen hervorstralten und wie verschossene Liebespfeile blinkten, die zärtliche Wunden dem duftenden Grün schlugen. So gingen wir wirklich entzückt durch den Wald; dieser war einsam, wir begegneten nur einzelnen Maulthieren mit ihren Treibern, ein paar schönen Weibern zu Esel, mit denen wir im Vorbeigehen scherzten, waren aber immer begleitet von lachenden Sonnenstralen und liebeflötenden Nachtigallen. So gelangten wir endlich an den Punkt, wo zuerst durch die ganz belaubten Bäume der dunkelblaue See schimmerte, bis er sich endlich in seiner ganzen Schöne vor uns entfaltete.

Den 22. August 1833.

Aus Euerm lieben letzten Briefe habe ich leider gesehen, daß ich Euch nicht geantwortet habe auf Euern Brief zu meinem Geburtstage. Ihr werdet mir aber gewiß vergeben, wenn Ihr hört, daß ich in jener Zeit, meinen A. aufgenommen, bei dem liebsten und schätzbarsten Freund hier drei Wochen lang den Krankenwärter machte, bis ich ihn endlich in meinen Armen habe sterben sehen. Darauf mußte ich Beerdigung, Inventirung seiner Sachen, kurz Alles, was in solchen Fällen zu thun, besorgen. Ich mußte der Schwester, dem 83jährigen Vater und den Freunden diesen bittern Fall anzeigen und gerieth endlich noch über ein Manuscript, das er mir anvertraut, mit der — Gesandtschaft hier in unangenehme Streitigkeiten, weswegen ich auch viel zu schreiben und zu schaffen hatte. Jetzt, Gott Lob! für eine Zeit lang frei von allen diesen Dingen und wieder ge-

ſtärkt, indem auch ich mich angegriffen und unwohl fühlte, habe ich wieder anfangen können zu malen und ſehe immer mehr, daß alles Bittere und Unangenehme, das uns das Leben bietet, ſich nur in der Liebe, ſei es auch nur die zur Arbeit, vergeſſen läßt. Doch nun erſtlich dahin, wohin mich in dieſer letztern Zeit manchmal die Sehnſucht gezogen hat, zu Menſchen, wo ich immer Liebe fand, zu Euch! Ach wie ſehnt man ſich zurück nach jener Zeit, jenen Verhältniſſen und jenen Weſen, die uns zuerſt Liebe lehrten, wenn im ſpätern Leben Alles, was wir mit Liebe erfaſſen, Eins nach dem Andern, uns gewaltſam entriſſen wird und wir uns fern von jener Jugendwelt in der Fremde ſo einſam, ſo verlaſſen von allen Lieben fühlen! Da ſchließt das Herz zuletzt ſich zu und, um nicht immer über Verluſt klagen zu müſſen, fliehen wir die Liebe. Ach, wir fliehen ſie nur, weil ſie grauſam neckend mit uns ihr Spiel treibt und am Ende uns fliehend ſogar verhöhnt. Ich ſehne mich oft nach Euch und dennoch, wer weiß, ob wir ſobald uns wiederſehen!

So wäre ich denn von Euch wieder zu mir ſelbſt gekommen und will Euch denn von mir erzählen; von mir ſelbſt iſt wenig zu ſagen, doch was mir begegnete. Selten habe ich den Krankenwärter gemacht, auch nie eine ſo gräßliche Kur geſehen; nie habe ich einen Freund ſterben ſehen — aber auch nie geglaubt, daß ein Menſch ſo ſanft ſterben könnte! — Ich weiß nicht, ob ich Euch ſchon geſchrieben von einem Maler Dräger, den ich als Künſtler ſtets geſchätzt, namentlich ſeine Kunſt zu malen, da er der Einzige iſt, der wieder an die alten Venetianer erinnert. Durch ihn bin ich in meiner Anſicht, wie dieſe gemalt, befeſtigt, ja überzeugt worden; ich habe ſeine

Manier angenommen, denn ich halte diese für die einzige, jenen Zauber der Farbe hervorzubringen. Durch so gleiche Ansichten und gleiches Streben kamen wir uns immer näher, trafen uns bald in allen Ansichten über Kunst und Leben auf einem Wege und, wo wir abwichen, suchten wir dieses auszugleichen. Ich hatte früher das Malen etwas zu sehr verschmäht, zu viel auf Idee und Zeichnung gegeben; durch ihn gab ich aber immer mehr nach, indem ich nachgerade einsah, wie eng verbunden die Farbe und Zeichnung mit der klangvollen Sprache der Idee. Er für seinen Theil hatte letztere der Farbe zu viel aufgeopfert und wurde durch mich wieder davon zurückgeführt. So kamen wir uns immer näher und seit Neher fort ist, schlossen wir uns eng an einander an. Erst verband uns gegenseitige Achtung, bald aber schlang die innigste Freundschaft dies Band enger und enger und gab ihm erst den wahren Reiz. In unsern Charakteren waren wir sehr verschieden, aber Jeder liebte die Verschiedenheit des Andern, mit allen ihren Ecken, Einbildungen und Curiositäten. Er war der liebenswürdigste Mensch von der Welt, immer heiter, voll Liebe und Güte gegen die ganze Welt, ruhig, befriedigt mit sich und ihr. Die Kunst war sein einziges Sehnen, seine einzige, höchste Liebe. Von Allen war er geliebt, weil er Keinem wehe that, keine Härten zeigte, kurz ein wahres Kind an Gemüth und dabei empfänglich für alles Schöne, Große und Erhabene. Alles Eigenschaften, von denen ich bis auf die Liebe zur Kunst, beinahe nur das Gegentheil aufzuweisen hatte. Das aber liebte er eben und ich liebte seinen Charakter. Täglich sahen wir uns fast in dem letzten Jahr und namentlich in der letz-

ten Zeit. Er lernte von A. Englisch und theilte uns immer, so wie er daran schrieb, aus seinem Manuscripte über Farbenlehre, Theorie und Technik der Malerei etwas mit, worüber wir uns dann unsere Meinungen austauschend besprachen und woran wir so gemeinschaftlich arbeiteten. Er wollte mit mir zusammen später ein ähnliches Werk über die Lehre der Composition und Zeichnung ausarbeiten, denn die Philosophie war sein Steckenpferd. Die größte Freude hatte er an meinem jetzigen Bilde und das ist mir ordentlich ein Trost, denn wenige Tage vorher noch, ehe er die unglückliche Kur anfing, sagte er, wenn er auch nie mehr die Welt überzeugen könne, daß seine Art wahr und echt sei, so freue er sich, daß ich doch dieses Amt für ihn übernehmen und sein Sachwalter werden könne. Das würde schon dieses Bild thun, meinte er, und dann jedes neue Bild mehr und mehr, denn ich sei jetzt ja so eingedrungen in das Wesen und Geheimniß der Malerei, daß ich auch ohne ihn weiter gehen könne.

Niemand außer dem Arzt, A. und mir und seiner Freundin, Schülerin und Geliebten, die ihm ein Zimmer für diese Zeit eingeräumt hatte, wußte von seiner Kur. Ich besuchte ihn täglich und fand ihn trotz aller Leiden immer voll der schönsten Hoffnungen. Wir arbeiteten zusammen die schönsten Compositionen, die schönsten Lebenspläne und Luftschlösser aus. Um seine Hoffnung nicht zu knicken, heuchelte ich auch Hoffnung und frohen Muth, den er, wie gesagt, trotz aller Leiden und Qualen eben so wenig wie seinen Frohsinn, seine Liebe, Güte und Zärtlichkeit verlor. Täglich sagte er seiner Geliebten, wie er sie liebe, und mir, wie sehr er mir ergeben, wie, wenn er genesen sei, er uns das beweisen wolle und wie wir

in Liebe zusammen für die Welt schaffen wollten. Wir malten uns glückliche Inseln aus, wo nur Alles, was sich einander liebe, vereint sein sollte. Mit solchen Ideen und solcher Hoffnung ward er immer elender und schwächer, bis zum Tag der Krisis, auf welchen er nun alle Hoffnung gesetzt hatte. Durch ihn und den Arzt verführt, hoffte auch ich, wenn auch nicht mit solcher Zuversicht wie er, für sein Leben und ahnte nicht die Nähe des Todes. Ich hatte versprochen in jener Nacht bei ihm zu sein. Nach einem kurzen Besuch bei meinen Wirthsleuten, den ich zugesagt hatte, ging ich des Abends wieder zu ihm und trotz meines Hoffnungsschimmers machte mich sein Zustand doch besorgt. Der Arzt lachte mich mit meiner Besorgniß aus, sprach von der Unmöglichkeit einer Gefahr und suchte mir so wieder Muth einzuflößen. Ich saß an seinem Bette mit seiner Freundin und ihrer Schwester; er war sehr schwach und hatte heftiges Fieber. Gegen Mitternacht hob er sich auf, breitete die Arme aus und rief mit einem wahrhaft selig verklärten Gesicht: „Gott, ich danke dir, du hast mich erlöst, jetzt bin ich genesen für immer; ich habe überstanden, jetzt bin ich ein neuer Mensch und fang' ein neues Leben an!“ — Dann ergriff er die Hand seiner Geliebten, wie auch die meine, küßte beide heftig und rief: „Ach, wie seid ihr doch so gut, ich bin wie im Himmel, von Heiligen und Engeln unterstützt!“ Nach diesen Worten sank er zurück und sprach kein Wort mehr, lag noch einige Stunden, wie schlummernd, holte aber tief und schwer Athem. Ich hob ihn öfter auf und hielt ihn in meinen Armen, weil er dann leichter athmete; er kannte mich aber nicht und öffnete auch die Augen nicht

mehr. So verbrachte ich zwei Stunden ungefähr allein mit ihm, da ich seine Geliebte zu Bett geschickt, die schon die Nacht vorher gewacht. Diese aber, die trotz dem, daß wir Alle glaubten, er schliefe nur, doch keine Ruhe im Bette hatte, kam alle Augenblicke und auch in dem Moment, als ich ihn gerade in den Armen hielt, er leichter und ganz leicht athmete, das Gesicht so heiter wie ein Seligverklärter gegen mich wandte, den Mund liebevoll lächelnd bewegte, als wolle er etwas sagen, das rechte Auge halb öffnete und statt zu erwachen für immer entschlief. Das war sein Todesaugenblick! Ich nahte mich dem Munde, um zu hören, was er sagen wollte, und fühlte, daß der Athem verhaucht war.

Obgleich ich eine schlimme Ahnung hatte, so konnt' und wollt' ich doch nicht glauben, daß dieser lächelnde Schlaf der Todesschlaf sei; ich tröstete die Weiber, erklärte es nur für eine Ohnmacht und rannte schnell zum Arzt, den ich aus dem Bette holte; dieser erklärte ihn augenblicklich für todt. Den Eindruck, den das auf mich machte, werde ich nie vergessen, aber der ist nicht zu schildern. Die Weiber waren in Verzweiflung; seine Geliebte stürzte sich über die Leiche, küßte sie, schrie und beschwor Himmel und Hölle, den Todten zu wecken. Dann fiel sie mir, als ihrem einzigen Trost, seinem einzigen Freund um den Hals und verfluchte den Arzt. Dieser, kalt und indifferent, schwatzte das leerste Trostgeschwätz. Die Schwester saß halb ohnmächtig auf einem Stuhl, die Eltern, zwei alte Leute von 70 bis 80 Jahren, schluchzten und weinten, und ein kleines liebes Mädchen von 11 Jahren, die Tochter der Geliebten, welche früher verheirathet und von ihrem Manne getrennt war,

bekam Krämpfe vor Weinen. Es war Ein Verzweiflungsschrei und Eine Klage rund um mich herum und ich stand und konnte kein Wort reden, keine Thräne weinen, aber auch kein Glied bewegen. Alles stürzte auf mich ein und hing sich an mich; ich war kalt und leblos, lebloser wie der Todte. Ihn hielt ich in den Armen, wie ich ihn im ersten Moment umfaßt, wenigstens eine halbe Stunde, und dachte nichts und fühlte nichts. Gräßlich vernichtend und unglaublich war es mir zu denken, daß so viele Pläne, Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft, so viel Liebes und Gutes, das ich in seiner Freundschaft genossen hatte und noch zu genießen hoffte, auf einmal der Tod wieder vernichtet hätte. Ein Schlag hatte den Blütenbaum gefällt und alle Hoffnung auf Früchte vereitelt. Ich konnte den Todten nur beneiden, der überwunden eine Welt, die nur Bitterkeit bietet und alle Hoffnungen zerstört. Ich mußte ihn beneiden, der so leicht hinübergegangen in das Jenseits, sei es, wie es wolle! Der nach so viel Leiden, nach so viel vereitelten Hoffnungen und Wünschen, nach so viel Kämpfen Gott dankend für den überstandenen Arbeitstag, voll Hoffnung, voll schöner Aussichten auf den anbrechenden Feiertagsmorgen sich zum Schlafe niedergelegt hatte und sanft gestorben war, wie ein müdes Kind an der Mutter Brust einschläft, lächelnd über süße, selige Träume. Daß der Tod, der den Meisten so feindselig naht, ihn so weggenommen, das konnte ich kaum glauben. Gewiß war er ihm erschienen in der Gestalt des geliebtesten, ersehntesten Wesens, in der Gestalt seiner schönen, geliebten Kunst! Denn Kampf und Krampf war da nicht zu spüren; ent-

gegen gelächelt hatte er dem Tod, wie einem lang erſehnten Gut.

O, wem der Tod ſo naht, wie ſelig iſt Der, wie beneidenswerth! Wie bemitleidenswerth Die, die noch zurückbleiben müſſen und nicht mit können! Sie hören die Thüren des Paradieſes ſich öffnen, ein Lichtſtral dringt blendend für irdiſche Augen hindurch, aber ſchnell ſchlieſſen die Thüren ſich wieder und es bleibt den Zurückbleibenden nichts als das ſchmerzliche Gefühl der Betäubung und Blendung, dieſes innern Streites irdiſcher Schwere mit der Sehnſucht nach höherem Aufſchwung; ein Gefühl, wie wenn wir über uns in blauer Luft die Vögel aufſteigen und verſchwinden ſehen und noch aus weiter Ferne ihren Jubel hören. Wir möchten mit, glauben uns leichter und fühlen doch, daß wir noch an der Erde kleben und uns keine Flügel gewachſen ſind.

Endlich ließ ich die ſchon kalt gewordene Leiche aus meinen Armen; reden konnte ich kein Wort, aber deſto mehr ſehnt' ich mich zu klagen und zu weinen, denn der Kopf und die Bruſt ſchienen mir bis zum Zerſpringen voll. Tröſten konnt' ich die Geliebte nicht, noch konnt' ich mit ihr klagen, deſſenungeachtet hing ſie mir immer weinend um den Hals, als ſei ich ihre einzige Stütze, ihr einziger Troſt. Und Beides zu ſein, war meine Pflicht, als ſein einziger Freund hier, auf den er alle Hoffnung, alles Vertrauen geſetzt. Mir brachen die Knie faſt, aber dennoch, ſah ich das Weib in ſeiner Verzweiflung an, erſtickte ſogleich wieder jeder Klagelaut in meiner Bruſt, ich ſchämte mich ihr gegenüber meines Schmerzes; ich war ein Mann, mir ſtand die Welt offen wie früher, Alles blieb, wie es früher war, nur einen treuen, helfen-

den, theuern Gefährten hatte ich auf der Lebensbahn verloren, aber mit ihm noch nicht den Muth und die Kraft, sie allein zu gehen. Sie aber hatte in ihm Alles verloren, Lehrer, Freund, Bruder, Geliebten, Gatten, Alles und Alles, sie stand ganz verwaist. Ihr ganzes Leben, das sich nur um ihn gedreht, auf ihn bezogen, durch ihn belebt war, war mit ihm auch vernichtet.

Und wahrlich, sie verdiente solches Loos nicht, denn habe ich in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, die Weiber bejammern und sogar bemitleiden zu lernen, so lehrte diese mich wieder sie schätzen, bewundern und verehren; einer solchen tiefen, sich ganz hingebenden Liebe, wie dieses Weib, sind wir egoistischen Männer nicht fähig, einer Liebe, die nichts kennt als den geliebten Gegenstand, die ihr ganzes Leben ihm opfert. So hatte er sie mir stets geschildert und ihr Umgang war seit sechs Jahren sein täglicher. Als 13jähriges Mädchen, noch mit der Puppe spielend, ward sie durch traurige Verhältnisse gezwungen, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte, der bald als ein verächtliches Subject sich auswies, sie marterte und quälte, und dem sie aus Pflicht ergeben war, obgleich sie während der Zeit Dräger kennen, schätzen und lieben lernte und in Allem den himmelweiten Unterschied zwischen ihm und ihrem Manne fühlte. Je mehr sie Dräger zu vergessen strebte, desto mächtiger ward die Liebe, desto fühlbarer ihr Elend. Endlich, nachdem sie fünf Jahre so ausgehalten und eine Tochter geboren, drängte die Liebe zu mächtig; sie gehorchte nur ihr, als ihrer Religion und ihrem Gewissen. Sie verläßt ihren Mann (da Scheidung hier nicht möglich) und ernährt sich selbst. Liebe lehrt sie malen, Dräger ist ihr Lehrer und bald

verdient ſie ſo ſich ihren Unterhalt. Jetzt iſt der Geliebte nun ihr Alles und ſie in ſeinem Beſitz für die Erde ſelig. Darum hat ſie ihn in jeder Krankheit gepflegt, Alles um ſeinetwillen zurückſetzend und aufopfernd, und hat in der letzten Zeit faſt gar nicht mehr geſchlafen, noch gegeſſen, nur Tag und Nacht an ſeinem Bette geſeſſen.

. . . . Gott dankt' ich, als ich mit der Morgendämmerung im Freien war und in langen Zügen die balſamiſch kühle Morgenluft einſchlürfen konnte, die zu leben und zu ſchwirren ſchien von Farbenglut und Düften. Da fühlt' ich, daß, wenn Alles bricht, immer die Natur noch ein Troſt iſt. Ich ahnte, wie ſeine Seele jetzt vielleicht durch dieſe Luft hinauf ſich ſchwingt, jubelnd und jauchzend wie die Frühlingslerche, zu dem Reich der wahren, ewigen Farben, nach dem er hier im irdiſchen Dunkel ſo lang vergebens gerungen, da bis zu uns die Stralen dieſer Glorie nur durch Dünſte dringen. Geſehnt hatte er ſich nach dem Grund und Urſprung, dem Reich dieſer Farben und Töne und lange gekämpft, da öffnete es ihm weit die Thore und ließ ihn eintreten in die ewige Harmonie!

Da konnt' ich weinen; wie ein aufgethauter Bach ſanft niederrieſelt, ſo rieſelte der Schmerz, der ſo lange wie verſteinert in mir lag, ſanfter ſchauernd durch meine Glieder. Jetzt beſorgte ich Alles, Beerdigung u. ſ. w., entlehnte das Geld dazu und dieſe Sorgen hielten mich die erſten Tage und Nächte wach.

. . . . Doch nun genug des Traurigen, ſo voll auch meine Seele davon iſt, denn Ihr werdet Euch nicht ſehr daran erbauen.

An A. de Chateauneuf.

Den 15. October.

Wie ſehr mich Ihr freundlicher Antrag erfreut hat, wie in vieler Hinſicht wünſchenswerth und ſchmeichelhaft für mich dieſer Vorſchlag war, können Sie ſich denken; doch da Sie mich kennen, ſo will ich Ihnen offen antworten, wie ich glaube, daß Sie vielleicht ſelbſt in meinem Fall antworten würden. Was meine äußern Verhältniſſe anbetrifft, ſo iſt, wie Sie wiſſen, meine Lage hier nicht die glänzendſte und droht es ſogar noch weniger zu werden; denn außer dem Wenigen, was ich noch zu erhalten, ſuch' ich meinen Aufenthalt zu friſten, indem ich meine Skizzen und Studien verkaufe, ſo gut es geht, einige Schüler habe u. ſ. w. — In anderer Hinſicht aber kann ich wol ſagen, daß mein Zuſtand täglich ſich verbeſſert, da ich jetzt erſt wirklich angefangen habe, wahre Einſicht in die Malerei zu bekommen. Was ſich früher unbeſtimmt in meiner Seele herum bewegte, gewinnt nach und nach eine geſicherte, beſtimmtere Form. Weit entfernt, die Kunſt auf Regeln bringen zu wollen, werde ich mir ſelbſt doch täglich klarer und blicke tiefer in ihr Weſen, das ſo mannichfaltig, immer ſo neu und eigenthümlich wie die Schöpfung iſt, aber auch wie dieſe einen beſtimmten Urſprung hat und in gewiſſen Bahnen ſich zu einem beſtimmten Zwecke bewegt. Ich ſehe, daß, ſo ſehr man auch auf die Stimme des Gefühls, als die einzig wahre Richterin, horchen ſoll, es für die äußerliche Erſcheinung doch beſtimmte Geſetze gibt, die (wie die Geſetze Gottes in unſerm Gewiſſen) in unſer Gefühl eingeſchrieben ſind, deren ſich klar zu werden die erſte Aufgabe des gebildeten Künſtlers iſt, damit er nicht mehr

im Finstern tappe, sondern sich von seinen Schritten Rechenschaft geben könne und ihre Echtheit und Richtigkeit durch die überzeugende Wirkung auf den Beschauer beurkunde. Zu dieser Sicherheit zu gelangen war mein ganzes Streben die letzte Zeit, und daß ich nicht ganz umsonst gerungen, wird Ihnen hoffentlich Ihr Bild zeigen, das ich bald abschicken werde. Schlecht steht es an, sich selbst zu loben, aber ich wage zu sagen, wie ich wenigstens hoffe, daß Sie den Zeitaufwand, den mir dieses Bild kostete, in keiner Hinsicht für verloren erklären werden. Ich glaube bedeutende Fortschritte gerade in Dem gemacht zu haben, was sich erlernen läßt (denn das Andere muß vom Himmel kommen), wenn ich auch, je mehr sich mir die geheimnißvolle Wunderwelt der Kunst erschließt, immer mehr einsehe, wie so wenig ich von ihr noch erfaßt und begriffen. Hauptsächlich habe ich in der letzten Zeit (was mir am meisten fehlte) mich mit der Oelmalerei beschäftigt und eben dieses Bild war meine rechte Schule. Dadurch und durch den Umgang und die Austauschungen mit dem verstorbenen Dräger, wie besonders durch das eifrigste, gewissenhafteste Betrachten und Studiren der alten Meister, namentlich der Venetianer und Correggio's, bin ich auf den Punkt gelangt, um, wie ich hoffe, in den nächsten Bildern zeigen zu können, daß ich nicht umsonst die Alten und die Natur betrachtet und ihre gegenseitige Wechselbeziehung belauscht habe. Darum ging bis jetzt mein ganzer Wunsch dahin, hier noch unter den alten Meistern einige Zeit leben und schaffen zu können. Vielleicht habe ich ein Siegel schon gelöst von den sieben dieses Buchs der Offenbarung und hoffe auch die andern mit der Zeit zu lösen.

Das also die Gründe, warum ich, wenn es irgend durch Aufträge oder Verkauf meiner Sachen zu bewerkstelligen, noch einige Jahre hier zu bleiben wünschte. Die Gründe aber, warum ich mit so großer Freude Ihren Antrag annehmen möchte, sind folgende: Erstlich sähe ich einmal (was freilich nicht zu berücksichtigen, denn für seinen Beruf soll man das Liebste opfern können) meine Vaterstadt, meine Freunde, Eltern und Geschwister, namentlich meinen alten Vater wieder, den noch einmal zu sehen mir Pflicht und dringendes Bedürfniß ist; dann wissen Sie auch, wie ich nichts mehr wünschte, als einmal auf diese Weise beschäftigt zu sein, da mir diese Malerei das eigentliche Leben und Wesen der Kunst scheint. Hier wird sie nützlich und das Leben erheiternd und verschönernd greift sie in dasselbe ein; wie der Mantel vor dem Froste des Winters, vor Regen und Wind schützt, so schützt sie gegen die ertödtende Kälte und die erschlaffende Dürftigkeit der Prosa dieses Lebens. Dann ist aber eben auch die Frescomalerei diejenige, worin der Künstler am selbständigsten auftritt, während er in der Oelmalerei, immer auf ein stückweises Geben seiner Gedanken beschränkt, diese deswegen mehr oder weniger dem gegebenen Gegenstande aufopfern muß; hingegen in der Frescomalerei, wenn auch Mittel und Stoffe aus der Geschichte, Poesie oder Natur nehmend, schafft er doch durch die Art, wie er sie anwendet und zusammenreiht, ein neues vollständiges Werk und stellt sich in seiner Eigenthümlichkeit selbst dar, wozu freilich die griechische Mythe immer den passendsten, umfangreichsten, allgemein ansprechendsten und verständlichsten Stoff darbietet. Es würde mir daher diese Aufgabe mit der Freiheit der

Wahl des Gegenſtandes doppelt erwünſcht und die Gelegenheit, gewiſſermaßen die Frescomalerei in meiner Vaterſtadt, wenigſtens in gediegenerer Geſtalt, einzuführen, ſehr angenehm ſein. Endlich wiſſen Sie, wie ſehr es mich freuen würde, mit Ihnen gemeinſchaftlich eine ſolche Arbeit ausführen zu können! Ich bin überzeugt, wir würden mit Freuden zuſammen ſchaffen, uns einander verſtehen und genügen, denn bis jetzt harmonirten unſere Ideen und Anſichten doch ſo ziemlich und, wo ſie von einander abwichen, würden wir uns ſchon verſtändigen. Denn ſo ſehr ich auf einer Sache, die ich für richtig erkannt, beſtehe, eben ſo leicht laſſe ich mich eines Beſſern belehren. Das wiſſen Sie auch ſchon und da Sie ſehr nachſichtig ſind und die Schwierigkeiten kennen, die ſich dem Künſtler in den Weg ſtellen, ſo würden Sie Ihrer Seits gewiß gern nachhelfen, damit Architektur und Malerei Hand in Hand gehe. Wir würden manche ſchöne Stunden verleben, ſchaffend und uns unterhaltend.

Das Einzige alſo, was mich zögern macht, auf Ihren gütigen Antrag gleich einzugehen, iſt die Furcht, für mehrere Jahre entfernt von meinen geliebten alten Meiſtern zu ſein, die gerade jetzt mir noch nöthig, ja nöthiger als je ſind. Doch ſtehen die beiden Wagſchalen, Für und Wider, gleich: auf der einen Seite die lockendſte Ausſicht, die mich zieht, auf der andern eine eben ſo feſſelnde, die mich hält, daß ich wirklich nicht zu entſcheiden weiß und lieber die ganze Sache Ihrer beſſern Einſicht anheimgebe, um mir zu rathen und den Ausſchlag in meiner Wahl zu geben. Finden Sie die Arbeit und den Nutzen, der mir daraus erwachſen könnte (ich denke nicht an den pecuniairen Verdienſt, denn daß ich

diesen in meiner Bestimmung nicht berücksichtige und gern mit dem Allerwenigsten zufrieden bin, wenn sonst die Arbeit mir Nutzen schafft, wissen Sie), bedeutend genug, um dagegen den Nachtheil, der mir etwa aus der Unterbrechung meiner Studien entspringen möchte, zu wagen, so bitt' ich Sie, bald möglichst mir einen genauen Riß und Ihre Ideen bezüglich der architektonischen Vertheilung und malerischen Ausfüllung zu schicken. Wäre Ihre Zeichnung und Angabe der ganzen Räumlichkeit des Saales und Ihrer Ideen über seine malerische Verzierung deutlich und ausführlich genug, um bei mir ein klares Bild zu erwecken und dadurch meine Ideen anzuregen, so würde ich gleich mit einigen flüchtigen Skizzen meine Arbeit begleiten. So viel mir aus dem bereits erhaltenen Riß klar geworden, glaube ich, man könnte auf die heiterste Weise die ganze Götterwelt in diesem Saale figuriren lassen, natürlich nicht zu groß und zu schwer die Bilder, denn davon bin ich so sehr, wie irgend Einer, in einem kleinen Zimmer ein Feind; ich meine in der Art und Größe, wie in Pompeji die kleinsten Zimmer mit Gemälden verziert waren. Doch dürften sie auch nicht zu klein und zu leicht ausfallen. Würden Sie dann meine Vorschläge gut heißen, so würde ich gleich diesen Winter mich daran machen, kleine Skizzen in Wasserfarben auszuführen und Ihnen davon immer Pausen zur Ansicht und Beurtheilung einzuschicken. So viel ich könnte, würde ich dann noch hier sehen und studiren, im Frühjahr jedoch aufbrechen und über Mantua, Parma u. s. w., um meine Kenntnisse auch da noch zu bereichern, froher, als ich je geahnet hätte, zurückkehren. Baldigst erwarte ich also Ihre Antwort und Ihren

Rath. Sollte dieser auch nicht für Annahme der Arbeit sein, so lassen Sie mich wol dessenungeachtet eine nähere Einsicht in Ihre Idee bekommen und uns darüber in Briefwechsel bleiben; mit Freuden werde ich, was Sie von mir verlangen und ich für Sie werde machen können, erfüllen. Leben Sie wohl!

Den 21. November 1833.

Kaum hatte ich Ch. auf seinen freundlichen Antrag geantwortet, daß, so sehr erwünscht diese Arbeit für mich sei, doch der Gedanke des Fortgehens aus Rom mir ebenso sehr peinigend wäre, als ich einen andern Auftrag bekam, nämlich eine Concurrenz-Aufgabe für einen Mailänder, einen Privatmann, der in einer großen Nische eines Gesellschaftssaals im seinem Hause eine Nemesis malen lassen will, wozu er fünf italienische Künstler und mich einlud, zugleich den Theil von Herder's Werken mit der Nemesis Adrastea sendend. Die Zeichnung, en miniature, wird mit 6 Louisd'or bezahlt, das Bild aber, wenn mir anders die Nemesis günstig ist und ich über die Mitarbeiter siege, wird mit besser vergütet werden. Da diese Idee der Nemesis eine etwas complicirte ist und ich dieselbe gern so gut als möglich ausführen wollte, so habe ich mich in letzter Zeit viel mit Lesen und Studiren, Schreiben und Zeichnen zu beschäftigen gehabt; außerdem hatte ich noch eine andere Zeichnung zu machen, von der ich Euch zur Entschuldigung wegen meines langen Schweigens einliegend eine Pause schicke.

Die Veranlassung zu der letztern Zeichnung war folgende: Während ich das Bildchen vom Pan, die Erfin-

dung der Syrinx machte, hatte ich mich ſo in dieſes Hirtenleben, das ich auch dabei in der Wahrheit ſtudirte, verliebt, daß ich aus ihm Mehreres zu machen wünſchte, da es für die Kunſt eigentlich das erſchöpfte Thema an unſchuldigen, lebensfrohen, heitern Bildern iſt. Die Dame, für die ich den Pan malte, fand den Gegenſtand zu indecent, zu viel Nacktes darauf, worauf ich das Bildchen, das viele Freunde gefunden, Jemanden anders verkaufte und ihr dafür verſprach eine Zeichnung zu machen, wie ſie ſolche verlange. War der Anfang meines Schäferliebes ihr nackt und indecent vorgekommen, weil die Menſchen noch keine Feigenblätter trugen und Menſch und Gott ſich näher ſtanden, oder weil der Menſch noch die Natur verſtand und ſich mit ihr in Liebe und Leben vereinigte, ſo fühlte ich mich dadurch jetzt angefeuert, meine Melodie weiter zu ſpielen, um ihr durch das Finale zu beweiſen, wie unrecht ſie dem Gegenſtand gethan. Ich wählte deshalb die Syrinx in ihrer Wirkung, ſchon verbreitet unter Hirten als Muſik ihres Lebens. Ich hätte ein Liebespaar wählen können, das die Laute ſeiner Liebe mit der Syrinx accompagnirt; doch da zu große Tugend leicht auch darin etwas hätte finden können, ſo wählte ich jene Liebe, die gewiß über jeden Vorwurf hinaus iſt und gegen die ſelbſt der frömmſte Kopfhänger nichts einzuwenden weiß. Ich zeichnete eine heilige Faunenfamilie, darfund zu Gott, ſie in ihrer gefunden, einfach reinen, umfangenen Freude und Seligkeit rührender und heiliger darzuſtellen, als ſo manche kokettirende heilige Familie unſeres Jahrhunderts. Das Motiv dazu fand ich in der Natur. An einem ſchönen Tage war ich ausgegangen in die Campagna; es fing an zu

regnen, ich ſuchte in einer Ziegenhirtenhütte Obdach und fand hier ein halbnacktes, ſchönes Weib, das ihren nackten Säugling auf ihrem Beine ſchaukelte. Für mich gibt es faſt nichts Reizenderes als ein ſchönes Weib mit einem ſchönen Kinde, es iſt nicht nöthig, daß es immer eine Madonna ſei; Raffael's meiſte Madonnen ſind auch nur ſchöne ſelige Mütter mit ihrem Kinde. Lange ſah ich dem Spiele zu, dann ging ich entzückt nach Hauſe und gleich an die Arbeit. In unſerer Welt, die ſo arm an Liebe, Schönheit und ſeliger Begeiſterung, da entzückt es ſchon unendlich, wenn wir nur eines von dieſen Dingen finden. Ungemein reizt mich eine unverhohlene, frei ausgedrückte Liebe, die in ihren tiefen, reichen Fülle über alle Schranken ſich wegſetzt, nur ſich ſelbſt lebt und um ſich die Welt vergißt. So liebt die Natur, ſo lieben die Vögel und Blumen, Himmel und Waſſer; doch das iſt verpönt. Aber in Mutter und Kind, Gott lob! iſt dieſe unſchuldige, natürliche Liebe noch erlaubt, und ſelbſt der kälteſte Sittenprediger darf hier nicht kritteln, wenn die Mutter nur in ihrem Kinde lebt, ſich ſelbſt und die Welt vergißt und in den Augen des Säuglings ihren Himmel, ihr Alles findet. So ſuchte ich alſo meiner Zauberamme darzuſtellen. Der geſchaukelte Knabe wirft vor Entzücken ſeinen Kopf lachend in den Nacken, um ſeine Freude möglichſt auszudrücken. Alles muß an ihm zittern und hüpfen vor Jubel, wie auch bei ihr, wo es aber in einfachern, großartigern Zügen ſich offenbaren muß, mehr wie ein wogendes Meer zufrieden, geſtillten Glückes in heiterer, überſtrömender Lebensfriſche und Fülle, die in dem Knaben nachwirkt in ſchnellen hüpfenden Weiten. Um nun aber meine unſchuldige Zauberamme mit

[illegible] innigen Zufriedenheit und Freudigkeit zu rechtfertigen, setzte ich meinen Faunenvater dazu, der die Syrinx bläst, mit deren lieblichen Tönen er sich im knospenden Jugendfrühling seine Faunin erblasen und womit er jetzt die Freude seines Lebenssommers accompagnirt. Hier, wenn auch schwächer und verlorner als in Mutter und Kind, sollte sich Beider Liebe und Entzücken abspiegeln, denn auch er fühlt und theilt das liebende Entzücken der Mutter am Kinde, nur muß aber die Liebe zu jener sein Herz bewegen und die Töne seiner Flöte entlocken. Um zu zeigen, wie enger einst Natur und Menschen verbunden waren, wie, da Götter sich nicht schämten mit Menschen menschlich umzugehen, auch die Menschen sich nicht schämten die Thiere zu sich herauf zu ziehen, mußte sich meines Faunen Herde bilden, denn sie ist dieser stillen Familie Umgang, ihre Freude, Verwandtschaft und Bekanntschaft; darum nahen sich auch die Thiere und nehmen Theil an der gemeinschaftlichen Familienfreude, darum umarmt seinen Bauernfreund, den jungen Bock, der ältere Sprößling der Faunenliebe und tanzt mit ihm zu den Tönen der väterlichen Flöte. Denn von jener Liebe, die die andern Drei bewegt, haben diese Beiden keinen Begriff; schon fast entwachsen ist der junge Faun der mütterlichen Liebe, aber noch nicht alt genug, um des Vaters Gefährte auf seinen Hirtenstreifereien zu sein, bleibt er in der Höhle und so fesselt ihn täglicher Umgang in inniger Kinderfreundschaft und brüderlicher Liebe an den jungen Bock, der ihm zur Gesellschaft in der Höhle gelassen wird. Die übrige Herde, als ebenfalls zur Familie gehörig, drängt sich herbei und begleitet als Brüder und Schwestern des alten und jungen Fauns

meckernd den Ton der Flöte. So mag in der Natur es regnen und ſtürmen (draußen thut es Beides), in dieſem Kreiſe herrſcht ſtete Lebensluſt und Freude, die wahre Dankbarkeit gegen den Schöpfer des Lebens. Endlich, um noch mehr dieſen Jubel, dieſes ſchuldloſe Freudenleben auszudrücken, habe ich den Weinſchlauch für fernere regneriſche Wintertage, wenn die wollige Herde nicht im Felde iſt, in der Höhle aufgehängt.

Den 16. December 1837.

. . . . . Ich habe Otto's Steindruck nach Overbeck erhalten und mich unſäglich daran erfreuet und erbauet. Gott hat zu deſſen unermüdes treuem Schaffen und Arbeiten ſeinen Segen gegeben. Es iſt wunderſchön geworden, eine rührend anſprechend treue Copie des anmuthig ſchönen Originals, und mit ſolcher Unſchuld, ſolcher Unbefangenheit, bei aller männlichen, ſichern und entſchiedenen Ausbildung, durchgeführt, daß es gewiß Jeden anziehen muß. Auf dieſe Weiſe copirte Marc Anton den Rafael und war ein Künſtler wie Rafael. Auf dieſe Weiſe iſt ein geiſtreicher Ueberſetzer ein Meiſter, wie Der, deſſen Werk er überſetzte. Otto hat den erſten Lauf ſeines Lebens vollendet, ſeine erſten Lorbeeren errungen, die er durch ſein Talent und ſeinen Fleiß ehrlich verdient hat und die ich von ganzem Herzen ihm gönne, ja, an deren friſchem Jugendgrün ich mich weide, mit dem herzlichen Wunſch, daß immer voller und ſchattiger ihr Kranz werde. Wie freute ich mich, als ich in der Allgemeinen Zeitung meines Bruders Namen ſo rühm-

lich erwähnt fand, und wie stolz war ich auf meinen Bruder!

. . . . . Liebe Schwester, da hast Du einmal eine Beschreibung von dem Zustand meines Innern, wovon Du wol so bald keine zweite verlangst. Doch, um ganz Deine Wünsche zu erfüllen, zuerst mein äußeres Leben, das ungeheuer einfach ist. Ich kann fast sagen, daß ich mich mit nichts mehr beschäftige, als mit meiner Kunst; ich lebe eingezogener als ꝛc; wenige kleine Ausflüge abgerechnet, habe ich fast den ganzen Sommer Rom nicht verlassen, ging selbst weniger spazieren und streifte weniger in Stadt und Umgegend, in Leben und Ruinen herum als früher, wozu freilich das fast anhaltende schlechte Wetter und meine schöne Wohnung auch viel beitrug. Letztere ist immer noch dieselbe, ich sehe nach wie vor aus ihr, wie der Sonne erste goldene Strahlenküsse die Welt zu neuem Leben wecken, bis nach allen Harmonien und Accorden des Tages ihre Abendrothsmelodien sie in nebelträumerischen Schlaf lullen, und wie dann die ernste, stille Nacht mit ihrem sterngestickten Zaubermantel heraufzieht und ihren Mondlicht-Silberschleier über das geliebte Kind breitet, damit es sanft schlafe und recht lieblich träume. Das ist mein Umgang, der mich glücklich macht und mehr erquickt und erheitert, als jeder andere, den ich darum auch fast ganz gemieden. Die sogenannte deutsche Gesellschaft, d. h. die Gesellschaft, die diese frequentiren, zieht mich, wenn ich bei Manchen auch Manches in ihrem künstlerischen Talent schätze, nicht an. Zu holen ist hier nichts, denn ernste, lehrreiche Gespräche scheinen verpönt zu sein. Das Ernsteste, was die Leute behandeln, sind die Fremden und

wie man ſich und die Kunſt entwürdigend ihnen durch Intriguen und Kabalen Geld abnöthigen kann. Sonſt kommen nur Poſſen und Albernheiten vor, welche die Sinne und das Gefühl abſtumpfen und den Mann vergeſſen machen Mann zu ſein. Die Wenigen, die aus dieſem Haufen hervorſtralen, meiden dieſe Geſellſchaft und dieſe Landsleute ſehe ich zu Zeiten bei mir oder bin bei ihnen, denn wer etwas Beſſeres will, weiß ſich immer zuſammen zu finden. So ſehe ich die übrigen Deutſchen nur auf der Straße oder im Kaffeehaus, aber auch ſelten, da ich in der Regel ſo früh ausgehe, daß ich noch Niemanden treffe. Die Italiener verachte ich ihrer unmoraliſchen Geſunkenheit wegen zu ſehr, als daß ich mit ihnen umgehen könnte. Da ich nicht Franzöſiſch ſpreche, habe ich auch in Geſellſchaft der Franzoſen wenig Erbauliches gefunden, obgleich ihre Unterhaltung viel intereſſanter iſt als die der Deutſchen. Die Engländer leben am ſchicklichſten, ſind aber, wenige abgerechnet, gar keine Künſtler. Daher habe ich das Einſiedlerleben gewählt und befinde mich ſehr wohl dabei, denn ich habe trotz meiner Zurückgezogenheit reichliche Unterhaltung. Muß ich einmal ausruhen vom Arbeiten, Denken und Studiren, oder mich zerſtreuen nach Sorgen und Noth, da leſe ich und dieſe Beſchäftigung iſt mir wahre Erbauung. Mittags und Abends eſſe ich zu Hauſe mit meinen Wirthsleuten, beſtehend aus einem Mann, der ein Capitalſchöps iſt, ohne Talent, Energie, Verſtand und Gefühl; aus einer Frau, klein, ungebildet und dumm, aber voll teufliſcher Liſt und Tücke, und dann aus einem kleinen Mädchen, Namens Cäcilie, die meine Unterhaltung iſt. Ihr Geſpräch iſt natürlich nicht weit her, obgleich ſie zuviel Verſtand

für ihr Herz hat, wie mir scheint, aber ich liebe sie ihres schönen Aeußern wegen, an dem ich mich weide und das ich in allen Nüancen als eine reiche Quelle des Studiums studire. Sonst ist A. mein täglicher Gefährte, geliebt von mir, wie früher, und mich eben so wieder liebend; auch habe ich meine Freude, ihm in seiner Malerei so viel, als Gott mir verleihet, beizustehen und von dem Meinigen, was ich etwa mehr bis jetzt hatte, mitzutheilen. Kleine Streitereien fallen dann und wann vor, daß wir wie Verliebte ein paar Tage schmollen, sonst leben wir in der schönsten Harmonie. Meine Erholung ist mein Studium, denn da ich mit allen Werken der Alten hier jetzt völlig bekannt bin, so können auch sie mich nicht mehr so fesseln und beschäftigen wie früher. Ich kenne sie jetzt so, daß sie mir ein vertrauter, geliebter und segensreicher Umgang sind, aber nur erfüllen sie nicht mehr mein Inneres dergestalt, daß ich von allem Andern abgezogen werde. Auch habe ich in der letzten Zeit manche Aussichten auf Bestellungen bekommen, wovon Du hören wirst; darunter ist eine von Hamburg, wie Du wol weißt, die ich gern allen andern, wenn sie auch in mancher Hinsicht mehr versprechen, vorziehen möchte, und zwar um Euch einmal wieder zu sehen auf einige Jahre, mit Chateauneuf unter Euern Augen zu arbeiten und so Gott will Euch Allen Freude und meiner Vaterstadt Ehre zu machen. Wenn ich nur wüßte, daß man mich nicht zu sehr einschränkte, d. h. daß ich dieses und jenes nicht machen darf, oder so und so machen soll und muß. Die Kunst ist wie die Wahrheit in ihrer göttlich nackten Kinderunschuld schön. Wehe dem Künstler, der mit unreinem Herz und Sinn diese

ſchändet und entweihet; aber wehe auch dem Beſchauer, der den Himmel läſtert, indem er dieſes, ſein geliebtes Kind entehrt durch allerhand vorgebundene Feigenblätter und Flitterſtaat, als ob für ſeine hochadelige, überſittliche Frackgeſellſchaft dieſer göttliche Gaſt nicht hochzeitlich genug gekleidet wäre und die Etikette verletze mit ſeinem bezaubernden Himmelsanſtand! Fluch dieſer Etikette, dieſem Aushängeſchilde der Seelenbeſchmutztheit! Aber honny soit qui mal y pense!

Dennoch arbeite ich ſchon an dieſer Aufgabe; nächſtens werde ich Ch. darüber ſchreiben und hoffentlich gleich nach Weihnacht meine Ideen ſchicken. Außerdem habe ich jetzt zwei Schülerinnen, wovon die eine, wenn auch nicht ſchön, doch verzeutgut iſt und mehr Talent hat als die meiſten Weiber, ja als manche Männerkünſtler. Die andere iſt ſehr hübſch und hat ausgezeichnetes Talent. Beide ſind Italienerinnen.

So iſt mein Leben. Die letzte Zeit war ich krank, wie ich auch ſchon ſchrieb, und überdies auch noch durch manche unangenehme Beſchäftigungen wegen Dräger's Nachlaß in der Arbeit gehemmt, weshalb ich Euch ſo lange nicht geſchrieben. Jetzt, Gott Lob! wo ich wieder ganz geſund bin und wacker ſeit Wochen ſchon arbeite, kann ich es Euch erzählen, wodurch ich krank geworden. Erſt bekam ich die Grippe, die mich ſchon ſehr herunter brachte; kaum geneſen, hatte ich mich zu einer wilden Schweinsjagd engagirt und dieſe brachte mich von neuem und noch ſchlimmer auf den Hund. Doch curirte ich mich ſelbſt, was ich dem vielen Umgange mit Aerzten und dem Zutrauen zu meinen eigenen mediciniſchen Kenntniſſen zu verdanken habe. Der Arzt, den ich rief, wollte

mir gleich zur Ader lassen u. s. w., und deshalb schickt ich ihn gleich wieder fort.

Ich weiß nicht, ob ich Euch schon von einem Orte schrieb, der 18 Miglien von Rom, die Tiber aufwärts, gegen den Monte Soracte zu, nahe an der alten Via Flaminia liegt und Mizzo heißt. Es ist die Heimat der Cecilia in meinem Hause und da ihre Familie eine der liebenswürdigsten ist, die ich bis jetzt hier kennen lernte, so habe ich diesen Sommer öfter zu Fuß und zu Wagen kleine Ausflüge dahin gemacht. Der Weg ist schön: die alte Via Flaminia, viele Gräberruinen, unter denen die Ovid's, links immer die hohen grotesken Felsenabhänge der öden, braunen, versengten Campagna, sowie der breite, goldene, schön sich windende Tiber; dahinter, am jenseitigen Ufer, eine in schönen Linien und Massen sich durchschneidende und durchkreuzende Campagna, die gegen den Fluß in ähnlichen Felsenabhängen endet. In dieser Campagna einzelne Villen und Meiereien (alte Klöster oder Castelle) mit Wald und Gärten wie Oasen in der Wüste; darüber weg der ganze Kranz des bezaubernd schönen Gebirges vom Soracte, diesem wundervollen Berge, der einer himmelaufsteigenden Woge gleicht, die eben im Niedersinken versteint, und dann das ganze Sabinergebirge, ein Theil des fernen Volsker- und des reizenden Albanergebirges, vor dem in der Campagna Rom in seiner Herrlichkeit und Nimbusluft erglänzt. Der Ort selbst liegt ganz versteckt zwischen waldigen, gigantischen Felsen. Diese bilden herrliche Massen mit ihrem reichen Wald- und Rankenschmuck, ihrem schönem, mannichfaltigen Abhängen und ungeheuern Schluchten. Dazwischen die romantischsten, malerischsten Felswege, reißende Waldbäche,

Cascaden u. ſ. w., und Alles iſt üppig, ſtrotzend. In dieſer Welt ein einfaches, fröhliches Volk, das in ſeiner natürlichen Poeſie Gott und Alles, was er geſchaffen, liebt und ſich daran erfreut; gutmüthig, herzlich und muſikaliſch, nur von Jagd, Viehzucht und Ackerbau lebend. Sie ziehen mit ihren Herden pfeifend und ſingend, halbnackt, halb in Ziegenfelle gekleidet, in dieſer Welt umher; die jüngſte Lieblingsziege trägt der Knabe auf dem Arm, dem Vater geht der alte Bock als Freund zur Seite und als treue Lebensgefährten und Geſpielen folgt die übrige Herde. Der Abſtand zwiſchen Menſch und Vieh ſcheint mehr verſchwunden, wo Alles dem erſten Urſprung näher iſt. Menſchlicher ſind die Ziegen und die Menſchen ähnlicher der übrigen Schöpfung. Hier muß uns die alte Fabelwelt der Faunen, Nymphen und Dryaden verſtändlicher werden, denn klar tritt ſie uns vor Augen. Ich blickte in ſie hinein, ich lebte in ihr und verliebte mich in ſie. Hier wohnten Cyklopen in den Höhlen, Centauren in den Wäldern; zu den Menſchen hier kamen Götter und lebten und liebten mit ihnen.

Doch zu dem Ort zurück! Dieſer liegt auf einem einzelnen, ringsum freiſtehenden Felsblock, einem ehemaligen Schloß, in deſſen Mauern jetzt der ganze Ort, nicht größer als vielleicht bei uns der Fiſchmarkt, liegt. Es gibt drei kleine, enge, kurze Straßen, die ganze Bevölkerung iſt faſt mit einander verwandt und macht gleichſam nur eine Familie aus, die in Liebe und Freundſchaft eng verbunden. Meine Bekannten ſind in dem erſten, reichſten Hauſe: zwei alte charmante Leute, beſonders die Frau, Signora Chriſtina, die ich kindlich liebe; dann ein Sohn, ein ſchöner, liebenswürdiger Menſch,

Namens Checco, frisch und stark wie ein junger Löwe; drei Töchter, wovon die jüngste in unserm Hause, die nächstfolgende, Rosa, nicht hübsch, aber natürlich und die Herzensgüte selber, was auch wie Sonnenschein ihre Züge umstralt und verklärt, die älteste aber schön und fast gebildeter und feiner von Sinn und Gefühl ist, als die jüngste, mit der reichsten, frömmsten Seele und einem Herzen voll Liebesfeuer, Kindereinfalt, Unschuld und Güte. Diese heißt Nina. — Einen Sonnabend Nachmittags nahmen wir (mein Hauswirth, ein Däne, der bei uns wohnt, und ich) bis auf den andern Abend ein Cabriolet und fuhren mit allem Nöthigen und einem Hunde bewaffnet hinaus. Die letzten drei Miglien ist der Weg durch Felsblöcke, Waldbäche und Erdrisse so unwegsam, daß er kaum mit einem Cabriolet zu passiren ist; wir stiegen deshalb aus und führten das Pferd und Wägelchen an der Hand hinauf bis zu dem Ort.

Hier kamen wir an, indem die Glocken Ave Maria läuteten und durch die Wälder ihr Schall summte, sich begrüßend mit dem entferneren der nahe liegenden Klöster. Vor dem Thor (in der Stadtmauer sind die meisten Häuser, auch das, wohin wir wollten) d. h. unter dem Fenster unserer Freunde schossen wir alle Drei unsere Büchsen ab, woran sie uns sogleich erkannten; sie öffneten die Fenster, bewillkommneten uns von oben, liefen uns dann entgegen und holten uns im Triumph hinauf. Checco ist ein Jagdliebhaber und so veranstaltete er gleich Alles für die Jagd, bot Jäger auf und Hunde, während wir am Kamin mit den Mädchen schwatzten und scherzten, die so sich unterhaltend das Abendessen zubereiteten, wobei ich denn besonders meine Lust an der

ſchönen Nina hatte, die Alles aufs ſchnellſte, Alles mit der höchſten Grazie ausrichtete und trotz dem, daß ſie am meiſten zu ſchaffen und nichts als Mühe hatte, doch Jeden mit kleinen Aufmerkſamkeiten überhäufte. Als Alles veranſtaltet war und wir genug geſcherzt und geplaudert hatten, aßen und tranken wir bis 11 Uhr. Alsdann bereiteten wir uns zur Jagd, uns dabei auf das fabelhafteſte ausſtaffirend. Wir zogen Marinarijacken an, banden Ziegenfelle um Bauch und Beine u. ſ. w., ſuchten uns Alles ſo warm und behaglich zu machen als möglich und packten uns Wein, Branntwein und Eſſen ein, während wir unſere Büchſen mit tüchtigen Kugeln luden. Dann gaben ſie uns ihren Segen und wir zogen ab, bei dem herrlichſten Mondſchein, durch Feld, Wald und Thal, über Fels und Klippe, durch Sumpf und Haide in den immer unwegſamer und dichter verrankten und verſchlungenen Wald hinein. In einiger Entfernung zogen wir an einem Kapuzinerkloſter vorbei, das über den Wald weg freundlich ſilbern uns zuwinkte. Es war Mitternacht, bebend rief das Glockengeläute zur Mette und uns von wilder Jagd zurück zu ſeinem friedlich ſtralenden Felſengipfel. Nachdem wir ungefähr 6 Miglien gegangen, waren wir an der Stelle angekommen, wo Schweine kommen mußten; der Athem wurde angehalten und die Poſten vertheilt, immer Einer von dem Andern je 100 — 200 Schritte weit im Dickicht unter Ranken und Gebüſch verſteckt. Ein eigenes Gefühl war es für mich, der ich ſo etwas nie mit gemacht, ſo ganz allein mich zu finden in einem Wald. Die Gefährten ſah ich nicht, auch durfte ich mich ihnen nicht vernehmlich machen, noch ſie ſich mir, da Jeder ſo ſtill wie mög-

lich zu sein suchte. Dabei heulte und sauste der Wind über uns hin und krachte und knarrte in den Aesten und Stämmen und raschelte in Laub und Ranken. Einzelne Nachtvögel heulten und klagten schaurig und ängstlich. Dabei war Jeder in der größten Spannung, indem man in jedem Rascheln der Blätter, jedem Geräusch das Nahen des ersehnten Wildes zu hören glaubte. Die Augen gingen im Kreise herum und waren weit geöffnet, um im unsichern, spielenden Mondlicht, das unzählige Irrbilder und Erscheinungen durch die Schlagschatten von Ranken und Bäumen zauberte, deutlicher zu sehen; dann folgte Ermattung und Abspannung, die Alles schlimmer macht und endlich die Idee schuf, daß Einem von uns etwas zustoßen könne, ohne daß der nächste Gefährte es bemerke. Ueber dies Alles das Schaurige einer dunkeln Nacht in einem Walde, so verwachsen und wild, wie vielleicht die Urwälder Amerikas, wo jeder nächste Schritt in einen Abgrund, in eine unergründliche Schlucht uns stürzen und für ewig begraben könne. Hart neben mir schlich ein Fuchs durchs Laub, ich wollte schießen, allein meinem Versprechen zufolge durfte ich nur auf Schweine schießen. Da hörte ich halblaut wispernd Checco's Stimme, der mein nächster Nachbar war: „attento!“ Darauf wechselten wir die Posten und schritten so eine halbe Miglie weiter, in derselben Entfernung, wie wir standen, nie uns sehend, nur das Geräusch des Gehens hörend und uns stets einander auf Bäche, Klippen, Schluchten u. s. w. aufmerksam machend. Dreimal wechselten wir so die Posten und als wir endlich alle von dieser Anspannung ermüdet waren und nichts gefunden hatten, vereinten wir uns um einen ganz niedergestürzten Baum,

ſetzten dieſen in Flammen und erzählten uns eſſend und trinkend Geſchichten. Es war ſchön, dieſes rothe, flackernde Feuer, das mit dem blauſilbernen Mondlicht kämpfte. Der Rauch wälzte ſich glühend roth durch die Zweige der Bäume; zitternd flogen ihre Schatten rings umher und tanzten einen Geiſterreigen um die Glut. Bei der Helle ſchien die Nacht rings um tiefer und grauriger, denn das Mondlicht wirkte nur in der Ferne.

Gegen Morgen, als unſer Feuer ausgebrannt war, zogen wir zurück zu den Kapuzinern. Hier trafen wir vier andere Jäger mit drei Hunden, die wir dort hin beſtellt. Der Wind pfiff ſchneidend kalt, doch fanden wir einen kleinen offenen Stall, in den wir Neun mit allen unſern Hunden hineinkrochen. Nachdem wir die Thür feſt verſchloſſen, bereiteten wir uns ein Lager und tranken, ſprachen oder ſchliefen, wie es Jedem einfiel, bis mit Tagesgrauen die Kapuziner zur Meſſe läuteten. Da erhoben wir uns, ſtellten alle neun Gewehre zuſammen, ketteten die Hunde an dieſelben, gingen dann in die Kirche und fielen auf die Knie, um mit aller Andacht die Meſſe zu hören, die mich nach dieſer Nacht wirklich doppelt feierlich ergriff. Ein ſchöner Mann mit langem, greiſem Bart, in weißem und hellblauem Prieſtergewande, las die Meſſe, ſein Sakriſtan war ein junger Kapuziner. Wir fanden die ganze Kirche voll Hirten und Jäger, lauter ſchöne, ſtarke, wilde, phantaſtiſch gekleidete Menſchen. Der Dämmerſchimmer des Tages, der durch die Fenſter brach, ſtritt mit dem matt und matter verlöſchenden Kerzenlicht vom Altar und dabei herrſchte eine äußerſt feierliche, andächtige Stille, die ihr Schweigen über die ganze Verſammlung breitete. Nach

der Meſſe gingen wir neun Jäger, nachdem wir unſere Flinten der Kugeln entledigt und ſtatt deren mit Schrot geladen hatten, von neuem auf die Jagd und zwar auf die Haſen- und Schnepfenjagd. Weit, weit ſtrichen wir wieder herum, über Gräben und Hecken, durch Moor und Dickicht, Thal, Wald und Felſen. Vier, fünf Waldungen durchjagten wir wol auf dieſe Weiſe, ohne eigentliche Ausbeute zu finden; ein paar Mal hatten die Hunde die Spur von Haſen, doch kam Keinem von uns einer zu Geſicht, eben ſo auch nur wenige Schnepfen. Zuletzt ſchoſſen die meiſten aus Deſperation Meiſen und Kramsvögel, überhaupt was uns vorkam. Wir waren endlich ſo müde, daß, obſchon wir den Reſt unſeres mitgenommenen Nachtmahls als Frühſtück verzehrt hatten, ich dennoch kaum zu Hauſe kommen konnte. Hier wurden wir auf das liebreichſte empfangen, Nina ſorgte mit mehr als ſchweſterlicher Liebe für uns. Wir kleideten uns um, aßen und tranken, ſchwatzten und ſcherzten und zogen dann in unſerm Wägelchen, jetzt nur wieder unſerer Drei, unter allgemeinen Segenswünſchen und Bitten, bald wieder zu kommen, ſo wie unter vielen Grüßen an Cäcilie u. ſ. w. ab. Ein ſchöner goldener Abend lagerte ſich über Gebirge, Campagna und Fluß und geleitete uns zur alten Roma zurück, wo wir eine Stunde nach Ave Maria todtmüde ankamen und ich einige Tage an den Folgen büßen mußte.

Und nun Euch Allen eine frohe, ſegensreiche Weihnacht und Neujahr! Der Himmel gebe, daß es im Jahr 31 nicht ſo viel regnet, wie es hier wenigſtens dieſes Jahr gethan. Die Leute ſagen, weil im dreiunddreißigſten Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung Jeſus Chri-

ſius geſtorben, weine der Himmel bei jeder Wiederkehr der 33 in der Jahrzahl, wie er es das erſte Mal gethan.

Den 23. December 1833.

.... Morgen iſt der heilige Abend; könnt' ich beim Begrüßen des neuen Jahres Euch etwas Schöneres wünſchen, als den Segen dieſer geweihten Nacht? In tiefer Dunkelheit ſchlummert die weit hingeſtreckte Welt und wehmüthig blickt auf ſie der geſtirnte Himmel herab; da ſchwebet durch die dunkle Bahn ein heller, goldener Morgenſtern und ſeinem Siegesbanner folgt der tanzende Reigen der übrigen Sterne. Ein ahnungvolles, ſegenverkündendes Licht erleuchtet den Buſen der Nacht und es öffnet ſich der dunkle Himmel; ſobald das Morgenroth die Nacht durchglüht, ſchallet und ſchwebet durch die unendlichen Räume der jubelnde Chor der Cherubim und Seraphim; bei dem Schlag ihrer goldenen Fittige ſtrömt Jugendfreude zur Erde nieder und ihr Echo tönt das Hallelujah wider, von dem der Himmel erbebt, denn es jauchzet die ganze Schöpfung dem neuerblühenden Frühling entgegen! Die Sonne des Lebens geht auf; in armer Hütte verborgen erglänzet das Licht der Welt, erfüllet mit ſeinem Glanze die Erde und die Himmel leuchten davon wider. Segenduftend, liebeſtralend wächſt aus dieſer Hütte eine goldene Himmelsleiter auf und Engel tragen auf- und niederſteigend Vergebung flehende Gebete zum Himmel und bringen Verſöhnung und Erlöſung zur bittenden Erde zurück. Zu dieſer Hütte laßt uns

eilen und folgen den armen Hirten, dem lächelnden Kindlein, das seine Arme Jedem beseligend entgegenbreitet, unsere Gaben bringend. Ach, wir haben nichts! Arm wie die Hirten bringen wir uns nur selbst; aber barmherzig und liebreich nimmt das Kindlein uns Alle an, weiset Keinen zurück, der dem Schimmer des Sterns, der Botschaft der Engel folgend nicht der armen Hütte spottet. Möge es Euch nun recht freundlich anlächeln, dieses holde Kind, daß Ihr aufs höchste und schönste die Seligkeit dieser Weihnacht empfinden möget. Möge auf jener goldenen Himmelsleiter der schönste Segen zu Euch niedersteigen! So sei es; das ist, was ich Euch wünsche zur heiligen Weihnacht, und so beginne das neue Jahr für Euch.

. . . . . Ich bin jetzt in einer sonderbaren Lage. Ich habe so lange gemalt, ohne eigentlich je Aussicht auf größere Bestellungen zu haben; jetzt ist Alles wie auf Einmal zusammengekommen und dadurch wird vielleicht aus nichts etwas. Aus Hannover wurde mir der Antrag, dort Fresken aus der Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg zu malen, den ich des Gegenstandes wegen, der mir nicht behagte, ablehnte. Darauf kam die Euch schon gemeldete Bestellung aus Mailand, eine Zeichnung zu einer Nemesis zu machen, die, wenn sie die andern fünf Concurrenten überträfe, sehr groß ausgeführt werden soll, worauf ich eine Zeichnung eingeliefert, aber noch keine Antwort habe. Dann Chateauneuf und an demselben Tag kam Cornelius zu mir, der schon, Gott weiß von wem, von dem hannoverschen und Chateauneuf'schen Antrag gehört hatte, um mir zu sagen, daß ich wo möglich mich nicht übereilen sollte, den einen oder den

andern Antrag anzunehmen, da er nur auf eine Antwort warte, um bei mir eine größere Bestellung zu machen, nämlich in der Ludwigskirche in München die Decke zu malen und diesen Auftrag mit einem Andern gemeinschaftlich nach unsern Compositionen auszuführen: Gott Vater mit den neun Chören der Engel und alle Heiligen in verschiedenen Gruppen, lauter colossale Figuren. Jedoch könne er mir jetzt noch nichts Bestimmtes sagen, weshalb er noch Bedenken tragen müsse Gehülfen anzunehmen. — Unbedingt würde ich dieses abgeschlagen und den geringern Antrag für Hamburg angenommen haben, wäre dieser mir nur gewisser und wüßte ich, daß ich uneingeschränkt dort machen könnte, was ich selbst gern wollte; denn Cornelius' Auftrag wäre mir in so fern nicht erwünscht, als der Teufel einen ganzen Himmel voll Heiliger malen mag, oder wer sonst sich selbst zu einer Höllenplage verdammen will. Ein Kerl sieht ja aus wie der andere in seiner Heiligkeit, denn die Heiligkeit verdunkelt alle Individualität und Charakteristik. Dann würde die ganze Arbeit unter Cornelius' Namen gehen. Dies ist gegen meine Eitelkeit, denn wenn ich mich nach meinen besten Kräften abmühe, Ehre mit meinen Schöpfungen einzulegen, will ich auch meinen Antheil daran haben, wenn ich nämlich wirklich etwas Tüchtiges leiste, und diese Eitelkeit nimmt mir wol Niemand übel. Andererseits hätte ich aber auch wieder Lust, den Cornelius'schen Auftrag zu übernehmen, denn einmal bietet er mir mehr Gelegenheit, mich in großen Räumen zu üben, wo möglich mich auch im gewaltigen Styl zu zeigen, ein Styl dem Raume eigen; und dann möchte ich sehen, ob sich aus den langweiligen Heiligen nicht vielleicht doch durch

Bewegung und Zuſammenſtellung etwas Kurzweiliges ſchaffen ließe. Freilich würde ich dabei mehr ihre Unheiligkeit als Heiligkeit aufzufaſſen ſuchen, denn in der Heiligkeit gilt kein Anſehn der Perſon, da ſind ſie alle gleich. Doch werde ich den Auftrag Ch.'s nichts deſtoweniger vorziehen, ich darf hoffen, daß Alles, was ich hier ſchaffe, ſei es noch ſo gering und von noch ſo Wenigen geſehen und anerkannt, ganz mein iſt; ich bin ganz frei und kann wirken und wirthſchaften, wie ich will. Bei Cornelius, hätte ich auch die Compoſitionen zu machen, müßte ich mich doch immer ſeiner Angabe fügen, mit der meine Idee gewiß nicht überall harmoniren würde. Bei Ch. hingegen fiele das weg, wir ſind in unſerer Anſicht uns ziemlich gleich und Keiner iſt zu eigenſinnig, um nicht, wenn die Meinungen verſchieden, die ſeinige der des Andern zu accommodiren. Ich habe Ch. gerade in ſeinen Kunſtanſichten und in der Liebe für dieſelben ſo lieb gewonnen, daß ich mit Freuden für ihn arbeiten würde. Dann arbeite ich auch in meiner Vaterſtadt, unter Euern Augen, in Eurer mir ſo theuern Nähe. Das Alles wiegt ſchon die bei weitem vortheilhafteren Bedingungen des Münchener Auftrags auf; dürfte ich nun gar noch machen, was ich ſo ſehnlich wünſche, meine Götterwelt, wie ſehr würde ich mich dann erſt freuen! Da iſt aber der erſte Haken, an dem meine Ausſichten vielleicht ſcheitern, denn in dieſer Hinſicht werden wir uns, das hamburger Publikum und ich, nicht vereinigen können und darum wird A. gar nichts von mir malen laſſen. Jedoch opfere ich in Erwartung deſſen meine Mußeſtunden und Zeichnungen, die ich einſtweilen dafür mache und baldigſt einſchicken werde. Dann werde

ich ja sehen, was diese ausrichten, und bevor ich das weiß, entscheide ich mich zu nichts.

Einliegend sende ich Euch die Pause von der Skizze, die ich zur Nemesis gemacht habe. Leset in Herder's Werken den Aufsatz, Adrastea Nemesis, der mir zur Grundlage gedient hat und an den ich mich so streng als möglich gehalten. Vielleicht werdet Ihr alsdann von selbst meine Idee verstehen, denn leider ist heute keine Zeit mehr zu schreiben, was ich mir dabei dachte. Nur so viel noch. Ich habe mich bei dieser Aufgabe ganz in den Begriff der heidnischen Nemesis verliebt, wie überhaupt die griechische Götterlehre in meinem Herzen immer mehr Eingang findet. Das sind keine Heiligen, die alle in einer allgemeinen Passivität gleich, das sind vielmehr wahrhafte, individuelle Charaktere und Gestalten, die wir begreifen und fassen können. Sie sind activ, aber auf edle, großartige und liebenswürdige Weise, so daß wir gern in ihrem Kreise weilen. Unter die Heiligen rechne ich aber die Apostel nicht mit, denn das sind Gestalten, so lebendig, charakteristisch und groß, wie die Helden Homer's, wie auch die Weisen des alten Testaments keine Nebelgebilde einer mönchischen, einseitig schwachen Contemplation und Abstraction sind. Also leset die Nemesis, es ist ein wunderschöner Aufsatz; ich habe Herder von neuem darin lieben gelernt und ebenso die Nemesis, die gern wohnt bei friedliebenden Menschen, aber auch bei Solchen, die sie fürchten. Sie sei Euch gnädig und günstig und halte stets das Maß der Leiden wie des Glückes, dann wohnen gern die seligen Götter in Euerm Kreis. Das wünsche ich Euch zum Neujahr und auch mir; freilich

mit zitterndem Herzen, denn leider fürchte ich, daß ich nur zu sehr die strenge, aber schöne Göttin beleidigt.

Den 16. Januar 1824.

. . . . . Ich habe Euch meine Zeichnung geschickt und will nun versuchen, in Worten einen Commentar dazu zu liefern, was mir freilich noch schwerer fallen mag, als mit dem Pinsel. Meine Aufgabe war, mich streng an die Herder'sche Nemesis zu halten, die Du wol kennst und vielleicht den Andern einmal mittheilst. Die Nemesis ist keine Rache- und Plagegöttin und nur durch Misverstand ist ihr Name so furchtbar geworden. Nach Einigen ist sie die Tochter der Nacht, nach Andern der Gerechtigkeit. Als nach dem goldenen Zeitalter die Bosheit der Menschen aufs höchste gestiegen war, so verläßt sie nebst der Göttin der Schamhaftigkeit die Welt, sich mit weißen Gewändern die schönen Glieder bedeckend, und Beide steigen zu den Göttern hinauf und hinterlassen den Sterblichen nichts als schwere Sorgen und ein rettungsloses Elend; so berichtet Hesiodus. Dort oben nun wandelt sie, dem Auge der Menschen tief verborgen, in ewigem Dunkel, sieht aber herab und erspähet Alles; schauet bis in die geheimsten Tiefen und nichts bleibt ihrem ernsten, klaren, schönen Blick verborgen. Um das auszudrücken, haben die Alten sie so dargestellt, daß sie mit der einen Hand das Gewand vom Busen hebt und hinein blickt; doch sie durchschauet nicht blos, sondern nach Dem, was sie erblickt, legt sie auch das Maß an, weshalb sie Andere wieder den Arm vom Ellenbogen zur Brust zu-

rückgebogen dargeſtellt haben, als ob ſie an dieſem Maß das Loos der Sterblichen mäße. Andere haben ihr den Finger an den Mund gelegt, als Zeichen der ſinnenden Verſchwiegenheit, die handelt, ohne vorher zu ſprechen. Alle drei Bezeichnungen, die mir ſo äußerſt paſſend und charakteriſtiſch ſcheinen, habe ich ſo viel als möglich in der einen Bewegung des linken Arms zuſammen zu faſſen geſucht. Es lege nun Jeder die Bedeutung hinein, die ihm die paſſendſte ſcheint. Sie blickt, das Gewand aufhebend, in den Buſen, legt den Finger an den ernſten, feſt verſchloſſenen Mund und biegt den Arm, wie zum Maß, etwas zurück. Aber mächtiger tritt ſie jetzt hervor: ſie hält der Menſchheit das Joch, den Zaum, das Gebiß vor. Sie beugt den Nacken der Stolzen und bändigt ſie mit ehernem Gebiß; wo kein Gott einzuhalten vermag, da hält ſie das Maß und wehe Dem, der es überſchreitet, ſei es, worin es wolle. Den Uebermüthigen im Glücke demüthigt ſie, der Tollkühne wird von ihr gebunden, aber auch des Zertretenen, des unſchuldig Leidenden erbarmt ſie ſich, indem ſie auch ſeinem Leid das Ziel ſteckt und ihn an ſeinem Verfolger und Unterdrücker rächt. Das drückt der rechte erhobene, gerade ausgeſtreckte Arm aus, der drohend und warnend der Welt den Zaum mit dem ehernen Gebiſſe zeigt. Wohl Dem, der gern und willig ſich dieſem Joche fügt, es leitet ihn ſanft ein ſchöner Arm und eine zarte Hand. Doch dem Widerſpänſtigen wird die leichte Hand eine ſtrenge, eiſerne Gewalt, der nichts zu widerſtehen vermag. Die Flügel haben die Alten ihr gegeben, um anzudeuten, daß ſie ſchnell und überall ſein kann und ihr nirgends auszuweichen iſt. Darum habe ich ſie nicht wie rudernd

niederhängend, sondern wie in Bewegung ausgespannt gemacht, unter ihrem Fuße das Rad, um welches sie das Schicksal der Welt und der Menschen windet und das sie mit dem Fuße dreht, je nachdem sie es in ihrer unbestechlich weisen Einsicht für recht und gut hält.

Das ist also meine Nemesis, die, wenn ich sie größer auszuführen habe, ich gewiß streben werde so schön als möglich darzustellen, fern von allen weltlustigen Reizen sowol in den Formen, als im Ausdruck und in der Farbe. Gewaltig muß sie sein, eine ernste, strenge Gottheit, aber durchaus nicht männlich, erschreckend und übertrieben in ihrer Gestalt. Im Gegentheil muß bei aller königlichen, unnahbaren Würde, Kraft und Gewalt etwas Jungfräuliches in ihrem Wesen liegen; denn selbst die echte, reine Jungfräulichkeit macht sie strenge über alle Begierden, ist die entschiedene Feindin und Bestrafern aller Ausschweifung und Uebertretung. Schön muß sie sein, denn alle ihre Eigenschaften sind die eines schönen, edlen Wesens. Aber frei von aller Leidenschaft müssen ihre Züge und ihr Ausdruck sein. In dem niederblickenden, großen, ernsten Auge muß freilich jenes tiefe Durchspähen aller Dinge ausgedrückt sein, doch darf sich keine Ahnung von Antheil, den sie daran nehme, darein mischen. Ihr fest geschlossener Mund darf weder dem Guten zulächeln, noch gegen den Bösen Zorn ausdrücken; auf ihrer freien Stirn, über ihren gewölbten Augbraunen muß jene sichere, immer gleiche Ruhe der Gerechtigkeit, die durch nichts zu bewegen, noch zu trüben ist, thronen; über den unbeweglich tiefen, fast einschüchternden Ernst ihrer Züge muß jene stille, Trost und Vertrauen einflößende Heiligkeit der Gerechtigkeit sich ergießen. Bleich ist sie von Farbe, aber

nicht krankhaft und ein ernſter Geiſt webt über das Ganze; ihre Farbe darf nicht ſo fein, daß ſie, wie die der Sterblichen, einen ſteten Wechſel andeutet. Ihr Haar iſt dunkel und in demſelben das königliche Diadem, ein Schmuck, der ihr als höchſter Gottheit gebühret und auf den ich, werd' ich es groß ausführen, zwei Greife oder Sphinxe machen will, als Zeichen ihres geheimnißvoll unerträhfeiten Waltens. Schön haben auch die Alten ſie gebildet, da eine ihrer erſten Statuen eine wegen ihres Schickſals in eine Nemeſis verwandelte Venus geweſen und ferner eine wirklich ſchon irdiſche Venus unter den Himmliſchen Nemeſis geworden war. Nämlich die Mutter der Helena und der Dioskuren, Leda, die nicht ohne Unwillen ſehen konnte, daß ihre ſchöne Tochter zur Schmach der Griechen von einem frechen Barbaren entführt wurde. Bewegt darf ſie nicht ſein in ihrer Stellung, obgleich in Bewegung, denn ſie wirkt ohne zu handeln, oder vielleicht beſſer ohne zu hantiren; da ſie überall hin mit gleicher Kraft wirkt, ſo kann ſie in keiner beſondern momentanen Bewegung ſein, die ſich doch immer nur auf einen beſtimmten Punkt bezieht. In ruhender Stellung aber, als z. B. ſitzend, durfte ich ſie auch nicht machen, denn erſtlich führt Herder geradezu an, daß man nie eine Nemeſis ſo fände, und dann, daß es ganz gegen ihren Charakter ſei; was mir auch ſehr wahr ſcheint, denn ſie, die überall Gegenwärtige, die Jeden Schritten folgt, von der Wiege bis zum Grabe, die das immer bewegliche Rad des Schickſals unter ihren Füßen dreht, der Flügel gegeben ſind, um anzudeuten, daß für ſie weder Raum noch Zeit. Das auszudrücken, dacht' ich ſie mir, als ob von Wolken getragen, leiſe und lautlos dem

Blicke vorüberziehend. Unter ihr liegt die Welt, Meer, Erde u. s. w., so viel in wenigen Strichen sich andeuten ließ, ist aber dem Auge der Erde durch Wolken verborgen; über ihr tiefes, purpurnächtliches Dunkel, ihr geheimnißvolles Reich, in das kein Auge eines Sterblichen zu dringen vermag, hingegen sie hinabblickend zur Welt, die vor ihren Blicken klar wie ein gelöstes Räthsel liegt. Sie selbst muß auf diesem dunkeln Grunde in anspruchlosem, aber hellem Glanz erscheinen, wie ein ungetrübtes, immer gleichleuchtendes, reines Licht. So zieht sie geräuschlos und gänzlich verborgen über die Scheitel der Sterblichen hin und läßt sie schalten und walten und greift ihnen niemals vor; nur wer sie scheuet und ehrt, dem legt sie sanft eine weiche Hand auf die Schulter und mit leisem, kaum fühlbarem Drucke hält sie ihn stets in Schranken. Lächeln auch Viele über sein unverdientes Unglück, so lacht sie nicht mit; Trost weht ihn an aus ihren stillen Zügen, denn sie verkünden ihm, daß, wenn seine Stunde gekommen, sie das Rad des Schicksals für ihn wenden und daß Segen auf ihn niederträufeln werde. Er sieht den lächelnden Genius im Schatten ihrer Flügel ruhen, der einst mit Blüten und Früchten seine Ehrfurcht vor der hohen Gottheit krönen wird. Das auszudrücken, habe ich die beiden Genien in den Schatten ihrer Flügel gesetzt, gleichsam als ihr Gefolge. Beide ruhend und aufhorchend auf ihren Wink: der Eine mit der weithinreichenden Schleuder und der strafenden Geißel, ein wilder Knabe, im Moment aufzuspringen; der Andere gleichsam ihn sanft niederdrückend und lächelnd ihren Wink erwartend, mit dem blühenden Apfelzweig, der mir sehr gut für meine Anspielung diente und zu-

gleich ein altes Attribut der Nemeſis iſt, daß ſie wahrſcheinlich von der Venus geerbt und bei ihrer Umwandlung beibehalten hat. Auch Geißel und Schleuder kommen bei den Alten vor; doch meint Herder, und, wie mir ſcheint, ſehr mit Recht, daß ihr ſelbſt dieſe eigentlich nicht gebühren, denn ſie ſtraft weder, noch belohnt ſie ſelbſt. Die beiden andern Genien halten Attribute, die man ihr auch gegeben, deren eines aber viel mehr ihrer Mutter, der Gerechtigkeit, zukommt, weshalb ich ihr ſelbſt es auch nicht gab, ſondern den Knaben ſo legte, daß er gleichſam ihr dieſe Wage verhält, nach deren Sinken oder Steigen ſie das Rad dreht. Der andere ſteckt das Maß, über welches hinaus ſie keinen Sterblichen läßt, ohne daß ihm die Rache folge. Das wäre, was ich mir bei meiner Nemeſis dachte. Ihre leiſe, faſt unmerkliche, ſtetige ſtille Bewegung darzuſtellen, iſt die ſchwierigſte Aufgabe; nur in einer leiſen Biegung des Körpers und einer kaum angedeuteten Fußbewegung dacht' ich dieſes ſtille Wandeln auszudrücken und durch die zurückflatternden Haare und das Gewand.

Das iſt meine Nemeſis oder ſoll' es ſein. Und dieſe ernſte, ſchöne Göttin ſei uns Allen hold, daß in keinem Dinge wir hinaus ſtreben über den haarfeinen, ſchönen Umriß, den ſie unſerm Leben gegeben! Leider hat ſich unſere Zeit ſehr über denſelben hinaus geblähet, dieſes maßverhöhnige Ungeheuer, ohne Form und Schöne, welche die alte Welt in ſo hohem Maße hatte, weil ſie in Allem ſtets ſo weiſe dieſen zarten Umriß einzuhalten wußte. Doch genug darüber!

Ich werde ich in dieſen Tagen anzeigen, daß ſein Samſon vollendet iſt. Ich freue mich ſeiner Vollendung,

denn ich habe den Trost, daß er unter den Künstlern hier mir Achtung und Lob erworben. Wenigstens sehe ich die Zeit und Mühe nicht als verloren an, die das Bild mich kostet, da es mir gelungen ist zu zeigen, daß Das, wonach ich strebe, gewiß das Richtige und Beste ist. Auch meine ganze Art zu malen, die ich theils eigenen Forschungen und Versuchen, am meisten aber meinem verstorbenen Freunde Dräger verdanke, gewährt mir große Genugthuung. Dieser hat mich zuerst darauf gebracht und was dunkel in meiner Seele lag, ist mir durch ihn klarer geworden. Ueberflüssig auseinander zu setzen, wozu mir Alle rathen, darf ich es hier nicht, da nach Ansicht der Commissäre es zu nackt befunden wurde. Noch Eins habe ich mir dadurch erworben, nämlich daß ich, wenn auch nicht Lehrmeister, doch eine Art Rathgeber für viele Künstler geworden bin. Das freut mich sehr, denn nie sieht man seine eigenen Sachen so an, wie die der Andern, daher die Richtigkeit meiner Ansichten und meiner Manier mir auch bei diesen viel lebendiger und überzeugender erscheint. Doch das bleibe unter uns, denn gewiß will ich mich nicht damit brüsten, nur wollt' ich Dir meine Freude darüber nicht vorenthalten.

An A. de Chateauneuf.

Den 3. Februar 1834.

Den ganzen Winter durch eine heftige Erkältung in meinen Arbeiten gestört, fand ich mich bis jetzt nicht im Stande, Ihren lieben Brief auf die Weise zu beantworten, wie ich wünschte, d. h. statt in Worten Ihnen gleich meine Ansichten in Bildern auszudrücken. Wenn nun

auch jetzt noch nicht so weit, so finde ich doch eine andere Veranlassung, Ihnen mit leichterm Herzen schreiben zu können, da ich Ihnen endlich melden kann, daß Ihr Bild vollendet ist und nur Ihre Antwort in Betreff seiner Absendung erwartet. Gewiß haben Sie Ursache mich zu verspotten, daß ich so lange an einem Bilde gemalt — aber bedenken Sie auch, daß ich manches Andere in der Zeit gemacht habe und es erst wenig über ein Jahr ist, daß ich das Bild selbst anfing. Es ist überdies viel größer geworden, als Sie denken werden, viel reicher an Figuren und auch weit mehr ausgeführt. Es ist eigentlich das erste Bild, das ich wirklich versucht habe zu malen, und zwar in der so angefochtenen grauen Manier, deren Widersacher ich, Gott Lob! dadurch alle besiegt, so daß sie nur, wenn sie auch eingestehen müssen, daß man dadurch etwas leisten könne, was anders nicht so möglich sei, sich den Rücken frei zu halten suchen und diese Manier einen langsamen Weg nennen. Ja, ich habe sogar schon einen kleinen Anhang hier gefunden und es bildet sich eine Art Schule dieser Manier, die freilich, und mit Recht, den Namen unseres verstorbenen Freundes Dräger trägt; denn ihm habe ja auch ich die Einweihung in dieses Geheimniß zu verdanken, aber in der ich doch als eine Art Rather und Helfer in der Noth angesehen werde.

. . . . Der Himmel behüte mich vor Eitelkeit und Ueberschätzung meiner selbst; aber eben so verhaßt ist mir auch, wenn Leute, nur um für bescheiden zu gelten, blind gegen sich selbst sind. Im festen Vertrauen, daß auch Sie so denken, habe ich Ihnen offen geschrieben, wie ich fühlte, freudig einsehend, daß ich bei diesem Bilde in

Allem: Composition, Zeichnung und Malerei, größere Fortschritte gemacht, als früher in meinem ganzen Künstlerleben; wenigstens glaub' ich, daß bis auf die beiden letzten Portraits und dieses Bild Alles, was ich gemalt, nicht sehr beachtet zu werden verdient. Deswegen ist die Freude, die ich immer bei Vollendung eines Bildes, das so lange der tägliche Gefährte meiner Gedanken und Mühen gewesen, empfinde, doppelt bei diesem. Ist einst meine Zeit erst durch andere bestellte Arbeiten in Anspruch genommen, so werde ich freilich sie mehr eintheilen lernen müssen, und mich gewöhnen, was ich bei einem Bilde nicht lerne, auf das nächste zu versparen. Jetzt aber, da das leider! oder Gott Lob! noch nicht der Fall ist, so finde ich es besser, all' mein Studium auf einen Gegenstand zu verwenden, der wirklich eine Bestimmung findet; denn kann ich auf diese Weise den Eifer und Ernst meines angestrengten Studiums beweisen, so hat es wenigstens zugleich den Nutzen für Andere, sie zu erbauen und zu erfreuen, und für mich denselben, als ob ich es in vielen Mappen aufgeschichtet mit mir herumschleppte. Denn was mich einmal innerlich durchdrungen, das wirket segensreicher fort und nützet mir mehr, als wenn ich es schwarz auf weiß besitze und Jedem zur Langenweile auftische, bis es einst nach meinem Tode meinen Erben ein nutzloses Kapital, eine beschwerliche Last oder in Auctionen an Trödelleute verkauft würde.

Jetzt, lieber Ch., zu dem wichtigsten Theil meines Briefes! Alles will überlegt sein; darum und weil ich mich außerdem unwohl und zum Arbeiten unfähig fand, habe ich mich erst daran gemacht, Ihren Vorschlag wegen der Scenen aus neueren Dichtern reiflich zu durch-

denken, und glaube jetzt, daß er nicht gut ausführbar iſt. Sie ſelbſt ſchildern das Publikum mit ſehr richtigen Farben, als ein aberkluges Kind, das in ſeinen Spielſtunden mit nichts Ernſtem ſich beſchäftigen will; nur die Sinne ſollen angenehm angeregt werden und dann würde man es uns gewiß nie verzeihen, wollten wir in dem Vorſaal eines Speiſe- oder Geſellſchaftszimmers Jemanden zwingen, über den Inhalt, Zuſammenhang und Bedeutung unſerer Darſtellungen nachzudenken. Wollen wir dieſe verſtändlich machen, ſo müſſen ſie ſo augenſcheinlich, klar, frappirend und allgemein ausgeſprochen ſein, daß Jeder, nur im Durchgehen einen flüchtigen Blick darauf werfend, ſich derſelben ſogleich klar bewußt werde. Vor Allem muß aber, was wir darſtellen wollen, in ſchöner Form ſich zeigen, damit dieſe das Auge ſanft anziehe und feſſele. Wer dann nichts weiter will, der gehe, damit zufrieden, vorüber, wer, geiſtiger geſtimmt, mehr ſucht, dem möge durch die liebliche Formen- und Farbenharmonie die Seele zu heitern und freundlichen Gedanken angeregt werden, deren Vereinigung zu einem harmoniſchen Ganzen ihm als eine angenehme Beſchäftigung erſcheinen und die Leere der Unterhaltung ausfüllen kann, die aber niemals ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen und dadurch vom Ort und dem Zweck ſeiner Gegenwart abziehen darf. Denn das wäre das Ungemäße in der Kunſt, von dem Sie ſprechen, und gewiß unverzeihlich. Schon Salomo ſagt: Alles hat ſeine Zeit und ſeinen Ort; ſo iſt auch anders die Ausſchmückung einer Kirche, eines Gerichtsſaals, einer Walhalla, eines Geſellſchaftszimmers. Wäre es doch unpaſſend, eine große Geſellſchaft, die zu heiterer Unterhaltung zuſammenge-

kommen, mit tiefen, philoſophiſchen Geſprächen zu unterhalten; man ſingt da heitere Lieder und fröhliche Melodien, und auf gleiche Weiſe ſoll auch die bildliche Feſtausſchmückung anſprechen, mag ſie nun, verſchieden anregend, wie viele verſchiedene kleine Lieder, auch in der Seele ſich ſo zu verſchiedenen, zerſtreuten Gedanken geſtalten, oder alle dieſe bunten Blumen ein verborgener Faden zu einem Kranz zuſammenbinden. Nur muß der Faden nicht durchaus nöthig ſein, ſondern jede Blume muß auch einzeln mit derſelben Schöne anlachen, damit man nicht, um eine Blume genießen und würdigen zu können, erſt nöthig habe ſich des ganzen Kranzes zu bemächtigen.

Vor Allem nun aber ſoll die Verzierung ſchön ſein, denn die erſte Bedingung iſt, die leeren Räume, die das Auge ermüden würden, mit ſchönen Formen und Farben zu beleben, damit der Blick, einmal in den Irrgarten dieſer Reize verlockt, ſich gern verliere und wohlgefällig bei ſeinem Zauber verweile. Aus dem Grunde reizen ja ſchon bloße architektoniſche Verzierungen oder Blumen. Geben wir nun noch Gedanken in den Formen, ſo müſſen jene immer dieſen untergeordnet ſein; denn das Haupterforderniß einer Zimmerverzierung iſt ein wohlthätiger, harmoniſcher Zuſammenhang zwiſchen architektoniſchen und maleriſchen Formen und Farben. Dieſer würde aber durch die vorgeſchlagene Ausſchmückung leicht geſtört werden. Der Hauptwerth der meiſten neueren Dichter liegt in der Schilderung innerer Zuſtände; wie ja unſer ganzes Leben, Religion und Kunſt, dadurch verſchieden von dem Antiken iſt, daß dieſes viel äußerlicher, plaſtiſcher war. Ein Achilles geberdet ſich anders

als ein Wallenſtein; jener iſt in ſeinen Geberden und Formen Achilles, dieſer verräth, ſeiner äußern Haltung wegen wenig den Wallenſtein, der ihm im Innern wohnt. Das ganze Weſen einer Thetis, einer Helena liegt in ihren Formen und Bewegungen, während unſere Heldinnen ſich als ſolche nur zeigen in der Art, wie ihr Geiſt ſich in Gedanken und Gefühlen offenbart; das aber iſt nicht darzuſtellen, darum bleibt der Kunſt nichts, worin dieſer Geiſt gewohnt iſt ſich zu bewegen und das ihm am ſchicklichſten ſteht, welches aber für mich gerade der anſtößige Punkt iſt. Denn erſtlich ſtört es den Reiz der Bewegung. Unmöglich kann ein Wallenſtein in ſteifen Stiefeln und Harniſch u. ſ. w. ſich ſo frei und ſchön bewegen wie ein nackter Achilles, dem blos ein leichter Mantel die kräftigen Glieder umſchlingt; ja ſolche Bewegungen ſind ſogar ganz wider den Charakter der Menſchen, die von Jugend an, in ſteife Kleider und Sitten gezwängt, gewohnt ſind, ſich nur nach dem Zuſchnitt dieſer zu geberden. Dann ſtört es aber auch die Form, denn die Abgeſchmacktheiten verſchiedener Moden, Stutzenſtiefeln und langweilige Schleppen, Puffen und Schnabelſchuhe können auf keinen Fall dem Auge ſo angenehm ſein, als ein frei geworfener Gewand, das ſinnig um den Körper gelegt in großen ſchönen Falten die Bewegung deſſelben zeigt und ſeine ſchönen Glieder durchahnen läßt. Beides iſt aber bei den Falten von Coſtümen nicht möglich, da dieſe, faſt immer widerſinnig dem Körper angepaßt, nicht durch ihre Falten und Formen, ſondern höchſtens durch ihre Farben reizen können. Dieſem Reiz mußten wir ganz entſagen, denn, da unſer Zimmer nicht ſehr groß, die Räume zu den maleriſchen

Verzierungen eng bei einander und klein abgetheilt ſind, ſo muß Das, was hinein zu componiren, durchaus in Form und Farbe einfach ſein und eine gewiſſe Symmetrie, eine gewiſſe correſpondirende Wiederholung in Beiden zeigen; dies wäre aber bei Figuren in Coſtümen ſchwerlich, oder gar nicht zu beobachten. Wir bekämen viele kleine verſchiedene Formen und Farbenflecke, die, wie Irrlichter, das Auge hin und her necken würden. Ueberdies bedingt das Coſtüm auch durchaus eine dazu paſſende Umgebung, denn ſo viele verſchieden coſtümirte Figuren auf demſelben einfarbigen Hintergrunde würden leicht alle, wie zuſammen gehäuft, als Maskenzug erſcheinen. So wäre alſo die äußere Erſcheinung dieſer Gegenſtände durchaus gegen den Zweck unſerer Verzierung und könnte nur entſchuldigt werden, wäre ihre innere Bedeutung bedingt durch die Localität, oder wäre der Raum ſo weitläufig, daß man, ſtatt an einzelne Gruppen ſich zu halten, das ganze Weſen und den Charakter der vorzuſtellenden Dichtung oder des Dichters erſchöpfen und ein Ganzes im Zuſammenhang geben könnte, da alsdann das Anſtößige im Aeußerlichen der einzelnen Geſtalten gehoben würde durch die gleich klar in die Augen fallende Vergegenwärtigung des ganzen Vorwurfs und der nothwendigen Beziehung jener zu dieſem. Wir ſehen dann nicht mehr auf die Formen blos, die architektoniſche Eintheilung ſchwindet unſern Augen und es bleiben nur die verſchiedenen erforderlichen Abſätze, in die die Vorſtellung ſich theilt, um unſern Sinnen faßlicher zu werden, die ganz mit der Entwickelung dieſer vor unſern Augen beſchäftigt ſind. Da nun die Vorſtellungen ſolcher Art, um ſie wirklich genießen zu können, durchaus

eine besondere, dazu passende Stimmung verlangen, in welche wir uns nicht zu jeder Zeit hinauf oder hinunter schrauben können, so scheinen sie mir deswegen für Wohn- und Gesellschaftszimmer unpassende Verzierungen, denn in diesen muß die Geistesanregung durchaus allgemeiner Natur sein und wir, da unsere Stimmung einen Tag anders als den andern ist, in ihnen auch immer verschiedene passende Nahrung finden können. Daher scheint mir in jeder Hinsicht die alte Mythen- und Idyllenwelt die passendste; sie ist leichterer und plastischerer Beschaffenheit, berührt im Allgemeinsten alle menschlichen Zustände und Verhältnisse und bietet so Stoffe genug dar, daß sie Jeder seiner Individualität anpassen könne. Nehmen wir auch die allerverschiedensten, unzusammenhängendsten Gegenstände absichtlich, um das Gemüth reicher, mannichfaltiger anzuregen, es wird doch immer, ohne lange zu suchen, eine Art innern Zusammenhanges vorhanden sein, da sie alle einer Zeit und gewissermaßen einer Familie angehören. Ferner können wir noch, ohne diese Harmonie zu stören, hineinflechten, was uns gerade behagt, wenn wir es nur dem Charakter und der Form der Darstellung anzupassen wissen. Ueberdies haben wir hier den großen Vortheil, daß die Form schön und somit die erste Anforderung unserer Aufgabe gelöst ist, indem Dem, der nichts weiter suchen will, sich Befriedigung für seine Augen darbietet in schönen Bewegungen, lieblichen Gruppen und Stellungen, in schönen Köpfen, schönen nackten Menschenformen und Farben, die denn doch immer das Schönste bleiben, was die Kunst wie die Natur bieten kann. Wir nun hätten hier gerade Gelegenheit, sie passend und geschmackvoll anzuwenden, und wo unserer überfeinerten

Gesellschaft des Nackten zu viel und dasselbe anstößig wäre, blieben Mittel genug, dieses geschmackvoll zu verhüllen; große Gewänder oder zierlich sich anschmiegende Kleider haben ihren eigenen Reiz, durch welchen der Zauber des Nackten noch gehoben wird. Ferner würde durch diese Art Verzierung die architektonische Eintheilung nie gefährdet und beeinträchtigt. Wir beleben auf diese Weise die leblose Monotonie des in allen Feldern durchgehenden einfarbigen Hintergrundes, ohne seine Wirkung, die für die Architektur durchaus nöthig, zu zerreißen, und bringen einen wohlthätigen Contrast einer lebendigen, wechselnd bewegten Masse gegen die festen und geraden Linien und Flächen der Architektur hervor, wodurch diese noch mehr Werth erhält.

Sollten Sie dessenungeachtet glauben, daß neuere Dichtungen sich doch besser eignen würden, so glaub' ich, es wäre besser, sich dann an Balladen, Märchen, Gedichte romantischen Inhalts u. s. w. zu halten, da diese, leichteren Stoffes, auch weniger Anspruch machen und willkürlicher sich handhaben lassen; oder lassen Sie uns dann einen besondern einzelnen Gegenstand romantischen Inhalts, in welchem nicht viel Costüm spielt, z. B. den Sommernachtstraum, nehmen.

Darauf Ihre Antwort erwartend, arbeite ich einstweilen an Zeichnungen verschiedener mythischer und idyllischer Vorwürfe zu unserm Zweck, von denen ich Ihnen nächstens eine Probe senden werde. Die bis jezt am meisten ausgebildete Idee wäre die: Die Grazien sollen den Eingang segnen, dann werden Amor und die Musen gern bei den Sterblichen wohnen und ihnen die Freundschaft der hold gesinnten Götter zuziehen und selbst die

Parzen werden langſamer den Lebensfaden ſpinnen. Ueber der einen Thür alſo die drei Grazien, gegenüber die drei Parzen; dann in der Tribune herum Göttergruppen und in den kleinen Feldern darunter dieſe Gottheiten in ihrem liebevollen Umgang mit Menſchen, was ſich in den Arabesken und Medaillons noch weiter ausführen ließe; nur müßte ich Ihre Idee über die Decke wiſſen, denn an dieſer ſollte Apollo den Chor der Muſen und Diana den der Horen zum Tanze führen. — Im Fall Sie aber durchaus nichts Nacktes wollten, wäre eine andere Idee dieſe Apollo mit den Muſen in der Tribune herum zu ſtellen und auf den übrigen größern Feldern die Hygea, Nemeſis, Fortuna und dergleichen halb allegoriſche Gottheiten mehr anzubringen.

Heute iſt Alles toll bei uns hier und darum will ich auch nun ſchnell ſchließen und mich dem Strudel übergeben. Es iſt der erſte Tag des Carnevals und dieſer in vollem Pomp mit Masken und allem Zubehör, begünſtigt von dem wundervollſten Frühlingswetter. Schon ſchneit es in den Straßen in Maſſe mit Confetti und Blumen und es ſcheint der Carneval pompös dieſes Jahr zu werden. — Leben Sie wohl und antworten Sie bald, da ich kaum die Zeit erwarten kann, daß mein Bild in Ihre Hände komme, um mein Fürſprecher bei Ihnen und Andern zu ſein.

Nachſchrift.

Im Begriff, dieſen Brief zuzuſchließen, bekomme ich ſoeben Ihre letzte Zuſchrift; ſo kann ich nicht umhin, hier noch einige Worte als Antwort auf dieſelbe hinzuzufügen.

. . . . Hoffentlich wird dieſer Brief Sie mit mir ausſöhnen und Ihnen zeigen, mit welcher Freude ich bereit bin, Ihren Auftrag anzunehmen. Wenn das nicht meine Abſicht geweſen, würde ich mich ſonſt den Winter mit andern Dingen beſchäftigt haben, anſtatt alle Muße auf dieſe Idee zu verwenden. Alſo noch einmal ſage ich Ihnen auf ihren zornig ironiſchen Brief, daß ich lieber mit den Göttern zu thun habe als den Heiligen, lieber mit Ihnen gemeinſchaftlich wirke, als unter Cornelius und Klenze ſtehe, lieber ſelbſtändig unter meinem Namen ſchaffe, wie es mir gefällt, als alle Mühe verwende, um nach eines Andern Willen zu arbeiten, unter deſſen Namen gewiſſermaßen doch Alles geht, was ich auch mache; daß ich ferner lieber in Hamburg als in München bin und daß ich, wenn Sie mich verlangen, gewiß mehr auf Ihren Ruf höre, als auf irgend einen andern, da ich mich wohl erinnere, wie ich Ihnen größtentheils meine erſten Beſchäftigungen, als mich noch Niemand rief und wollte, zu verdanken habe. — Die Delila kann nicht mit dem Oelberg gehen, da Overbeck ihn aufrollt. Hoffentlich in 14 Tagen ſende ich Ihnen Zeichnungen. Zürnen Sie nicht mehr und leben Sie wohl! Es iſt die höchſte Zeit, der Brief muß fort.

Den 8. März 1834.

. . . . Vier Jahre bald bin ich nun in Rom und Ihr habt keine andere Spur von meinem künstlerischen Dasein, als die ersten Schmerzgeburten meiner Umwandlung. Was seitdem mit mir vorgegangen, wie ich gelebt und was ich getrieben, wie ein Flammenbad mich befreite von den Banden, in die eine kränkelnde, unmännliche Richtung des unnatürlichen, geschwächten Zeitalters mich geschmiedet und die früher zu sprengen meine Brust nicht Kraft genug besaß, obgleich der einschnürende Druck sie fast erstickte: das Alles sollt Ihr immer nur aus Briefen ersehen, nur immer meine eigenen Worte hörend. Nein das will ich nicht länger; kann Euch die That nicht davon überzeugen, kennen nicht Werke Euch verkünden, wie ich denke, fühle, liebe und lebe, was um und in mir vorgeht, was mich bewegt und ob es werth ist beachtet zu werden oder nicht — dann verdient mein Leben wahrlich nicht, daß ich ein einziges Mal die Feder eintauche, davon zu schreiben. Aus diesem Grunde schrieb ich seit lange Niemanden mehr und wollte Euch nicht eher schreiben, bis Ihr etwas von mir sähet.

Mein Bild ist jetzt fertig und in 8 bis 14 Tagen schicke ich es fort. Hoffentlich seht Ihr in einigen Tagen auch davon reelle Beweise, daß ich mich mit dem hamburger Auftrage beschäftige. Ihr habt nun nicht mehr nöthig, Euch blos auf Worte zu verlassen, denn ich habe an Th. heute zwei Zeichnungen abgesandt, die, wenn auch nur flüchtig, doch vielleicht Euern und Ch.'s Zorn besänftigen und Euch überführen werden, daß ich den hamburger Auftrag den von Cornelius aufgebend, nicht verwerfe und der mich jetzt schon nach manchem

Leid und manchen Sorgen ein Leben führen macht, das glücklicher ist, als ich es werth zu sein glaube.

Den ganzen Winter habe ich mich nicht recht befunden, bei einer anhaltend heftigen Erkältung, die mich im Spätherbst faßte, verfiel ich, vielleicht in Folge zu großer Anstrengung, in einen sehr fatalen Zustand, worin ich so gereizt war, daß die kleinste Unannehmlichkeit und Aergerlichkeit, die uns das Leben so häufig bietet und die uns in der Regel nicht so außerordentlich berührt, mich ungemein afficirte. Durch viele kleine Arbeiten aufgehalten, konnte ich es lange nicht dahin bringen, mein Bild endlich ganz vollendet vor Augen zu sehen, was mich ungeheuer ärgerte. Trotz dem war es mir doch nicht möglich, es wie die meisten Andern zu machen, die, von zu großer Eigenliebe geblendet, glauben, die Welt sehe die Mängel ihrer Arbeit vor Entzücken darüber nicht, und eine Sache schnell zu vollenden wissen, wie auch Viele mein Bild längst für vollendet erklärten. Mir genügte aber das Urtheil dieser Leute nicht; ich hatte das Bild gemalt, weil mich der Gegenstand freute und weil ich dabei lernen, anschauen und auffassen wollte, was Kunst und Natur mir bot und dann ganz aussprechen, wie dieses in meiner Seele sich gestaltet. Nicht verdienen wollt' ich, sondern lernen, und dieses bis zu dem Punkte bringen, wie es nur in diesem Bilde möglich sei. Dann galt aber auch meine Zeit den Vorarbeiten zu Ch's Auftrag, die mich so beschäftigten, daß sie mich Nachts nicht schlafen ließen. Mir fehlte nichts als Gesundheit, um meinen Arbeiten mit Freuden mich hingeben zu können, und die Gesundheit und Kraft zu erlangen verhinderte mich wieder mein Eifer. Wäre

der Winter ſtrenger geweſen, ich wäre gewiß recht krank geworden. Wir hatten aber, Gott Lob! einen echten italieniſchen Winter, faſt immer ſchönes und mildes Frühlingswetter, das ich denn auch zuletzt benutzte, indem ich für einige Tage alles Arbeiten und, ſo viel ich konnte, auch alles Denken und Studiren aufgab und aufs Land ging. Wenige Tage curirten mich hier völlig, ich kam geſund zurück, legte die letzte Hand an das Ganze und machte dann mich wieder an meine kleine Arbeiten und den Auftrag. Hier ſtörte mich nun freilich Ch. erzürnter Brief ſehr; denn ſchon hatte ich Vieles vorarbeitend geleſen, in der feſten Ueberzeugung, er würde ſeinem erſten Vorſatz treu bleibend nicht auf den neuern Tragikern beſtehen. Nach dieſem Briefe aber fürchtete ich dies eben und, ſo wenig Luſt ich zu einem ſolchen Auftrag habe, ſo wollt' ich ihm doch gefällig ſein und gern alles nur Mögliche thun. Es war gerade Carneval und ſo kam auch ich mir wie verkleidet vor; und weil ich ſo durchaus unpaſſend mich für dieſe Aufgaben fand, ſo gerieth ich in eine ſolche verzweifelte Stimmung, daß ich faſt wieder zu Cornelius gegangen wäre und mich ihm angeboten hätte. Der Carneval kam mir erwünſcht, um an nichts zu denken. Ich tobte vom Morgen bis zum andern Morgen den Carneval durch und wurde curirt. Nachdem ich mich noch mit Koch, Wagner und vielen Andern beſprochen hatte, ſchickte ich die eiſernen Wallenſteine, die weiſen Nathane, Mephiſtofeles und Donna Dianas, mit denen ich mich im Carneval förmlich wie mit Masken beſchäftigt hatte, zum Teufel und fing mit neuer Luſt und neuem Eifer, unbekümmert, ob Chateauneuf es genehmigen und billigen werde oder nicht, blos

zu meiner eigenen Freude, meine Götterarbeit wieder an. Es war das schönste Wetter, ein ganzer Monat ohne Regen und faſt ununterbrochen ein heiterer, sonniger Frühling. Meine Arbeit verlangte, daß ich viel ansah, und so benutzte ich diese Gelegenheit, um zugleich meine Gesundheit zu pflegen, und fühle mich jetzt an Leib und Seele so gestärkt, daß ich mir ein ganz anderer Mensch erscheine. Jetzt erst empfind' ich die Seligkeit, die in der Liebe zur Kunst liegt, wenn man sein Leben ganz ihr widmet. Die andern Freuden, die die Erde bietet, sind nicht für mich; theils scheinen sie vom Himmel mir nicht bestimmt, und dann, wo sie sich mir boten, waren immer Hindernisse, die sich wie feindselige Dämonen in den Weg wälzten und schnell das holde Bild meinen Augen entführten. Stets verhinderte mich ein unbarmherziges Schicksal die Gelegenheit zu rechter Zeit zu ergreifen, stets kam ich wider meinen Willen zu spät, so sehr ich mich auch beeilte. Mich neckten alle andere Freuden nur und wurden mir zu bittern Leiden. War ich unwerth des segnenden Besitzes der erstern, oder suchte ich nur Traumbilder und begehrte mehr als die arme Welt gewähren kann, das mag ein Anderer entscheiden. Jetzt fühl' ich bei allen Schmerzen immer den Muth, sie zu ertragen, die Lust, sie zu überwinden, die Kraft und die Hoffnung, mehr und mehr zu siegen. Ja es gibt Augenblicke, wo meine eigenen Werke mir Freude machen und mich aufmuntern zu neuen. Mir ist, als sehe ich, daß mir einst Anerkennung werden würde, ja, als sehe ich schon den Anfang. Täusch' ich mich, oder ists wirklich, anders als früher erscheine ich mir in meiner Stellung. Daß doch A. und Ch. mir die Gelegenheit

dazu boten, daß Erſterer mich nicht beſchränkte und Letzterer mich bei der erſten Vorarbeit, der innern, unſichtbaren, wenigſtens nur mir ſichtbaren Arbeit nicht übereilte! Verſprechen will ich dann, etwas Gutes, ja vielleicht mit Gottes Hülfe etwas Ausgezeichnetes zu liefern. Bin ich einmal bei der Arbeit, dann arbeite ich gewiß ſo ſchnell als alle Andere. Das habe ich kürzlich Denen gezeigt, die mich immer treiben und langſam nennen; aber bis ich dazu komme, muß ich Zeit haben, denn unmöglich kann ich es übers Herz bringen, wie Andere Alles ungewaſchen und ungeleckt niederzuzeichnen und der Welt zu übergeben. Das ſcheint mir ein Frevel an der geweihten Kunſt, eine Beleidigung gegen das Publikum und mich ſelbſt. Auch ich könnte ſo ſchnell arbeiten, auch mir kommen im Moment Ideen, die ich niederzeichne, aber nur zu meinem Anhalt, oft ganz unkenntlich einem Andern. Dann trag' ich dieſe Ideen Tage und Nächte lang überall mit mir herum und arbeite ſtets daran. Bei Kunſt und Natur wird verglichen, an ſchönen Kunſtwerken verſuch' ich wie am Probirſtein, ob meine Gedanken echt und wie ähnliche Gedanken ausgeſprochen ſind. Die Natur, das Leben in ſeiner reizenden Mannichfaltigkeit bietet mir ergreifende Töne, mich mit deren Hülfe auszudrücken. So geſtaltet mein Gedanke ſich immer klarer und ausgebildeter. Dann ſuch' ich, wie in Form und Farbe ſich die Natur bei einer analogen Idee ausgeſprochen, und wie es möglich iſt, dieſelbe Form und Farbe auf die Kunſt zu übertragen und auf das ſchönſte wiederzugeben; vergleiche, wie die alten heiligen Väter der Kunſt dieſes Geheimniß gelöſet, horch' in tiefſter Andacht ihren Lehren und laß mich von

ihnen unterweisen, wie sie statt meiner gesprochen haben würden. Glaub' ich dann endlich dieses erfaßt zu haben — dann mag vor allen Augen mein Gedanke sich zeigen, er sieht gewiß schicklicher, hochzeitlicher und lieblicher aus, als wenn ich, um ihn gleich auszusprechen, sofort nach dem gewöhnlichen Schlendrian gegriffen, mir bei jenen abgedroschenen conventionellen Bildern und Formen Rath und Belehrung geholt hätte, deren sich diese Art plastischer Improvisatoren receptmäßig bedienen. Gewiß, wäre ich ein Anderer, ich könnte schon für drei Zimmer Zeichnungen machen; aber so will ich es nicht.

Mit Kohle zeichne ich sie und kaum Aehern sind ihre Hieroglyphen erklärbar. Wie sie entstanden, müssen sie vergehen, so lange ich nicht das Genügende gefunden. Dann erschwert mir noch Eins die erste Anforderung meines Auftrages, nämlich daß auf so wenig Raum ein so reiches Thema zu beschränken, oder vielmehr daß für so viele enge Räume aus demselben Thema die passendsten Ausfüllungen ohne Wiederholungen und verkleinlichende Ueberladungen zu schöpfen, ohne den verschiedenen Rücksichten, die ich auf das Publikum zu nehmen habe, zu nahe zu treten. Doch genug; bald werde ich alle Zeichnungen einsenden und bis dahin mögen diese zwei eine Probe geben. Machen sie den Leuten Lust zu mehrern und bewirken sie mir Nachsicht und Geduld, so ist es mir unendlich lieb; wo nicht, so hat mich wenigstens diese Vorarbeit und dieses Studium befriedigt und wäre Alles auch blos für mich gewesen. Mein stilles Glück könnt Ihr Euch denken.

Es ist das herrlichste Wetter, immer heitere, blaue Luft, ein Meer zauberisch schoner Töne und Farbenhar-

monien ſcheint den Himmel zu durchfluten und ſich zu ergießen über die weite Erde. Alles knospet rings, von den nächſten Gräſern, deren Veilchen unter unſern Füßen blühen, bis zu den fernſten Bergen ſcheint Alles reicher, bräutlicher geſchmückt, geſchmückt mit neuen Reizen in Linien und Tönen. Ich gehe jeden Morgen in dieſe herrliche Natur hinaus; da wird meine Bruſt erweitert und wie in der Natur um mich Alles keimt, ſo knospet in mir eine ganze Welt von Gedanken. Es drängt und wogt und will von der Sonne gelockt hinaus ins Leben, geſtaltet wie jene, geſchmückt mit ſchönen Reizen wie dieſe. Im Freien leſe ich entweder in antiken Schriftſtellern, zeichne für mich und componire in Gedanken oder im Buch, faſſe auf und ſuche gleich zu verwenden und hinein zu verflechten, was ſich mir Schönes aufdrängt, oder ich ſchlendre in eine Villa, ſtudire hier Rafael und ſeine Zeit und wie ſie ſo herrlich eingedrungen in jene Welt, wohin ich mich ſehne. Ich ſuche ihren Fußſtapfen zu folgen und dieſe aufzufaſſen wie ſie. Oder ich gehe auch in den Vatican. Hier fühl' ich mich plötzlich aus der blühendſten Natur, wo Alles athmet und lebt, eingeſchloſſen in jenem unendlich großen Saale, wo außer mir keine lebendige Seele athmet; aber hier erſt wird mir wohl. Hell ſcheint durch die Fenſter die Sonne und der blaue Himmel, Vögel zwitſchern und flattern draußen; um mich iſt Alles lautlos und todt, höchſtens eine durch die Fenſter herein verirrte Schwalbe oder eine am Fenſter ſumſende Bremſe belebt die weiten Räume, die von einem bis zum andern Ende zu durchgehen man gewiß 7—8 Minuten braucht, und dieſe herrlichen Räume ſind dann ganz mein, ich bin der einzige Lebende in dieſer

Marmorwelt, die aber nicht todt iſt für mich! Nein hier erſt geht mir jenes Leben auf, das ich ſuche, in ſeiner ganzen Unendlichkeit und Unerſchöpflichkeit. Da, da webt es um mich von Göttern und Helden, und wo ich hin ſehe, da lockt es mich. Hier erſt verſtehe ich die Mythe und ihren tiefen innern Zuſammenhang mit dem Leben. Je länger ich in dieſen Sälen weile, deſto weniger fühl' ich mich allein; zuletzt lebt und bewegt ſich, redet und ſingt in wunderbar lockendem, immer neuem Sirenengeſang Alles rund um mich. Die Sarkophage bewegen ſich, mit mir reden die Statuen, ſelbſt die Moſaiken aus dem Fußboden ſteigen auf. Mich ſelbſt und meine Zeit habe ich mit jedem Schritte mehr vergeſſen; da leſ' ich denn die Mythen, componire und zeichne auf, vergleiche und ſtudire und glaube eine Minute glücklich geweſen zu ſein, wenn endlich der Cuſtode brummend kommt und mit den Schlüſſeln raſſelnd verkündet, daß längſt ſechs Stunden abgelaufen und man zum Schließen geläutet hätte. Dann gehe ich, eſſe in der Nähe und gehe hierauf mit A. und P. 2—3 Stunden ſpazieren.

An A. de Chateauneuf.

Den 14. März 1834.

Als ich ſo eben einen Brief an Sie mit einliegenden Zeichnungen abſenden wollte, erhielt ich Ihre freundliche Antwort auf meine Zuſchrift vom 3. vor. Mts., die nun meine Worte überflüſſig macht, welche ich noch an den erzürnten Freund zu richten gedachte und beſtimmt hatte, Sie zu beſänftigen und Ihnen zu zeigen, welch' ungerechten Zorn Sie auf mich geworfen. Aeußerte ich

mich in dem Brief an meine Schweſter auch ſo, daß Sie verſtehen konnten, ich betrachte, überſtrömt von vielen und großern Aufträgen, Ihren Vorſchlag als zu unbedeutend, ſo war das wirklich der gröbſte Misverſtand und der bitterſte Streich, den mir die leidigen Worte, die ich gar nicht zu meiſtern verſtehe, ſpielen konnten; nur äußern wollt' ich mich gegen das Vorurtheil eines verkrurpelten Publikums, das Sie veranlaßt hatte mir jenen zweiten Vorſchlag fur die Darſtellungen zu machen, weil auf dieſen einzugehen, ich, troz allem guten Willen, mich ſo durchaus unfähig fand. Doch das verlangen Sie jezt ja auch nicht mehr.

Ihre Belohnung für das Bild, die Sie mir haben zu Theil werden laſſen, war gewiß reichlicher, als ich je erwartet, und gewährte mir gröſsere Freude, als wenn mir ein anderer Beſteller das Doppelte dafür gegeben hätte; denn die größte Ehre iſt es, wenn der ſachverſtändige, eingeweihte Künſtler die Werke Anderer auf eine ſolche Weiſe anerkennt, wie Sie es gethan haben, aus bloßem Vertrauen zu meinem Talent, ohne meine Arbeit geſehen zu haben. Aus dem Grunde wünſch' ich auch, daß mein Bild, wenn es anders Sie freuen wird, ſtets in Ihren Händen bliebe, denn für alle Mühe und Arbeit iſt mir ein ſolcher Beſizer die ſchönſte Genugthuung; kann dies aber nicht ſein und Sie halten es fortwährend fur zweckmäßig, das Bild zu meinem Beſten zu verkaufen, wenn ſich ein geeigneter Liebhaber dazu findet, ſo wünſch' ich wenigſtens ſo viel Geld oder Beſtellungen zu haben, daß ich den Erlös anzunehmen nie nöthig hätte, ſondern zur Erreichung eines recht guten Zwecks Ihnen überlaſſen könnte. Aber Geld und Beſtellungen! —

Wer nicht Mode iſt, kann, findet ſich nicht ein ſo ſeltener Paradiesvogel wie Sie ſind, verkommen, während die Modeartikel zu einer unverſchämten Höhe im Courſe ſteigen, gewöhnlich weit mehr, als ſie es werth ſind. Wenn Vernet einen Fleck auf die Leinwand ſchmiert, wiegt mans mit Gold auf; ein ganz mittelmäßiges Bild: blendend weiße Beduinen mit blitzblauen Schatten, orangen Reiteren und ſchwarzen Geſichtern, in einer miſerablen grünen Landſchaft, das er höchſtens nur in 14 Tagen gemalt haben kann, iſt ihm mit 360 Pfund Sterling bezahlt worden. Wäre doch etwas mehr liberté et egalité in der Welt! Die Franzoſen zucken die Achſeln und ſagen: in Paris würde er, außer in ſeinen Schlachtbildern, wo er es verdient, nie vergöttert worden ſein; und gewiß, wer offene Augen, ein offenes Herz und einen geſunden Sinn hat, der kann auch nicht mit in die Poſaune ſtoßen. Cazzacci laſſen ſich von dem Geſchrei verblüffen und bläffen nach. Aber gewiß haben Vernet die 360 Pfund Sterling nicht ſo gefreuet, als mich Ihr überſandter Wechſel; denn bei ihm kam zum Ueberfluß noch mehr, bei mir Hülfe in der Noth und ganz unerwartet!

Der Nemeſis, die ich mehrere Male in Aquarell malen mußte, bin ich endlich glücklich entwiſcht, denn ſie zu verſöhnen wäre mir doch wol nimmer gelungen. Aber freudig und von ganzem Herzen bringe ich alle meine künſtleriſchen Kräfte den Grazien zum Opfer, damit ſie mir, gnädig geſinnt, die Liebe und den freundlichen Beiſtand der Götter und Muſen und das Wohlgefallen meiner Freunde erwirken, auch mir helfen mögen das froſtige hamburger Publikum von der ewigen Jugend-

ſchöne ihrer goldenen Welt zu überzeugen und verſtockte Herzen und taube Ohren zu öffnen. Die Vorbedeutungen ſind günſtig. Denn huldreich lächelnd, wenn ich mich in der letzten Zeit mit allen Kräften ihnen widmete, haben dieſe holden Drei, ohne daß ſie in Perſon erſchienen, blos durch das ferne Rauſchen ihres ſtillen zauberiſchen Nahens, ein ganzes Heer geſchmackloſer, geharniſchter und gepumphoſeter Cavaliere und mit Schleppen verſehener Damen in die Flucht geſchlagen, daß ſie davon ſtäubten wie die Nachtvögel beim erſten Morgenkuß der Sonne. Möge es uns gelingen, auf unſere leeren Mauerräume das holde Zauberſpiel dieſer Sonne der Anmuth und Schöne zu feſſeln und die kalte Oede des Lebens durch ſeinen holden Athem zu erwärmen; denn iſt unſere Zeit auch in Allem vorgeſchritten und ſieht verächtlich zurück auf die bunte Blumenwieſe ihrer Kindheit, ſo iſt ſie ohne die Grazien doch ein ſonnenloſer Tag, ſie erſt bringen die Götter und pflegen den Amor. Darum iſt es alter Brauch, ihre Huld beim Beginnen jeder Sache zu erflehen, damit ſie dieſer einen geſegneten Fortgang verleihen.

Und darum beginn' auch ich mit dieſen Dreien mein Werk. Finden ſie in Ihren Augen keine gunſtige Aufnahme, ſondern beleidigen dieſe und erfüllen ſie anſtatt mit Luſt und Wonne mit Misbehagen — dann freilich mögen meine Götter ſich in Nacht und Vergeſſenheit verbergen, dann iſt meine Seele verlaſſen von den Grazien, ein ödes, wüſtes Haus, nicht werth, trotz all' meines Ringens, eine Herberge der Götter zu ſein. Dann, Grazien des Macbeth, dann verſchreib' ich mich euch! Oder dann befehlen Sie und ich male, „was ihr wollt"

und „wie es euch gefällt.“ Doch so weit sind wir, Gott Lob! noch nicht, und darum alle Emphase und Scherz beiseite; wenn auch Ihr Brief mich etwas aufgeregt und die Saiten meiner Seele höher gespannt hat, so will ich doch versuchen mich zu sammeln, um ruhig Ihnen das Nöthige als Einleitung zu den eingelegten Zeichnungen zu schreiben. — Ungemein hat es mich gefreut, daß Sie meine Ideen billigen und mir neuen Muth und Aufschwung zur Arbeit gegeben. Mögen diese Skizzen also, die als Prolog und Epilog gewissermaßen isolirt dastehen, Ihnen eine kleine Probe von ihren Gefährten geben, die hoffentlich baldigst nachfolgen werden. Einliegende Blätter wären Supports der Ein- und Ausgangsthüren. Ein antikes Sprichwort lautete: eine Gesellschaft sei nie unter der Zahl der Grazien, nie über die Zahl der Musen; deshalb stehe im Versammlungszimmer einer Gesellschaft diese Trinität am Eingang und es werden da die Götter sich versammeln. Bildern aus ihrem geselligen und häuslichen Leben unter sich und aus ihrer Freundschaft und Liebe mit Menschen seien die übrigen Felder gewidmet; z. B. Apollo beim Bacchus, Vulcan der Thetis die Waffen des Achilles schmiedend, Diana und Endymion, Psyche im Olymp empfangen — denn so wie Götter zu den Menschen kommen, führen sie diese auch in den Himmel. In dieser Weise möchte ich die größern Felder ausführen, die ich aber nicht alle nennen kann, weil es noch manche gibt, wo ich noch nicht über die Wahl mit mir im Reinen bin. In den kleinern Feldern würde man denselben Gedanken weiter durchführen, aber mehr dramatisch, z. B. die Erziehung des Bacchus, Apoll bei den Hirten u. s. w.; endlich wären die Medail-

lons der Arabeske den Musen bestimmt, denn wo Grazien und Götter weilen, fehlen auch sie nie. Amor und sie verbinden Götter und Menschen, Himmel und Erde. So würde also in jedes dieser Medaillons immer eine besondere Muse mit einem sie besonders charakterisirenden Dichter kommen, z. B. Klio dem Homer die Leier stimmend u. s. w. — In die viereckigen Medaillons aber, zu den beiden Seiten der Thüren, über welche doch der Amor hauptsächlich herrscht, kämen spätere Dichter und Dichterinnen, die vorzüglich diesem gehuldigt, z. B. Sappho, den Amor liebkosend. So wäre meine Vertheilung. Mit den Arabesken bin ich leider noch weiter zurück, glaube aber, daß wir diese sehr leicht und zierlich halten müssen, mehr architektonisch, wie die pompejischen; z. B. würden wir neben den Thüren nicht so große rafaelische Blumengewinde machen können, wie Sie angegeben, da das für unsere Bilder und engen Räume zu schwer erscheinen würde. Die Medaillons, glaube ich, wären als Stuck auf farbigem Grunde zu behandeln, oder auch wirklich in Stuck zu machen. Den blauen Grund hinter den Bildern, glaube ich, müßten wir nicht zu stark, sondern sehr leicht in der Farbe halten und vielleicht leichte, weiße Wölkchen hin und wieder anbringen, was auch Rafael fast immer gethan, wie man z. B. in der Villa Milo sieht, die ich überhaupt sehr im Interesse unserer Arbeit studirt habe; denn der Grund in den Fresken der Farnesina (die Galathea, die auch so ist, ausgenommen) ist mit dem grassen Blau später von Carl Maratt verhunzt und überschmiert worden. Sollte Ihnen die eine nackte Grazie anstößig sein, so ist diese so leicht zu bekleiden, wie die andern und alle übrige Götter, es

iſt dies nur in der Eile vergeſſen worden. — Hätten wir ſo alſo die Grazien und Götter in unſere Geſellſchaft geladen, ſo wird in ihrem ſeligen Umgang das Leben, durch die Muſen und den Amor verſchönt und verherrlicht, ſanft dahin rinnen. Amor nimmt die Leier und, mit ſeinen Melodien ſelbſt die Parzen bezaubernd, ſuchen dieſe den Faden des Lebens ſo ſanft zu ſpinnen und lang auszuziehen als möglich: Klotho, geſpannt auf die Töne der ſüßen Muſik horchend, zieht lebhaft den Faden von der Spindel, aber die andere Hand ſinkt weit zurück, um ihn recht lang zu ziehen. Lachesis, faſt überwältigt von den holden Tönen, liegt, wie hingegoſſen, in Klotho's Schoos; weit ihre Arme aus einander breitend, ſucht ſie den Faden ſo viel als irgend nur möglich noch zu verlängern, ſie, die eigentliche Erhalterin des Lebens. Atropos ergreift den Faden, aber verſunken in die Leiertöne entſinkt die Scheere faſt der Hand, die den ſchweren Beruf hat, den eiſernen Willen des ewigen Schickſals zu vollziehen. Amor dacht' ich mir gelehnt an einen Altar, auf dem die Liebe dieſen ſtrengen, geheimnißvollen Göttinnen, um ſie huldreich zu ſtimmen, Opfer bringt. Jedoch iſt die Form dieſes Altars nicht gut ausgefallen und es wäre vielleicht beſſer, ihn leichter, mehr als einen Dreifuß zu halten. Doch das findet ſich ja und nun genug davon; bald wird Ihnen Alles klarer in Bildern als jetzt in Worten erſcheinen. Nur noch etwas Geduld, liebſter Ch.! Stets war es mein Wunſch, einen ſolchen Auftrag einmal zu bekommen; denn die Myche als Wandverzierung darzuſtellen, das iſt eigentlich das Feld für den Genius eines Künſtlers. Faſt ſcheint es mir unmöglich, unter ſolchen Umgebungen nicht etwas ihrer

Würdiges leiſten zu können. Hoffnung belebt mich, ich fühle Muth zu ſchaffen, Luſt und Kraft etwas Schönes zu leiſten; darum vor Allem Ihnen Dank von ganzer Seele, daß Sie für mich eine ſo ſchöne Gelegenheit, ein ſo ſchönes Feld der Beſchäftigung auserſehen.

Ihr Bachuszug feſſelt mich mit neuen Reizen; kaum las ich geſtern davon in Ihrem Brief, ſo fing es an ſich um mich zu bewegen: ich ſah den Bachus, aus Indien kommend, in allen Verhältniſſen und Situationen. Es könnte etwas Herrliches werden und auch dazu will ich baldmöglichſt Skizzen machen, d. h. wenn ich jetzt meine ganze Zeit dieſen Zeichnungen widmen kann und nicht nöthig habe, ſie, wie dieſen Winter, unter ſo vielen verſchiedenen Beſchäftigungen zu zerſplittern.

Ihr letzter Brief hat mich unendlich erfreut, indem er mich vollkommen beruhigt und die Geſpenſter eiſerner Wallenſteine und weiſer Nathane, die meine ſchönen Götterträume ſtörten, völlig verſcheucht hat. Für Tempera-Malerei wär' ich nicht.

Was die Schwierigkeit des Fresko betrifft, ſo habe ich keine Furcht. Erſtlich habe ich Fresko zu malen verſucht und finde es leichter als in Leimfarben; wäre das aber auch nicht der Fall, ſo würde es doch gehen, denn als ich zuerſt in Leimfarben malte, hatte ich das noch nie verſucht und es ging doch.

Ihr Bild möcht' ich gern noch 14 Tage behalten, was Sie wol geſtatten. Theils kommen noch Leute, um es zu ſehen, denn öffentlich auszuſtellen wurde mir auch hier der Nacktheit wegen verboten; theils möchte Waßmann gern ſein Bild mitſenden.

Den 15. Mai 1834.

. . . . Gestern bin ich zurückgekommen von einer kleinen Campagnapartie, um Dir schreiben zu können. Die ganze schöne Frühlingszeit, die dieses Jahr während der letzten Hälfte von dem herrlichsten Wetter begünstigt war, saß ich in Rom und arbeitete an Eh.'s Compositionen. Alles flog hinaus, um vor der Hitze noch einmal frischen Athem in Gottes freier Natur zu schöpfen. Jetzt erhielt ich Euern Brief, der mich einigermaßen sicher stellte, daß ich nicht sogar große Eile hätte, und da konnt' auch ich es mir nicht länger versagen, zumal da ich mich fast schon krank gearbeitet hatte, vor Mattigkeit kaum mehr aufstehen und nicht essen und schlafen konnte. Kaum hatt' ich in der Morgenkühle einige Miglien, freilich mit Beschwerde gemacht, so fühlt' ich mich stärker und je länger ich ging, desto frischer. Ich konnte bald wieder essen und trinken, war froh und fähig zu Allem. Mit jedem Tage befand ich mich wohler, schlief des Nachts und war des Tages frisch, munter und stark; kurz ich kehrte zurück als ein ganz anderer Mensch, so daß Alle, die mir vorher sagten, ich sähe so blaß und angegriffen wie ein Todtkranker aus, jetzt sich nicht genug verwundern können über meine schnelle Veränderung.

Der Ort, wo ich immer hingehe, hat für mich noch den erhöhten Reiz, daß er außer Asher und dem Dänen P., der mit uns zusammen wohnt, keinem Fremden bekannt, auf mehrere Miglien von allen nur einigermaßen größern Fahrstraßen ringsum entfernt ist und mitten in Wald und Felsen versteckt liegt. Denn je länger ich in Rom lebe, desto mehr fliehe ich die Fremden und meine künstlerischen Landsleute, einige wenige abgerechnet, die

in die Heimat zurückkehrend ſich immermehr verringern. Könnt' ich hier bleiben, ich würde zuletzt als Menſch Niemand bekannt ſein, wenn ich auch ſtreben würde als Künſtler durch meine Werke aller Welt bekannt zu ſein und von ihr anerkannt zu werden. Aber ſonſt möcht' ich nur Umgang haben mit der Natur und ihren Kindern, der Kunſt und ihren Schätzen und einigen Freunden, zu denen mich wahrhafte Liebe und Achtung zöge. Darum werde ich, kann ich einmal, ſei es jetzt oder ſpäter, mich in Rom anſiedeln, mein Haus vor Nichts ſo bewahren als vor der Künſtler- und Fremdenſippſchaft, d. h. wenn ſie immer ſo ſind, wie jetzt.

Doch jetzt zu meiner Landtour! Ihr kennt ſchon den Ort, wohin ich ging, mein liebliches Rianello, wo ich dieſen Winter auf der Schweinsjagd und nachher, wenn ich konnte, mehrmals auf einen oder zwei Tage war. So lang' ich aus Euerm Kreiſe fort bin, habe ich nie ein Haus, eine Familie gefunden, die mich ſo mit Liebe als ihr eigen betrachtete, wie dieſe, und nie eine Familie kennen gelernt, wo ich ſo glücklich mich ſchätzen würde ein Glied ihres Kreiſes zu ſein. Ueber ein Jahr kenn' ich ſie ſchon und noch nie habe ich bis jetzt, ſo argwöhniſch ich bin, den geringſten Grund gehabt mich in meinem guten Glauben getäuſcht zu halten. Sie ſind gebildet genug, um den Mangel weiterer Bildung in ihrem Umgange nicht verſpüren zu laſſen, und was an Erziehung und gelerntem Weſen ihnen abgeht, erſetzt der allen Italienern eigene, natürliche Verſtand und ein offener, empfänglicher Geiſt. Wie ſie, ſo ſollten die Menſchen ſein, dann iſt es eine Seligkeit, ſie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden. Durch unſere Hausleute lernten

wir uns kennen und nur zu gut kennen sie unsere Verhältnisse, um nicht zu wissen, daß wir ihnen nichts sein können: destomehr suchen sie aber uns zu sein und überschütten uns mit Freundschaft und Liebe. Außer ganz kleinen Geschenken hat nie einer von uns ihnen etwas geben oder bezahlen können, da sie durchaus nichts nehmen. Dessenungeachtet, wenn ich diesen Winter während ein paar Wochen einmal bei ihnen nicht vorsprach oder Niemand von ihnen mich in Rom heimsuchte, so erhielt ich Briefe über Briefe voll reinem Ausdruck des Herzens, ohne Sittenzwang und falsche Rücksicht, und je länger wir uns kennen, desto enger werden wir mit einander verbunden durch verschiedene Leiden und Freuden, die Einer dem Andern tragen hilft. Wenn einer von uns kommt, da feiert der ganze Ort, denn es ist eigentlich nur Eine Familie darin, da alle Bewohner in Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind und sich ganz nach unsern Freunden richten, die auch freilich die Ersten im Orte und nach ihrer Art Leute sind, welche sich ganz gut stehen, d. h. nach den Ansprüchen, die sie ans Leben machen. Auf einem phantastisch schön geformten, mit Ranken und Bäumen bekleideten Felsbrocken, von Wald, Höhlen und Felsen rings umgeben und von Nachtigallen umsungen, liegt der Ort; seine Mauer bilden die Häuser und nur ein Thor und ein Weg führt zu ihm hinauf. Einige Hundert Menschen sind seine Bevölkerung, die sich, da die Häuser so eng an Einander liegen, daß der Eine fast hören kann, was der Andere flüstert, alle unter einander kennen, mit allen ihren Geheimnissen, wenn sie welche vor einander hätten. Da aber die Möglichkeit des Verbergens wegfällt, so haben

ſie auch nichts geheim und da Einer den Andern um nichts zu beneiden hat, ſo fällt auch aller Eigennutz weg. Höchſtens möchten ſie unſere Familie um unſere Freundſchaft beneiden, was ſie aber, da dieſe in zu großem Anſehen bei dem ganzen Ort, wie eine Art heilige Familie, ſeit vielen Jahren ſteht, nicht wagen und ihr mit Ergebenheit, als der würdigſten, nachſtehen und nur ſo viel für ſich verlangen, als ſie alle ihrer Liebe nach das Recht zu fordern haben. Unſere Familie wird von Allen faſt vergöttert und lo specchio di Riano genannt, wogegen wieder dieſe Leute den Andern alles gerechte Lob widerfahren laſſen. Freude, Friede und Einigkeit herrſcht faſt immer; als eine Seltenheit wird ein Streit angeſehen und lange beſprochen, obgleich er faſt immer unter Fremden vorfällt, die aus andern Orten hinkommen. Die einzigen nicht geliebten Perſonen im Ort ſind ein Arciprete und ein paar alte ſtreitſüchtige Weiber, woher die ganze Gegend der Straße, wo dieſe wohnen, ſogar den Namen „passo dell' inferno“ hat. Wirkliche Religion, in ihrer echten, wahren und ſchönen Geſtalt, wie ſie alle Menſchen beleben ſollte, erhält dieſen Ort ſo. Sie arbeiten, ſo viel ſie durchaus nöthig haben, ſonſt faullenzen ſie, wie alle Italiener, da ſie glauben, Gott habe die Welt zum Genuſſe ſo ſchön geſchaffen. Ihren Arbeiten wiſſen ſie eine ſolche Geſtalt zu geben, daß ſie Feſte und Erluſtigungen ſcheinen und, ſo ſchwer ſie oft ſind, ihnen ſelbſt als ſolche dienen; in ihrem Faullenzen wird ihnen nie die Zeit lang und ſie ſind nie verlegen, dieſe angenehm zu verbringen, obgleich ihnen eigentlich alle die Mittel, die wir in unſerer Verwöhntheit dazu für nöthig halten, fehlen. Heute z. B.

müſſen die Weinreben beſchnitten werden: Am Morgen ziehen ſie dann hinaus; dabei wird erzählt, geſungen und getanzt, und Diejenigen, die nicht nöthig zur Arbeit ſind, müſſen mit, um die Andern zu unterhalten. Mittags in der Hitze verkriecht man ſich in dem Schatten des Waldes oder in Grotten. Hier gibts unter immerwährendem Lachen und Scherzen neue Beluſtigungen und Beſchäftigungen: die Plätze ſäubern, Schlangen und Scorpionen jagen, Waſſer holen, die Mädchen zum Brunnen begleiten, dann Holz ſuchen oder fällen, Feuer machen u. dergl. Nun werden einige Eier und Zwiebeln geröſtet, Wein geholt u. ſ. w. und dann fangen die Freuden der Tafel in der unſchuldigſten Ausgelaſſenheit an. Nach Tiſch iſt Tanz. — Dann zieht man an einen andern Ort, es finden ſich andere Bekannte ein und es beginnen neue Feſte. So geht es vom Morgen bis Abend, von einem Tag zum andern.

Doch will ich nichts mehr ſagen, aus meiner einfachen Erzählung magſt Du ſelber Dir ein Bild entnehmen. Schön iſt die Bevölkerung nicht, ſo wie in andern Orten um Rom, aber doch gibt es ziemlich hübſche Leute, wunderſchöne Kinder und auch einzelne ausgezeichnet ſchöne Mädchen, worunter zwei Töchter unſers Hauſes die erſten Plätze einnehmen.

Alſo mit der Morgendämmerung ſtand ich auf, weckte A., der ſo früh etwas unwillig aufſtand, und dann gingen wir zu Fuß fort. So ſonnenhell und ſchön der Tag, ſo herrlich die Campagna, das Gebirge, Rom hinter uns, die Tiber neben uns — ſo zauberiſch das Alles war, ſo war mir doch noch nicht recht wohl und froh zu Sinn, meine Seele war ausgetrocknet und dürr wie die Natur,

denn bei dem ganz regenlosen Frühjahr war fast alles Gras und Korn in der Campagna verbrannt. Die Erde war überall von Dürre in langen Strecken geborsten und ließ durch breite Spalten ihre versengten Eingeweide erblicken. So weit wir auf der Landstraße gingen, hatte der Staub die Bäume mit einem grauen Schleier überzogen. Mäuse drohten dem Landmann das Wenige, was die Hitze noch hatte aufkeimen lassen, zu verzehren. Es war traurig anzusehen, wir gingen darum, so lange es noch kühl war, rasch vorwärts und besahen unterwegs ein in den Felsen gehauenes antikes Grab, das noch Spuren einer sehr schönen Ausmalung zeigt und mir für meine Arbeit nicht ohne allen Nutzen war; angeblich das Grab des Ovidius, aber wol irrthümlich so getauft, weil es das Grab der Familie der Nasonen sein soll. Sieben Miglien von Rom entfernt, in der ersten Osterie, tranken wir stehend zwei frische Eier jeder, und etwas Wein, scherzten mit einem sehr hübschen Mädchen, das wir schon durch unser öfteres Einkehren dort kannten, und gingen dann rasch vorwärts. Ehe wir aber wieder ein Haus erreichten, fing es an unerträglich heiß zu werden und mit wahrem Entzücken traten wir deshalb in die dunkle Kühle einer zweiten Osterie, ungemein erfreut, auch hier noch die wunderschöne Wirthin zu finden, die wir schon längst abwesend und in ihre Heimat zurückgekehrt glaubten. Hier aßen und tranken wir, machten uns mit allen Bauern, die noch nicht unsere Bekannte waren, durch Trinken und Reden vertraut und scherzten mit der Frau, die sowol im Ausdruck, wie in allen Bewegungen und Reden ungemeine Grazie hatte, die ein Zug von Wehmuth und Gutmüthigkeit noch außerordentlich erhöhte.

A., der bald müde wurde, legte sich ins Heu schlafen und ich spielte dann mit der Frau und den Bauern Karten. Gegen Mittag kamen zwei Reiter an, der vordere, ein großer schöner junger Mann, im Campagnolen-Costüm, einen breiten Hut, eine kurze Jacke, Hals und Brust bloß, enge kurze Hosen, dann sogenannte Gambellen (die aus starkem Leder gemacht, auf der Hinterseite des Beins von oben bis unten zugeschnallt werden und ganz wie die Beinschienen des Mittelalters sind), Sporen und eine Lanze in der Hand. Sein Begleiter, obgleich er eben so gekleidet, obgleich er von dem Erstern, eher wie ein Freund, als wie ein Diener behandelt wurde, zeigte doch in Allem, daß er ein geringerer Mann war. Ihm schien das Costüm wirklich zuzukommen, der Andere aber sich nur verkleidet zu haben. Klirrend stiegen sie ab, entsattelten die Pferde und führten sie gegenüber auf eine Weide. Als Beide dann in die Osterie eintraten, ersah man aus ihrem Benehmen sogleich, daß der jüngere Mann des ältern Herr war. Mich reizte der Erstere außerordentlich, denn nie erinnere ich mich eine solche wahre Heldengestalt gesehen zu haben; da ich den Homer in der Tasche hatte, mußte ich ihn mir unwillkürlich als Achilles denken. Bald setzte er sich an unsern Tisch und nach kurzer Einleitung waren wir in sehr angenehmem Gespräch, so daß ich Wirthin und alles Andere vergaß. Er kannte die italienische Literatur und sprach über Das, was ich davon kannte, ungemein geistreich und interessant; er hatte die meisten alten Classiker in Uebersetzung gelesen und äußerte dabei über Natur und Kunst einen so feinen, poetischen Sinn, wie ich bis jetzt bei Italienern noch nicht gefunden habe. Bald kamen

wir auf die neuere Zeit und Napoleon, deſſen Memoiren er alle geleſen hatte und mit mir in deſſen Verehrung übereinſtimmte. Nun kamen die ſpätern Revolutionen; während derſelben wachte A. auf und miſchte ſich auch ins Geſpräch, das ſo immer lebhafter wurde. Hier zeigte er ſich als einen großen Revolutionair, aber ſtets mit höchſter Achtung vor der Kirche. Bald hatten wir Drei zuſammen ein vortreffliches Weltregiment gebildet, keine Republiken, ſondern conſtitutionelle Monarchien. Aber um dieſe erſt einzuführen, bedurfte es für gewiſſe Misbräuche und Misbraucher des Schreckensſyſtems; da wurde ungeheuer guillotinirt und füſilirt und da ich mich hierin vor den Andern beſonders auszeichnete, ſo griff mich dieſe ungewohnte Arbeit ſo an, daß ich mitten in meiner blutigen Beſchäftigung vom Schlafe übermannt wurde, der mich mit dem Kopfe vorüber auf den Tiſch warf, als ſolle mir ſelbſt jetzt das Haupt vom Rumpfe getrennt werden. Aber der Schlaf erwies ſich mir auch hier freundlich, ich träumte durchaus nicht von Blut und Tod, keine Geſpenſter enthaupteter Könige traten vor meine Phantaſie, ſondern ich träumte von meiner Arbeit in Rom, von Göttern und allem Zauber göttlicher Naturſchönheiten, von Blüten und Frühling — und endlich führte ich Euch das ſchönſte Mädchen, das ich kenne, zu. O hätt' ich fortgeträumt! Was mir nie die Wirklichkeit bieten wird, damit beſchenkte mich liebreich der Traum. Aus dieſem weckte mich die heiſere Stimme des Arcirrete von Riano, der ſchon eine Weile mit den Andern geſprochen hatte, in einem Cabriolet von Rom gekommen war und nach Riano wollte. Noch halb ſchlaftrunken merkte ich doch, wie A. und unſer Freund, ihn zum

Beſten habend ſich mit ihm amüſirten, nichtsdeſtoweniger aber ſeine ſchlauen Antworten bewundern mußten. Endlich zog er ab und nun tranken und ſprachen wir Drei noch eine Weile fort, bis die Hitze ziemlich vorüber war; dann ſchieden wir, ſagten uns unſere Namen und Wohnungen und luden uns gegenſeitig zum Beſuch ein. Er war beſonders zuvorkommend; nachdem er uns geſagt daß er ſich größtentheils auf dem Lande, im Sabinergebirge, aufhalte, wo er uns je eher je lieber empfangen würde, ritt er nach Rom und wir gingen zu Fuß weiter gegen Riano. Es war der Bruder des Principe — in Rom. Da gegen unſer Erwarten auf der Landſtraße noch eine Hitze zum Umkommen war, die Luft gekocht ſchien und kaum zu athmen erlaubte, indem ſie heiß in den brennenden Hals ſtrömte, ſo ſchlug ich vor, einen nähern Weg durch einen Wald zu machen, obgleich ich ihn nur ein einziges Mal auf der Jagd paſſirt hatte und den einzigen, kaum ſichtbaren Fußſteig, den es gab, nicht ſicher zu finden wußte. Jedoch um der Hitze nur etwas zu entfliehen, wagten wir Alles. Bis zu einem Brunnen fand ich den Weg ganz vortrefflich und wahrlich es reute uns nicht ihn gemacht zu haben, ſo ſchön war jetzt im Frühjahr die Gegend, die ſchon im Winter bei entlaubten Bäumen uns ſo reizte. Als wir aber bei dieſem Brunnen vorbei waren, verlor ich bald den Weg und, nichts wiſſend als die Richtung, in der wir gehen mußten, geriethen wir in kurzem in ein ſo unwegſames Dickicht, daß wir nicht aus noch ein wußten. So weit wir ſehen oder hören konnten, kein Laut, keine Spur von Menſchen; eine feierliche Stille, nur belebt durch das Singen und Zwitſchern von Vögeln,

unter denen beſonders das Schmettern der Nachtigallen von nah' und fern die ganze Natur wie mit Zauberbanden zu umſchlingen ſchien. Die Bäume, die Blumen des Graſes ſchienen dieſe Liebestöne zu verſtehen und mit ſanftem Rauſchen und leiſem Neigen der duftenden Häupter einander zuzuwinken und zuzuflüſtern, den Einladungen der holden Töne zu folgen; ja ſelbſt einzelne leuchtend weiße Wolken, die wie Schäfchen auf der kryſtallblauen Himmelsflur vorüberzogen, ſchienen wie bezaubert zu verweilen und auch die goldenen Sonnenſtralen, die ſehnſuchtig das dunkle Grün durchirrend bis in die tiefſten, kühlſten Schatten blickten, ſchienen die ſo ſüß lockende Geliebte zu ſuchen. So irrten wir in dieſer leblos belebten Natur umher und ich wenigſtens bereute dieſen Irrthum nicht wie andere Verirrungen meines Lebens, ſondern ſelig fühl' ich mich, als ob ich mich jetzt wirklich in meiner Heimat befände, entfloben der fremden Menſchenwelt, die mich ſo lange gefangen gehalten. Doch war dieſer Genuß mit viel Mühſal und Gefahren verbunden. Erſtlich das immerwährende Durcharbeiten durch Gebüſch und Dornen, die, wenn auch großentheils aus blühenden Roſen beſtehend, dennoch unſern Leib und unſere Kleider ſehr zerriſſen. Dann ging es durch Weinranken zwiſchen jungen Lorberſtämmen hindurch, aber das war noch das Wenigſte; glaubten wir einmal dem Ort unſerer Beſtimmung, der Richtung nach, näher zu ſein, ſo kam eine tiefe Felſenſchlucht, ein Abhang oder ein Bach, der das Erdreich tief aus einander geſpalten hatte. Wo es nur irgend möglich war, wurde hinunter geklettert, durch Brombeer und Epheu, der uns einige Mal ſo feſt umſchlang, als wollte er uns ewig

halten und nie wieder von sich lassen — vielleicht zärtlicher und treuer gesinnt als die Wesen, von denen ich einst gern so umschlungen und gehalten sein möchte! — Durch die Bäche wateten wir oder sprangen darüber, denn sie waren zum Glück von der Hitze ziemlich ausgetrocknet. War das jenseitige, oft sehr steile Ufer erklommen, gingen wir wieder vorwärts, mußten aber oft schon nach wenigen Schritten dasselbe Manoeuvre wiederholen. Oft aber war dieses auch unmöglich und wir mußten uns am Rande hin durcharbeiten, bisweilen unserer Richtung ganz entgegen, bis wir eine gangbare Stelle fanden. Das ermüdete uns sehr und wir ruhten oft aus; aber wie wohl that diese Ruhe so entfernt von aller Welt und wie unter einem Baldachin von Rosenduft! Das Gefährliche dieser Streiferei waren die verschiedenen Situationen, in denen wir uns auf den geöffneten freien Plätzen des Waldes befanden. Diese Wälder nämlich, die wirklich wild, verschlungen und verwachsen wie die Urwälder Amerikas (d. h. wie ich sie mir denke), sind der Sommeraufenthalt der Kuh- und Ochsenherden, namentlich wenn die Kühe Junge haben, treibt man sie hier mit den Stieren hinein. Die Jungen werden hier groß und später, wenn die Zeit kommt, weiß man sie schon wieder herauszutreiben. Durch dieses wilde Aufwachsen sind nun die Ochsen und Kühe der Campagna äußerst wild und gefährlich. Nicht wenig überrascht' es uns daher (denn im Dickicht selbst halten sie sich wenig auf), als wir einen solchen Platz, durch die Nothwendigkeit gezwungen, passiren mußten und uns aus dem grünen Dunkel, halb versteckt von Ranken und Büschen, ringsum diese weißen, wilden Gesichter mit den ungeheuern Hör-

nern anſtarrten, alle ſtier den Blick auf uns gerichtet und mit den Augen jeden Schritt, den wir machten, verfolgend und immer näher heraus und weiter ins Freie rückend. So unheimlich nun freilich ein ſolches Begegnen war, ſo hatte es doch auch ſeine Reize und gehörte durchaus zu dem Charakter dieſer Einſamkeit. Waren vielleicht dieſe gehörnten Bewohner dieſer Circeiſchen Wildniß Helden, die ſüße Liebesraſerei ſo verzaubert hatte und die uns warnend vor einem ähnlichen Schickſal bewahren wollten? Oder waren es verwandelte Götterſöhne, durch den mitleidigen Zorn irgend einer Göttin für ein ungöttliches Verbrechen in dieſe duftige Verbannung geſchickt? Mir ſpukte Alles durch den Kopf; die göttliche Natur, ganz entrückt der wirklichen Welt, dabei die Anſtrengung, der ungewohnte Reiz, durch den der Gefahr noch erhöht, ließ mich Centauren und Cyklopen und alle Bewohner der alten mythiſchen Natur ſehen. Ich hörte mitleidig warnende Nymphen und Dryaden flüſtern und ſah ſie ihre weißen Arme aus Bach und grünem Dunkel ſchützend uns entgegenbreiten. Aber mittlerweile kamen die drohenden Rieſen immer näher, immer im Kreiſe uns umgehend; ab und an wandten ſie gegen einander momentan den Kopf, als ob ſie Rath pflögen, und warfen dann die großen gehörnten Haupter zurück, ſo daß es ſchien, als wolle der eine oder der andere anſetzen, um uns zu vernichten; aber — er kratzte ſich nur die Weichen. Standen wir ſtill, rückten ſie näher, und wir waren wirklich in Verlegenheit darüber, was zu thun. Ich gab den Rath, wenn ſie wirklich Miene machten auf uns anzuſtürmen, uns platt auf die Erde zu werfen und ſo unſer Schickſal zu erwarten; mit dieſem Entſchluß ging ich gegen

sie rasch vorwärts. Kaum sahen sie dies, als alle wie gescheuchte Rehe sronnstreichs davonliefen und im Dickicht verschwanden. So lieb mir dies in diesem gefährlichen Falle war, so ärgerte es mich doch, daß nicht allein die Menschen, die ich liebe, mich fliehen, nein sogar die übrige Schöpfung. Es nimmt mich wirklich Wunder, daß nicht die Blumen welken, wo ich gehe, und die Sonne sich verbirgt, wo sie mich erblickt.

Hernach begegneten wir noch öfter solchen Waldbewohnern; aber da wir nun schon muthiger ihnen entgegengingen, flohen sie jedesmal gleich, als ob sie uns als Ungeweihte schnell durchlassen wollten, damit je eher je lieber die geheiligte Stätte von unserer Menschengegenwart gereinigt würde. O, hätten sie gewußt, wie gern ich allen römischen Umgang mit ihnen vertauscht hätte!

Endlich stand die Sonne tief und im Walde wurde es dunkler und dunkler; da hörten wir ganz nahe eine Glocke schlagen und nun gings in dieser Richtung noch wenige Schritte muthig vorwärts und der Weg war gefunden, in wenigen Minuten blickte das von der Abendsonne purpur vergoldete Riano durch das grüne Dunkel. Jetzt noch den Weg hinunter, durch das Thal, über einen Bach und wieder hinauf an den Felsen; da rief plötzlich über uns eine Menschenstimme: „benvenuto, Sir Ervino e Sir Luigi.“ Wir blickten in die Höhe und an der Thür seines kleinen Gartens (alle Gärten Rianos sind einzelne kleine, dem Felsen abgewonnene Landvorsprünge) stand in seinem schwarzen Priesterkleide, die Gießkanne in der Hand, unser Freund Don Antonio, der jüngste Priester in dem Ort, ein liebenswürdiger, gebildeter,

lebensfroher, junger Mann. Wir bewillkommneten uns, immer accompagnirt von dem Gegrunze ſchwarzer Schweine, die aus ihrer dunkeln Felſengrotte, in der ſie eingeſtallt waren, auch neugierig ihre rothen Schnauzen vorſtreckten. Jetzt gingen wir zuſammen hinauf in den Ort. Am Brunnen vor demſelben wurden die erſten freundlichen Begrüßungen mit einem wunderſchönen Mädchen gewechſelt und dann weiter mit dem Chirurg; hierauf erſcholl es ſeitwärts von der Fontana mit der holdeſten und bekannteſten Stimme: „bentornato, bentornato, Sir Ervino!“ Es war Cäcilie, die jüngſte Tochter des Hauſes, wohin wir gingen, meine anmuthige Freundin, und nun folgten die andern bekannten lieben Stimmen ihrer Schweſtern Nina und Roſa, die zuſammen Waſſer holend mit einigen Freundinnen am Brunnen Merenda gemacht hatten (Merenda iſt eine Art Vesperbrot, das die Leute nach herkömmlicher Weiſe zwiſchen Mittag und Abendeſſen nehmen und aus Wein und etwas vom Mittag Uebriggebliebenem, oder einem Stückchen Schinken oder Wurſt, oder auch blos aus Früchten, einer rohen Zwiebel und Brot, oder wie diesmal aus Salat von den unnützen Weinſchößlingen beſteht). Jetzt ſprangen die drei Mädchen, einander an den Händen haltend, daß keine zuvor ankäme, zu uns den Weg hinauf und wir ihnen, ſo müde wir waren, entgegen. Es war ein ſehr herzliches Bewillkommnen, ohne Scheu vor allen Zuſchauern, denn wo Keiner etwas Böſes thut und im Sinne hat, argwohnt er auch dies von Andern nicht. Jetzt wurde gefragt und geantwortet und dann kamen nach und nach auch die andern Freundinnen ſittſam und ſchüchtern hinzu, die alle freundlich und vertraulich grüßten, ſo daß der Kreis

immer größer ward. Da kam auch Lucia, Cäciliens Nachbarin und Freundin, ein Mädchen wie eine tragische Muse, mit einem malerisch ernsten Zug um Mund und Augen, die Einen so klar, verständig und durchdringend ansahen. Auf unser „come va, Luzia?“ antwortete sie mit ihrer tiefen, glockenreinen Stimme, langsam, feierlich und halblaut wie immer: „dio grazia, va bene.“ Nun sollten wir mit zum Brunnen und Merenda verzehren; da wir aber vom Schweiß ganz und gar durchnäßt waren und vor Hitze glühten, so erlaubte der Mädchen liebende Sorgfalt das nicht, weil es am Brunnen kühl und feucht sei. Sie trockneten uns die Tropfen von der Stirn, gaben ihre Merenda auf, Rosa holte den zurückgelassenen kupfernen Wasserkrug und setzte ihn auf den Kopf, Cäcilie nahm die Weinflasche und Nina den Korb mit Salat und so zogen wir, geführt von diesen Dreien und begleitet von allen Andern, hinauf in den Ort. Hier wurden wir aus allen Fenstern und Thüren mit Bewillkommnungen überhäuft und selbst die Kinder vor den Thüren kamen uns mit tausenderlei Freundschaftsbezeigungen entgegen und hielten uns auf unserm Wege auf; da zog Cäcilia mich an der Hand und sagte: „Eilt vorwärts, daß Ihr das Hemd wechselt, nachher könnt Ihr wen Ihr wollt begrüßen“. Und nun ging es im Sprung vor den noch übrigen Häusern vorbei, die Treppe unserer Herberge hinauf und in die Arme der alten Sira Christina, die uns wie lang abwesende Söhne empfing. Sir Nicolo, der Vater, war in der Vigne, ihn sahen wir nicht gleich. Sogleich wurden reine Hemden gebracht und Wasser, und nachdem wir uns vom Staub und Schweiß gereinigt, gingen wir erfrischt wieder zur Familie zurück. Da war

Nicolo schon aus der Vigne gerufen und die Merenda auf dem Tisch ausgebreitet, wobei für uns in der Asche gekochte Eier, die wir in Gesellschaft aller Anwesenden mit dem Uebrigen, was vorhanden, mit dem größten Appetit verzehrten. Dabei erzählten wir und erzählten sie und unter Lachen und Freude ging die letzte halbe Stunde des Tages hin. Don Antonio ging jetzt in die Kirche, um den Rosario zu beten, denn es läutete Ave Maria. Da folgten auch wir mit Vater, Mutter und Mädchen, um mit ihnen da, wo sie, die frommen Seelen, sich alle Abend um Ave Maria zu demselben Zweck vereinigten, gemeinschaftlich zu Gott zu beten. Ich betete aus ganzer Seele mit, denn es gibt kein stärkeres Liebesband zwischen Menschen, als in dem Gebet zu Gott sich alle Abend zu vereinigen und die Liebe zu einander zu erfrischen und zu erneuen. Nach dem Rosario begaben wir uns zu Hause und verlebten unter Schwatzen, Essen und Trinken einen sehr heitern, frohen Abend. Die Alten gingen bald zu Bett, wir aber mit Don Antonio und den drei Mädchen noch im Mondschein spazieren.

Alles schlief im Ort, nur hin und wieder lag noch ein Mädchen im Fenster, sich mit ihrem Geliebten, der im Schatten unter demselben stand, unterhaltend (die gewöhnliche Weise, wie diese Leute Amore machen). Außerhalb des Orts, am Felsenweg, ist ein kleiner Platz von einer Seite von den Felsenwänden, auf denen der Ort liegt, namentlich aber von dem Castell, das halb so groß als der ganze Ort ist, begrenzt und auf der andern Seite gegen den Abhang, an dem der Weg hinunterführt, durch eine niedere Mauer eingezäunt: hierhin gingen wir und setzten uns auf die Mauer. Unter uns am Wege

lagen einige Häuser, in denen noch Feuer, die Fenster offen und Leute mit dem Abendessen beschäftigt waren; wir konnten ihre ganze Wirthschaft übersehen. Weiter unten lag der plätschernde Brunnen, dann die tiefern Waldthäler, in denen einzelne Bäume wie träumend sich im Mondlicht bewegten, als ob über das niedere, still liegende, dunkle Gebüsch hinweg sie einander jetzt ihre Geheimnisse vertrauen wollten. Aus den Thälern stieg ein leiser, weißer Nebel, der sanft durch die dunkeln Gänge der Wälder sich schlängelte, die Felsenwände hinauf, die ringsum von allen Seiten sich erheben und Riano einschließen. Der Ort über uns war todt und still, die Fenster des Castells glimmerten im Mondlicht, Fledermäuse flatterten pfeifend um dasselbe. Aus den Fenstern unsers Hauses schien noch das dort zurückgelassene Licht. An den Felsenwänden der gegenüberliegenden Hügel lagen geheimnißvoll die vielen dunkeln Höhlen; umrankt von Epheu und blühenden Rosen, bewachsen mit Lorber, Eichen und blühendem Hollunder, schienen sie jetzt erst wirklich belebt von ihren alten Bewohnern, die mit dem zitternden Mondstral heimliche Liebesfeste begingen. Auf der äußersten Höhe des einen kleinen Hügels lag die kleine Kirche St. Giorgio und die Wohnung des dort sakristanisirenden Eremiten; er läutete Mitternacht und zitternd durch die Stille schwirrten die Töne, Wald und Bäume, Felsen und Grotten wie alte Bekannte begrüßend und in uns die seltsamsten Gefühle erweckend. Der Himmel war dunkelblau, der Mond so golden und klar, fast wie bei uns die Sonne, und goß ein wunderbares Zauberlicht über die dunkle schlafende Welt. Größer und sanfter erschien Alles, die Steine schienen zu fühlen und zu ath-

men, Bäume, Blumen und Gras zu denken und zu reden; dabei ſchmetterten die Nachtigallen unaufhörlich, ſie ſchienen die Dolmetſcher für alle Gefühle der übrigen Natur, der Klang, die Sprache jenes wonnig goldnen Schimmers, den das Mondlicht wie einen Brautſchleier über die Welt gebreitet. Dieſer ſchien die lebende Geſtalt ihrer Töne zu ſein, die Welt im Mondſchein ein Sehnſucht hauchendes Liebesmeer und das Geflöte der Nachtigallen die Melodie der Liebe flüſternden Wogen. Wir ſaßen lange ſtumm und waren alle in dieſem Zauber verloren.

Wie Vieles hatt' ich nicht zu denken, wie ſehr fühlt' ich mich nicht entfernt von ſolcher ſtillen Welt und ihrer Schöne! Hatt' es nicht eine Zeit gegeben, wo ich ſelbſt ihr näher ſtand, und jetzt welche Wehmuth, das zu bedenken, welche Sehnſucht, zurückzukehren, und welcher Schmerz, umgeſtaltet durch langes, freudenloſes Irren auf ſolchen Pfaden, endlich den Rückweg abgeſchnitten zu fühlen! Das war es, was mich beſchäftigte.

Cäcilie ſaß neben mir; ſie und die Schweſtern konnten ſich unbefangen, ſchuldlos dem ſüßen Zauber überlaſſen. Asher und Don Antonio ſprachen über andere Dinge. Ich ahnete, was die Natur ſagen wollte, ja ich fühlte, empfand den ganzen Reichthum ihrer tiefen, geheimnißvollen Lieder, aber konnte mir es nicht klar machen. Ach, ſie ſprach zu mir in Bildern, ſchöner, höher, als meine verarmte Poeſie ſich emporzuſchwingen vermochte. Ich ſehnte mich nach einem Dolmetſcher dieſer wunderbaren Empfindungen und ſuchte und fand Cäciliens Augen, die mit wunderbar lieblichem, unbefangen fragendem Blick mich anſahen. Ueber ihren ſtillen Ernſt

hatte der Mond einen freundlichen, sanften Schimmer ausgegossen, ihr tiefes Feuer in eine sanfte, zärtliche Glut verwandelt; sie blickten mich so kindlich unschuldig an und doch so klug, als ob sie mich verstanden und durchdrängen bis ins tiefste Innere. Ihr dunkles, reiches Haar war tiefer als die tiefsten Schatten der Nacht, ihre schöne dunkle Farbe, durch das Mondlicht gebleicht, schien zarter als sonst; und gar als ihr wunderschöner Mund sich öffnete, ein sanftes Roth ihre Wangen überzog und sie mich schelmisch kindlich fragte, was mir sei!? Ich gab Kopfweh vor und zwang mich Scherze zu machen, was auch nach und nach gelang. Cäcilie war früher als Gesellschafterin bei unserer Wirthin im Hause, ich aß täglich zwei Mal mit ihr am Tisch und sah sie oft; endlich ertrug sie die Behandlung unserer Wirthin, die ein feindseliges, böses Geschöpf ist, nicht länger, verlangte in ihre Heimat zurück und wurde von den Eltern abgeholt, wobei wir sämmtlich ihr[illegible] nahmen und sie und die Eltern gegen die Feindseligkeiten dieser Weiber schützten, die darauf, um mich vom Ort abzuschrecken, behaupteten, Cäcilia habe einen Geliebten draußen, der, weil er mich für seinen Nebenbuhler halte, geschworen habe, mich umzubringen, wenn ich hinauskäme. Darüber scherzend, schickte Cäcilie mir einmal heimlich durch Don Antonio einen eisernen Ring, vorgebend, wenn ich diesen Ring trüge, könne ich zu ihr kommen, sie mich sehen und ich sie, ohne daß mich ein Anderer sähe. Dieser Ring, den ich immer bei mir trug, mußte jetzt zu allerhand Scherzen Veranlassung geben und so verbrachten wir die halbe Nacht.

Dann gingen wir zu Haus und schliefen da, von

den Mädchen zu Bett geleuchtet, in dem ungeheuern, gewiß sechsschläfrigen Ehebett unserer alten Wirthsleute. Das ist immer unser Ehrenbett und sie beziehen während der Zeit andere Zimmer und Betten. Ueber unserm Bett hingen eine Menge Heilige, Madonnen, geweihte Kerzen, Palmen und Blumen, und zu jeder Seite ein Becken mit Weihwasser und ein Hausaltärchen. So im Schutz der Heiligen schliefen wir glücklich ein und sanft bis zum andern Morgen.

Kaum aufgestanden, erfuhren wir schon, daß Checco, Cäciliens Bruder, der Aufseher über die Arbeiter einer einige Miglien entfernten Besitzung des Principe Borghese, in deren Osterie wir Tags vorher die Hitze in Gesellschaft der schönen Wirthin hatten vorübergehen lassen, sich heute von seiner Arbeit frei gemacht habe und kommen würde uns Gesellschaft zu leisten, da die Leute in der Osterie ihm gesagt, daß wir nach Riano durchpassirt wären und ihn besucht haben würden, wenn das Feld, wo er mit seiner Compagnie gearbeitet, nicht zu entfernt gewesen. Einstweilen sandte er als Vorboten durch einen Hirtenjungen ein allerliebstes kleines Zicklein, das gleich so zutheulich war, daß es, wo Einer ging und stand, wie ein Hündchen oder Kätzchen mitlief, besonders aber Cäcilie in Affection nahm und sich derselben so fest an die Beine schmiegte, als ob es sich fürchtend vor dem drohenden Tode unter ihrer Schürze, wie unter der einer Heiligen, verbergen wollte. Gar possierlich neugierig stierte das Thier Alles an und gab zu vielem Lachen Veranlassung, besonders durch die Art, wie es von der übrigen thierischen Gesellschaft des Hauses aufgenommen wurde, die aus einer Jagdhündin, Lisbina,

einem jungen Hunde, Lisa, aus zwei alten Katzen, Fra Antonio und Sira Badessa, deren zwei kleinen Kätzchen und einer Henne bestand, die den andern Hühnern vorgezogen im Hause gehalten wurde. Sämmtliche Katzen und Hunde lagen immer auf dem Herde (der wie alle Kamine an platter Erde war), einige dicht ums Feuer und die zwei Jungen fast ganz in der glühenden Asche. Das Zickchen wollte mit Allen spielen, fand aber nur Gespielen an den zwei jungen Katzen, die mit ihm in drolligen und unbehülflichen Sprüngen wetteiferten, was aber die Alte oft sehr übel nahm und dem Zicklein prustend zu Leibe stieg. Der junge Hund übte sich, es zu jagen, und wenn es sich zur Wehre setzte, kam Lisbina dem jungen Helden zu Hülfe, wofür beide kleine Katzen, oft auch Sira Badessa, gegen die Hunde gingen und ihnen fühlbare Ohrfeigen gaben. Das Huhn, der gemeinschaftliche Feind, tyrannisirte auch bald das Zickchen, da fand sich aber Keiner, der dieses gegen jenes vertheidigte. — Ging Cäcilie ans Feuer, so lief das Zicklein so dicht neben her, daß es trotz aller Glut, die, wie man deutlich sah, ihm sehr zuwider war, doch fast von selbst hineingesprungen wäre und manchmal Cäcilie oder Nina mit hinein zu werfen drohte. Während wir frühstückten, amüsirten wir uns sehr an dieser Thierkomödie.

Obgleich der Himmel bezogen und das Wetter nicht zum schönsten war, denn es wüthete ein furchtbarer Sirocco, so gingen wir doch, so bald Checco endlich gekommen, fort. Wir hatten nämlich Tags vorher beschlossen, d. h. die sämmtliche Familie, Don Antonio und noch einige Freunde, ein Mittagessen in der Campagna zu feiern, wozu wir eine 2½ Miglie entfernte,

an der antiken Via flaminia gelegene Osterie ausgesucht. Hierhin zogen wir Männer voran, zuerst an Felsengretten vorbei, die ich so schön noch nie gesehen, da jetzt das sie überrankende und überschattende Grun in den mannichfaltigsten Farben spielte, die immergrünen Eichen und der Lorber dunkler als je, doch schon mit jungen grünen und rothgelben Sprößlingen untermischt waren, dazwischen das junge, hellgrüne Laub der Nußbäume, Platanen u. s. w.; ferner das dunklere, weichere Grun des Flieders und der Rosen, das des Erdreichs in allen Abstufungen, dann Akazien und Goldregen, hin und wieder das breite blaugrüne Blatt der Feigen, das silberweiße der Oelbäumchen, und das Alles in voller Blüte, von Weinranken durchzogen, und unter dieser Farbenpracht, in diesem Leben die großen, nackten Felsmassen, die ewig unbeweglichen, versteinten Leichen jener gewaltigen Erd- und Göttersohne, deren Leichentuch alle Jahre sich von neuem und schöner schmückt, eine ewig tonende lebendige Grabschrift ihrer durch sanftere Genien beendigten Heldenthaten. Aber wie als Lebendige sie schrecklich waren, so sind sie als Todte sanft und mild, offnen Hirten und Herden ihre kühlen Höhlen zu labendem Schutz vor Hitze, zu Obdach gegen Regen und Kälte, sowie zu sicherer Aufbewahrung des köstlichen Blutes, das auf ihren Grabhügeln wächst. Solche Grotten sind nun rings um den Ort in Hülle und Fülle, oft durch eine Thur verschlossen für Weinkeller, sonst aber für Jedermann offne, leere Stallungen, kleine und große, bis zu der Größe, daß man bequem in der Höhe ein mäßiges Haus von zwei Stockwerk und in der Länge und Breite gewiß zwei bis drei

solcher Häuser Platz darin hätten. Von hier sahen wir noch zurück nach dem schönen Oertchen, das bald unsern Blicken verschwand. Cherro schoß eine Turteltaube im Fluge und die Mädchen grüßten noch aus den Fenstern und riefen unsere Namen, die wunderlieblich durch die Ferne klangen.

Da wir jetzt höher als der Ort waren, so sahen wir zwischen den andern Felsen durch ein Stückchen flache Campagna und den Anfang des Sabinergebirges; jetzt bogen wir in den Wald, der mir schon von unserer Jagd darin bekannt, jetzt aber viel dichter von Ranken und Büschen verwachsen war, da Alles, was damals noch kühl, jetzt völlig belaubt dastand und sich auch besonders viele deutsche Eichen in enormer Größe und gesunder Pracht zeigten.

So gelangten wir in den Kapuzinern, die alle noch die Alten und meine Freunde waren und sich nur um zwei Novizen, die ich noch nicht kannte, vermehrt hatten. Sie nahmen uns wie früher unendlich gütig und liebreich auf, schwatzten und schrieen, gingen spazieren und aßen Erdbeeren mit uns, die in der ganzen Gegend dem blumigen Rasen ein Ansehen geben, als ob er mit Blutstropfen irgend einer gütigen Waldnymphe besprengt sei, die einen irdischen Geliebten suchend und in Dornen ihre Füße wund ritzend der Welt von ihrer Liebe diese süßen Früchte ließ. Mit dem Padre Guardiano scherzte ich wie immer, er ist ein jovialer, kleines Kerlchen, mit blitzenden, schelmischen Katzenaugen, einem spärlichen, rothblonden Bart, sehr wenigem krausen Haar, Ansatz zu einem Bauch, macht immerfort Witze und liebt feine, zweideutige Anspielungen, worin A. ihn zu überbieten suchte.

der dadurch seine Liebe gewann. Fra Luigi, ein junger, schöner, großer Mann, mit schwarzem Haar und Bart, einer etwas bleichen Farbe und ungemein sanftem Ausdruck in allen Zügen und Formen, selbst in Sprache und Bewegung, dabei klare, zutrauliche, braune Augen, um die, neben einem lebendigen und geistreichen Blick und einem klugen und freundlichen Ansehen doch ein Zug von Melancholie schwebt und ihnen so etwas seltsam Fremdes, Träumerisches gibt, sowie ich mir die Augen eines Mondwandlers, oder die eines Heiligen denke, der entrückt in andern Regionen weilt. Fra Luigi ist ein großer Jagdliebhaber und so sprachen wir vorzüglich über die Jagd. Bald aber kam Padre Stefano, mein Liebling, von ähnlichem Aussehn wie Fra Luigi, aber voller, ernster, strenger, etwas Königliches in seinem Wesen, das sonderbar gegen die angeübte Demuth und Armuth contrastirt, aber in diesem Contrast ihm eine wirklich heilige Majestät gibt, die eifernd, siegend und herrschend erscheint; wo der Himmel es will, ein Mann, ein Held, ein Ritter der Kirche, oder, wo die'er in sanfter Demuth gebietet, ein Kind an Unschuld, ein Lamm an Sanftmuth und ein Knecht an willigem, freudigem Gehorsam. Dabei ist Padre Stefano ein sehr gescheidter, belesener und gelehrter Mann, mit feinem Urtheil, richtigem Geschmack, poetischem Sinn und Gefühl und einem lebendigen Geist; ein echter, frommer Katholik, aber für einen solchen, so viel er kann und recht ist, aufgeklärt. Unser Gespräch wandte sich von der Jagd bald auf Poesie, Märchen, Fabeln und Mythologie und endlich erzählten wir uns eine Masse solcher Geschichten, bis Padre Stefano, als noch mehr Mönche zu uns kamen, mit sehr

mönchischer Saibung das Gespräch auf ein ihrem Stande anständigeres Thema zu leiten wußte, uns geschickt allmälig von Nymphen, Faunen und Satyrn, Homer, Odysseus, Circe und Virgil zu Heiligen und der Madonna führte und endlich eine wirklich entzückende Beschreibung des Mönchlebens, wie es sein sollte und sein könnte, machte. Wir schwatzten aber so lange, daß es endlich Mittag läutete. So wohl ich mich in dieser Gesellschaft befand und gern noch länger verweilt hätte, so zog doch eine holdere Stimme, die nur ich hörte, noch mächtiger. Tief unter uns, in ziemlich weiter Ferne, hörte ich durch den Wald Tambourinklänge, erkannte bald durch das Grün weibliche Gestalten und, als ich, ohne daß es ein Anderer meiner Gesellschaft merkte, scharf hinsehe, meine Cäcilie, die mir winkt und, wenn auch kaum hörbar, zuruft. Ich trieb nun die Andern zum Weggehen an und brach das Gespräch mit den Kapuzinern ab. Fra Luigi schenkte mir noch einige Rosen, ehe wir gingen, und dann lief ich so viel wie möglich immer voraus.

Endlich aus dem Wald herausgetreten, hörten wir in der Ferne die Mädchen das Tambourin schlagen; plötzlich verstummen aber die Klänge und ein ängstliches Schreien erschallt. Wir liefen, so schnell wir konnten hinzu und fanden die drei Mädchen und noch zwei Fremde dicht zusammen gedrängt auf einen Punkt ängstlich hinstarrend, unter ihnen ein Kind und zwei Knaben, ein halb erwachsener und ein kleinerer. Cäcilie wandte sich zuerst zu uns, dann Nina und alle Andern, uns Vorwürfe machend, daß wir so lange gezögert zurückzukehren; daß sie uns fast ganz wieder hätten entgegengehen und immer singen und Tambourin schlagen müssen, um sich uns von fern

anzuzeigen, und daß sie endlich unsertwegen beinahe von einer Schlange umgebracht worden wären. Darauf zeigten sie uns eine Schlange, die todt auf dem Weg ausgestreckt lag und gewiß acht Schuh lang und wie eines Mannes Arm stark war. Sie hatten, als das Thier sich aufgerichtet und ganz gerade wie ein junger Baum zu der Höhe von drei bis vier Schuh gegen sie aufgebäumt hatte, die beiden Hirtenknaben zu Hülfe gerufen, wovon der Aeltere, der im ersten Wurf mit einem Stein ihr den Kopf zerschmettert, triumphirend auf seinen Hirtenstab gelehnt, wie ein junger Siegfried neben seinem erschlagenen Feind stand. Wir gingen jetzt zusammen in die Osterie, wo erst die Zeit mit der Zubereitung des Mahls, dann mit Essen, Trinken, Spielen aller Art, Tanzen, Singen, Scherzen, Erzählen, Verkleiden und Laufen hingebracht wurde. Auch machten wir sogenannte olympische Spiele, wobei wir uns so mitspielten, daß wir andern Tags sämmtlich unzählige braune und blaue Flecken hatten, krumm und lahm und auf alle Weise verwundet waren, was wir denselben Tag in unserer frohen Ausgelassenheit gar nicht bemerkten. Gegen Abend kehrten wir, ganz von Freude erfüllt, Arm in Arm, singend und Tambourin spielend durch den schönen Wald zurück. Mir war an Cäciliens Seite so wohl, ich dachte sie mir als Schwester und die Alten als Vater und Mutter. Diese Gedanken, so wehmüthige Sehnsucht sie in mir auch weckten, erregten doch auch recht wonnige Gefühle, die mir so viele Jahre gar nicht mehr in dieser Weise zu Theil geworden, in meiner Seele. Ich hatte nichts so sehr gewünscht, als wirklich Cäciliens Bruder sein zu können, damit alle Rücksichten weggefallen wären, die

man in dieser Welt immer nehmen muß, auch ganz unwillkürlich nimmt und die die ewige Kluft zwischen zärtlich sich zu einander hinneigenden Seelen sind. Das ist der Fluch dieser eisernen Zeit, der gewiß nie gekannt gewesen in dem goldenen Zeitalter. Zurückgekommen gingen wir noch in die Kirche; dann setzten wir uns ums Feuer und während die Mädchen spannen, die Alten schliefen, die Thiere in der Asche lagen und das Zicklein auf Cäciliens Schooße ruhte, erzählte uns Antonio Wundergeschichten. A. und ich wollten spinnen lernen und hatten in diesen Mädchen die schönsten Lehrmeisterinnen, die mit den lieblichsten Armen uns umschlingend die Hände führten, aber dessenungeachtet uns linkischen Kerlen nichts beibrachten. Aber der Teufel begreife auch etwas und sehe eine hanfene Runkel an, wenn nicht neben Einem das schönste Gesicht der Welt ist und Augen Einen anblicken, in denen, wie in einem Wundersee, tief verborgene, selige Reichthümer und Geheimnisse sich erblicken lassen; wenn das dunkle Haar so nah' an das meinige kam, daß sich dieses fast mit jenem verwirrte, wenn ich neben mir den warmen Athem des liebreichsten Geschöpfes fühlte und mit Gewalt meine Lippen zurückhalten mußte, daß sie nicht, wie das Eisen vom Magnet, von den ganz nahen sich anziehen, in kindlicher Naivetät lachend belebenden, dunkelrothen Lippen angezogen wurden und sich eine zu große Freiheit herausnahmen. Nur Eines habe ich begriffen: wenn die Fusa (Spindel) fällt und der Faden reißt, ache der Liebhaber vorüber; meine fiel unaufhörlich, denn dann mußte mir Cäcilie immer den Faden wieder anzinnen. Nachdem wir so bis gegen Mitternacht getändelt hatten, gingen wir noch in dem

schönsten Mondschein spazieren, begleitet von Checco, der einmal eingeschlafen, aber jetzt wieder aufgewacht war, und mehreren Mädchen: Luzia, Benedetta und Apollonia.

Wir setzten uns auf demselben Platze wieder, wo wir gestern saßen, aber der Mond war anders; noch strahlte er hell, aber von einem weiten Regenbogen umgeben beleuchtete er blendend weiß ein ungeheueres Gewittergebirge, das wie ein riesiges, weißes Gespenst sich über die waldigen Hügel emporwälzte und seine Wolkenarme weit ausbreitete, als käme es in stiller Nacht, um die im Schlummer bang träumende Geliebte zu umfangen. Die Erde schien zu beben, wie wenn ängstliche Träume den Menschen drücken; die Bäume schienen ängstlich zu klagen und zu wimmern, wie Kinder im Schlaf; nur die Nachtigallen schlugen noch, als ob sie mit ihren hellen Stimmen das Gespenst verjagen wollten. Und unsere Nachtigallen schlugen auch, in unserer Brust als Echos vielleicht auch schmerzlich sehnsüchtige Liebestöne erweckend, sonst aber in voller Freude und Ausgelassenheit und mädchenhaft jungfräulicher Schalmerei. Nach und nach verstummten die Nachtigallen des Waldes und mit ihnen verschwand der Mond. Der Nachthimmel schien jetzt Tag gegen die Schwärze des schon ganz heraufgezogenen Gewitters, das in gigantisch grotesken Gebilden und Formen sich über den Himmel ausbreitete und an einer Ecke noch von dem dahinter stehenden Monde mit blendend goldenen Kanten gesäumt wurde. Nun begann der Wind und rauschte rings so mächtig durch die Wälder, daß es wie ein Schlachtgesang der erwachten grünen Helden schaurig durch die Nacht tönte. Die Aeste krachten wie geschwungene Waffen, dazwischen war ein leises

feines Geraschel und Geflüster wie banges Weinen und ängstliches Rufen der grünen Geliebten, der Ranken und Blumen und Bäumchen im Blütenschmuck und bis zu uns herauf trieb der Wind die Blätter der Akazien und goldene Blüten und Rosenblätter. Jetzt krachte der Donner, Blitze zuckten und schienen auch die schlafenden Felsenriesen zu erwecken, denn die Echos krummten tausendfach an ihren grauen Wänden und Grotten den Donner wider und der Kampf der Elemente begann. Entzückt über dieses Schauspiel, aber in ihrer Unschuld kindlich es anstaunend, zuckte doch ein mädchenhaft angeborenes Bangen durch unsere weibliche Gesellschaft; eng schmiegten sie sich an und sprachen leise und mit befangenem Laut, zitternd und zusammenzuckend bei jedem Donnerschlag, bei jedem Blitze, aber dennoch wollten sie uns nicht verlassen. Jetzt fing auch dem Eremiten auf seiner Höhe an zu bangen und es läutete derselbe sein Glöcklein, um Gott um Beistand und Gnade anzuflehen in diesem Schrecken, aber weinerlich zitternd verhallten diese Töne der erschreckten Menschheit in dem wilden Gebrause dieses Naturconcerts. Bei jedem Blitz schlugen die Mädchen ein Kreuz und murmelten ein Ave Maria für alle jetzt Gefahr Leidende. Endlich kamen dem Himmel in seinem Zorn gegen die Erde zu seinem Flammenheere auch noch die Wasser zu Hülfe. Sobald aber die ersten Tropfen fielen, hörten wir des alten, uns rufenden Nicolo's Stimme durch die Nacht aus dem Fenster und nun liefen wir, die Mädchen am Arm, so schnell wir konnten, zurück. Zu Hause angekommen ging Jeder zu Bett. Ich aber, um Alles, was meine Seele bewegte und bestürmte und heute auf sie eingedrungen, zu ordnen und wieder aufzuathmen

von dieſer Laſt, legte mich ins Fenſter und hörte der donnernden Himmelsmelodie zu. So genoß ich dieſes Schauſpiel; auf den Schwingen ſeiner brauſenden Töne weggetragen in andere Welten dachte ich doch an dieſe, an meine Vergangenheit und Zukunft, an Euch, an ſchöne Zeiten, an große Männer, an alles Schöne in Kunſt und Natur, an die nächſte Umgebung, an dieſes Haus, an Cäcilie und ihre Schweſtern, an Asher, meine Arbeit und meine Wünſche; und bei aller Seligkeit und Wonne der Gegenwart durchdrang doch ſchneidend mein Herz eine Sehnſucht und eine Wehmuth, und wußte nicht wonach und warum! — Endlich, nachdem ich ſtundenlang ſo träumend denkend der Natur zugeſehen und dieſe endlich ihren Streit und ihren Krieg in ein heftiges Regenweinen aufgelöſt hatte, ging auch ich zu Bett und ſehnte mich von ganzer Seele, den Kampf und Streit in mir in ebenſo beruhigendes, friedenbringendes Weinen aushauchen zu können. Aber mir kamen keine Thränen; ich hörte immer den Klagegeſang, die Thränenmelodie der Natur, aber mir entlockte ſie keine Thräne. Doch lullte ſie mich endlich gleich einem Wiegenliede in einen ſanften Schlaf.

An A. de Chateauneuf.

Den 14. Juni 1834.

Die größte Freude hat mir Ihr Schreiben, das ich heute erhielt, gemacht; ich erſehe daraus, daß endlich einer meiner ſehnlichſten Wünſche in Erfüllung gegangen. Ich hoffe aber auch mit Gottes Beiſtand zeigen zu können, daß es kein zu kühnes Vermeſſen von mir iſt, nach

solchem Auftrag zu verlangen. Sie wollen von mir meinen Zeitanschlag und meine Bedingungen hören! Auf Beides kann ich eigentlich nichts Bestimmtes antworten, indem ich bis jetzt in dieser Art Arbeit noch keine Erfahrung habe, sondern erst aus dieser, als erstem Versuch, meine Erfahrungen für die Zukunft ziehen muß. Jedoch hoffe ich, daß wir über Beides uns leicht verständigen werden. Bedingungen hinsichtlich der Bezahlung hätte ich gar keine zu machen, ich überlasse das ganz Ihrer bessern Einsicht und Schätzung, überzeugt, daß Sie gewiß das Möglichste für mich thun werden, wie Sie ja immer so warm für mein Bestes besorgt. Ueberdies bin ich aber auch in dem Punkt gewiß nicht ungenügsam und da ich bis jetzt noch nie an die Zukunft gedacht, so ist all mein Wünschen und Streben befriedigt, wenn ich eine würdige Arbeit finde, trage sie mir auch in ihrer Bezahlung nicht mehr ein, als ich nöthig habe, um sorgenfrei mich ganz mit allen Kräften ihr widmen zu können, so lang ich mit ihr beschäftigt und nicht gezwungen bin, aus kleinlichen Geldrücksichten meine Bestrebungen einzuschränken. Sollte nach Vollendung der Arbeit diese zur Befriedigung ausgefallen sein, dann darf ich ja wol hoffen, daß es mir möglich sein werde, die Rückreise nach Italien machen und daselbst studiren zu können, da ich das wahrlich noch sehr nöthig habe und jetzt erst so weit gekommen bin, um von dem Aufenthalt hier glücklichen, erfolgreichen Nutzen zu ziehen.

Die einzige Bedingung, die ich zu machen hätte, wäre, daß man mich nicht vor dem Herbst in Hamburg verlangt, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Gründe dafür billigen werden. Ich habe mich jetzt einmal ganz

in dieſe Arbeit hineingedacht und kann hier unter ſo vielen Anregungen, ſo im Schwunge, wie ich einmal bin, in kurzer Zeit meine ganze Idee ſo klar und vollſtändig ausarbeiten, daß ich hernach ſie an Ort und Stelle nur auszuführen brauche. Man wird mir dies gewiß bewilligen, denn hat ſich Jemand vorgenommen, ſo viel Sorgfalt auf ſein Haus zu verwenden, ſo kann es ihm nicht darauf ankommen, ein paar Monate mehr auszuſetzen, um dafür etwas Beſſeres und Gediegeneres zu erhalten. Gewiß bin ich keiner von Denen, die dem zu langen Zögern und Bedenken das Wort reden wollen, aber eben ſo unweiſend finde ich es auch, ſo ungeduldig wie der König von — zu ſein, der lieber etwas Schlechteres nimmt, um es nur ſchneller zu haben, als das Beſſere. Auch würde es bei einer Arbeit, die einmal ein Monument für lange Zeit ſein ſoll, grauſam ſein, den Künſtler wenigere Monate wegen zwingen zu wollen, etwas Mittelmäßigeres aus eiliger Nachläſſigkeit zu geben, wo er bei größerer Sorgfalt etwas viel Beſſeres zu geben vermöchte. Die Arbeiten des Künſtlers gehören ja nicht blos Dem, der ſie bezahlt, ſo daß er ſagen könnte: „ich will es ſo, du ſollſt es ſo machen", ſondern ſie gehören auch dem Künſtler, und Allen, die ſich für ſeine Kunſt intereſſiren, ſo gut wie Jenem; nicht blos ihn zu befriedigen iſt meine Pflicht, ſondern auch meinem eigenen Gewiſſen und der Achtung und Liebe zu meiner Kunſt genugzuthun. Denn wo ich vorausſehe, daß ich etwas Schlechtes machen werde und wo ich mich einer Sache nicht gewachſen fühle, will ich lieber nichts machen, wollte man es mir auch mit Geld aufwiegen; denn kein Geld erwirbt mir Achtung und Namen, habe ich ſie einmal verloren, wieder.

Den Zeitanſchlag zu machen wird mir ſehr ſchwer und wenn ich zum längſten ein Jahr verlange, weiß ich nicht, ob ich zu viel oder zu wenig ſage. — Je mehr ich es überlege, deſto mehr glaube ich mich anheiſchig machen zu können, wenn ich bei den Arabesken und Nebenſachen einige Hülfe habe und auf keine Weiſe geſtört werde, bis Ende des Jahres 35 die Arbeit vollendet zu haben. Ich ſetze aber hierbei voraus, daß Sie mir meine Bitte gewähren, hier noch erſt alle meine Vorarbeiten beendigen zu können.

Einliegend ſende ich Ihnen eine kleine Farbenſkizze von den großen Feldern der Tribüne: „die Erziehung des Bacchus.“ Die eine Nymphe ſpielt die Flöte, die andere ſchnalzt mit dem Finger und nach dieſer Muſik läßt der alte Silen, entzückt über ſeinen jungen Zögling, dieſen tanzen, der ſchon wie triumphirend ſeinen Thyrſus ſchwingt. — Ich ſchreibe Ihnen nichts zur Entſchuldigung für die Zeichnung; Sie werden ſie mit derſelben Nachſicht anſehen, wie die andern zwei.

An denſelben.

Den 7. Juli 1831.

Heute erhielt ich Ihren lieben Brief, und hier haben Sie in wenigen Worten aus dem Strudel meiner Aufregung die Antwort. Ich bin mit allen Bedingungen aufs beſte zufrieden, wie Sie auch wol aus meinem letzten Brief erſehen, den Sie ja mittlerweile erhalten haben werden und in welchem ich Ihnen auch die Gründe auseinander ſetzte, warum ich gern hier noch ein oder zwei Monate länger geblieben wäre — was ich jetzt aber

leider nach Ihrem Brief ſo gut als abgeſchlagen anſehe. Doch es ſei ſo und faſt iſt es mir lieb. — Aber ein Wagſtück iſt es für mich wahrlich, das ich nie eingehen würde, wäre der Auftrag nicht gar zu lockend, mit Ihnen gemeinſchaftlich, unter Ihrer Mittheilung und Mitwirkung in meiner Vaterſtadt, unter den Augen meiner Lieben zuerſt ſo aufzutreten. Nie habe ich Furcht gehabt vor meiner Arbeit — aber dieſe kommt faſt zu ſchnell, ſo daß ich zittere; dennoch habe ich auch wieder nie ein größeres Vertrauen, nie größern Muth und größere Begierde gefühlt, anzufangen, als jetzt. Darum glaube ich eben, daß der Zwang, mich ſchnell zu faſſen, mir ſehr heilſam ſein wird. Darin lag immer die Haupturſache, daß ich ſo wenig arbeitete, weil ich nie mich kurz entſchließen und mir genügen konnte, weil ich, ehe etwas zur Ausführung kam, es gewiß zehn Mal verworfen hatte, weshalb ich auch die letzte Zeit nur mit Kohle zeichnete, und zwar an der Mauer, um das Papier zu erſparen.

Gegen das Ende dieſes Monats will ich von hier abreiſen und zwar ohne Aufenthalt bis Mantua, wo ich in fünf Tagen ſein und ungefähr acht Tage bleiben werde, um Alles zu ſtudiren, was daſelbſt für mich vorhanden iſt. Von Mantua bin ich in wenigen Tagen wieder in München, halte mich daſelbſt höchſtens ſo lange als nöthig auf, um mich über alles Erforderliche zu inſtruiren, und bin alſo ſo Gott will bis Mitte Auguſt in Hamburg. Ihnen zu Gefallen, würde ich gern auf der Stelle abreiſen; doch das iſt mir wegen mehrerer Geſchäfte und älterer Verpflichtungen nicht möglich. Alles werde ich aber thun, um mich, ſo bald es nur thunlich,

losreißen; erst muß ich jedoch auch wenigstens noch acht Tage haben, um noch einmal alle Merkwürdigkeiten in Rom durchzusehen und so die Eindrücke aufzufrischen, daß sie während des hamburger Winters vorhalten.

Es braust mir gewaltig in Herz und Kopf. Entzücken und Verzweiflung, Freude und Schmerz, Muth und Furcht, Lust und Zagen, Alles tobt wild durch einander und nimmt meine Geister gefangen. Aber wie immer wird endlich das Vertrauen zu Gott in mir siegen und das wird mir Flügel leihen, um bald in Ihren Armen zu sein und gemeinschaftlich mit Ihnen die Arbeit auszuführen.

Erwin Speckter's letzte Arbeiten.

Im September traf Erwin in Hamburg ein und rasch wurden die Vorbereitungen betrieben, um die al fresco Malerei im Hause des Dr. Abendroth zu beginnen. Durch Prof. Eagers aus Strelitz, welcher im vorigen Jahre eine Wandmalerei al fresco im Landhause des Herrn Senator Merck ausgeführt hatte, war glücklicherweise ein Maurer gebildet worden, welcher in der Zubereitung der Farben einige Einsicht gewonnen hatte und den Auftrag und Ansatz des Mörtelanwurfes geschickt zu behandeln verstand. Am 18. October machte Erwin den Versuch mit der Malerei eines weiblichen Kopfes auf die Wand. Wer niemals al fresco hat malen sehen, kann sich keinen Begriff von der Schwierigkeit dieser Technik machen. Diese besteht besonders darin, daß der Maler nicht nach dem Gesicht, sondern nach der Reflexion seine Farben auftragen muß, da im nassen Auftragen die meisten Farbestoffe viel dunkler erscheinen, als sie auftrocknen werden, was aber das Schlimmste ist, andere Farbestoffe dagegen, z. B. gebrannte terra di siena und Zinnober,

erſcheinen faſt heller, als ſie auftrocknen. Die Miſchung oder Uebermalung dieſer verſchiedenen Farbeſtoffe richtig zu treffen, kann erſt nach ſorgfältigſter Beobachtung erreicht werden, denn das Probiren der Farbenſcala auf rohem Umbraſtein, welcher ſchnell die Feuchtigkeit verſchluckt, zeigt nur die Probe für die einzelne Farbenmiſchung an und gibt deshalb für das ineinander Malen der Farben noch keinen Verlaß. Wie neugierig waren wir alſo von Tag zu Tag, das Auftrocknen des al fresco gemalten Kopfes zu beobachten. Im Sommer tritt nach einigen Tagen die künftige Farbe ſchon deutlicher hervor, worauf es alsdann aber einige Wochen dauert, bis es ſich entſcheidet, ob das Bild gelungen ſei oder der Abſicht des Malers nicht entſpreche.

Die Malerei dieſes Kopfes war im Allgemeinen geglückt, wenigſtens hatten ſich die Farbeſtoffe innig mit dem Mörtel verbunden. Alſo konnte das feſte Zutrauen für den Beginn der Arbeiten im nächſten Frühjahr gefaßt werden. Es waren nun während des Winters die Farben zu bereiten und beſonders der höchſte Triumph der al fresco Tinten, das herrliche Weiß durch Bleichen des Kalkes zu bewerkſtelligen. Hierzu hatte der Maurer vollkommene Muße, aber des Malers Arbeitszeit war deſto knapper gemeſſen. Erſt einige kleine Entwürfe für die Arbeit des nächſten Sommers waren vorhanden. Die Cartons für die wirklichen Ausführungen ſollten alle erſt gemacht und theils erſt entworfen werden. Der Bau des Hauſes war bis auf die innere Ausſchmückung ſo ziemlich vollendet und es konnten unſerm Erwin einige Zimmer im obern Stockwerk gegeben werden, worin er ſich zu größeren Arbeiten einrichtete, und ſogleich waren die

Wände mit Kupferſtichen nach Michel Angelo's und Rafael's Meiſterwerken behängt.

Wol ſchwerlich ſind Cartons mit halb lebensgroßen Figuren mehr aus einem Guſſe und dabei mit Berückſichtigung von Licht und Schattenmaſſen entſtanden, was heutigen Tages bei Cartons zu Bildern ſo ſelten beachtet wird. So lebhaft hatte Erwins Geiſt ſchon vorgearbeitet, ſelbſt für die feinſte Ausbildung der Formen, daß dieſe ohne alle Hülfe von Naturſtudien ausgeführt wurden. Und während der Arbeit war unſer Maler zeitweiſe todkrank am Aſthma; eine Feſſel, von welcher ſein Geiſt keine Spuren ſich eindrücken ließ.

Drei größere Cartons entſtanden nach und neben einander:

1) Die Grazien im Lorberhain ſchmücken Amor's Bogen und Köcher und ſpenden ihm den hoch eingeſchenkten Labetrunk.
2) Als Gegenſtück: —
   Die Parzen, welche während Amor's Lautenſpiel in der Arbeit ſtocken, liegen hingegoſſen auf Polſtern, während die Fernſicht durch einen Teppich verhängt iſt.
3) Minerva empfängt von den Grazien den ſchnaubenden Pegaſus, deſſen Hufſchlage der caſtaliſche Quell entſpringt.

Dieſe letztere Zeichnung war beſonders gewaltig gerathen, ſodaß ein ſehr kritiſcher Kunſtkenner ganz bezaubert davor ſtand.

Eine faſt hingehauchte Concertion folgte hierauf. In kleinerem Maßſtabe ſollte unter jedem großen Bilde eine den Gedanken ſupplirende, reliefartige Darſtellung gemalt

werden. Unter der Uebergabe des Pegasus ein Wettgesang zwischen Minerva und Amor vor dem Gericht der Musen. Minerva auf die Leier gestützt, hat ihren Gesang vollendet und fordert die Musen zur Entscheidung auf, von denen die Ernsteren Minerven sich zuwenden, während die Uebrigen des Amor's Beginnen erwarten, welcher von seinem Siege überzeugt voll Heftigkeit aufspringt, aber von der mütterlichen Venus besänftigt wird.

Dem Architekten ward gar zu wohl bei diesem sprudelnden Erguß solcher Schöpfungen. Der Bauherr, mit seiner Familie während dieser Zeit in Italien, hatte für den Saal Thorwaldsen's Alexanderzug gekauft. Die Säulen des Treppenhauses und deren Stufen von cararischem Marmor waren angelangt. Für die Wohnzimmer waren schöne Bilder neuer Meister vorhanden. Es war also ein natürlicher Wunsch, die übrigen nach Schmuck verlangenden Stellen des Hauses gleichfalls künstlerisch zu behandeln.

Ein Eckzimmer mit reizender Aussicht forderte hierzu besonders auf, da die Wände durch breiten Fensterbogen und die Kuppel über einen geräumigen Divansitz sehr architektonisch geworden waren. Außerdem bedurfte die Velum-artige Glasdecke über der Treppe eines würdigen Schmuckes. — Mit welch' steigender Heftigkeit die Krankheitsanfälle unsern Erwin nun auch störten, jede weitere Anforderungen an seinen Geist schienen ihm wohlzuthun; neben den strengen Studien für das Frescozimmer bereitete er die Entwürfe zu einem arabeskenartigen Friese für das Eckzimmer vor und zeichnete die zwölf Zeichen des Thierkreises und die zehn Planeten der Alten für die Glasmalerei über der Treppe.

Mit dem Beginn des Frühlings ging es an die Frescomalerei. Das Bild des Pegasus wurde zuerst vorgenommen. Mehrere schwere Krankheitsanfälle haben die Arbeit unterbrochen. Die Carnation schien anfänglich am undankbarsten auftrocknen zu wollen, doch gelang sie nach wiederholtem Hinwegnehmen des Stucco und erneutem Malen. Die bewegten Gewänder geriethen in Licht- und Schattenabstufungen vortrefflich und besonders der wohlmodellirte Flügelschimmel leuchtete aus den gesättigten Farben der lebenathmenden Göttinnen hervor. „Die Thoren," sagte Erwin bei der Arbeit, „welche die Palette des Fresco von geringerem Umfang als diejenige der Oelmalerei halten! Sie begreifen gar nicht, daß, was al fresco nicht in den Tiefen zu erreichen ist, sich reichlich in den Höhen des Lichtes durch bei weitem mehr lichtauffangende Tinten, als in der Oelmalerei möglich, wieder ersetzt."

Wenn unmittelbar nach einem Krankheitsanfalle der Körper unsers Malers nur leichten Bewegungen folgen konnte, entwarf er die Zeichnungen zum Eckzimmer, worunter einige vortreffliche Bildchen, mit Gruppen von Satorn und Fauninnen, entstanden. Auch das Ausschiffen der großen Marmorsäulen des Hauses und deren Aufstellung hat er in solch' kleinen Bildern dargestellt. Die Malerei des Eckzimmers wurde derzeit von Freund Milde enkaustisch unter Erwins Leitung ausgeführt.

Das Frescobild war unterdessen aufgetrocknet und zeigte sich, ohne die mindeste al tempera Retouche zu erfordern, als fertig. — Mit heroischem Trotze gegen seine körperliche Schwäche begann Erwin nun das Bild der Grazien mit dem Amor. Die Luft von weißen Wölkchen durchzogen, die Ferne und der Lorberhain mit darin krei-

senden Vogeln ist ihm in seltener Klarheit der Farbe gelungen. Den Kopf und Rücken einer der Grazien hat er noch begonnen; da riß ihn die Krankheit vom Gerüste. In den Lehnstuhl war er fortan gebannt. — Zwei Landschaften hatte er inmitten der Arabesken für das Eckzimmer noch bestimmt, da athmete er eines Morgens von schweren Leiden auf und verlangte zu zeichnen. Die beiden Landschaften, im Geiste des Poussin, flogen auf das graue Papier. Nachdem hat er keinen Strich mehr machen können. Er verließ die Stätte seiner Thätigkeit und bezog (am 13. November) in der Stadt ein gegen Süden gekehrtes Zimmer, woselbst er sich hin und wieder, zur Freude der Seinigen, durch die Stralen der Herbstsonne erquickt fühlte. An Schmerzensausdrücken über das Herannahen seines frühen Endes hat es freilich nicht gefehlt. Der Gedanke an die unterbrochene Arbeit beängstigte ihn am meisten; doch schwebte diese wiederum, in den letzten Phantasien, seinem geistigen Auge in reizenden Bildern vor. Zwei Tage vor seinem Ende sprach er bei klarem Bewußtsein von dem Teiche Bethesda, an dem er schon so lange sitzend harre, bis der Engel das Wasser bewegen werde. Am 23. November 1835 ist er gestorben.

Januar 1846.

Chateauneuf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.